

Regula Crottet
Karl Grunder
Verena Rothenbühler

Stadt Zürich VI

Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich
Neue Ausgabe Band VI



DIESER BAND IST DER HUNDERTEINUNDDREISSIGSTE DES GESAMTWERKS

DIE KUNSTDENKMÄLER DER SCHWEIZ

HERAUSGEGEBEN VON DER
GESELLSCHAFT FÜR SCHWEIZERISCHE KUNSTGESCHICHTE GSK
MIT EIDGENÖSSISCHEN, KANTONALEN,
KOMMUNALEN UND PRIVATEN SUBVENTIONEN

GESELLSCHAFT FÜR SCHWEIZERISCHE KUNSTGESCHICHTE GSK, BERN

2016

DIE KUNSTDENKMÄLER DES KANTONS ZÜRICH

NEUE AUSGABE VI

DIE STADT ZÜRICH BAND VI

VON

REGULA CROTTET
KARL GRUNDER
VERENA ROTHENBÜHLER

GESELLSCHAFT FÜR SCHWEIZERISCHE KUNSTGESCHICHTE GSK, BERN

2016

Die Erarbeitung des Manuskripts sowie die Herstellung der Abbildungsvorlagen wurden durch den Kanton und die Stadt Zürich finanziert.



Die Herausgabe dieses Kunstdenkmälerbandes wurde von folgenden Institutionen und Gönnern unterstützt:



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement für
Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF
**Staatssekretariat für Bildung,
Forschung und Innovation SBFI**

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Bundesamt für Kultur BAK



FONDS NATIONAL SUISSE
SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS
FONDO NAZIONALE SVIZZERO
SWISS NATIONAL SCIENCE FOUNDATION



Otto Gamma-Stiftung, Zürich

Gedruckt mit Unterstützung
der Ulrico Hoepli-Stiftung, Zürich.

Redaktionskommission:
Nicole Pfister Fetz, Zug (Präsidentin)
Armand Baeriswyl, Bern
Moritz Flury-Rova, St. Gallen
Michael Hanak, Zürich
Thomas Müller, Zürich
Brigitte Pradervand, Olten
Isabelle Roland, Vufflens-la-Ville

Wissenschaftliche Begutachtung:
Daniel Schneller, Basel

Projektleitung:
Ferdinand Pajor, Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

Lektorat:
Thomas Bolt, Sara Zeller, Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

Korrektorat:
Priska Vogt, Liebefeld

Satz/Gestaltung Inhalt und Umschlag:
Philipp Kirchner, Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte, Bern

Fotolithos/Druck:
Gutenberg AG, Schaan FL

Papier:
Satimat halbmatt 115 gm²

Bindung:
Schumacher AG, Schmitten

ISBN 978-3-03797-239-7
ISSN 2235-0624
eISBN (ePUB) 978-3-03797-240-3
eISBN (PDF) 978-3-03797-241-0

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2016 Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte	11
Vorwort des Kantons Zürich	12
Vorwort der Autorinnen und des Autors.	13
 EINLEITUNG	 17
 TOPOGRAFIE UND STADTENTWICKLUNG	 22
Das Siedlungsbild und der Siedlungsraster.	22
Das Profil des Stadtwachstums	22
 GESCHICHTE UND SIEDLUNGSENTWICKLUNG	 24
Zürich auf dem Weg zur Grossstadt (1860–1893)	24
Zürichs Aufstieg zur Verkehrs- und Wirtschaftsmetropole der Schweiz	24
Vom Ordnen zum Planen: Aufbruch der städtischen Baupolitik	25
Das erste Zürcher Baugesetz von 1863	27
Die Schauseite der Stadt: Bahnhofstrasse und Bahnhofquartier.	28
Ein neuer Standort für den Bahnhof? 29 – Die Bahnhofbrücke 30 – «Die Centralisierung der Militäranstalten» 31 – Die Bahnhofstrasse: Verkehrsstrasse und Boulevard 32 – Börse oder Baugarten – Fortschritt oder Stadtzerstörung? 33 – Das Bahnhofquartier 34	
Geplante Stadterweiterung: Selnau-, Stadelhofer- und Industriequartier.	35
Das Quartier in der Selnau 35 – Das Stadelhoferquartier: Bürgerlicher Wohn- und Kultort 37 – Das Industriequartier: Ein Lehrstück städtischer Wirtschaftspolitik 39	
Moderne städtische Infrastruktur: Gasversorgung, Stadtentwässerung und Hauswasserversorgung	41
Die Gasversorgung 42 – Eine moderne Stadtentwässerung 44 – Die Hauswasserversorgung 46 – Die Typhuskrise von 1884 50	
Stadt am See: Die Quaianlagen als Prestigeprojekt.	52
Die erste Zürcher Stadtvereinigung von 1893.	55
Die Grossstadt Zürich (1893–1939).	56
Glanz und Elend der modernen Grossstadt	57
Aus Menschen Stadtbürger machen 58 – Die Stadt greift in die Stadtentwicklung ein 60 – Die Strassenbahn wird kommunalisiert 60 – Die Bauzonenordnung 62 – Die Anfänge kommunaler Bodenpolitik 64 – Aussichtspunkte und Grünflächen 64 – Die Freihaltung der Aussicht am Zürichberg 65 – Der Kampf gegen die Rodung des Dolderparks 66 – Die Anfänge der kommunalen Wohnbaupolitik 67 – Die Arbeiterwohnungsfrage scheitert vorerst 68 – Die ersten städtischen Wohnsiedlungen 69 – Der gemeinnützige Wohnungsbau 70	
Der Bebauungsplanwettbewerb Gross-Zürich (1915–1918)	70
Die gebaute Stadt: Stadtplanung und Siedlungsentwicklung (1918–1939).	72
Der Krieg als Katalysator für die Wohnbauförderung 76 – Das Milchbuckquartier 77 – Verkehrsstrassen und Wohnstrassen 79 – Freiflächen und Grünzüge 79 –	

Bebauung 79 – Das Gartenstadtquartier Wollishofen 80 – Freiflächenplanung in Wollishofen 81 – Die Realisierung des Quartiers 82 – Das Friesenbergquartier 83 – Die Familienheim-Genossenschaft als Bauherrin 84	
Ausblick	84

AUSGEWÄHLTE BAUTEN IN IHREM KONTEXT

TECHNIK- UND INFRASTRUKTURBAUTEN	91
Wasserversorgung	91
Wasserwerkstrasse 99, Wasserwerk am Letten 91 – Albisstrasse 167/169/171/173, Seewasserwerk Moos 92	
Energieversorgung: Gas- und Elektrizitätswerke	93
Käferholzstrasse 2, 10, Haupt-Transformatorstation Guggach 94 – Regensbergstrasse 173, Transformatorstation 94 – Selnastrasse 25, Umformerstation, ehem. EWZ-Unterwerk 94	
Bahnhöfe	95
Überblick 95 – Städtebauliche Bedeutung 95 – Das Aufnahmegebäude 96	
Ausgewählte Bauten	97
Bahnhofplatz 15, Hauptbahnhof Zürich 97 – Birmensdorferstrasse 80, Bahnhof Wiedikon 102 – Hofwiesenstrasse 369, Bahnhof Oerlikon 104 – Tessinerplatz 10, 12/Bederstrasse 1, 3, Bahnhof Enge 106	
Wartehallen und Depots der Strassenbahn	109
Bellevueplatz 1, 2, Tramwartehalle 109 – Hardturmstrasse 8–12, 20, Hardstrasse 325/327, Tramdepot 109 – Heimplatz 6, Tramwartehalle 110 – Kreuzplatz 11, Tramwartehalle 110 – Paradeplatz 11, Tramwartehalle 110	
Schlachthäuser	110
Herdernstrasse 59–63, Baslerstrasse 2, 4, 10, Schlachthof 111	
Friedhöfe	114
Ausgewählte Bauten	115
Friedhof Sihlfeld: Aemterstrasse 149/151, Aemterstrasse 155, Friedhof Sihlfeld A mit Portalanlage und Krematorium 115 – Albisriederstrasse 51, Friedhof Sihlfeld D I mit Krematorium, Gärtnerhaus, Abdankungs- und Leichenhalle 117 – Friesenbergstrasse 160, Friedhof Unterer Friesenberg mit Trauerhalle und Taharahaus 120 – Thujastrasse 64, Friedhof Manegg, Friedhofkapelle 121	
Kantonspolizei und Kaserne	123
Kasernenstrasse 29, Kantonspolizei 123 – Kasernenstrasse 49, Kanonengasse 16, 18, 20, Zeughausstrasse 60, Militärstrasse 49, Gessnerallee 8, 11, 13, Militärkaserne und Zeughäuser 124	

STÄDTISCHE UND

KANTONALE VERWALTUNGSBAUTEN	127
Stadthausvisionen 127 – Die städtischen Amtshäuser (1903–1914) 129 – Die kantonalen Verwaltungsbauten (1933–1935) 131	
Ausgewählte Bauten	131
Badenerstrasse 90/Rotwandstrasse 19–21/Stauffacherstrasse 55, Bezirksgebäude 131 – Bahnhofquai 5/Beatenplatz 1, Amtshaus II 134 – Lindenhofstrasse 21–25/Uraniastrasse 2/Werdmühleplatz 4/Werdmühlestrasse 10–12, Amtshaus III 135 – Lindenhofstrasse 19/Oetenbachgasse 22/Uraniastrasse 7, Amtshaus IV 135 – Neumühlequai 8–12/Stampfenbachstrasse 17–19, Kaspar Escher-Haus 136 – Selnastrasse 9/Gerechtigkeitsgasse 5, Bezirksgebäude 138 – Stadthausquai 17/Fraumünsterstrasse 28, Stadthaus 139 – Walcheplatz 1/Neumühlequai 20, Walcheplatz 2/Stampfenbachstrasse 31, Walchestrasse 6/Stampfenbachstrasse 35, Kantonale Verwaltungsbauten «Walche» 143	

SPITALBAUTEN UND GEBÄUDE SOZIALER INSTITUTIONEN	146
Geschichte.....	146
Ausgewählte Bauten.....	146
Asylstrasse 130/132, Krankenanstalt Theodosianum 146 – Butzenstrasse 49, Städtisches Waisenhaus Entlisberg 148 – Frohalpstrasse 78, Gehörlosenschule, ehem. Blinden- und Taubstummenanstalt 150 – Lenggstrasse 31, Kantonale Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli 152 – Leonhardstrasse 16, Bürger- asyl 156 – Leonhardstrasse 18, Pfrundhaus 157 – Oberer Heuelsteig 15, Sonnen- berg, ehem. Waisenhaus 158 – Steinwiesstrasse 75/Hofstrasse 47, Steinwies- strasse 89, 91, Kinderspital 160	
 SCHULBAUTEN	163
Volksschulhäuser und Kindergärten.....	163
Schulgesetzgebung und Schulstruktur 163 – Schulbauten in den Ausgemeinden vor 1893 163 – Die städtischen Schulhäuser vor 1893 167 – Die Schulhäuser des Historismus 168 – Schulhäuser im Zeichen der Reformarchitektur 168 – Schul- häuser der Zwischenkriegszeit 169 – Kindergärten 172	
Ausgewählte Bauten.....	172
Basteiplatz 11, Balderngasse 10, Primarschulhaus Schanzengraben 172 – Bühl- strasse 6, Goldbrunnenstrasse 78, 80, Primar- und Sekundarschulhaus Bühl 174 – Hirschengraben 46/46a/46b, Mädchenschulhaus Hirschengraben 175 – Kantons- schulstrasse 3, Heimstrasse 3, Primarschulhaus Wolfbach 179 – Ligusterstrasse 20, Sekundarschulhaus Liguster 180 – Limmatstrasse 80/84/90/Ausstellungsstras- se 77–81, Primar- und Sekundarschulhaus Limmat A, B und C 181 – Riedtlstras- se 41, Sekundarschulhaus Riedtli 183 – Schulhausstrasse 21, Primarschulhaus Gabler 185 – Schweighofstrasse 201/Im Hagacker 8/Im Rossweidli 38, Primar- schulhaus Friesenberg 187 – Zentralstrasse 105, Kindergarten 188	
Mittel- und Hochschulen.....	189
Universität und Eidgenössisches Polytechnikum 191	
Ausgewählte Bauten.....	191
Promenadengasse 11, Lehrerinnenseminar und Mädchengymnasium 191 – Räm- strasse 59, Alte Kantonsschule 192 – Rämistrasse 71, Universität Hauptgebäu- de 194 – Gloriastrasse 32 202 – Rämistrasse 69 202 – Rämistrasse 73 202 – Rämistrasse 74/76, Neue Kantonsschule und chemisches Laboratorium der Universität 202 – Rämistrasse 101, ETH Zentrum, Hauptgebäude 203 – Schmelz- bergstrasse 25, Eidgenössische Sternwarte 212 – Sonneggstrasse 3 / Clausiusstras- se 2, Maschinenlaboratorium und Fernheizkraftwerk 213 – Universitätsstrasse 2, Land- und Forstwirtschaftliches Institut 216 – Florhofgasse 6, Musikschule/Kon- servatorium 216	
 SAKRALBAUTEN	218
Konfessionelle Situation	218
Die Zürcher Kirchenlandschaft zwischen 1880 und 1940	219
Der protestantische Kirchenbau 219 – Der katholische Kirchenbau 219 – Die Kirchen des Historismus 220 – Die Kirchen zwischen Historismus und Mo- derne 220 – Die Kirchen der Moderne bis 1940 220	
Ausgewählte Bauten.....	221
Aemtlerstrasse 23/25, Reformierte Zwinglikirche (Zwinglihaus) 221 – Bor- weg 78, 80, Katholische Kirche St. Theresia 223 – Bürglistrasse 15, Reform- mierte Kirche Enge 226 – Dolderstrasse 58, Reformierte Kreuzkirche 229 – Gellertstrasse 1, Reformierte Kirche Fluntern 232 – Goldbrunnenstrasse 54, Reformierte Kirche Bühl 236 – Limmatstrasse 112, Reformierte Johannes- kirche 238 – Löwenstrasse 10, Nüscherstrasse 36, Synagoge und Schul- haus 239 – Milchbuckstrasse 61, Reformierte Pauluskirche 241 – Milchbuck-	

strasse 75, Katholische Kirche Bruder Klaus 243 – Neptunstrasse 68, Katholische Kirche St. Anton 246 – Oerlikonerstrasse 99, Reformierte Kirche Oerlikon 250 – Schaffhauserstrasse 465, Katholische Kirche Maria-Lourdes 252 – Stapferstrasse 58, Reformierte Kirche Oberstrass 256 – Stauffacherstrasse 34, Reformierte Kirche St. Jakob 258 – Weinbergstrasse 32, Katholische Liebfrauenkirche 261 – Werdstrasse 63, Katholische Kirche St. Peter und Paul 265

FREIZEIT- UND KULTURBAUTEN	267
Kultur- und Vereinsbauten.	267
Vereins- und Gesellschaftshäuser 267 – Volkshäuser 269 – Kinobauten 270	
Ausgewählte Bauten.	272
Ausstellungsstrasse 60/Sihlquai 87, Gewerbeschule und Kunstgewerbemuseum 272 – Claridenstrasse 3–7/Gotthardstrasse 5/Beethovenstrasse 2–8, Tonhalle und Kongresshaus 275 – Heimplatz 1, Kunsthaus 281 – Museumstrasse 2, Schweizerisches Landesmuseum 285 – Pelikanstrasse 18/Nüschelerstrasse 15/Talacker 34, Schul- und Vereinshaus «Zur Kaufleuten» 292 – Rämistrasse 34, Zeltweg 3–5, Schauspielhaus «Pfauen» 293 – Schillerstrasse 1, Stadttheater/Opernhaus 296 – Seefeldstrasse 82, Ehem. Kino Seefeld 301 – Stauffacherstrasse 56–60/Bäckerstrasse 57, Volkshaus 302 – Theaterstrasse 10, Corso 304 – Uraniastrasse 9, Sternwarte Urania 306	
Sportbauten	308
Sportanlagen als kommunale Bauaufgabe 308 – Private Sportanlagen 304 – Badeanlagen 309	
Ausgewählte Bauten.	312
Manessestrasse 1, 19, Sportanlage Sihlhölzli 312 – Dörflistrasse 90, Offene Radrennbahn 313 – Wallisellenstrasse 45, Hallenstadion 315 – Sihlstrasse 71, Hallenbad City 316	
HOTELBAUTEN	320
Ausgewählte Bauten.	321
Talstrasse 1/Börsenstrasse 25–27, Hotel Baur au Lac 321 – Kurhausstrasse 65, Grand Hotel und Kurhaus Dolder 322	
GESCHÄFTSHÄUSER	323
Das städtische Miets- und Geschäftshaus 323 – Citybildung 324 – Die Erweiterung der City 326	
Ausgewählte Bauten.	329
Badenerstrasse 16–18/Rebgasse 8, Zett-Haus 329 – Bleicherweg 5/Talstrasse 25, Alte Börse 330 – Bahnhofstrasse 30/32, Peter- und Leuenhof 333 – Bahnhofstrasse 36/St. Peterstrasse 12, Bank in Zürich 336 – Bahnhofstrasse 45, Bankhaus «Münzhof» 337 – Börsenstrasse 10/Fraumünsterstrasse 12–14/Stadthausquai 11–13, Büro- und Geschäftshaus «Metropol» 338 – Börsenstrasse 15–17/Bahnhofstrasse 2, Nationalbank 339 – General-Guisan-Quai 38/Genferstrasse 1, Versicherungsgebäude 341 – General-Guisan-Quai 40/General-Wille-Strasse 7, Versicherungsgebäude 342 – Löwenstrasse 1–3/Sihlstrasse 46, Uraniastrasse 40/Löwenstrasse 2, Geschäftshäuser «Sihlporte» und «Schmidhof» 344 – Mythenquai 2, Wohn- und Versicherungsbau 345 – Mythenquai 60, Versicherungsgebäude 347 – Paradeplatz 2–5/Bahnhofstrasse 21/Tiefenhöfe 9–12, Tiefenhöfe 348 – Paradeplatz 8/Bahnhofstrasse 23/Bärengasse 9/Talacker 2–4, Schweizerische Kreditanstalt 350 – Seidengasse 1/Sihlstrasse 4–6/Uraniastrasse 25, Warenhaus Jelmoli 352 – Zürichbergstrasse 8, Wohn- und Geschäftshaus «Sonnenbühl» 354	

INDUSTRIEBAUTEN	355
Ausgewählte Bauten.	356
Hardstrasse 303 356 – Seestrasse 395, 407, 409, Rote Fabrik 356 – Seefeldstrasse 219, 225, 227, 229, 231, Ehem. Brauerei und Mühle Tiefenbrunnen 357	
WOHNBAUTEN	358
Wohnbauten 1860 bis um 1910	358
Rahmenbedingungen 358 – Historismus: Zeitstil und Typologie 358 – 1860–1890: Die Vorläufer der Verstädterung 359 – Die Anfänge des spekulativen Wohnungsbaus 359 – Verstädterung und Siedlungsstruktur 360	
Bürgerliche Einfamilienhäuser und Villen	361
Ausgewählte Bauten.	362
Bellerivestrasse 29, 33, Klausstrasse 24/26, Mittelstrasse 6, 10, Villenquartier Bellerive 362 – Mittelstrasse 12 365 – Mittelstrasse 14, Villa Rösli 365 – Höschgasse 4, Villa Egli 366 – Neumünsterallee 6, 9, 10, 12, 16, 17, 21, Villenquartier Neumünster 368 – Zollikerstrasse 32, Villa Bleuler 372 – Zollikerstrasse 37 374 – Zollikerstrasse 41, Villa Rosenbühl 375 – Zollikerstrasse 45, Villa zu den Tannen 375 – Zollikerstrasse 128, 130, Villa Patumbah 376 – Parkring 23/25, 27/29, 39/41, 43/45, 47/49, Villenquartier Parkring 383	
Bürgerliche Mehrfamilienhäuser	385
Ausgewählte Bauten.	385
Auf der Mauer 3, 5, 7, 9, 2, 4, 6, 8 Leonhardshalde 2, 7, 9 385 – Bellerivestrasse 18 385 – Mühlebachstrasse 77 386 – Ottikerstrasse 14, 18/20, 22, 24 386 – Plattenstrasse 33, Zum Hohenstein 388 – Plattenstrasse 46/48 389 – Plattenstrasse 52 389 – Plattenstrasse 78, Hottingerhof 389 – Schulhausstrasse 27 390 – Schulhausstrasse 41, Villa Ariana 390 – Seestrasse 65, 67, 69, Seewartstrasse 5, Richard-Wagner-Strasse 6 391 – Universitätsstrasse 27, 29, 31 392	
Frühe Mehrfamilienhäuser für Arbeiter und niedere Angestellte	392
Ausgewählte Bauten.	392
Kasinostrasse 18, 20 392 – Laurenzgasse 3 393 – Neufrankengasse 25, 27 393 – Neufrankengasse 29 393 – Nordstrasse 16 393 – Quellenstrasse 22/24/26, 28/30/32 393 – Schöneeggstrasse 34 394 – Zweierstrasse 9 394	
Wohnsiedlungen	394
Ausgewählte Bauten.	396
Asylstrasse 93, Fichtenstrasse 1–13, 21–23, 49–55, 2–24, Bergstrasse 154–160, Hölderlinsteig 3–5, 4–8, Lilienstrasse 1–7A, 4, Veilchenstrasse 2–10, 16–22, 3–9, 15–19, Aktienbausiedlung Sonnenbergquartier 396 – Eigenstrasse 5–17, 8–26, Heimatstrasse 3–25, 6–20, Genossenschaftssiedlung Eigen-Heim 396 – Fierzgasse 3, 7–9, 11, 19, 21–25, 29, Ackerstrasse 35, 39, 43, 47, Heinrichstrasse 33–37, 41, 47, 51–55, 32, 36–40, 48–56, Johannesgasse 4–8, 12, 18, 22–24, Josefstrasse 76, Langstrasse 230, 234, 238, 242, Mattengasse 37, 41, 45, 49, 38, 42, 46, 50, Fierzhäuser 397 – Gallusstrasse 9–21, Nordstrasse 32 398 – Lindenbachstrasse 17, 19, 21 398 – Rothstrasse 1/3, 6–19, Seminarstrasse 33–43, 45–55, Wohnsiedlung Röthelquartier 398 – Sonneggstrasse 48–66, Nelkenstrasse 4, 6 399 – Wartstrasse 3–21, 4–12, Eidmattstrasse 60, Streulistrasse 31–39, Wohnsiedlung Eigen-Heim 400	
Blockrand- und Zeilenbebauungen	401
Ausgewählte Bauten.	405
Alfred-Escher-Strasse 9, 11, Bodmerstrasse 3–11, Gotthardstrasse 48–56 405 – Asylstrasse 64–70, Konkordiastrasse 23, 25, Römerschloss 405 – Bahnhofstrasse 10–18, Börsenstrasse 12–18, Fraumünsterstrasse 9–19, Kappelerstrasse 11–15, Kappelerhof 407 – Bertastrasse 1–15, Sihlfeldstrasse 45–63, Gertrudstrasse 4, 6, Zentralstrasse 118–126 408 – Bertastrasse 17–23, Idaplatz 8–10, Zurlindenstrasse 186, 190, Gertrudstrasse 12–26, Zentralstrasse 111–129 409 – Bleicherweg 50–56, Tödistrasse 46, 52, Gartenstrasse 11–19, Stockerstrasse 43, 45 409 – Gasometerstrasse 23–35, Heinrichstrasse 83–87, Motorenstrasse 9–25, Josefstrasse 130 410 – General-Guisan-Quai 20, 22, Beethovenstrasse 1, 3, 5, 7,	

Stockerstrasse 4, 6, 8, Rotes Schloss 411 – General-Guisan-Quai 30, 32, 34, 36, Genferstrasse 2, Tödistrasse 1, Weisses Schloss 412 – Stauffacherstrasse 127–131, Schreinerstrasse 60–64, Anwandstrasse 28–34, Engelstrasse 61–63 412	
Wohnbauten 1900 bis um 1940	414
Wohnsiedlungen	414
Die «Wohnungsfrage» 414 – Individualisierte Wohnkonzepte 415 – Die Anfänge des genossenschaftlichen Wohnungsbaus 416 – Der Kriegs- und der Kleinwohnungsbau 417 – Der genossenschaftliche Siedlungsbau der Zwischenkriegszeit 418 – Zürich und die Gartenstadt 420	
Ausgewählte Bauten	422
Aemmerliweg 6–30, Opfikonerstrasse 16–18, 30–32, Arbeitslosensiedlung Au 422 – Badenerstrasse 291–295, Fritschistrasse 2–4, 3–11, 15–19, Zentralstrasse 163–167, Zurlindenstrasse 232–236, 233–237, Zypressenstrasse 40, Wohnsiedlung Zurlinden 422 – Bergheimstrasse 4–10, 5–15, Witikonerstrasse 82–98, Wohnkolonie Bergheim 424 – Doldertal 17, 19, Doldertalhäuser 425 – Dorfstrasse 24, 30–32, Kleinertstrasse 3, 6, Nordstrasse 289–293, 297–303, Trottenstrasse 3, 7, 11, 15–21, 6–16, Waidstrasse 18–20, Schindelhäuser 427 – Erismannhof 2–16, Seebahnstrasse 251–257, 261–265, Stauffacherstrasse 196–198, Erismannhof 428 – Goetzstrasse 4, 8–12, Kinkelstrasse 44, 49, 53, 56–60, Riedtlistrasse 65–67, 71, 81–85, Röslibrunnenweg 1, 4–6, 5–7, 10, Scheuchzerstrasse 82, 84, 90, 94–102, Stolzestrasse 14–30, 19–29, 32–34, 40–42, 46, Winterthurerstrasse 27–55, Wohnsiedlung Riedtli 431 – Hardturmstrasse 200–286, 288–322, 324–394, Bernoulhäuser 433 – Im Bergdörfli 3–11, 15, 2–16, Im Bergdörfli 434 – Imfeldsteig 2, 4/6, Wasserwerkstrasse 106, 108, Frauenwohngkolonie Lettenhof 435 – Limmatstrasse 159–165, 175, 179–181, Gasometerstrasse 39–45, 40–42, Heinrichstrasse 76–80, 86–88, 106, Motorenstrasse 1–5, 2–6, Siedlung Limmat I 437 – Lux-Guyer-Weg 5–9, Rotachhäuser 439 – Nidelbadstrasse 79, bei 79, 90, 94, Ostbühlstrasse 10–106, 15–79, Westbühlstrasse 2, 10, 20, 30, 40, 50, 60, 11–79, Kalchbühlstrasse 150A–F, Werkbund-Siedlung Neubühl 441 – Röntgenstrasse 39–49, 59–63, 73–77, Kolonien Alter Block, Roter Block und Brauner Block 444 – Zanggerweg 1–11, 15–47, 2–22, 26–34, Siedlung Zanggerweg 447	
Villen und Einfamilienhäuser	450
Ausgewählte Bauten	452
Forsterstrasse 72 452 – Hauserstrasse 7, Seestrasse 467, Sonnenbergstrasse 128 453 – Hofstrasse 69 454 – Restelbergstrasse 97 454 – Susenbergstrasse 93, 95, 97 457 – Susenbergstrasse 101 458 – Wehrenbachhalde 20/22 459	

ANMERKUNGEN

Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln	460

ANHANG

Abkürzungs- und Literaturverzeichnis	484
Register	503
Abbildungsnachweis	519
Die Autorinnen, der Autor.	520

VORWORT DER GESELLSCHAFT FÜR SCHWEIZERISCHE KUNSTGESCHICHTE

Mit dem 6. Band vollendet der Kanton Zürich die Neuausgabe der «Kunstdenkmäler der Stadt Zürich». Das Buch ist der überaus interessanten Zeit der städtebaulichen Visionen und des wirtschaftlichen sowie kulturellen Aufbruchs Zürichs zur eigentlichen Grossstadt gewidmet. In der Folge der territorialen Ausdehnung durch den politischen Zusammenschluss mit verschiedenen Vorortsgemeinden passte man die städtische Infrastruktur den steigenden Anforderungen an die Mobilität und an die Hygiene an. Zürich glich damals einer Grossbaustelle. Parallel zum anhaltenden Bevölkerungszustrom entstanden innerhalb des Stadtgebiets vermehrt Arbeitsplätze in den Bereichen Dienstleistung und Industrie. Mit Blockrandbebauungen und Wohnsiedlungen boten Stadt und Genossenschaften in den Quartieren und an der Stadtperipherie moderne Wohnformen an. Zahlreiche neue öffentliche Gebäude, Bildungs-, Kultur- und Freizeitbauten erhöhten zudem die Attraktivität der aufstrebenden Grossstadt.

Das Ziel, die kultur- und architekturgeschichtlichen Entwicklungen dieser Epoche der Stadt Zürich von 1860–1940 innerhalb des Konzepts eines klassischen Kunstdenkmälerbandes gültig und zugleich anschaulich darzustellen, war ohne Zweifel ein ehrgeiziges und äusserst anspruchsvolles Unterfangen. Und es ist in erster Linie das grosse Verdienst des Autorenteam mit Regula Crottet, Karl Grunder und Verena Rothenbühler, aus der schier unüberschaubaren Fülle an historischen Fakten und Baudenkmalern einen repräsentativen Überblick erarbeitet zu haben, der sowohl den vorgegebenen Rahmenbedingungen als auch wissenschaftlichen Kriterien gerecht wird.

Die GSK dankt den Autorinnen und dem Autor sehr herzlich für ihren grossen Einsatz. Sie wurden begleitet durch die kantonale Fachkommission unter dem Vorsitz von alt Regierungsrat Martin Graf. Dr. Daniel Schneller wirkte als Gutachter. Wir danken allen am Projekt beteiligten Personen, die mit ihrem Engagement zum Gelingen dieser Publikation beigetragen haben. Besonderer Dank geht an die Regierung des Kantons Zürich, vertreten durch die Direktion der Justiz und des Innern unter alt Regierungsrat Martin Graf und Regierungsrätin Jacqueline Fehr sowie der Stadt Zürich, vertreten durch Stadtrat André Odermatt, Vorsteher des Hochbaudepartements, die die Arbeiten mit grossem Interesse verfolgt und die erforderlichen finanziellen Mittel für das Zürcher Kunstdenkmäler-Projekt bereitgestellt haben.

Für die substanzielle Förderung der vorliegenden Edition dankt die GSK dem Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBFI, dem Bundesamt für Kultur BAK der Schweizerischen Eidgenossenschaft, der Kulturförderung der Stadt Zürich, der Zürcher Kantonalbank und der Ulrico Hoepli-Stiftung, die das Werk grosszügig mit finanziellen Beiträgen unterstützt haben.

Die digitalen Ausgaben dieses Bandes wurden publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung SNF.

Nicole Pfister Fetz, lic.phil. I
Präsidentin der GSK und Präsidentin
der KdS-Redaktionskommission

Dr. Ferdinand Pajor
Vizedirektor der GSK und
Projektleiter KdS

VORWORT DES KANTONS ZÜRICH

Mit dem vorliegenden Schlussband der Neubearbeitung der Stadt Zürich erreicht das grosse Werk der Zürcher Kunstdenkmäler-Inventarisierung einen wichtigen Meilenstein, an dem es sich lohnt, zurückzublicken und zu danken, an dem aber auch ein Ausblick erlaubt sei.

Bereits 1929 konstituierte sich ein «Arbeitsausschuss für die Herausgabe der Zürcher Kunstdenkmäler», aus dem die heutige regierungsrätliche Kommission für die Herausgabe der Kunstdenkmäler des Kantons Zürich hervorging. Mit Unterstützung der kantonalen und städtischen Behörden setzte sie sich die Bearbeitung der Kunstdenkmäler der Landschaft und der beiden Städte Zürich und Winterthur in drei Bänden im Rahmen der «Kunstdenkmäler der Schweiz» der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte zum Ziel. 1938 konnte der erste Band zu zwei Bezirken der Landschaft publiziert werden, 1939 folgte der erste Band zur Stadt Zürich. Weitere Bände folgten 1943 zu fünf Landbezirken, 1949 zur Stadt Zürich und 1952 zur Stadt Winterthur.

Nach einem längeren Unterbruch wurde die Arbeit ab 1971 von Hans Martin Gubler fortgesetzt, nun als Fachstelle der Allgemeinen Abteilung der Erziehungsdirektion. Ein erster Band zu weiteren Teilen der Zürcher Landschaft erschien 1978, zwei weitere Bände folgten 1986.

Nach dem frühen Tod von Hans Martin Gubler übernahm 1990 Karl Grunder die Projektleitung. 1992 wechselte die bis dahin in Zürich domizilierte Kunstdenkmäler-Inventarisierung nach Winterthur, organisatorisch wechselte sie 1995 zusammen mit der Abteilung Kulturförderung, der heutigen Fachstelle Kultur, von der Erziehungsdirektion zur Direktion des Innern, die sie 2004 administrativ dem Staatsarchiv zuordnete. Hier bildete sie ab 2009 die Winterthurer «Aussenstelle» der Abteilung Editionsprojekte.

Die Publikationsreihe der schwarzen Bände setzte Karl Grunder 1997 mit den Kunstdenkmälern des noch unbearbeiteten Bezirks Dietikon fort.

Gleichzeitig setzte die Neubearbeitung der Stadt Zürich durch mehrere Autorinnen und Autoren ein, wie sie nun als «Neue Ausgabe» in acht (Teil-)Bänden zur Altstadt und ihrer vormodernen Umgebung, zu den heute eingemeindeten «Ausgemeinden» und schliesslich zur modernen Grossstadt bis 1940 vorliegt.

Nach der Stadt Zürich soll nun die Neubearbeitung der Landbezirke folgen, die wie die Stadt in den vergangenen Jahrzehnten grosse Veränderungen ihrer Bausubstanz erlebt haben. Um vorhandene Synergien besser zu nutzen, wird die Kunstdenkmäler-Inventarisierung Teil der Kantonalen Denkmalpflege im Amt für Raumentwicklung der Baudirektion.

Die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten geleistete Arbeit ist ein Gemeinschaftswerk vieler Beteiligter, das Kanton und Stadt Zürich massgeblich finanziert haben. Ein grosser Dank geht an die GSK für die fachliche und redaktionelle Betreuung und die finanzielle Unterstützung, vor allem aber an das Autorenteam für das in geduldiger und sorgfältiger Arbeit entstandene Standardwerk, das Anlass zur Freude gibt.

*Jacqueline Febr, Regierungsrätin
Vorsteherin der Direktion der Justiz und des Innern*

VORWORT DER AUTORINNEN UND DES AUTORS

Mit dem vorliegenden Kunstdenkmälerband wird nach 26 Jahren Arbeit, der Publikation von drei einfachen und zwei Doppelbänden und der Mitarbeit von insgesamt sieben Autorinnen und Autoren der letzte Band der Stadtzürcher Reihe vorgelegt.

Die Altstadt Zürichs wurde in vier Bänden auf mehr als 2000 Seiten analysiert sowie in Bild und Plan dokumentiert. Dem «barocken» Zürich (Band IV) – dem fehlenden Bindeglied zwischen der Altstadt und den umliegenden Gemeinden – wurden knappe 500 Seiten gewidmet. Die ehemals selbständigen «Ausgemeinden» (Band V), die sich in einem ersten und zweiten Ring um die Kernstadt legten, ihre Geschichte und ihr Baubestand bis um 1860 schlugen ebenfalls mit rund 500 Seiten zu Buche.

Der vorliegende Band VI behandelt die Entwicklung Zürichs zur Grossstadt im Zeitraum zwischen 1860 und 1940. Es liegt auf der Hand, dass eine Stadt, die 1896 gut 100 000 und 1935 rund 320 000 Einwohner zählte und sich heute über eine Fläche von über 90 km² erstreckt, mit ihrem weitgefächerten Bestand an Baudenkmälern kaum zwischen zwei Buchdeckeln zu fassen ist.

Wie schon bei Band V ist der Inhalt zweigeteilt. Der erste Teil bietet eine historische und städtebauliche Übersicht (Verena Rothenbühler), die als Fundament für den umfangreicheren zweiten Teil mit seinen ausgewählten Bauten dient (Regula Crottet, Karl Grunder). Der zweite Teil ist typologisch nach Baugattungen gegliedert, auch wenn sich die gebaute Realität dieser Systematisierung oft entzieht. Die notwendige Beschränkung auf wenige ausgewählte Bauten bewirkte eine starke räumliche Streuung, die zum Verzicht auf die in den anderen Bänden gepflegte topografische Gliederung sowie das Verzeichnen der abgehandelten Bauten auf Karten führte. Um der Verengung des Blickwinkels entgegenzuhalten, wurde den inhaltlich knapp gefassten, thematischen Inventarteilen jeweils eine auf Zürich bezogene Synthese vorangestellt, die den architekturgeschichtlichen Kontext, ergänzt durch Hinweise auf weitere Bauten, vermitteln soll.

Dieses Vorgehen konnte umso leichter gewählt werden, als mit dem Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920 (INSA) und der vom Amt für Städtebau herausgegebenen Reihe «Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre» bereits zwei umfassende Inventarwerke zur Verfügung stehen, welche für den Zeitraum zwischen 1860 und 1940 zusammen ein flächendeckendes Kurzinventar bieten.

Auch dieser Band konnte nur durch die tatkräftige Mithilfe verschiedener Ämter, Sammlungen, Archive und Personen realisiert werden. Die folgenden Institutionen und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben mit ihrem Wissen und ihrer stets professionellen und engagierten Dienstleistung zum Gelingen des Projekts beigetragen: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich, Stadtarchiv Zürich, Denkmalpflege der Stadt Zürich, Denkmalpflege des Kantons Zürich, Staatsarchiv des Kantons Zürich, Zentralbibliothek Zürich (Graphische Sammlung und Fotoarchiv), gta Archiv, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft SIK-ISEA. Besonders bedanken möchten wir uns bei: Urs Baur, Karin Beck, Nicola Behrens, Christian Casanova, Hanspeter Dudli,

Esther Fuchs, Beat Haas, Alice Jaeckel, Thomas Müller, Romano Padeste, Angelika Ruider, Caroline Senn, Rudolf Vögele, Filine Wagner und Alex Winiger.

Peter Albertin zeichnete mit unermüdlichem Engagement und grosser Fachkompetenz die zahlreichen Plandarstellungen, die unseren Band bereichern.

Von Seiten der Herausgeberin, der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, haben uns neben der Projektleitung und der Redaktionskommission insbesondere der Lektor Thomas Bolt, die Assistentin Sara Zeller, der Buchgestalter Philipp Kirchner sowie der Gutachter Daniel Schneller nach Kräften unterstützt.

Ohne das finanzielle und fachlich-organisatorische Engagement des Hochbaudepartements der Stadt Zürich unter der Leitung von Stadtrat André Odermatt und insbesondere des Kantons Zürich mit alt Regierungsrat Martin Graf und Regierungsrätin Jacqueline Fehr, ohne das Wohlwollen von Staatsarchivar Beat Gnädinger sowie den Support von Margit Gigerl und Christian Sieber als Leiterin und Leiter der Abteilung Editionsprojekte des Staatsarchivs wäre das Manuskript nicht zustande gekommen.

Allen Personen und Institutionen sei unser grosser Dank ausgesprochen.

Für die unzähligen Diskussionen und die emotionale Unterstützung über all die Jahre möchten wir uns bei unseren Partnerinnen und Partnern, Freundinnen und Freunden ganz herzlich bedanken.

April 2016, Regula Crottet, Karl Grunder, Verena Rothenbühler

DIE GROSSSTADT ZÜRICH 1860–1940

EINLEITUNG

Gegenstand dieses Bandes sind Architektur und Städtebau der Stadt Zürich zwischen 1860 und 1940. Das erste Schwergewicht liegt auf der Phase zwischen 1860 und dem Ersten Weltkrieg, in welche die «erste Eingemeindung» (1. Jan. 1893) und Zürichs Entwicklung zur Grossstadt fielen. Thema sind sowohl städtebauliche und architektonische wie auch technische Leistungen; die Einführung eines Baugesetzes 1863, dessen Revision 1893, der Bau der Wasserversorgung und Stadtentwässerung, eines Gas- und Stromnetzes und letztendlich quartierspezifische Bauvorgaben wurden als Voraussetzungen zum Bau der modernen Stadt erkannt und realisiert.

Die Genese von «Grosszürich» fiel in eine politisch wie wirtschaftlich ungeheuer dynamische Zeit, die primär vom Fortschritt und Erfolg lebte, jedoch – und dies gerade auch im Kleinen – von Rückschlägen und teilweise bitterer Not geprägt war.

Neben Visionen wie das von [HEINRICH ERNST](#) propagierte «Neu-Zürich», das sich als theatralische Instrumentierung der Quaianlagen präsentieren sollte, sind es insbesondere der Bau des Hauptbahnhofs von [JAKOB FRIEDRICH WANNER](#) und des Eidgenössischen Polytechnikums von [GOTTFRIED SEMPER](#), welche den durch [Alfred Escher](#) beispielhaft verkörpert wirtschaftlichen wie intellektuellen Aufbruch zur Metropole repräsentieren. Der Bau der Universität (1911–1914) – sie sollte in ihrem Endausbau die damalige «Stadtkrone» vervollständigen, ja gar dominieren – ist schon beinahe ein Endpunkt dieser Epoche des Aufbruchs.

Neben diesen Markern des damaligen Stadtbilds legen insbesondere die Quartiere mit Blockrandbebauungen beredtes Zeugnis von der spekulativen Intensität des Stadtwachstums ab. Mit den luxuriösen «Appartement-Bauten» – an erster Stelle sind das Rote und das Weisse Schloss, aber auch das Quartier um die Gartenstrasse in der Enge zu nennen – wurde eine urbane Alternative insbesondere zur Villa angeboten. Ebenso stellten der Blockrand- oder auch der Zeilenbau mittelständischen und

unterprivilegierten Einwohnern Wohnraum zur Verfügung. Zu betonen gilt es jedoch, dass in Zürich der stereotype, grossflächige Mietskasernenbau nicht stattfand, die Stadt war schlicht zu klein, als dass ausgedehnte Arbeiterquartiere wie in europäischen Metropolen hätte entstehen können. Die soziale Segregation fand zwar statt, die beiden Pole bilden gemessen am Steuersubstrat Enge und Aussersihl, städtebaulich lässt sich die Segregation jedoch auch kleinräumig fassen. So ist etwa in Enge die Westseite des prägenden Moränenzugs keineswegs mit repräsentativen Bauten besetzt, wie es für die dem See zugewandte Ostflanke der Fall ist. Teilweise konnte eine Grenze sogar quer durch ein Blockrandgeviert führen, indem etwa dessen Nordseite mit billigeren Wohnungen bestückt war. Eine ähnliche «Minisegregation» lässt sich in Aussersihl feststellen, wo die Lage an einer Hauptachse und insbesondere in Front mit einer Grünanlage oder eines Schulhauses zu klar komfortableren Wohnungen führte, als sie für abseitig gelegene Bebauungen die Regel waren.

Der Blockrandbau diente nicht nur dem reinen Wohnungsbau, sondern in Form von Wohn- und Geschäftshäusern vor allem an Hauptverkehrsachsen in einer Zeit eingeschränkter Mobilität auch der Quartiersversorgung. Eine Variante bildete das Wohn- und Geschäftshaus mit Entresol, das in einem Zwischengeschoss über den Läden Lager- oder Büroräumlichkeiten barg; erst darüber folgten die Wohngeschosse. Diese Form des Mehrzweckbaus fand sich konzentriert an der Bahnhofstrasse, die sich ab den 1860er Jahren zu einem eigentlichen Dienstleistungszentrum entwickelte und auch stadtplanerisch den Quellpunkt der späteren City bildete, die sich ab den 1920er Jahren gegen den Talacker hin ausdehnte.

Neben der herrschaftlichen Villa im Park – eine elitäre und damit seltene Bauaufgabe – etablierte sich das Villenquartier mit Gärten, wie es in Riesbach an der Neumünsterallee/Zollikerstrasse in individueller Anlage oder als «Villenquartier

Bellerive» einheitlich geplant realisiert und nach der Baukrise um 1900 bis in die 1920er Jahre im Heimatstil weitergebaut wurde. Diese als «Villen» deklarierten, zweigeschossigen Einfamilienhäuser bilden in ihrer Grundstruktur die Prototypen des späteren bürgerlichen Einfamilienhauses, wie es auch am Zürichberg zu finden ist: Entrée, Küche, Wohn- und Esszimmer, teilweise mit Herren- oder Damenzimmer ergänzt, im Erdgeschoss sowie Schlafzimmer und Bad im Obergeschoss sind Standardprogramm.

Der Aufbruch der Stadt und insbesondere das Bevölkerungswachstum lassen sich auch an den öffentlichen Bauten, vor allem dem Kirchen- und Schulhausbau, aber auch den Verwaltungsbauten ablesen. Es entstanden Gross-Schulhäuser, die nur schon mit ihrem Volumen alles Bisherige in den Schatten stellten, aber auch, oft zusammen mit Kirchenneubauten wie in der Enge, urbane Akzente setzten.

Ebenso wie die Schulhäuser sind die Kirchen der Zeit zwischen 1890 und 1910 neben ihrer Funktion auch als städtebauliche Akzente und Fixpunkte (Kirche Enge, Liebfrauenkirche, Kreuzkirche) der neu gebauten und erweiterten Stadt zu verstehen. Ein Prozess, der einerseits im protestantischen Kirchenbau der Zwischenkriegszeit ungebremst anhielt (z.B. Pauluskirche in Unterstrass, Kirche Fluntern, Kirche Seebach), andererseits aber durch bescheidenere Quartierkirchen der katholischen Diaspora abgelöst wurde.

Das Verhältnis von protestantischem und katholischem Kirchenbau wird neben dem Thema der protestantischen Staats- und der katholischen Diasporakirche durch ein weiteres, liturgisch konnotiertes geprägt. Der protestantische Kirchenbau suchte nach wie vor nach einer eigenen Ausdrucksform. Gefragt waren die Loslösung vom herkömmlichen, katholisch besetzten Schema Schiff–Chor einerseits und die Vermeidung des reinen Vortragsaals andererseits. Die Architekten suchten intensiv und letztlich mit wenig Erfolg einen für die protestantische Liturgie adäquaten Sakralraum zu generieren. Eine frühe, bis dahin unerkannte, in ihren Ansätzen moderne Lösung schufen PFLEGHARD & HAEFELI 1908–1910 mit der Kirche Oberstrass. In der Mehrzahl der reformierten Kirchen finden sich jedoch Lösungen mit Kanzelwand, ergänzt durch eine Orgel- und Sängerempore; einem bereits seit der Reformation bekannten Schema.

Der katholische Kirchenbau wiederum verfügte mit Laienschiff und Chor über ein klares Raumprogramm. Ganz offenbar eröffnete dies – neben stilistisch nach wie vor traditionell geprägten Bauten – Lösungen, die sich dem modernen Kirchenbau verpflichtet sahen. Hervorzuheben wären hier die Kirchen St. Theresia und Maria Lourdes von FRITZ METZGER.

Zeugen der industriellen Potenz Zürichs, zu denken ist an Escher-Wyss, die Maschinenfabrik Oerlikon (MFO), die Seifenfabrik Steinfels (Steinfelsareal) oder auch an die «Rote Fabrik», haben den Wandel der Stadt nicht oder dann nur durch Umnutzungen übermässig verfremdet überdauert.

Den zweiten Schwerpunkt bildet der Weg zur zweiten Eingemeindung von 1934. Diese folgte letztlich, wenn auch nicht gänzlich reaktiv wie die erste, ebenso dem Zwang der äusseren Umstände, dem permanenten Wachstum der Stadt über ihre politischen Grenzen hinaus. Mit dem «Internationalen Wettbewerb für einen Bebauungsplan der Stadt Zürich und ihrer Vororte» (1915–1918) wird konkret die Absicht fassbar, mittels Stadt- und Regionalplanung die Stadtentwicklung in geregelte Bahnen zu lenken. Als Folge des Wettbewerbs wurde 1919 im Bauamt I durch den sozialdemokratischen Stadtrat Emil Klöti ein «Bebauungsplanbüro» geschaffen, dessen erster Chef, KONRAD HIPPENMEIER, einer der Sieger des Wettbewerbs war.

Die Stagnation während des Ersten Weltkriegs liess die Epoche des Aufbruchs und des Wirtschaftsliberalismus wie auch des bürgerlich-konservativen Selbstverständnisses allmählich zu Ende gehen. Wie in ganz Europa nahmen auch in der Schweiz vor dem Hintergrund sozialer und materieller Not breiter Massen die Streiks stetig zu; sie kulminierten im Landesstreik vom 11. bis 14. Nov. 1918.

Es herrschten neben Lebensmittelknappheit ein massiver Anstieg der Mieten und nach wie vor eine drängende Wohnungsnot. Als frühe Reaktion auf diese wurde bereits 1907 – seit 1900 waren die Sozialdemokraten stärkste Partei im Stadtzürcher Parlament – auf Initiative des sozialdemokratischen Stadtrats und Arztes Friedrich Erismann die erste städtische Wohnsiedlung «Limmat I» realisiert.

¹
Die 1904/05 nach der Abtragung des Oetenbachbügels angelegte Uraniastrasse an einem Markttag. Blick gegen Werdmühleplatz und Sternwarte. Foto Ernst Linck, 1908. BAZ. – Text S. 57, 129f.



Gegen Ende des Ersten Weltkriegs war vor dem Hintergrund der zunehmenden Verschlechterung der Lebensumstände der breiten Bevölkerung die Popularität sozialdemokratischen Gedankenguts stetig angewachsen. Die anhaltend eklatante Wohnungsnot bewog die Stadt 1924 zu einem Programm zur Unterstützung von Wohnbaugenossenschaften, indem mit verbilligten Hypotheken die Baukosten bis zu 95% von der Stadt finanziert wurden.

1928 – die Sozialdemokraten hatten in diesem Jahr fünf der neun Sitze im Zürcher Stadtrat gewonnen und hielten die Mehrheit bis 1949, während sie diese im Gemeinderat bereits 1938 verloren – setzte ein eigentlicher Boom des kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsbaus ein, der mittels Quartierplanungen in geordnete Bahnen gelenkt werden konnte und das Bild der Stadt durch Wohnsiedlungen im Sinne der Gartenstadt weiträumig veränderte. Den progressiven Charakter dieser Zeit verdeutlicht auch der Umstand, dass für alleinstehende Frauen die Baugenossenschaft berufstätiger Frauen gegründet wurde. LUX GUYER, die in England an vergleichbaren Siedlungen mitgearbeitet hatte, war für die Projektierung zuständig.

Mit dem weiteren Wachstum der Stadt wie auch der zunehmenden Mobilität trat die soziale Segregation klarer zu Tage. Teile des Zürichbergs wurden zum Villenquartier, am Fuss des Uetlibergs (Friesenbergquartier), in Wipkingen, am Milchbuck, im Sihlfeld oder in Wollishofen entstanden ausgedehnte Genossenschaftssiedlungen; gerade in jüngster Zeit gelangen sie zunehmend unter Druck, da das Baualter und der Zwang zur Verdichtung den Abbruch der meist grosszügig angelegten Wohnsiedlungen provozieren. Blockrandbebauungen, bei denen der minimale Innenhof durch einen durchgrünten Binnenraum, oft mit Spielplatz oder gar Kindergarten ersetzt wurde, gab es auch weiterhin in den Zonen der geschlossenen Bauweise.

Neben dem Eidgenössischen Polytechnikum (ETH) und der Universität, als nationale und überregionale Bildungsinstitute letztlich auch der Kultur verpflichtet, verfügt Zürich über weitere spezifische Kulturbauten. Aber auch hier zeigt sich, wie sehr die Stadt lediglich im nationalen Rahmen als Metropole gelten konnte. Das Stadttheater (Opernhaus), ursprünglich ein Wettbewerbsprojekt für Krakau, entspricht im europäischen Kontext den Häusern mittelgrosser Städte. Typisch auch, dass die Bauherrschaft bei einer Aktiengesellschaft lag.

Die demokratisch-föderalistische Struktur des Gemeinwesens erlaubte keine opulenten staatlichen Kulturbauten. Hier wie auch beim Kunsthaus oder bei der Tonhalle engagierte sich die Stadt meist über den Bauplatz, der gratis zur Verfügung gestellt wurde. Eine Sonderstellung im Konzert der Kulturbauten nimmt das Schweizerische Landesmuseum (heute Nationalmuseum) ein. Sein Name war zugleich Programm, indem es, topografisch konnotiert, allen vier Landesteilen und ihren Kulturen eine Bühne zu geben suchte und um eine integrierende Synthese bemüht war.

Die frühen Sportbauten müssen in Zusammenhang mit der Vereinskultur, wie sie sich ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu entwickeln begann, gesehen werden. Auch sie entstanden auf private Initiative, wurden jedoch, wie etwa die Schiessanlage Albisgütli, zusehends von der Stadt übernommen, die ab Beginn des 20. Jahrhunderts Sportanlagen als Teil der städtischen Infrastruktur zu erstellen begann. Bereits 1859 wurde in Zürich der Turnunterricht für Knaben an den Schulen für obligatorisch erklärt. Damit gehören Turnhallen neben den Freibädern zu den frühesten Sportbauten der öffentlichen Hand.

Letztlich bildeten und bilden Verflechtung und gegenseitige Bedingtheit in allen Belangen und Bereichen des Gemeinwesens das prägende Element der baulichen Entwicklung Zürichs. Privateigentum und private Interessen versus öffentliches Interesse, soziale Verantwortung und gesellschaftliche Kohärenz waren die Antagonisten des Prozesses, welcher anhand von Gesetzen und Verordnungen oder auch Freiräumen schliesslich zur gebauten Realität führte. Gut sichtbar wird dies etwa an der Genese zur Bildungsstadt, indem die Hochschulen auf damals billigem ehemaligem «Schanzenland» erstellt zugleich zum Katalysator der privaten Quartierentwicklung wurden.

Bereits ab den 1830er Jahren wurde die Klage mangelnder stadtplanerischer Konsistenz laut. Parallel zur Verstädterung der umliegenden Gemeinden ist die zunehmende Einsicht bezüglich der Notwendigkeit übergeordneter, ästhetischer, hygienischer und schliesslich baujuristischer Parameter auszumachen; erinnert sei hier nur an öffentliche oder private Quartierplanungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts oder später etwa an die Bestrebungen der Lebensreformbewegung mit ihrer höheren Bewertung von Licht, Luft und Natur (Grünraum).

im frühen 20. Jahrhundert. Kantonale Baugesetze (1863, 1893) sowie die beiden Eingemeindungen von 1893 und 1934 bilden Marker in der Genese der Grossstadt Zürich.

Zwei weitere städtebaulich wirksame Faktoren bildeten die zunehmende Industrialisierung (maschinelle Vorfertigung von Backsteinen, Röhren usw.) und die Technisierung (Baumaschinen statt Menschenkraft) des Bauens sowie in der Folge die Versorgung der Haushalte mit Wasser, Gas und Elektrizität. Nicht unerheblich war die Einführung der Zentralheizung anfänglich als Dampfheizung (Koks als Nebenprodukt der Gaserzeugung), ganz zu schweigen von der Entsorgung von Abfällen und Fäkalien (Kübelsystem und Schwemmkanalisation). Diese technischen Errungenschaften erhöhten den Wohnkomfort und die Wohnhygiene (Verlegen der Toilette in das Wohnungsinnere, Badezimmer) und erlaubten es, die Geschosshöhe sowie das Volumen von Mehrfamilienhäusern zu erhöhen; noch das Baugesetz von 1893 beschränkte zwar die maximale Zahl vorerst auf fünf, kurz später auf deren sechs Geschosse. Die hydraulischen Aufzüge sowie die zentrale Heizung, Warmwasser- und Energieversorgung im Roten Schloss sind ein erster Ausfluss dieser technisierten «Grossbauweise».

Beispielhaft für die weitere Technisierung des Bauens kann – neben seinem Fernheizwerk als technischem Bau – für den Wohnbau OTTO SALVISBERGS Architekturvilla an der Restelbergstrasse erwähnt werden. Während die Villen im Stil des Neuen Bauens, meist in Mischbauweise (Stahl, Backstein, Eisenbeton, Glas) und als Skelett- oder Teilskelettbau mit Flachdach erstellt, insbesondere Wert auf eine durchgehende Glasfassade für die Wohnräume legten, beschritt SALVISBERG mit seinem monolithischen Eisenbetonbau einen andern Weg. Er griff mit der Sala Terrena über eine alte Tradition das moderne Anliegen von Licht und Luft auf und nutzte mit dem dreiseitig verglasten, frei auskragenden Esszimmer die Möglichkeiten des Eisenbetonbaus für einen den lokalen klimatischen Gegebenheiten angepassten, lichtdurchfluteten, stützenlosen Raum. Für das Wohnzimmer sowie die Atelier- und Büroräume verwendete er zwar oblonge, grossflächige Fenster, blieb aber grundsätzlich dem in die Wand eingeschnittenen Fenster treu, die Auflösung zur Glasfassade fand nicht statt. SALVISBERGS Entscheidung für den monolithischen Eisenbetonbau und die daraus resultierende enge und kreative Zusam-

menarbeit mit Ingenieur ALBERT WICKART lässt ihn eine eigene, vordergründig eher traditionelle Formensprache finden, die ihn jedoch als Zürcher Protagonisten des Eisenbetonbaus qualifiziert, wie er prototypisch für die Architektur der 1960er Jahre sein wird. Beachtung verdienen auch die als Mehrfamilienhäuser in Stahlskelettbauweise erstellten «Doldertalhäuser» (ALFRED und EMIL ROTH, MARCEL BREUER), bei denen Qualitäten des Einfamilienhauses auf die Etagenwohnung übertragen und die aus den Mietwohnungen und dem Skelettbau bekannten Probleme der Schallisolation gelöst werden sollten. Unter den Genossenschaftsbauten verdient die Werkbund-Siedlung Neubühl an erster Stelle erwähnt zu werden. Ein Kollektiv avantgardistischer Zürcher Architekten mit RUDOLF STEIGER als Spiritus rector hatte zum Ziel, im Sinne des Werkbunds eine moderne Siedlung mit einheitlichem Erscheinungsbild zu realisieren, ohne der Uniformität zu verfallen.

Karl Grunder

TOPOGRAFIE UND STADTENTWICKLUNG

DAS SIEDLUNGSBILD UND DER SIEDLUNGSRASTER

In der Siedlungsstruktur der Schweiz bildet die Stadt Zürich das Zentrum der Metropolregion Zürich, zu der etwa auch die Agglomerationen Schaffhausen und Zug gehören. Die Stadt ist die Kerngemeinde der Kernagglomeration Zürich, zu der insgesamt 131 Gemeinden in den Kantonen Zürich, Aargau und Schwyz gerechnet werden. Das Gemeindegebiet umfasst eine Fläche von 91,88 km², von denen 4,1 km² auf den Zürichsee entfallen.¹

Das Limmattal bildet den wichtigsten Siedlungsraum der Stadt. Es ist Südost-Nordwest orientiert, wobei der Talboden eine Breite von 2 bis 3 Kilometern aufweist. Die teilweise begradigte Limmat fliesst den nordöstlichen Talrand entlang. Mit 392 m ü.M. wird an der Limmat bei der Grenze zu Oberengstringen der niedrigste Punkt des Gemeindegebiets erreicht. Auf den bewaldeten Höhen der Albiskette, des Uetlibergs und des zwischen Albisrieden und Uitikon liegenden «Buechhogers» verläuft die westliche Gemeindegrenze. Der Uetliberg bildet mit 871 m ü.M. die höchste Erhebung der näheren Umgebung. Nach Süden reicht die Gemeinde in das untere Sihltal. Nordöstlich an das Limmattal schliesst mit dem Hönggerberg (541 m ü.M.), dem Käferberg (mit Waidberg 578 m ü.M.), dem Zürichberg (676 m ü.M.) und dem Adlisberg (701 m ü.M.) eine Hügelkette an, welche die Wasserscheide zwischen Limmat und Glatt markiert. Zwischen dem Käfer- und dem Zürichberg befindet sich mit dem vollständig überbauten Sattel des Milchbuck (478 m ü.M.) der Übergang vom Limmat- ins Glatttal. Der nördlichste Gemeindeteil erstreckt sich in die Ebene des Glatttals und in die Senke, welche die Verbindung zwischen dem Glatt- und dem Furtal herstellt. Ein Teil des Katzenses sowie der «Büsi» gehören zum Stadtgebiet.

Das Zürcher Limmattal ist heute fast lückenlos überbaut. Es umfasst Wohn- und Industriegebiete sowie Gewerbezone. Ebenfalls dicht bebaut sind

die sonnenexponierten und bevorzugten Wohnlagen am Zürich- und am Waidberg sowie die unteren Hangabschnitte auf der westlichen Talseite am Uetliberg. Über den Milchbuck reicht die Bebauung ins Glattal und die angrenzenden Gebiete.

Zu den grünen Lungen der Stadt zählen die Waldgebiete von Adlisberg, Zürichberg, Käferberg, Hönggerberg und Uetliberg. Grössere Grünanlagen befinden sich entlang des Seeufers (Zürichhorn und Enge). Das bebaute Gebiet wird durch Parkanlagen und Gärten aufgelockert. Zusammenhängende landwirtschaftlich genutzte Flächen liegen im Bereich von Affoltern und Seebach. Von der als Bauzone ausgeschiedenen Fläche waren 2004 rund 93% überbaut.

DAS PROFIL DES STADTWACHSTUMS

Das Stadtwachstum erfolgte bereits im Mittelalter nicht durch eine sukzessive mehr oder weniger radiale Ausdehnung; vielmehr wurden mit dem mittelalterlichen Bering die einzelnen Siedlungsquellpunkte, die sich untereinander zusehends vernetzt hatten, sekundär umfasst.²

Eine prospektive Stadterweiterung geschah in Zürich allein im 17. Jahrhundert in Zusammenhang mit dem Schanzenbau.³ Die geschlossene Stadtwirtschaft, die politischen Vorgaben des Ancien Régime – hier insbesondere die Herrschaft der Stadt über die Landschaft und das Fehlen der Niederlassungs- und der Gewerbefreiheit – hielten das Bevölkerungswachstum in engen Grenzen. Da bis ins ausgehende 18. Jahrhundert – von wenigen Einzelinitiativen abgesehen – auch quantitatives wirtschaftliches Wachstum keine allgemeine Priorität genoss und somit als Motor der Stadterweiterung wegfiel, genügte der Stadt der ihr durch die barocke Befestigung gegebene Rahmen weiterhin. Ebenso bestand in den stadtnahen Dörfern auf-



2

Hermann Stadler, Emil Usteri. *Idealvedute der Randbebauung des Belvoirparks. Als Zeile die Villen Seestrasse 119, 121/123, 127/129. Federzeichnung. BAZ Format III. – Text S.359.*

grund fehlender wirtschaftlicher Anreize und geringer Bevölkerungsentwicklung kein ausgewiesener Bedarf an räumlicher Ausdehnung.

Die Voraussetzungen für eine neue Dimension der Stadterweiterung, der Verstädterung, wurden im Lauf des 19. Jahrhunderts geschaffen. Die Koinzidenz und Verflechtung von produktionstechnischer Umwälzung des Maschinen- und Fabrikwesens mit der bürgerlichen Revolution, welche die Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit brachte, führte ab ca. 1860 zu demografischen Bewegungen, die den Raum Zürich wirtschaftlich (Dienstleistung, Gewerbe, Industrie), bevölkerungsmässig (enorme Zuwanderung in die stadtnahen Gemeinden, die zukünftigen Vororte) zu einem schweizerischen Brennpunkt werden liessen. Massgeblich für diesen Prozess dürfte der Umstand gewesen sein, dass sich Zürich nach wie vor als Zentralort verstand, der sich als Kantonshauptstadt zu etablieren wusste.

Im Zusammenhang von Topografie und Stadtentwicklung muss die zunehmende Industrialisierung wie Akademisierung des Bauwesens, die das zivile Ingenieurwesen hervorbrachte, als entscheidender Faktor gewertet werden. Während sich bis weit ins 19. Jahrhundert Strassenführung, Siedlungsstruktur

und Quartierbildung weitgehend nach topografischen Gegebenheiten zu richten hatten, wurde es mit der Mechanisierung des Bauens möglich, entgegen der Topografie zu bauen. Für Zürich und die stadtnahen Dörfer hiess dies, dass bisher aufgrund der topografischen Verhältnisse der Landwirtschaft vorbehaltenes Land – etwa der Zürichberg oder die Höngger Rebberge – als Bauland erschlossen werden konnte. Das Bauen entgegen oder in Überwindung der Topografie wurde – auch aufgrund der Motorisierung im Bereich der Mobilität – zusehends zur Norm. Grossflächige und städtisch verdichtete Überbauungen in topografisch ungünstigem und im Laufe des 20. Jahrhunderts gar geologisch ungünstigem Gebiet – etwa die systematische Überbauung der teilweise auch steilen Hanglagen der Stadtzürcher «Hausberge» – hoben einerseits die topografisch kanalisierte räumliche Entwicklung der Stadt auf und führten andererseits zu einer grossflächig angelegten sozialen Segregation, indem etwa Zürich Enge als Prestigewohnlage des ausgehenden 19. Jahrhunderts ab dem frühen 20. Jahrhundert durch den Zürichberghang als integrales Villenquartier abgelöst wurde.

Karl Grunder

GESCHICHTE UND SIEDLUNGSENTWICKLUNG

ZÜRICH AUF DEM WEG ZUR GROSSSTADT (1860–1893)

ZÜRICHS AUFSTIEG ZUR VERKEHRS- UND WIRTSCHAFTSMETROPOLE DER SCHWEIZ

Um 1850 war Zürich ein beschauliches Städtchen (Abb. 3). Die politische Gemeinde umfasste damals nur die heutige Innenstadt links und rechts der Limmat und war mit einer Fläche von 180 Hektaren relativ klein. Innerhalb der Eidgenossenschaft war Zürich zwar schon immer eine wichtige politische Macht gewesen, nie aber die an Bevölkerung grösste oder an Wirtschaftskraft bedeutendste Stadt. Gemäss der ersten Volkszählung von 1850 rangierte sie mit rund 17 000 Einwohnerinnen und Einwohnern an vierter Stelle, deutlich hinter Genf mit 31 000, Bern und Basel mit je 27 000. Was die internationale Ausstrahlung betrifft, war die Limmatstadt nicht mit Genf zu vergleichen; als Finanzplatz lag sie weit hinter Basel, das als «Kapitalreservoir» galt und unter anderem auch die Zürcher Textilindustrie mit Krediten versorgte. Bis 1900 hatte Zürich jedoch alle überflügelt und war die grösste und wirtschaftlich dynamischste Stadt der Schweiz.¹

Dieser Aufstieg beruhte vor allem darauf, dass sich die Limmatstadt nach 1848 innerhalb des einheitlichen Wirtschaftsraums mit einer konsequenten Verkehrspolitik zum Zentrum des neu entstehenden Eisenbahnnetzes machte und damit «Handel und Verkehr, Güter- und Kapitalströme» auf sich zog. Dem Kampf um das Eisenbahngesetz von 1852, vordergründig eine Auseinandersetzung um privatwirtschaftlichen oder staatlichen Eisenbahnbau, lag eigentlich ein handfester Konflikt um regionale Interessen zugrunde. Eine treibende Kraft für die Durchsetzung der privatwirtschaftlichen Lösung war Alfred Escher. Als der Eisenbahnbau 1855 mit enormem Aufwand und Tempo einsetzte, hatten Escher und seine Verbündeten in der Ostschweiz alle Fäden in der Hand, und es gelang ihnen, die

noch völlig offene und neue Verkehrsinfrastruktur von Anfang an zu lenken. Das auf seine Heimatstadt zentrierte Netz geriet zwar im «Eisenbahnfieber» nach 1869 in eine schwere Krise, setzte sich aber mit dem Bau der Nord-Süd-Achse durch. Spätestens mit der Eröffnung der Gotthardbahn am 1. Juni 1883 wurde Zürich zum Verkehrszentrum der Schweiz.

Zürich gehörte nicht erst im Eisenbahnzeitalter zu den gewichtigen Gemeinden des Kantons. Ihre politische und kulturelle Vormachtstellung, die bis zum liberalen Umschwung rechtlich abgesichert war, wurde ab den 1830er Jahren ökonomisch verstärkt. Auch die neuen Verkehrsträger, zunächst die Kunststrassen und dann die Eisenbahn, richteten sich auf das bestehende Zentrum aus und verstärkten dessen Bedeutung. Die Rolle als Kantonshauptstadt und Sitz von Regierung und Verwaltung stand nie in Frage. Die Zentrumsfunktion wurde nach 1830 durch die liberalen Bildungs-, Gesundheits- und Kultureinrichtungen weiter verstärkt. Ein charakteristisches Merkmal Zürichs und anderer europäischer Städte im 19. Jahrhundert war das explosive Wachstum. Von 1850 bis 1888 erhöhte sich die Bevölkerungszahl von 17 040 auf 27 644 um mehr als die Hälfte. Wenn man die elf damals noch selbständigen Vorortsgemeinden Aussersihl, Enge, Fluntern, Hirslanden, Hottingen, Oberstrass, Riesbach, Unterstrass, Wiedikon, Wipkingen und Wollishofen in die Rechnung einbezieht, dann erscheint das Wachstum einiges spektakulärer: Ihre Bevölkerungszahl nahm im gleichen Zeitraum von 18 426 auf 66 485 um beinahe das Vierfache zu.² Neben der Zuwanderung, die in erster Linie für das Wachstum verantwortlich war, trug ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch der Geburtenüberschuss dazu bei.

Wirtschaftlich beruhte die Bevölkerungszunahme der Stadt und der sogenannten Ausgemeinden weniger auf der Industrie als auf dem Dienstleistungssektor, der vom dichten Verkehrsnetz und der Zentrumsfunktion am meisten profitierte. Ein Blick



3

Zürich von Westen. Die Stadt liegt nach dem Abbruch der Befestigungsanlagen offen in der noch wenig bebauten Landschaft. Auf dem Schanzengebiet am Zürichberggang sind die ersten repräsentativen Bauten erstellt worden: Das Kantonsspital, die Kantonschule und das Pfrundhaus St. Leonhard sowie im Westen der neue botanische Garten auf dem Katzbohlwerk. Ausschnitt aus dem malerischen Plan der Stadt Zürich und ihrer Umgebung um 1846/47 von Hans Felix Leuthold. Plan BAZ C 231. – Text S. 24.

auf die Erwerbsstruktur zeigt, dass Zürich, wie andere grosse Schweizer Städte, keine Industriestadt war. In der wichtigsten Branche der Zeit, der Textilindustrie, waren 1870 nur gerade 7,5% aller Erwerbstätigen beschäftigt. In der Metallverarbeitung, die nur zum Teil fabrikmässig organisiert war, mit 5,7% noch weniger. Das Baugewerbe, eine typisch städtische Branche, beschäftigte 1870 10,1% aller Erwerbstätigen. Der wichtigste Erwerbszweig mit 13,4% aller Werkstätigen war die Sparte «Kleidung und Putz», die vorwiegend kleingewerblich strukturierte Modebranche. Der Dienstleistungssektor beschäftigte in Zürich bereits 1870 mit 48% mehr als der gewerblich-industrielle Sektor mit 46,4%. Handel und Verkehr, öffentliche Verwaltung und akademische Berufe waren doppelt so stark ver-

treten wie im Landesdurchschnitt. Auf den ersten Blick erstaunt, dass um 1870 noch 5,6% in der Landwirtschaft tätig waren. Ein deutliches Indiz, dass die Vorortsgemeinden noch weitgehend ländlich geprägt waren.³

VOM ORDNEN ZUM PLANEN: AUFBRUCH DER STÄDTISCHEN BAUPOLITIK

Politik und Verwaltung Zürichs waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch fest in der Hand des konservativen Stadtbürgertums. Die neue Gemeindeordnung, die 1859 von der Bürgergemeinde mit schwacher Mehrheit angenommen wurde, enthielt im Vergleich zur Stadtverfassung von 1839 keine



4

«Übersichtsplan der projectirten Quartieranlagen in Stadelhofen, im Kratz und beim Bahnhof nach dem gegenwärtigen Stand der Vorarbeiten des Baucollegiums. Juli 1862.». Plan BAZ H 88/89. – Text S. 26f.

einschneidenden Veränderungen. Die Mitglieder des Grossen Stadtrats, des heutigen Gemeinderats, wurden nach wie vor durch die Zünfte gewählt und ein Wechsel des Kleinen Stadtrats zum Direktorialsystem, das der Kanton bereits 1849 vollzogen hatte, war kein Thema. Eine über die im kantonalen Gemeindegesetz von 1855 hinausgehende Mitbestimmung der Niedergelassenen wurde verworfen und gegenüber erleichterten Einbürgerungen zeigte sich die Bürgerschaft ebenfalls sehr zurückhaltend.⁴

Trotz der ungebrochenen Herrschaft der städtischen Aristokratie machten sich Ende der 1850er Jahre eine Öffnung und ein Wandel in der Gemeindepolitik bemerkbar. Der Stadtrat, der bis anhin auf Baufragen nur widerwillig eingegangen war, wurde von den Liberalen um [Alfred Escher](#) und fortschrittlich gesinnten stadtbürgerlichen Kreisen zunehmend unter Druck gesetzt. Bedeutsam war einerseits 1857 die Wahl von [Johann Jakob Locher](#), dem grössten Bauunternehmer Zürichs, zum Stadtrat und «Bauherrn» (Vorsteher des städtischen Bauwesens). Damit trat ein Liberaler in die Stadtregierung ein, der das Bauamt innerhalb weniger Jahre vollständig umstrukturierte. Andererseits wurde 1859 auf Initiative Lochers und des Grossen Stadtrats mit dem «Baucollegium» ein neues Gremium geschaffen, das mit «energischer und zusammenhängender Bearbeitung der baulichen Fragen» die Entwicklung Zürichs in den nächsten Jahren entscheidend vorantreiben sollte.⁵ Eine wichtige Rolle spielte in diesem Prozess der Zürcher Ingenieur- und Architektenverein (ZIA). Die Zürcher Sektion, die sich kurz nach der Gründung

des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA) 1837 formiert hatte, war ein einflussreiches Gremium, dessen Mitglieder mit Behörden und Hochschulen bestens vernetzt waren.

Der erste Vorsitzende des fünfzehnköpfigen Baukollegiums war – wenn auch nur für kurze Zeit – niemand geringerer als [Alfred Escher](#). Ende November 1860 ernannte das Fachgremium den aus bester Zürcher Familie stammenden [ARNOLD BÜRKL](#) zum «Ingenieur der Stadt».⁶ Unter der Ägide BÜRKLIS, der rasch aufstieg und die Professionalisierung des städtischen Bauwesens vorantrieb, erlebte Zürich ab den 1860er Jahren einen enormen Modernisierungsschub, der als die «grosse Bauperiode» in die Literatur eingegangen ist ([Abb. 4](#)). In diesem Umbauprozess wurde die Stadt auf den Bahnhof ausgerichtet, sechs neue Stadtquartiere und zwei neue Brücken entstanden, der See wurde mit einer repräsentativen Promenade umsäumt und der städtische Raum mit neuartigen technischen Infrastrukturen wie Kanalisation und Druckwasserversorgung ausgestattet. Den Schlusspunkt dieser städtebaulichen Transformation setzte die Strassenbahn, die den innerstädtischen Verkehr radikal modernisierte.⁷

Die erste Aufgabe des Kollegiums bestand darin, ein detailliertes Bauprogramm für die nächsten Jahre aufzustellen. Im Frühjahr 1861 publizierte das Gremium ein Massnahmenpaket, das sowohl von den städtischen Behörden als auch von der Bevölkerung mit Beifall aufgenommen wurde.⁸ Es legte die Bauprojekte, die die Stadt in den nächsten Jahren an die Hand nahm, bereits vollständig auf

den Tisch. Als besonders dringlich bezeichnete das Baukollegium 1861 die Erschliessung des Bahnhofes, gefolgt von der Anlage neuer Stadtquartiere und Infrastrukturprojekte. Neben konkreten Baufragen beschäftigte sich das Kollegium aber auch mit Planungsfragen und einem städtischen Baugesetz.⁹

DAS ERSTE ZÜRCHER BAUGESETZ VON 1863

Anfang Dezember 1861 bat Zürich zusammen mit Winterthur den Grossen Rat, den heutigen Kantonsrat, um den Erlass eines städtischen Baugesetzes.¹⁰ Die Petition war im November ohne wesentliche Änderungen vom Grossen Stadtrat und von der Bürgergemeinde angenommen worden. Die Initiative ging vom ZIA aus, der sich veranlasst sah, die Behörden «auf das dringende Bedürfnis besonderer baugesetzlicher Bestimmungen für Zürich» aufmerksam zu machen. Nachdem der Grosse Rat die Petition am 24. Dez. 1861 angenommen und an den Regierungsrat überwiesen hatte, lag bereits im April 1863 ein Gesetzesentwurf vor. Am 30. Juni 1863 fand im Grossen Rat die letzte Beratung statt und gleichentags wurde das «Gesetz betreffend eine Bauordnung für die Städte Zürich und Winterthur und für städtische Verhältnisse überhaupt» in Kraft gesetzt.¹¹

Die Zeit für ein Baugesetz war reif. Die geltenden gesetzlichen Regelungen vermochten offenbar die Unzulänglichkeiten nicht mehr zu verhindern und die private Bauspekulation in erträgliche Bahnen zu lenken: «Was vor allem die Neubauten anbetrifft, so zeugen dieselben zwar von der Rührigkeit und dem Emporkommen der Bevölkerung, erregen aber häufig ein tiefes Bedauern, dass diese blühende Entwicklung einer auf geeigneten Grundsätzen fussenden, in die Zukunft hinausblickenden Leitung beinahe gänzlich ermangelt, und dass nicht nur die an der Hand gelegene Möglichkeit, Zürich mit Hülfe seiner Lage zu einer schönen, für Einheimische und Fremde gleich erfreulichen Stadt zu entwickeln, von Jahr zu Jahr verschwindet, sondern auch ganz bescheidenen Rücksichten auf die Zukunft nur selten Rechnung getragen wird.»¹² Grundsätzlich hatte das fortschrittlich gesinnte Bürgertum nichts gegen das Wachstum einzuwenden, im Gegenteil. Doch damit seine Vorstellungen einer «schönen» und «erfreulichen» Stadt realisiert wurden, brauchte es Zwangsmittel, um diese gegenüber

den Bauherren und ihren Renditeabsichten durchzusetzen.¹³ Den Zweck des Baugesetzes sah der Regierungsrat deshalb darin, «bessere bauliche Zustände im weiteren Sinne des Wortes anzubahnen und zu ermöglichen, und zwar einerseits dadurch, dass den Behörden die Mittel an die Hand gegeben werden, mit Bezug auf die bauliche Entwicklung der Stadt im Allgemeinen kräftiger einzugreifen, als es ihnen bisher möglich war, andererseits dadurch, dass für neue Bauten solche Vorschriften aufgestellt werden, welche im Interesse des öffentlichen Verkehrs, der allgemeinen Sicherheit und der Gesundheitsrückichten allgemein zu befolgen sind».¹⁴

Die ideale Stadt, die den Petitionären vorschwebte und mit dem Baugesetz gefördert werden sollte, besass breite und regelmässige Strassenzüge, in denen der wachsende Verkehr ungehindert zirkulieren konnte, zusammenhängende mehrgeschossige Häuser mit einheitlichen und schönen Fassaden, die den Strassenraum einrahmten. Einzig öffentliche und repräsentative Bauten sollten frei gestellt werden, um ihren speziellen Charakter und ihre Bedeutung zu unterstreichen. Der äusseren Schönheit des Stadtbilds sollte die innere entsprechen, indem die Wohnhäuser sicher und solide konstruiert waren und ein gesundheitlich unbedenkliches Wohnen garantierten.¹⁵

Neben traditionellen polizeilichen Baubeschränkungen, die den Schwerpunkt des Baugesetzes ausmachten, wurde 1863 die Baulinie eingeführt – ein neues Instrument, das nicht nur einschränkte, sondern auch planerische Qualitäten besass.¹⁶ Die Baulinienregelung entsprach einer modernen Baugesetzgebung. Mehrere deutsche Länder hatten nach 1860 Baulinien- oder Fluchtliniengesetzgebungen erlassen.¹⁷ Damit wurde der Stadtraum in privat verfügbare Überbauungsfelder und Erschliessungskorridore für die öffentliche Infrastruktur wie Strassen und Plätze unterteilt. Die Baulinie markierte gewissermassen eine unsichtbare Grenze zwischen privatem und öffentlichem Grund und versprach Ordnung in die Stadtstruktur zu bringen.¹⁸ Das Zürcher Gesetz ging noch weiter, indem es die Beziehung zwischen Gebäudehöhe und Strassenbreite regelte. Die höchste zulässige Gebäudehöhe betrug an Strassen, die über 12 Meter breit waren, 18 Meter. Die Zahl der Stockwerke legte man 1863 nicht fest, hingegen eine minimale Raumhöhe von 2,40 Metern.¹⁹ Mit diesen Bestimmungen wurde der Schutz der Öffentlichkeit vor Gefährdungen, die

von Kranken respektive krank machenden Wohnungen ausgingen, erstmals höher gewichtet als das private Interesse nach einer maximalen Ausnutzung der Bauparzelle.²⁰

Ein grosses Anliegen der Behörden war die geschlossene Bebauung. Dabei erhoffte man sich viel vom Bauen auf die Grenze. Das Baugesetz von 1863 gestattete nämlich, dass ein Gebäude unmittelbar auf die Grundstücksgrenze gesetzt werden konnte, wenn es eine Brandmauer besass.²¹ Die Art und Weise, wie bisher in Zürich gebaut worden war, war in den Augen der Petitionäre nicht städtisch, sondern bestenfalls vorstädtisch. Als Beispiel wurden die ab den 1830er Jahren auf ehemaligem Schanzengebiet entstandenen Quartiere angeführt. Hier seien wegen der ungeeigneten Vorschriften «meistentheils nur vorstadtartige Villen, nicht aber zusammenhängende Häuserreihen von städtischem Charakter» entstanden. Ausserdem habe die lockere Bebauung zu einer «Platzverschwendung» geführt, die «mit dem grossen Werthe der Bauplätze und der Wünschbarkeit möglichst nahen Zusammenrückens von mancherlei Gewerbs- und Geschäftslocalen in einzelnen Stadttheilen» nicht vereinbar sei.²² Bereits in den 1830er Jahren hatte der Architekt CARL FERDINAND VON EHRENBURG, der Gründer des SIA, dieses bauliche «Quodlibet» in Zürichs Neubaugebieten beklagt, wo der eine Bauherr an die Strasse vorrücke, der andere hinter ihr zurückbleibe, wie es ihm beliebe.²³ Diesem freien Tun und Lassen sollte mit dem Baugesetz ein Riegel geschoben werden (Abb. 5).

Eine mehrheitlich geschlossene Strassenrandbebauung setzte sich in Zürich allerdings auch in den folgenden Jahrzehnten nicht durch. Dafür waren der Bevölkerungs- und Baudruck sowie das Spekulationsfieber noch zu gering, und auf dem freien Land, sei es im ehemaligen Schanzengebiet oder entlang der Ausfallstrassen, erstellte man bis Ende der 1880er Jahre mehrheitlich frei stehende Mehrfamilienhäuser, die dem republikanischen Geist Zürichs eher entsprachen.²⁴

Dem Wunsch der Stadt, dass die angrenzenden Vorortsgemeinden unter das Baugesetz gestellt würden, wurde ebenfalls Rechnung getragen.²⁵ Denn gerade an der Grenze der Stadt zeigten sich die Auswirkungen des Baubooms besonders deutlich: «Hauptsächlich ist dieses der Fall bei den die Stadt Zürich umgebenden Landgemeinden, in denen sich in den letzten Jahren eine so rasche, aber

leider auch eine so unregelmässige bauliche Thätigkeit gezeigt hat, dass dem planlosen Vorgehen durchaus Einhalt [gethan] werden muss, wenn nicht die Verhältnisse binnen Kurzem noch viel schlimmer werden sollen, als sie es in der Stadt bereits sind.»²⁶

Auch wenn die ideale Stadt nicht von heute auf morgen gebaut wurde, so wollte Zürich wenigstens vorbildliche Marksteine setzen. Das Baugesetz ermächtigte die Gemeinde, neue Quartiere anzulegen und bestehende umzugestalten sowie dafür besondere Bauordnungen aufzustellen. Ähnlich wurde auch Privaten die Realisierung grösserer «Komplexe von Gebäuden» ermöglicht.²⁷ Noch bevor das kantonale Baugesetz am 30. Juni 1863 in Kraft trat, erliess die Stadt am 13. Jan. eine Bauordnung für die geplante Quartieranlage im Stadelhofen.

DIE SCHAUSEITE DER STADT: BAHNHOFSTRASSE UND BAHNHOFQUARTIER

Mit der Bahnhofstrasse und dem Bahnhofquartier entstand in Zürich ab den 1860er Jahren ein neues repräsentatives Stadtquartier, das die moderne Industriegesellschaft und den Aufstieg des Bürgertums verkörperte. In Zürich wie in praktisch allen europäischen Städten setzte mit der Einführung der Eisenbahn eine Stadterneuerung ein, mit der beim Bahnhof neue Geschäftsquartiere entstanden, welche die traditionellen und oft seit Jahrhunderten bestehenden Zentren ablösten, an den Rand drängten oder überlagerten. In Zürich verlagerte sich das Stadtzentrum, das sich bisher rechts der Limmat beim Rathaus befand, neu auf die linke Flussseite und zum Bahnhof hin. Dieser Prozess war bereits in den 1830er Jahren mit dem Bau der Münsterbrücke und der Post am Neumarkt, dem heutigen Paradeplatz, in Gang gekommen. Die Bahnhofstrasse, die über dem zugeschütteten Fröschengraben entstand, markierte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Umbau der mittelalterlichen Siedlung zu einer modernen Verkehrsstadt. Bis zur Jahrhundertwende entwickelte sich das Bahnhofquartier zu einem repräsentativen Wohn- und Geschäftsviertel. Nach 1900 beschleunigte sich der Wandel. Der Wohnanteil wurde sukzessive verdrängt und die Schauseite des Bahnhofs entwickelte sich zu einer Geschäfts- und Bürostrasse. Und wie in praktisch allen Eisenbahnstädten entstanden auch in



5

Übersichtsplan von Zürich und Umgebung, aufgenommen von Adolf Meinecke, 1867. Das Ausgreifen der vorwiegend offenen Bebauung um den historischen Stadtkern, im ehemaligen Schanzengebiet und in die noch ländlichen Vororte ist gut zu erkennen. Plan BAZ C 315. – Text S. 27f.

Zürich auf der lärmigen und russigen Hinterseite des Bahnhofs neue Gewerbe-, Industrie- und Arbeiterwohnquartiere.²⁸

Ein neuer Standort für den Bahnhof?

Den ersten provisorischen Bahnhof hatte die Nordbahngesellschaft 1846/47 auf dem nördlichen Teil des Schützenplatzes erstellt, weitab vom Anlegeplatz der Dampfschiffe beim Bauschänzli und von der Post am heutigen Paradeplatz. Mit der Gründung der Schweizerischen Nordostbahn (NOB) durch [Alfred Escher](#) und seine Mitstreiter wurde die Bahnhofsfrage 1853 wieder aktuell.²⁹ Sollte er am bisherigen Ort bleiben oder verlegt werden? Die NOB entschied sich im Sommer 1854 für einen neuen Standort am Paradeplatz, wo in der Nähe von Post und Schiff ein grosser Durchgangsbahnhof geplant wurde. Als Variante erwog die NOB,

den Bahnhof an die Stelle der 1848/49 errichteten Grünanlage hinter dem Stadthaus direkt am See zu platzieren.³⁰ Unter den vielen Kritikern dieser Pläne gehörten der Architekt und Spekulant [Wilhelm Waser](#) und der Buchhändler [Christian Beyel](#) zu den originellsten. Als Wortführer einer Interessengruppe aus dem Niederdorf protestierten sie gegen die Verlegung des Bahnhofs, weil sie einen weiteren Bedeutungsverlust der rechtsufrigen Stadt befürchteten. Waser entwarf im Herbst 1854 ein Alternativprojekt und schlug vor, die Sihl umzuleiten und damit Platz für den auszubauenden Bahnhof und ein neues Stadtquartier zu schaffen.³¹

Im November 1854 nahm der Stadtrat zur Bahnhofsfrage Stellung. Mit fünf zu drei Stimmen sprach er sich gegen eine Verlegung an den Paradeplatz und an den See aus.³² Wenige Tage später entschied sich auch die NOB für den bisherigen Standort. Den Ausschlag für diese Lösung gab der Widerstand der

privaten Liegenschaftenbesitzer, die sich gegen den radikalen Eingriff wehrten, weil sie ihre Grundstücke nicht von Schienen durchschnitten und entwertet sehen wollten.³³ Dieser Entscheid führte in den nächsten Jahren zu einer grossen Stadterneuerung: zum Bau der Bahnhofbrücke (begonnen 1861), zur Bahnhofstrasse (begonnen 1864), zum Bahnhofplatz (begonnen 1865) und zum Bahnhofquartier (begonnen 1864). Die NOB ihrerseits konnte einen Neubau ins Auge fassen: 1865–1871 wurde nach Plänen von [JAKOB FRIEDRICH WANNER](#), dem Chefarchitekten der NOB, der neue Zürcher Hauptbahnhof erstellt.³⁴

Die Bahnhofbrücke

Mit dem Votum für den Bahnhof auf dem Schützenplatz verpflichtete sich die Stadt, «nach Kräften und Billigkeit» für eine bessere Erschliessung zu sorgen.³⁵ Denn mit Fahrzeugen wie auch zu Fuss war der Bahnhof von der links- wie auch von der rechtsufrigen Stadt aus nur auf grossen Umwegen zu erreichen. Der Stadtrat nahm diese Aufgabe allerdings nur widerwillig an die Hand. Spöttisch bemerkt [WILHELM WASER](#): «Niemand schien sich der kommenden Bahn zu freuen, niemand wollte dieselbe festlich begrüssen, niemand Verbindungsstrassen und Brücken bauen, damit sie sehe, dass man ihren Wert erkenne. Sie war ganz unbegriffen von der Stadt, ratlos, hilflos stand man ihr gegenüber.»³⁶ Vordringlich war die Erstellung des unteren Limmatquais von der Rosengasse bis zum heutigen Central, damit sich die Fahrzeuge nicht mehr durch die enge Niederdorfstrasse zwängen mussten. Erst auf Druck der Gemeindeversammlung liess der Stadtrat 1855 von [KARL PESTALOZZI](#) ein Quaiprojekt ausarbeiten, das 1855–1859 realisiert wurde. Um Kosten zu sparen, reduzierte man die Breite des Quais, sodass er, kaum fertig, bereits als zu eng empfunden wurde.³⁷ Die Passivität der «verdumpte[n] Aristokratenstadt»³⁸ hatte allerdings auch mit fehlendem technischem und organisatorischem Sachverstand zu tun. Erst mit dem Antritt des Baukollegiums (1859) und der Anstellung eines Stadttingenieurs (1860) waren die Voraussetzungen vorhanden, um die anspruchsvollen Bauprojekte des Eisenbahnzeitalters realisieren zu können.³⁹

Im Massnahmenkatalog des Baukollegiums von 1861 hatten der Bau einer «fahrbaren Brücke» zwischen Limmatquai und Bahnhof und die Umleitung

des Schanzengrabens in die Sihl oberste Priorität. Am 10. Juni 1861 bewilligte die Gemeindeversammlung einen stattlichen Kredit von Fr. 1 550 000.⁴⁰ Für die «Neue Zürcher Zeitung», das Sprachrohr der Liberalen, war diese Ausgabe mehr als gerechtfertigt. Endlich werde «einer schreienden Lücke [im] städtischen Strassennetz» abgeholfen und die geplanten, «grossartigen Bauten des Polytechnikums und des neuen Bahnhofs» würdig miteinander verbunden.⁴¹

Für den Brückenschlag «quer über den Papierwerd» sprachen verkehrstechnische und finanzielle Gründe ([Abb. 6](#)). Das Baukollegium hatte eine klare Vorstellung von einer innenstädtischen Ringstrasse, einem Boulevard vom See über die zukünftige Bahnhofstrasse, die Bahnhofbrücke, weiter über den Hirschen- und Seilergraben und die spätere Rämistrasse bis zum Hafen im Stadelhofen. Was beim Abbruch der Schanzen verpasst worden war, nämlich die Anlage einer repräsentativen Ringzone, sollte nachträglich – allerdings in einem bescheidenen Umfang – realisiert werden. Den Fehler, aus Kostengründen eine zu enge Brücke zu bauen, wollte man um jeden Preis vermeiden, umso mehr als «wir es hier mit einem Bauwerke für Jahrhunderte zu thun haben, dessen allzu bescheidene Anlage noch entfernte Generationen empfinden und bedauern müssten».⁴²

Ausgeführt wurde schliesslich das Projekt einer Steinbrücke, das der eben erst zum Stadttingenieur berufene [ARNOLD BÜRKLI](#) entworfen hatte. Der Bau der Brücke und die Ableitung des Schanzengrabens wurden 1861 Bauunternehmer Ludwig Pestalozzi übertragen. Ende 1863 wurde die Bahnhofbrücke für Fuhrwerke freigegeben und nach der Pflasterung der Trottoirs, der Montage der Geländer und der Kandelaber im Frühling 1864 fertiggestellt.⁴³ Der Zürcher Stadttingenieur [VICTOR WENNER](#) beurteilte die Bahnhofbrücke um 1900 in verkehrstechnischer wie in architektonischer Hinsicht als eine der bedeutendsten Brücken der Limmatstadt.⁴⁴

Der Schanzengraben auf der Südseite des Bahnhofs wurde auf der ganzen Länge zugedeckt und neu unterhalb der 1857–1859 erstellten Militärstallungen in die Sihl geleitet. Die Umleitung des ehemaligen Wasserlaufs war weniger eine Voraussetzung für den Bau der Brücke als vielmehr eine Geldmaschine. Mit der Zuschüttung des Schanzengrabens gewann die Stadt ohne grossen Aufwand wertvolle Bauplätze, die sie mit Gewinn an Private zu verkaufen hoffte.⁴⁵



6

Die 1861 nach dem Plan von [Arnold Bürkli](#) erstellte Bahnhofbrücke von Westen. Im Vordergrund ist die Drehscheibe des Kopfbahnhofs von 1847 zu erkennen. Über der Stadt thront das neue Polytechnikum. Foto Adolphe Braun, um 1865. BAZ. – Text S. 30.

«Die Centralisierung der [Militäranstalten](#)»

Die Anlage eines neuen Stadtquartiers war bereits 1847 mit der Eröffnung des Bahnhofs ein Thema geworden. Nach dem Entscheid von 1854, den Bahnhof zu belassen, verlangten 1858 zahlreiche Bürger in einer Petition, dass die schmale Promenade entlang dem Fröschengraben zu einer Strasse ausgebaut werde. Wenig später wurde auch im Grossen Rat eine Motion eingereicht, mit der die «Beseitigung mehrfacher im Inneren der Stadt bestehender Verkehrshemmnisse und Lücken in den Strassen- und Brückenverbindungen» gefordert wurde.⁴⁶

Anfang 1862 legte das Baukollegium ein erstes Projekt für ein Bahnhofquartier vor.⁴⁷ Dem Bauvorhaben standen allerdings die in den 1830er Jahren errichteten kantonalen Zeughäuser im Sihlwiesli und der vor dem Bahnhof liegende Exerzierplatz im Weg. Das seit Jahren auf der politischen Agenda

stehende Projekt, die diversen militärischen Einrichtungen in einem «Militärquartier» zu zentralisieren, musste nun entschieden werden. Das Schanzenland beim Bahnhof hatte bereits massiv an Wert gewonnen, sodass es sich nicht mehr rechtfertigen liess, es «für blosse Militärmagazine zu verwenden und nicht in anderer Weise nutzbarer zu machen».⁴⁸

Als sich Stadt und Kanton im September 1863 nach langen Verhandlungen über die «Centralisierung der Militäranstalten» geeinigt hatten, protestierte die junge demokratische Bewegung gegen das Stadtzürcher Prestigeprojekt, das für sie untrennbar mit dem Namen ihres Erzfeindes [Alfred Escher](#) verbunden war.⁴⁹ Der Grosse Rat lehnte im Oktober das Übereinkommen ab und überwies es einer Kommission zur Prüfung. Diese kam im Dezember 1863 allerdings zum Schluss, dass die gegenseitigen Abtretungen und Verpflichtungen «angemessen und annehmbar» seien. Sie schlug

einzig vor, dass Kanton und Stadt ihre Bauplätze auf eigene Rechnung verkauften, da «über den Werth, welcher dem im Bereiche des Bahnhofquartiers befindlichen Grundeigenthum beizulegen» sei, innerhalb der Kommission unterschiedliche Ansichten herrschten.⁵⁰

Die kantonsrätliche Kommission beriet auch über den Standort des zukünftigen Militärquartiers. Nach langen Diskussionen einigte man sich auf Aussersihl. Den Ausschlag gab erstens der Umstand, dass die Stadt bereits 1862 im Kräuel ein geeignetes Grundstück gekauft hatte.⁵¹ Zweitens sprach die Nähe zur Stadt für Aussersihl. Eine weit ausserhalb der Hauptstadt oder gar in Winterthur stehende Kaserne, so die Kommissionsmehrheit, sei für Miliztruppen nicht zumutbar. Es gehe nicht an, die Soldaten «in ihrer freien Zeit von der Berührung mit dem Publikum abzusperren, und sie für diese Zeit auf die Kaserne und Kantine zu beschränken». Dies würde «dem Geiste und der Auffassung unserer Truppen widerstreben, die nun einmal, ein Theil aus Neugierde, ein Theil wegen Geschäften», gerne in der Stadt ihren Dienst leisten.⁵²

Der Grosse Rat nahm den neuen Vertragsentwurf im Januar 1864 mit grosser Mehrheit an; die Gemeindeversammlung stimmte Ende Februar zu.⁵³ Mit dem Entscheid für das Militärquartier in Aussersihl erfüllte sich für die Stadt der Wunsch, dass auch die restlichen militärisch genutzten Liegenschaften im Einzugsgebiet des zukünftigen Bahnhofquartiers in absehbarer Zeit geräumt würden.⁵⁴ Nach der 1862 von Staatsbauinspektor JOHANN CASPAR WOLFF entworfenen Gesamtanlage, zu der auch die Militärstallungen rechts der Sihl gehörten, wurde das Militärquartier links und rechts der Sihl mit Zeughäusern, Stallungen, Reitbahn, Magazinen, Exerzierplatz und der Kaserne von 1865 bis 1875 ausgeführt.⁵⁵

Die Bahnhofstrasse:
Verkehrsader und Boulevard

Am 8. Oktober 1863 hatte die Gemeindeversammlung dem Bau der [Bahnhofstrasse](#) «nach einer ebenso gründlichen als lebhaften Diskussion» mit grossem Mehr zugestimmt.⁵⁶ Nachdem der Vertrag mit dem Kanton Anfang 1864 unter Dach und Fach war, konnte im Mai 1864 mit dem Bau begonnen werden.

Die zukünftige Bahnhofstrasse sollte mehrere Funktionen erfüllen. Zusammen mit der Bahnhofbrücke stellte sie das zentrale Teilstück in der durch-

gehenden Verkehrsverbindung zwischen der links- und der rechtsufrigen Stadt dar. Nicht weniger wichtig war ihre Bedeutung als Boulevard für eine Stadt, die so rasch und hoffnungsvoll aufblühe und sich erweitern wolle. Dass die Anlage einer Promenade notwendig sei, so das Baukollegium, mache auch der «starke Besuch des Trottoirs der Seefeldstrasse» deutlich.⁵⁷ Die 1840 fertiggestellte Seefeldstrasse in der Nachbargemeinde Riesbach, an der Villen, Wohnhäuser, Gewerbebetriebe, Brauereien und Gasthäuser entstanden waren, hatte sich zum sonntäglichen Corso der Stadtzürcher Bevölkerung entwickelt.⁵⁸ Mit der Bahnhofstrasse wollte die Limmatstadt eine eigene Promenade, die der Riesbacher Konkurrenz die Stirn bieten konnte. Und nicht zuletzt sollte mit dem Bau einer breiten und «grossartigen Strasse» der Wert der Bauplätze vom Bahnhof bis zum See gesteigert und für die Stadt zu «einer ganz vorzüglichen Einnahmequelle» werden.⁵⁹

Die Fröschengrabenstrasse, wie die Bahnhofstrasse noch längere Zeit genannt wurde, verlief von der Mitte des Bahnhofs bis zum Rennwegtor und hier an der Stelle des ehemaligen Fröschengrabens mit zwei leichten Knicks beim ehemaligen Rennwegtor (1865–1873 abgebrochen) und der ehemaligen Augustinerbrücke in gerade Linie bis zum Paradeplatz und später weiter zum See. Da die Bauaufgabe neu und technisch anspruchsvoll war, verzichtete das Baukollegium entgegen der liberalen Doktrin auf deren Vergabe an private Unternehmer und führte sie grösstenteils in städtischer Regie aus.⁶⁰ Als Erstes verlegte man im Bett des Fröschengrabens die Kanalisationsleitung für die linksufrige Stadt, die bereits als Teil einer zukünftigen gesamtstädtischen Entwässerung vorgesehen war. Wie der Zürcher Bausekretär [Conrad Escher](#) schreibt, habe sich die Bevölkerung «in hohem Grade für die eigentümliche Baute» interessiert.⁶¹ Um den Fröschengraben möglichst kostengünstig aufzufüllen, verwendete die Stadt unter anderem Material aus dem Schanzengraben, der zu diesem Zweck trockengelegt wurde, und Abraum, der bei der Tieferlegung der Brandschenkestrasse in der Selnau gewonnen wurde.⁶²

Im Herbst 1865 konnten die untere und mittlere Bahnhofstrasse vom Bahnhof zum Rennweg und weiter bis zum Paradeplatz eröffnet werden.⁶³ Die für damalige Verhältnisse stattliche Strasse war zwischen 22 und 24 m breit, wobei die 9 m breite Fahrbahn beidseitig von bis zu 7,50 m breiten Trottoirs



7

Das Wohn- und Geschäftsbaus des Fotografen Johannes Ganz an der noch jungen Bahnhofstrasse. Im Hintergrund sind das Hotel Baur en Ville und der Kratzurm zu sehen. Umschlagbild «Zürcher Kalender» 1870. BAZ. – Text S.32–34.

gesäumt wurde.⁶⁴ Bei der Ausstattung der repräsentativen Anlage wurde nicht gespart (Abb. 7). 1865 entschied der Stadtrat, zwei verschiedene Arten von Linden zu pflanzen. Da man befürchtete, dass ihnen der Strassenstaub und die Gasleitungen schaden könnten, sorgte man für ausreichenden Ersatz, um absterbende Bäume sofort ersetzen zu können. Die Sorge war allerdings unbegründet. Des Weiteren wurde die Telegrafenleitung nicht oberirdisch geführt, da sie «mit ihren vielen Drähten» die neue Strasse stark belastigt hätte. Und schliesslich wurden für den Schutz der Linden nicht billige hölzerne Körbe angeschafft, sondern teure aus Eisen. Auch bei der Beleuchtung wurde nicht geknausert. Die 1865 montierten Kandelaber, für die ein eigenes Modell entwickelt wurde, waren 45 Zentimeter niedriger als die gewöhnlichen, «damit die Flammen nicht von dem Laubwerk der Bäume» verdeckt wurden.⁶⁵ Ausserdem wurden sie in zwei parallelen Reihen angebracht und nicht wechselseitig versetzt, was günstiger gewesen wäre.⁶⁶

Auf die Pflasterung der Strasse und der Trottoirs verzichtete man allerdings noch lange Zeit. Zunächst wollten die Behörden die Verlegung der Wasserleitungen (1868) und den weiteren Ausbau des Quartiers abwarten.⁶⁷ Nach Reklamationen aus der Bevölkerung erstellte die Stadt 1868 einige gepflasterte Strassenübergänge. 1869 hielt der Stadtrat fest, dass «die Pflasterung der Fahrbahn der Bahnhofstrasse unzweifelhaft noch längere Zeit aufgeschoben» bleibe.⁶⁸ Erst zehn Jahre später wurden an der Bahnhofstrasse mehrere Strassenübergänge und Trottoirs gepflastert, nachdem der Grosse Stadtrat dies in einem Postulat verlangt hatte.⁶⁹

Börse oder Baugarten –
Fortschritt oder Stadtzerstörung?

Während die Bahnhofstrasse vom Bahnhof bis zum Paradeplatz in kurzer Zeit erstellt worden war, kam der Abschluss vom Paradeplatz bis an den See aus mehreren Gründen erst zwölf Jahre später zur Ausführung (1877–1880).⁷⁰ Das grösste Hindernis für die angestrebte gerade Linienführung an den See waren der Kratzurm und der Baugarten. Der Kratzurm war der letzte Turm der einstigen linksufrigen Stadtbefestigung, und das auf einem Moräne-
hügel stehende Baugarten-Restaurant war wegen der Aussicht auf den See ein beliebtes Ausflugsziel und seit 1804 das Stammlokal der Baugarten-Gesellschaft.⁷¹ Die Fortsetzung der Bahnhofstrasse an den See war in den 1860er Jahren, d.h. solange der Umbau des Kratzquartiers, der Standort des neuen Stadthauses und die Quaifrage nicht geklärt waren, nicht dringlich.⁷² Dass die Stadt sich zurückhielt, hatte auch mit der vielstimmigen Opposition zu tun, die sich 1863 gegen den Abbruch der Zeitzeugen formiert hatte.⁷³ Als jedoch der Seidenfabrikant Heinrich Bodmer-Pestalozzi «zur Arch» 1873 ein grosses Legat für den Bau einer Börse aussetzte, kam Bewegung in das Bauprojekt.

Die Behörden wollten, dass die Börse an der oberen Bahnhofstrasse auf einem städtischen Bauplatz erstellt werde. Sie versprachen sich von diesem Bau starke Impulse für die Entwicklung des neuen Stadtquartiers. Im Februar 1876 kam der Vertrag zwischen der Stadt und der Kaufmännischen Gesellschaft zustande.⁷⁴ Die Opposition setzte sich mit allen Mitteln zur Wehr und reichte im Januar

1877 eine Petition gegen den Abbruch des Baugartens ein. Bei den fortschrittsorientierten Liberalen stiessen sie jedoch auf taube Ohren: «Die ganze Bewegung geht aus und wird geleitet von derselben Seite, die seit Jahren gegen Stadthausquartier- und Quaiproject Opposition macht und die Erhaltung des Baugartens allen bisherigen deutlichen Meinungsäusserungen der Gemeinde gegenüber erzwingen will. Ein Sieg dieser Bewegung würde die bauliche Entwicklung der Stadt auf lange Zeit hinaus hemmen.»⁷⁵ Im März 1877 wurden der Kratzurm und der Baugarten abgetragen und an deren Stelle 1877–1880 die neue [Börse](#) errichtet.⁷⁶

Die Schleifung dieser Bauten war auch das Fanal für den Abbruch des mittelalterlichen Kratzquartiers, an dessen Stelle mit dem Stadthausquartier ein repräsentatives grossbürgerliches Wohn- und Geschäftsviertel entstand. Obwohl die Heimatschützer auf verlorenem Posten kämpften, führte ihr Widerstand dazu, dass von 1877 an alle grösseren Eingriffe in die Stadtstruktur fotografiert wurden. Der stadträtliche Beschluss legte den Grundstein für das heutige Baugeschichtliche Archiv der Stadt Zürich.⁷⁷

Das Bahnhofquartier

Mit dem Bau der Bahnhofstrasse wurde im Oktober 1863 auch die Anlage eines neuen Stadtquartiers zwischen Bahnhof und Rennwegtor beschlossen. Die Quartieranlage kam zu grossen Teilen auf ehemaligem Schanzenland zu stehen, das abgesehen von den kantonalen Zeughausbauten, die bis im Herbst 1866 abzutragen waren, mehrheitlich unbebaut war.⁷⁸ Vor dem Bahnhof verlief neben dem Schanzengraben, der 1862 zugeschüttet wurde, der Sihlkanal, der mit seinen Mühlen dem Gebiet einen gewerblichen Charakter gab.⁷⁹ In dieser Gegend sollte nun nach den Plänen des Baukollegiums ein neues Geschäfts- und Handelszentrum entstehen.⁸⁰ Im Herbst 1864 erliess die Stadt ein spezielles Baureglement. An der [Bahnhofstrasse](#), am [Bahnhofplatz](#) und am Linth-Escher-Platz (heutige [Pestalozzianlage](#)), den BÜRKLI in seiner Quartierplanung von 1863 als Freifläche vorgesehen hatte,⁸¹ durften nur geschlossene Häuserreihen mit einer einheitlichen Höhe von 18 Metern erstellt werden. Die privaten Bauherren waren «zur Ausführung schöner Bauten» verpflichtet, unterschiedliche Fassaden, die «das ästhetische Gefühl» verletzten, waren nicht

erlaubt und Hauptgurte, Dachgesimse sowie Dachfirste hatten in gleicher Linie zu verlaufen.⁸²

Anfang 1867, nachdem die übrigen Strassen im Bahnhofquartier erstellt waren, konnten Stadt und Kanton zum Verkauf ihrer Bauplätze schreiten. Eine erste gemeinsame Gant von Stadt und Kanton im April 1867 verlief jedoch ergebnislos. Erst 1869 konnte die Stadt vier Bauplätze verkaufen; für den letzten städtischen Bauplatz im Bahnhofquartier fand sich erst 1879 ein Käufer.⁸³ Die wirtschaftlichen Krisen der 1860er und 1870er Jahre, die zwar von kurzen Aufschwungsphasen unterbrochen waren, drückten auf die «Kauflust».⁸⁴ Dazu kam, dass das Image der Gegend als ehemaliges Gewerbegebiet in unsicheren Zeiten die Spekulation nicht befeuerte. Das Bahnhofquartier hatte dem Stadtzentrum beim Rathaus den Rang noch nicht abgelassen: 1870 waren die Grundstückspreise beim Rathaus und am Limmatquai mehr als dreimal so hoch wie an der Bahnhofstrasse.⁸⁵

Risikofreudige Unternehmer liessen sich jedoch nicht abschrecken. Bereits 1859 hatten der Zuckerbäcker [David Sprüngli](#) und sein Sohn [Rudolf](#) ihr Geschäft von der Marktgasse in der rechtsufrigen Altstadt in die neu erstellten Tiefenhofhäuser am Paradeplatz verlegt.⁸⁶ Der Fotograf [Johannes Ganz](#) erstellte 1867/68 im Niemandsland an der zwei Jahre zuvor eröffneten Bahnhofstrasse sein künftiges Wohn- und Geschäftshaus.⁸⁷

Als ab Mitte der 1880er Jahre eine lang anhaltende und neue Wachstumsphase einsetzte, ging es mit der Bebauung des Bahnhofquartiers vorwärts. Die stärkste Bautätigkeit setzte zunächst im Gebiet vom Bahnhof bis zum Rennweg ein, das unbebautes Land war. An der mittleren Bahnhofstrasse vom Rennweg bis zum Paradeplatz wurde beim Bau der Strasse kein einziges der bestehenden Wohnhäuser berührt und die Umwandlung der Gegend erfolgte wesentlich langsamer. Eines der letzten alten Patrizierhäuser an der mittleren Bahnhofstrasse, das Haus zum «Grabengarten» (Bahnhofstrasse 43), wurde erst 1914 abgetragen.⁸⁸ Die Bebauung an der oberen Bahnhofstrasse erfolgte einiges schneller, vor allem wegen der anziehenden Konjunktur und weil die Gegend mit der [Schweizerischen Kreditanstalt](#) (1873–1877) am Paradeplatz und der [Börse](#) (1877–1880) einen guten Ruf hatte. Anfang der 1890er Jahre wurde an der Bahnhofstrasse das letzte Wohnhaus errichtet. Nach der Stadtvereinigung von 1893 beschleunigte sich der Umbau des



8

Die obere Bahnhofstrasse; links im Zentrum steht der Kappelerhof. Foto um 1890. BAZ. – Text S. 33–35.

Quartiers von der Wohngegend zur Geschäftsstrasse (Abb. 8). Die Wohnungen wurden sukzessive in Büroräume verwandelt und die Erdgeschosse zu Ladenlokalen umgebaut.⁸⁹ Mit den 1887 eröffneten Quaianlagen bekam das Quartier schliesslich seinen repräsentativen Abschluss und der Boulevard wurde dem See entlang bis in die Aussengemeinden Riesbach und Enge verlängert. 1889 wurde dem Politiker und Eisenbahnunternehmer [Alfred Escher](#) vor dem Bahnhof ein von [Richard Kissling](#) geschaffenes Denkmal gesetzt.⁹⁰

GEPLANTE STADTERWEITERUNG: SELNAU-, STADELHOFFER- UND INDUSTRIEQUARTIER

Die Anlage neuer Stadtquartiere stand im Programm des Baukollegiums weit oben. Obwohl die Liberalen den Wohnungsbau den privaten Unternehmen überliessen, nahmen sie mit dem Bau des Bahnhofquartiers (ab 1864), des Selnauquartiers (ab 1860), des Stadelhoferquartiers (ab 1862) und des Industriequartiers (ab 1864/75) die Stadterweiterung in die Hand. 1862 standen die Anlagen, die auf städtischem Grundbesitz realisiert werden sollten, auf dem Papier bereits fest. Mit den Bauprojekten verfolgte die Stadt drei Ziele: Erstens sollten die Quartieranlagen für die Weiterentwicklung der Stadt sorgen und der wachsenden Bevölkerung Wohnraum bieten sowie der Ansiedlung von Unternehmen dienen. Zweitens fungierten sie als städtebauliche Leuchttürme, mit denen das Bürgertum zeigen wollte, was es unter einer «schönen»

und «erfreulichen» Stadt verstand. Und schliesslich funktionierten die Quartieranlagen als Geldtöpfe, indem der Erlös der verkauften Bauplätze die Mittel für die technischen Infrastrukturprojekte lieferte. Auch private Bauherren nutzen die Möglichkeiten, die das Baugesetz ab 1863 vorsah, und planten erste Wohnquartiere, deren Gestaltung und Nutzung sie mit dem Erlass besonderer Bauvorschriften regelten. Dabei handelte es sich ausschliesslich um Wohnviertel an privilegierten Lagen wie etwa die [Villenquartiere](#) [Parking](#) und [Venedig](#) in der Enge, das [Bellerive-Quartier](#) und das [Quartier Neumünster](#) in Riesbach.⁹¹

Das Quartier in der Selnau

Bereits 1854 hatte der Stadtrat beschlossen, in der Selnau, die durch den Schanzengraben abgetrennt westlich der linksufrigen Innenstadt zwischen Sihl und Brandschenkestrasse lag, ein Stadtquartier anzulegen.⁹² Der Anlass für die Planung war zunächst nur der 1852 beschlossene Bau eines neuen Bezirksgebäudes. Die völlig abgelegene Selnauwiese – hier hatte die Stadt 1841 noch einen gesamtstädtischen Friedhof geplant, was allerdings scheiterte⁹³ – war dem Stadtrat als Standort für das kantonale Gebäude gerade gut genug. Auch die Zeitgenossen vermuteten, dass die Gemeinde Enge das Gebiet 1853 nur wegen seiner abgelegenen Lage der Stadt verkauft habe.⁹⁴ 1854 wurde die Selnau mit einer von [Ferdinand Stadler](#) entworfenen steinernen Bogenbrücke vom Talacker her erschlossen. Das 1855/56 erstellte Verwaltungsgebäude mit dem

Bezirksgericht, das den Mittelpunkt des zukünftigen Quartiers bildete, hatte **LEONHARD ZEUGHEER** geplant. Die Voraussetzungen für den Bau der Quartieranlage waren allerdings erst vorhanden, als das Bauamt unter fachmännischer Leitung stand. In der Selnau machte die Stadt ihre ersten Erfahrungen mit der Anlage eines modernen Stadtquartiers.

Im Frühling 1860 genehmigte der Stadtrat die «Bestimmungen betreffend die Anlage des um den Bau des Bezirksgebäudes übrig bleibenden Grundbesitzes der Stadt im Selnau zu einem Stadtquartier».⁹⁵ Damit wurden die Aufgaben der Stadt einerseits und der privaten Unternehmer andererseits geregelt. Die öffentliche Hand verpflichtete sich zum Bau einer «plangemässen» Strassenanlage, von «Dohlen» zur Aufnahme und Ableitung des Abwassers, zur Aufstellung von zwei Trinkwasserbrunnen, von Quartierstrassen, die zu «bepflastern oder zu chaussieren» und mit Trottoirs zu versehen waren, sowie zur Einrichtung einer Gasbeleuchtung. Im Gegenzug wurden die Käufer der städtischen Bauparzellen angehalten, ein 15 Punkte umfassendes Baureglement zu beachten.

Für die zwei Bauabteilungen links und rechts des Bezirksgebäudes verlangte das Reglement eine einheitliche geschlossene Bebauung mit Wohnhäusern von zwölf Metern Höhe. Für die restlichen vier Abteilungen, abseits der Selnaustrasse und hinter dem **Bezirksgebäude** gelegen, galten weniger strenge Vorschriften. Dort blieb das «Aneinanderbauen der Convenienz und Verständigung der Käufer» überlassen wie auch bezüglich der Gebäudehöhe «freies Baurecht» eingeräumt wurde. Hingegen waren alle Bauherren verpflichtet, «das Abwasser ihrer Dächer, Hofräume und der Schüttsteine der nächst gelegenen Hauptdohle vermittelst gemauerter Kanäle unterirdisch» zuzuführen. Von einem Anschluss der Aborte an die Kanalisation war um 1860 noch nicht die Rede.

In der Selnau erprobte der Stadtrat erstmals das von **FERDINAND STADLER** 1848 vorgeschlagene Finanzierungsmodell: Mit dem Verkauf städtischer Bauparzellen sollte der private Wohnungsbau gefördert und gleichzeitig die finanziellen Mittel für die Bestreitung der Quartieranlage gewonnen werden. Eine Praxis notabene, die der Kanton bereits in den 1830er Jahren beim Abbruch der Schanzenanlage angewendet hatte. Um sicherzugehen, dass die Bauplätze auch Käufer fanden, hatte der Stadtrat einen ersten Quartierplan von 1856, der

insgesamt 35 Bauplätze vorsah, zurückgewiesen und eine dichtere Bebauung verlangt. 1858 genehmigten die Behörden den überarbeiteten Plan, der nun 42 Bauplätze umfasste.⁹⁶ In der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 14. Mai 1860 machte die Stadt auf die «Versteigerung von Bauplätzen in der Selnauwiese» aufmerksam und pries deren «freie und gesunde Lage» sowie die Ausstattung des Quartiers mit Gasbeleuchtung und mehr als zehn Meter breiten Strassen mit Trottoirs.⁹⁷ Die erste Gant am 22. Mai 1860 verlief erfolgreich und 26 Bauplätze konnten an den Mann gebracht werden; vom Verkauf der restlichen 16 Parzellen sah die Stadt vorläufig ab, weil ihr die Angebote nicht genügten. Anfang 1863 waren alle Bauplätze in der Selnau verkauft.⁹⁸

Die Stadt konnte mit ihrem ersten Quartierprojekt zufrieden sein. Die Anlage und der Ausbau schritten zügig voran. 1863 wurde die Gasbeleuchtung in Betrieb genommen und 1864 waren die Strassenanlagen mehrheitlich fertiggestellt. Die Behörden hätten es wohl bei der Chaussierung belassen, doch die Anwohner petitionierten 1864 an die Stadt und verlangten die Pflasterung der Trottoirs und Strassenübergänge.⁹⁹ Wie der Stadtrat festhielt, betrug der Erlös aus dem Verkauf der Bauplätze etwa das Doppelte der Ausgaben für die Quartieranlage. Bis 1866 standen in der Selnau bereits 53 neue Wohnhäuser, in denen 808 Personen wohnten.¹⁰⁰

Die Strassenbezeichnungen nahmen die Geschichte des Gebiets auf: Die Flösser- und die Holzgasse erinnerten an die 1865 aufgehobene Flösserei auf der Sihl und den Holzsammelplatz am Sihlkanal.¹⁰¹ Die Gerechtigkeits- und die Friedensgasse nahmen Bezug auf das neue Bezirksgericht. 1864 erstellte die Stadt zwischen Selnauquartier und Sihlkanal für das Sihlamt, das für den Sihlwald zuständig war, ein neues Verwaltungsgebäude (Selnaustrasse 17; 1993 abgetragen), das der Sihlamsstrasse ihren Namen gab.¹⁰²

Von der Architektur der ausgeführten Wohnhäuser war der Stadtrat jedoch enttäuscht. Er musste die Erfahrung machen, dass dem Baureglement Grenzen gesetzt waren und man von den Bauherren nicht verlangen konnte, dass sie bei der Gestaltung der Fassaden Rücksicht auf «Geschmack» und «Schönheit» nahmen.¹⁰³ 1870–1872 erstellte der Zimmermeister **FRIEDRICH ULRICH** gegenüber dem Bezirksgebäude – auf dem ehemaligen Zimmerplatz der Familie – die sogenannten Westend-Terrassen-Häuser (Selnaustrasse 14–20; 18–20 1967



9

Die 1870–1872 erstellten Westend-Terrassen-Häuser im Selnauquartier. Das triumphbogenartige Portal trägt die Aufschrift «Westend Terrasse». Foto 1907. BAZ. – Text S.36f.

abgetragen).¹⁰⁴ Die noblen Mietshäuser, welche die «nüchtern biederer Bürgerhäuser» in der Selnau überragten, brachten schliesslich den erwünschten Glamour ins Quartier (Abb.9). Als Vorbild diente die englische Adelsresidenz Terrace im Londoner Westend. Der Grund für die Namensgebung war jedoch profaner, wie der Schriftsteller Robert Faesi, der in der «Westend-Terrasse» aufwuchs, schreibt: «Längs der Selnaustrasse zog sich unterhalb unserer Wohnung im zweiten Stockwerk eine schmale Terrasse hin, ihr und der Lage westlich der ehemaligen Stadtgrenze verdankte der Neubau den mir erst spät verständlichen Namen «Westend-Terrasse».¹⁰⁵

Das Stadelhoferquartier:
Bürgerlicher Wohn- und Kulturort

Nach dem Abbruch der Schanzenanlage in den 1830er Jahren war um die barocke Vorstadt in Stadelhofen – durch Planierungen der Bollwerke und die Aufschüttung des Geländes zwischen der heutigen Theaterstrasse bis und mit Stadelhoferdamm – eine grosse freie Fläche entstanden. Die Begrenzung des ehemaligen Damms gegen den See bildete ab Ende der 1830er Jahre die neue Uferlinie. Das Gebiet sollte sich mit der Hafenanlage und dem Kornhaus, von ALOIS NEGRELLI im Auftrag des Kaufmännischen Direktoriums erbaut, zum neuen Verkehrs- und Handelszentrum der Stadt entwickeln.¹⁰⁶ Doch bereits zwei Jahrzehnte später verlagerte sich das Verkehrszentrum zum Bahnhof und der Hafen Stadelhofen verlor prak-

tisch mit einem Schlag seine Bedeutung. Ab den 1860er Jahren wurde das ehemalige Gewerbegebiet in Stadelhofen zu einem bürgerlichen Wohn- und Kulturquartier umgebaut.

Mit den positiven Erfahrungen, die man in der Selnau gemacht hatte, nahm die Stadt 1862 die Planung in Stadelhofen an die Hand. Es war das erste Stadtquartier, das unter der Ägide des Baukollegiums und des Stadtgenieurs ARNOLD BÜRKLI stand. Bereits im Januar 1862 hatte BÜRKLI dem ZIA seinen Plan für den Stadtteil vorgelegt (Abb.10).¹⁰⁷ Acht Monate später stimmte die Gemeindeversammlung dem Antrag des Stadtrats zu, «das sämtliche der Stadt gehörende Grundeigenthum am Hafen und ausserhalb Stadelhofen, mit Ausnahme des alten Kornhauses, für Anlegung eines Stadtquartieres zu verwenden und zu diesem Ende zu veräussern».¹⁰⁸ BÜRKLI'S Projekt entsprach einer modernen Quartierplanung: Er teilte das Gebiet nach einem klaren und grosszügigen Raster in fünf regelmässige Bauvierteile ein. Den ehemaligen Viehmarktplatz teilte er in zwei Hälften, von denen die eine überbaut und die andere zur Grünanlage wurde – das eine finanzierte das andere.¹⁰⁹ Um die Bauparzellen zu verkaufen, scheute die Stadt keine Mühe. Als Erstes liess sie im Herbst 1862 von Kunstgärtner THEODOR FROEBEL den Park anlegen. Das Baukollegium sah ursprünglich auf den Längsseiten je eine «doppelte Baumallee» und in der Mitte offene Rasenflächen ohne Gebüsch vor. Der Stadtrat entschied sich jedoch für eine «Gartenanlage mit Gebüsch» und einen Springbrunnen im Zentrum.¹¹⁰ Mit Hilfe der

Grünfläche sollte das Quartier den gewerblichen Charakter abstreifen und eine bürgerliche Mieterschaft anziehen.

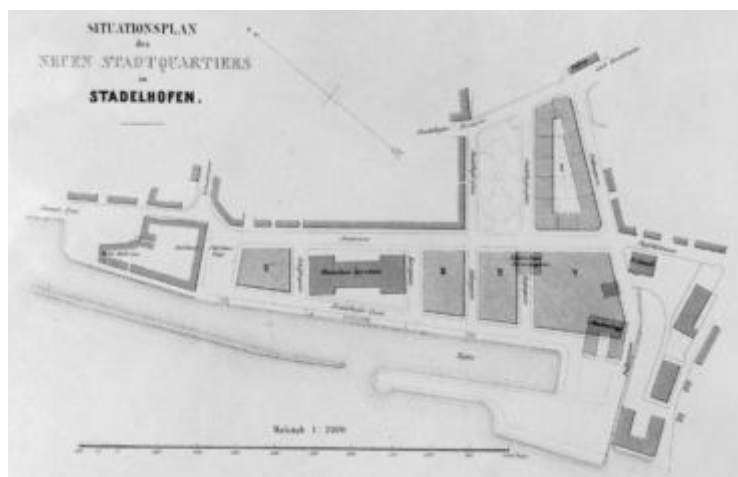
Im Januar 1863 erliess der Stadtrat eine «Bauverordnung für alle neuen Quartiere der Stadt Zürich» und gleichentags die speziellen Bauvorschriften für Stadelhofen. Ähnlich wie in der Selnau verpflichtete sich die Stadt, «Strassen, Plätze, Abzugsdolen, Quais, Landungsplätze und Promenaden» zu erstellen sowie für die «Anbringung von Brunnen und Strassenbeleuchtung» zu sorgen. Im Gegenzug schrieb sie praktisch im ganzen Quartier eine geschlossene Bauweise sowie eine durchgehende Gebäudehöhe von 18 Metern vor. Nach der Enttäuschung in der Selnau achtete man darauf, dass in Stadelhofen geschmackvoll gebaut wurde. Das Baureglement verpflichtete die Bauherren zur «Ausführung ästhetisch schöner Bauten» und machte die Bewilligung der Baupläne explizit davon abhängig. Wie in der Selnau waren auch in Stadelhofen Stallungen und Scheunen auf die Strassenseite sowie der Betrieb von emissionsreichem Gewerbe untersagt.¹¹¹

Die öffentliche Versteigerung im März 1863 überraschte den Stadtrat: Alle elf Parzellen im Bauviertel gegenüber der Parkanlage wurden verkauft und sämtliche Angebote lagen über dem Mindestpreis. Hingegen lagen für das Geviert nördlich vom Kornhaus (heutiger *Bellevueplatz*) keine attraktiven Angebote vor, und so verzichtete man auf den Verkauf der zwei Parzellen.¹¹² 1868 waren alle Häuser bis auf eines erstellt.¹¹³ Nach der Einführung der Druckwasserversorgung 1868 entschied der

Stadtrat über den geplanten Brunnen. Da der Park für ein grosses Bassin zu klein war, wählte man ein Modell mit «übereinanderliegenden Schalen und überfliessendem, plätscherndem Wasser». Wie der Stadtrat anmerkte, fühlte man sich in der Wahl des Brunnens frei, da der Stadelhoferplatz keine historische Bedeutung besass. Die gusseiserne Fontäne der Basler Firma PREISWERK UND FENNER wurde am Sechseläuten 1870 in Betrieb genommen.¹¹⁴

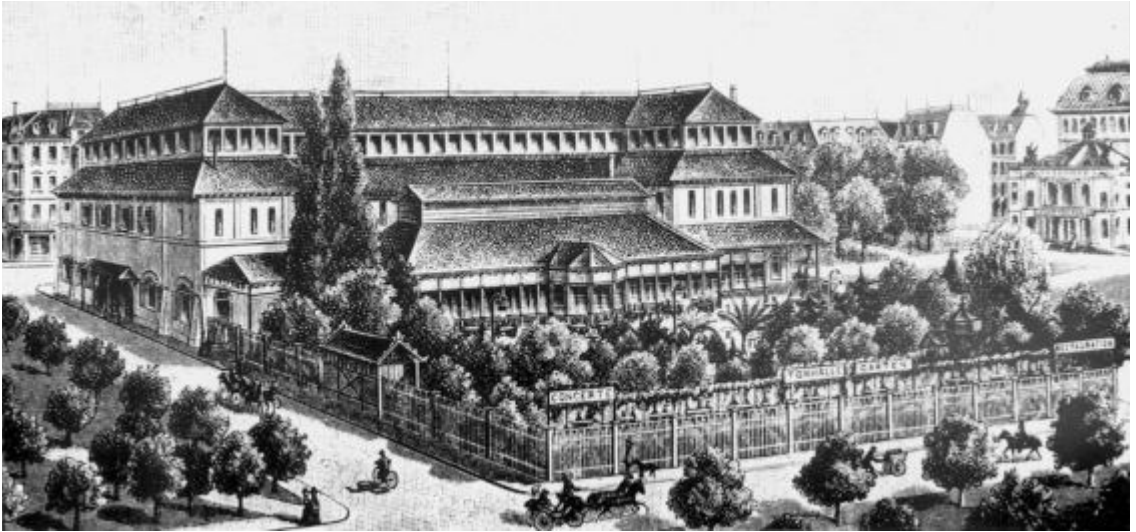
Der vorgesehene weitere Ausbau des Quartiers kam aus mehreren Gründen nicht zustande. Einerseits sah die Stadt wegen der wirtschaftlichen Krise ab 1864 vom Verkauf weiterer Bauplätze ab und andererseits war das Projekt blockiert, weil der Abschluss des Quartiers gegen Hafen und See noch offen war. Nachdem der Regierungsrat diese Frage 1868 entschieden hatte, beschloss die Stadt, die Stadelhoferanlage über die heutige Theaterstrasse hinaus bis an den See zu verlängern und das Bauviertel zwischen dem verlängerten Park und dem alten Kornhaus, das 1867/68 zur *Tonhalle* umgebaut worden war, ebenfalls als Grünfläche zu gestalten. Dies wurde 1869 auch ausgeführt.¹¹⁵ Die Gartenanlage wollte der Stadtrat allerdings nur als Provisorium verstanden wissen (*Abb. 11*). Im Dezember 1868 bestätigte der Regierungsrat, dass die Grünanlagen am See jederzeit wieder als Bauplätze dienen konnten.¹¹⁶

Als ab 1872 die Pläne für die Seepromenade zur Diskussion standen, war der Abschluss des Quartiers wieder offen. Erst mit der Eröffnung der Quaianlage fand das Stadelhoferquartier 1887 einen repräsentativen Abschluss gegen den See. Nachdem



10

«Situationsplan des neuen Stadtquartiers in Stadelhofen», 1862. SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 2 (1865), S. 304f. – Text S. 37f.



11

Das 1867/68 zur Tonhalle umgebaute Kornhaus mit dem gedeckten Palmgarten, in dem sich das gutbürgerliche Publikum traf. Xylografie von H. Fischer, um 1895. BAZ. – Text S. 38f.

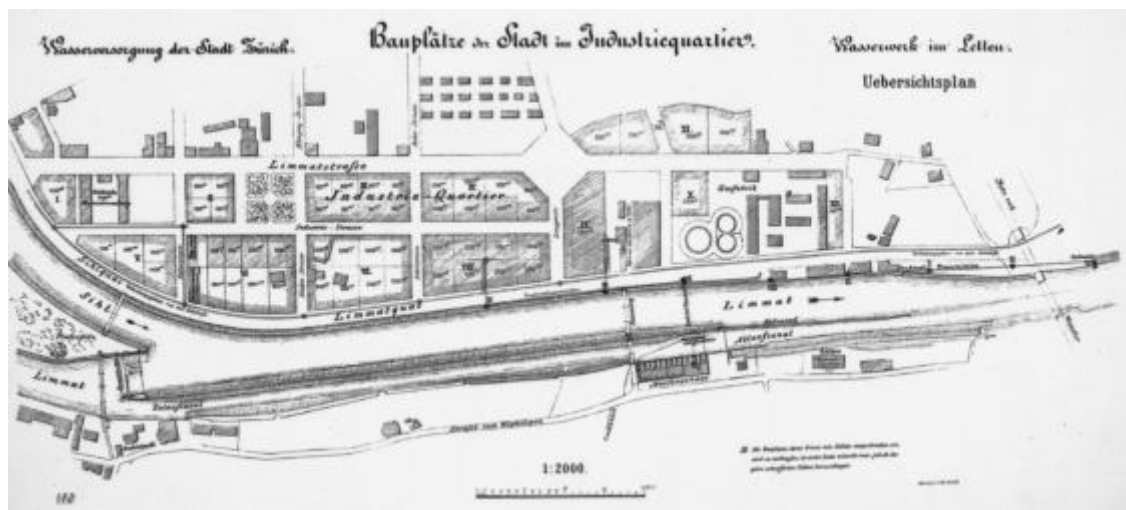
im Quartier mit dem zur Tonhalle umgebauten Kornhaus eine erste Kulturbau entstanden war, wurde in den 1890er Jahren der Wandel des bürgerlichen Wohnquartiers zu einem Kulturviertel mit weiteren repräsentativen Bauwerken vorgenommen. 1890/91 wurde das monumentale Stadttheater (heutige [Opernhaus](#)) von den Wiener Theaterarchitekten FERDINAND FELLNER und HERMANN HELMER auf dem Baugebiet zwischen der Quaianlage und der Randbebauung am Stadelhoferplatz errichtet. Die alte Tonhalle, die den Ansprüchen der Grossstadt nicht mehr genügte, wurde 1897 abgetragen und, ebenfalls nach Plänen von FELLNER und HELMER, 1895 am Alpenquai als Neubau eröffnet. Da alle Pläne für eine Überbauung des heutigen Sechseläutenplatzes scheiterten, wurde er als Fest- und Ausstellungsplatz, während des Zweiten Weltkriegs auch als Anbaufläche und später teilweise als Parkplatz genutzt. Seine heutige Gestalt und das Label des grössten innerstädtischen Platzes der Schweiz bekam der Sechseläutenplatz erst 2014.

Das Industriequartier:
ein Lehrstück städtischer Wirtschaftspolitik

Das Baukollegium sah nördlich des 1856 erstellten Vorbahnhofs in Aussersihl ein Gewerbe- und Industriequartier vor – das Pendant zum Handels- und Geschäftsquartier auf der Schauseite des

Bahnhofs. Der Standort in Aussersihl lag auf der Hand. Einerseits besass die Stadt in der Oetenbacher- und Marstallermatte grossen Grundbesitz und andererseits war das Gebiet durch die Eisenbahnlinien und die Lage auf der Rückseite des Bahnhofs bereits gebrandmarkt. An einer lukrativeren Verwertung des weitgehend landwirtschaftlich genutzten Bodens waren auch Private interessiert. Im Oktober 1861 gelangten Grundeigentümer mit dem Vorschlag an den Stadtrat, im Kräuel gemeinsam eine Quartieranlage zu erstellen. Im Februar 1864 schloss die Stadt mit J. C. Schulthess-Gut im Vogel-sang (Gemeinde Oberstrass) und Heinrich Briner «zum Limmatpitz» einen Vertrag über die Anlage einer «Hauptstrasse» ab, die schnurgerade vom Bahnhof respektive von der Sihlbrücke durch die Oetenbacher-matte bis zum heutigen Limmatplatz führte.¹¹⁷

Noch im selben Jahr begann die Stadt mit dem Bau der heutigen Limmatstrasse, der wegen der Wirtschaftskrise allerdings nicht über den Rohbau hinaus kam. 1865 verzichtete man vorläufig auf den weiteren Ausbau der Quartieranlage. Als 1866 jedoch der Vertrag mit der privaten Gasgesellschaft über die Verlegung der Fabrik in die Marstallermatte zustande kam, musste die Limmatstrasse bis zum Gaswerk weitergeführt werden.¹¹⁸ 1867 war die stattliche, 21 Meter breite, beidseitig mit Trottoirs versehene Strasse mehrheitlich fertig. Anders als geplant, zogen jedoch nicht Fabriken ins



12

Übersichtsplan mit den städtischen Bauplätzen im Industriequartier, die zum Verkauf stehen. 1878/80. Plan BAZ AA As 14. – Text S. 40f.

zukünftige Industriequartier, sondern Wohnungssuchende. 1873– 1879 erstellte der «Aktienbauverein Zürich» beim heutigen Limmatplatz eine grössere Arbeitersiedlung (Fierz-Häuser), die vermutlich im Zusammenhang mit den Plänen für das Industriequartier entstand.¹¹⁹ Das Gebiet zwischen der Limmatstrasse und den Eisenbahnanlagen entwickelte sich in der Folge zu einem Arbeiterwohn- und Gewerbequartier, während das geplante Industriequartier zwischen Sihl, Limmat und Limmatstrasse der weiteren Entwicklung harnte.

Erst nachdem 1875 das städtische Pump- und Wasserwerk rechts der Limmat im Letten (Gemeinde Wipkingen) beschlossen worden war, waren die Voraussetzungen für den Ausbau des gegenüberliegenden Industriequartiers erfüllt.¹²⁰ 1875 legte **ARNOLD BÜRKLI** seinem Vorgesetzten, dem Bauherrn **Arnold Vögeli-Bodmer**, einen Bericht über die «Verwerthung des städtischen Landes im Kräuel» vor.¹²¹ Da die Stadt in den 1870er Jahren ihren Grundbesitz im Industriequartier mit Zukäufen arrondiert hatte, konnte BÜRKLI ein rund 82000 Quadratmeter umfassendes Gebiet vom städtischen Werkhof bis zur Gasfabrik in die Planung einbeziehen. Er teilte das Quartier in neun regelmässige Baugevierte ein, wobei er den heutigen Klingenspark – wieder die Hälfte einer Bauparzelle – als Grünfläche vorsah (Abb. 12). Die Limmatstrasse verband er durch mehrere Querstrassen mit dem zukünftigen Sihlquai. Um die Attraktivität der Grund-

stücke zu steigern, bot die Stadt den Fabrikanten die Lieferung von Triebkraft vom gegenüberliegenden Wasserpumpwerk an und sah den Bau eines Industriegleises vor, für den «bequemen und billigen Transport» von Gütern ins Quartier und zum Bahnhof. Diese Investitionen, so BÜRKLI, würden die Schaffung «eines industriellen Quartiers zulassen, wie es sich in wenigen Städten so vortheilhaft finden dürfte und dem betreffenden städtischen Land einen hohen Werth» verleihen.¹²²

Um den Absatz der überschüssigen Energie zu sichern und das Industriegebiet für die spätere Erweiterung der Wasserversorgung als Reserve zu erhalten, wollte die Stadt die Grundstücke nur verpachten, also im Baurecht abgeben. Eine Praxis, die in der Schweiz noch unbekannt war: «Mag diese Verpachtung des Bodens auf lange Zeit, wobei der Pächter selbst die nöthigen Gebäude erstellt, für hiesige Anschauungen neu sein, so liefert doch diese Übung in England und Frankreich zu günstige Resultate und ist im vorliegenden Falle zu sehr durch die Verhältnisse geboten, als dass man sich nur deshalb, weil es sich um etwas Neues handelt, dürfte abschrecken lassen.»¹²³

Eine erste Fabrik, die sich im Industriequartier niederliess, war die Seidenfärberei von Albert Fierz, die spätere **Färberei Johannes Meyer und Co.** (Limmatstrasse 152; heute Migros-Hochhaus). 1875 schloss Fierz mit der Stadt einen Pachtvertrag über 25 Jahre für die «Errichtung & Betreibung einer Sei-

denfärberei» ab.¹²⁴ 1877 stimmte die Gemeindeversammlung dem Quartierprojekt und einem Kredit von mehr als einer Million Franken zu. 1880 waren die Strassen mit dem neuen Sihlquai fertiggestellt, auf dem 1882 das städtische Industriegleis eröffnet wurde.¹²⁵ Das Transmissionssystem, das sich von der Einmündung der Sihl in die Limmat (Platzspitz) bis zur Stadtmühle erstreckte, war mit der Eröffnung des Pump- und Wasserwerks 1878 in Betrieb genommen worden. 1883 wurde der Limmatplatz, der in Anlehnung an den Pelikanplatz gestaltet wurde, ausgeführt, und am 1. August 1885 konnte auch die Gasbeleuchtung in Betrieb genommen werden.¹²⁶

Dieses Lehrstück städtischer Wirtschaftspolitik, bei dem die Gemeinde enorme Summen in die Infrastruktur steckte, entwickelte sich nicht wie geplant. Obwohl die Stadt sehr bald von der Verpachtung abrückte – 1881 verkaufte sie der Seidenfärberei Fierz ihr Grundstück –, siedelten sich die grossen Fabriken im äusseren Teil des Industriegebiets, beim heutigen Escher Wyss-Platz, an. Hier konnten sie billigere, grössere und mit besseren Bahnanschlüssen versehene Grundstücke erwerben, und durch den Aufstieg der Elektrizität ab den 1890er Jahren wurde die Industrie auch von der Wasserkraft unabhängig. Das städtische Industriequartier diente in der Folge Handelsfirmen, kleineren Gewerbebetrieben oder kommunalen Einrichtungen wie dem Kornhaus beim Limmatplatz (1882–1929), der Filteranlage des [Wasserwerks](#) (1885–1914) oder dem [chemischen Laboratorium](#) (ab 1921) als Standort.¹²⁷

MODERNE STÄDTISCHE INFRASTRUKTUR: GASVERSORGUNG, STADTENTWÄSSERUNG UND HAUSWASSERVERSORGUNG

Zu den eindrucklichsten städtebaulichen Leistungen zwischen 1860 und der Stadtvereinigung von 1893 gehört die Anlage technisch anspruchsvoller und vorwiegend unsichtbarer städtischer Infrastrukturen wie der Gasversorgung (ab 1857), der Stadtentwässerung (ab 1867), der Hauswasserversorgung (ab 1868), des Telefonnetzes (ab 1880), der Elektrizität (ab 1892) und der elektrischen Strassenbahn (ab 1894). Der Bau solcher «grosstechnischen Systeme» – die Gasversorgung bildete den Prototyp eines modernen Netzwerks – gehörte zum Moder-

nisierungsprozess, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Zürich einsetzte.¹²⁸ Die Entfaltung von Industrie, Handel und Gewerbe sowie die steigende Bevölkerungskonzentration in der Innenstadt und den angrenzenden Aussengemeinden hatten nach 1850 zu Versorgungsengpässen geführt. Das sanitärische Gleichgewicht geriet aus den Fugen; neuartige Cholera- und Typhusepidemien alarmierten die Bevölkerung und beschleunigten die Einführung moderner Städtetechnik.

Die Urbanisierung setzte in der Schweiz im europäischen Vergleich relativ spät ein, weil sich die mit Wasserkraft betriebenen Anlagen der Textilindustrie in der Landschaft und nicht in den Städten ansiedelten. Die verspätete Entwicklung brachte es mit sich, dass die Schweiz vom technischen Vorsprung ausländischer Grossstädte wie Paris, London und Hamburg profitierte. So konnte Zürich andernorts bereits erprobte Systeme übernehmen und an die örtlichen Verhältnisse anpassen. Mit der Einrichtung dieser «Zivilisationssysteme» wurde das alltägliche Leben tiefgreifend verändert. Einmal in Betrieb, wurden sie jedoch schnell selbstverständlich. Dabei geht vergessen, dass sich bei ihrer Einführung oft intensive Auseinandersetzungen um das jeweilige technische System abspielten, die bei Krisen in der öffentlichen Diskussion wieder auftauchen konnten.

In den Diskussionen um die Modernisierung wurde hauptsächlich mit der «Verschönerung» der Stadt argumentiert. Schmutz, Dreck und üble Gerüche sollten verbannt werden und das finstere Mittelalter einer hellen und sauberen Zukunft weichen. Bei der Einführung von Kanalisation und Hauswasserversorgung ging es nicht nur um eine schöne und saubere Stadt, sondern auch um hygienische Wohnungen und gesunde Menschen. Die bürgerliche Hygienebewegung hatte die Regulation des öffentlichen Raums wie auch die Regulierung des individuellen Verhaltens vor Augen. Der Wirtschaft sollten gesunde Arbeiterfamilien, dem Staat gute Patrioten und beiden disziplinierte, ordentliche und sittliche Menschen zur Verfügung gestellt werden. Die von den Hygienikern geforderte «schöne Stadt» versprach die Lösung der sozialen Frage. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch das Ausgreifen der Stadt in die vor allem von Arbeiterfamilien bewohnten Aussengemeinden, denen mittels technischer Infrastruktur ein gesünderes und besseres Leben versprochen wurde.

Mit der Kanalisation und der Hauswasserversorgung wurden nach 1860 mit grossem Kapitaleinsatz auch andere Bereiche des öffentlichen Lebens von der Stadt modernisiert und in die eigene Regie übernommen, wie etwa das Bestattungswesen, die Anlage von Friedhöfen oder die Strassenreinigung. Neben der Gemeinnützigkeit verband sich mit der Kommunalisierung der städtischen Infrastrukturen – vor allem bei der lukrativen Gas- und Wasserversorgung oder dem Strassenbahnbetrieb – eine Gewinnorientierung. Die städtischen Werke entwickelten sich schliesslich auch zu wichtigen Einnahmequellen der öffentlichen Hand.¹²⁹

Die Gasversorgung

Als am 18. Dez. 1856 «436 öffentliche Laternen und circa 3000 Privatflammen» die Limmatstadt erleuchteten, brach ein neues Zeitalter an. «In Zürich führte die gestrige Eröffnung der Gasbeleuchtung zu einem wahren Volksfest; die Strassen waren bis tief in die Nacht vom spazierenden Publikum angefüllt, das seine Freude an der neuen Einrichtung unverholen an den Tag legte.» Vergessen war an diesem Festtag, dass sich die Stadtväter erst nach jahrelangen Beratungen für das Gaslicht entscheiden konnten.¹³⁰

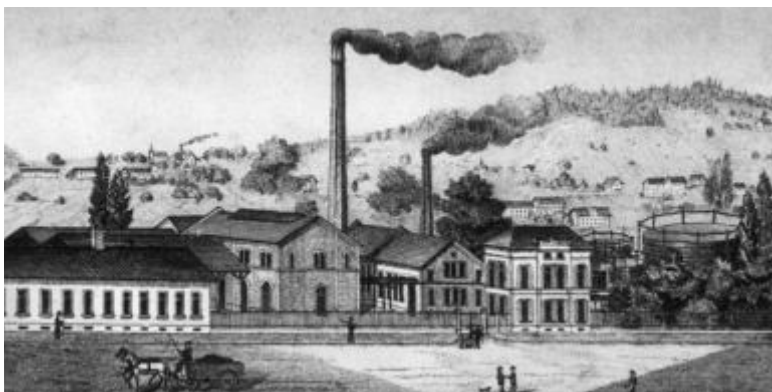
Ende Juni 1855 hatte der Stadtrat mit dem aus Augsburg stammenden Ludwig August Riedinger einen Vertrag abgeschlossen, dem die Gemeindeversammlung im Juli 1855 zustimmte.¹³¹ Das Risiko der erst wenig bekannten Technologie wollte die Stadt nicht übernehmen und überliess das Geschäft einem Privaten. Riedinger hatte die «Einrichtung und Besorgung der Gasbeleuchtung» vom Kauf des Bauplatzes bis zum Bau der Fabrik, von der Verlegung der Leitungen bis zur Aufstellung und zum Unterhalt der Strassenbeleuchtung zu besorgen. Die Stadt bezog das Gas zu einem fixen Tarif und verpflichtete sich zu monatlichen Zahlungen. Da Riedinger keinen geeigneten Bauplatz fand, verkaufte ihm der Stadtrat im Februar 1856 das Areal der ehemaligen Bürgergärten in der Platzpromenade hinter dem Bahnhof.¹³² Im Juli 1856 gründete der Augsburger die «Zürcher Aktien-Gesellschaft für Gasbeleuchtung». Im Gründungskomitee versammelte sich die liberale und finanzkräftige Elite der Stadt: [Hans Heinrich Abegg](#), Seidenindustrieller und erster Generaldirektor der Schweizerischen Kreditanstalt, [Heinrich Fierz](#), erfolgreicher Baum-

wollfabrikant und Politiker, [Heinrich Hüni](#), Seidenfabrikant und Politiker, sowie Jacques Ris, Bankier und Gründungsmitglied der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich.¹³³

1863 hatte das Gaslicht die Öllampe abgelöst, und als 1869 840 Gaslaternen die Strassen Zürichs erhellten, war das Projekt vorläufig abgeschlossen. Um die Beleuchtung beurteilen zu können, erkundigte sich der Stadtrat bei anderen Schweizer Städten und im benachbarten Ausland über die dortigen «Gasbeleuchtungsverhältnisse». Das Resultat war erfreulich und die Behörde kam zum Schluss, dass Zürich im Verhältnis «zu seiner Grösse und Volkszahl ausnahmsweise viele öffentliche Flammen» besitze.¹³⁴

Das Verhältnis zwischen Stadt und Gasgesellschaft entwickelte sich alles andere als harmonisch. Nach der Eröffnung der Fabrik kam es zu langwierigen Konflikten, unter anderem wegen des Gaspreises, der Qualität des Lichts und der Verteilung der Kosten bei der Ausdehnung des Leitungsnetzes in die Aussengemeinden. Erst nachdem die Stadt im Juni 1866 der Verlegung der Produktion in die untere Marstallermatte in Aussersihl zugestimmt und die Umstellung von Holz- auf Steinkohle bewilligt hatte, entfielen die grössten Differenzen.¹³⁵ Im Oktober 1867 nahm die [Gasfabrik in Aussersihl \(Limmatstrasse bei 180–192\)](#) die Produktion auf ([Abb. 13](#)).¹³⁶ Dass sich die Streitigkeiten legten, hatte vor allem damit zu tun, dass mit Steinkohle mehr Gas produziert werden konnte; der Leuchtstoff wurde billiger und mehr Leute konnten sich den neuen Energieträger leisten. Der Gaspreis betrug in Zürich 1862 noch 49,5 Rp. pro m³ und bis 1881 sank er auf 31 Rp. pro m³. Mit dem steigenden Konsum begann schliesslich das Geschäft auch für die Aktiengesellschaft zu rentieren.¹³⁷

In den Vorortsgemeinden wurde die Gasbeleuchtung auf Initiative von Privaten eingeführt. Im Februar 1857 beschloss Riesbach, die Strassen im «innern Theil der Gemeinde» mit Gaslicht zu erhellen. Möglich war dies, weil 28 Privatpersonen 396 Gasflammen abonnierten und einen «Beleuchtungsfonds» zeichneten.¹³⁸ 1873 baute die Gasgesellschaft in Riesbach neben dem bereits 1867 errichteten Gasbehälter eine [Filialfabrik](#), die Anfang Dezember 1874 den Betrieb aufnahm ([Hornbachstrasse 2, 4, 8](#)).¹³⁹ Auch in Hirslanden schlossen Private 1858 – ohne Beteiligung der Gemeinde – einen Vertrag mit der Gasgesellschaft für 5 Strassen-



13

Die 1867 an der Limmatstrasse im Industriequartier eröffnete Gasfabrik. Farb lithografie von J. J. Hofer, 1881. BAZ. – Text S. 42.

laternen an der Langgasse (heutige Forchstrasse) und 55 Privatflammen ab.¹⁴⁰ Im Juni 1862 schloss sich die Gemeinde Hottingen der Gasbeleuchtung an, vorerst mit 56 Strassenlaternen und 184 Privatflammen.¹⁴¹

Einen eigenen Weg beschritt die Gemeinde Enge. Wie die Stadt überliess auch sie das Geschäft einem Privatunternehmer.¹⁴² Im März 1863 lancierte der Gemeinderat eine Umfrage, um das Interesse an der neuen Beleuchtungstechnik in Erfahrung zu bringen.¹⁴³ Unter den Subskribenten ragten der Kaufmann [Otto Wesendonck](#) hervor, der für seine Villa 15 bis 20 Flammen abonnierte, und die Mechanische Papierfabrik an der Sihl, die für 55 bis 60 Flammen zeichnete. Ein Vertrag zwischen der «Zürcher Aktien-Gesellschaft für Gasbeleuchtung» und Enge kam allerdings nicht zustande. Ein Unternehmer namens Scheller aus Thalwil hatte sich um die Konzession beworben und der Gemeinde ein günstiges Angebot vorgelegt. Im August 1864 stimmte die Gemeindeversammlung dem Projekt zu, und 1865 wurde das Gaswerk im «Kratz» an der Sihl in Betrieb genommen.

Die Zurückhaltung gegenüber dem Gasgeschäft legte der Stadtrat allerdings bald ab. Bereits 1863 hielt er fest, «dass die Beschaffung eines so wichtigen und unentbehrlichen Lebens- und Gewerbsmittels, wie das Gaslicht schon ist und immer mehr wird, [...] nicht der privilegierten Ausnutzung durch die Privatspeculation übergeben werden kann».¹⁴⁴ Und bei der obigen Umfrage von 1869 kam heraus, dass die Städte, die ein eigenes Gaswerk betrieben, wirtschaftlich besser fuhren.¹⁴⁵ Als die Konzession nach 30 Jahren ablief, zögerte der Stadtrat nicht, die Gasfabrik auf den 19. Dez. 1886 in eigener Regie zu übernehmen.¹⁴⁶

Obwohl die Kommunalisierung den Aussengemeinden und den dortigen Gasabonnenten wesentliche Vergünstigungen brachten, konnte sich vor der Stadtvereinigung nur der kleinere Teil der Bevölkerung eine Gasbeleuchtung leisten.¹⁴⁷ 1876 konsumierten die Haushalte in der Stadt 46% der gesamten Gasproduktion, in Riesbach machte der Privatkonsum erst 4% und in Hottingen 1% aus; in Fluntern und Hirslanden lag er unter 1%.¹⁴⁸

Nach der Stadtvereinigung bemühten sich die Behörden als Erstes darum, den technischen Graben zwischen Stadt und Land zu schliessen: Das Leitungsnetz wurde massiv ausgebaut und die Quartiere mit neuen Hauptleitungen erschlossen. Allein zwischen Januar und Dezember 1893 gewann das Gaswerk mehr als 1000 neue Abonnenten.¹⁴⁹ Zu dieser erfreulichen Entwicklung trug vor allem die Verwendung von Gas zum Kochen und Heizen bei, die nach 1900 dem Gas für Beleuchtungszwecke den Rang ablief.¹⁵⁰ Mit der Propaganda für Gasherde und -heizungen stieg der Anteil des Koch- und Heizgases, der 1881 erst 1% der gesamten Produktion ausmachte, bis 1908 auf rund 56%.¹⁵¹

Die drei Gasfabriken in Aussersihl, Enge und Riesbach genügten nach 1893 nicht mehr. Im Februar 1897 bewilligten die Stimmbürger einen Kredit von 7,8 Millionen Franken für den Bau eines neuen Gaswerks auf städtischem Grundbesitz in der Gemeinde Schlieren, das im November 1898 den Betrieb aufnahm.¹⁵² Die Kommunalisierung des Gaswerks erwies sich für die Stadt in der Tat als Goldgrube. 1890 betrug der Reingewinn rund 127'000 und 1904 bereits rund 1 Million Franken. 1916 machte die Rendite mehr als 1,6 Millionen aus, obwohl der Gaspreis seit 1891 von 29 Rp. bis 1911 auf 17,5 Rp. pro m³ gesenkt worden war.¹⁵³

Eine moderne Stadtentwässerung

Seit dem Mittelalter wurden in Zürich wie in anderen Städten die Abfälle aus den Küchen und Latrinen in den hinter den Häusern liegenden offenen Ehgräben gesammelt.¹⁵⁴ Ehgräben gab es in der links- und rechtsufrigen Stadt in grosser Zahl. Für den Abfluss des Schmutzwassers in die Limmat oder den nächsten Bach sorgte das natürliche Gefälle, während die festen Stoffe durch ausgelegtes Stroh gebunden wurden. Die Reinigung der Ehgräben war eine gemeinschaftliche Pflicht der Anstösser, die von Zeit zu Zeit die sogenannten Ehgraben-Räumer mit der Säuberung der Abfallgruben beauftragten. Diese legten den Mist an der nächstmöglichen Stelle zum Trocknen aus, von wo er schliesslich in die Gärten, Felder und Rebberge abtransportiert wurde.¹⁵⁵

Mit dem Bevölkerungswachstum stiess das traditionelle Entsorgungssystem an seine Grenzen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich die Bevölkerung in der Innenstadt verdreifacht. Auch die Zeitgenossen bemerkten die Verdichtung und die damit zusammenhängende Verschärfung der hygienischen Verhältnisse. Die Angst vor Epidemien wie Cholera und Typhus, die im 19. Jahrhundert auch Zürich heimsuchten, und die durch die Hygienebewegung veränderte Wahrnehmung von Schmutz und Fäkalien lösten ein Umdenken aus. Für die Hygieniker waren sanitäre Probleme eng mit sozialen verknüpft. Auch BÜRKLICH zeichnete in seiner Beschreibung der herrschenden Zustände das Bild des Menschen, der im Schmutz verrohe und verkomme.¹⁵⁶

Um 1860 war die Entsorgung der Fäkalien durch eine unterirdische Schwemmkanalisation keine Selbstverständlichkeit. Die Lehrmeinungen über die Stadtentwässerung waren noch nicht gefestigt. Die verschiedenen Varianten, das Tonnensystem, das Pariser Kübelsystem und die englische Schwemmkanalisation, standen in Konkurrenz zueinander.¹⁵⁷ Nach dem Amtsantritt BÜRKLICHs begann sich Zürich mit der Frage nach dem richtigen Entsorgungssystem zu beschäftigen. Im Bericht des Baukollegiums von 1861 war die Reform des Kloakenwesens bereits skizziert. Da der Bau einer modernen Stadtentwässerung, unabhängig von der Systemwahl, weitgehende Eingriffe ins Privateigentum vorsah, wollte die «Kloakenkommission» zuerst den Erlass eines Baugesetzes abwarten.¹⁵⁸

Das Baugesetz von 1863 schrieb die Entwässerung neuer Stadtquartiere mit einer Kanalisation vor und verpflichtete die Stadt auch zur Sanierung des Ehgrabennetzes, allerdings in einer wenig verbindlichen Form.¹⁵⁹ Angesichts der grossen Investitionen, die eine moderne Entwässerung erforderte, schickte der Stadtrat BÜRKLICH 1864 auf eine Studienreise nach Frankreich, England, Belgien und Deutschland, wo er die Abwasser- und Wasserversorgungssysteme mehrerer Städte studierte.¹⁶⁰

BÜRKLICH kam zum Schluss, dass das Kübelsystem nach Pariser Vorbild mit Kanalisation für Zürich das beste Modell sei. Beim Kübelsystem wurde jeder Abtritt, mit oder ohne Wasserspülung, an einen Kübel im Erdgeschoss oder im Keller des Wohnhauses angeschlossen. Die Fäkalien fielen durch ein Fallrohr in den Kübel, in dessen Innerem ein Sieb die festen Stoffe zurückhielt, während der Urin und allenfalls das Spülwasser in die Kanalisation flossen.¹⁶¹ Bereits im Frühjahr 1867 hatte die Gemeinde über das Entsorgungssystem zu befinden.¹⁶² Dass das Projekt so schnell auf dem Tisch lag, hatte mit der schweren Typhusepidemie zu tun, die im Winter 1865/66 Zürich heimsuchte und das Planungsverfahren beschleunigte. Die stärksten Argumente gegen das Kübelsystem, die hohen Investitionskosten und die Organisation der Fäkalienabfuhr, schienen bereits während der Planungsphase bereinigt worden zu sein. An der Gemeindeversammlung war das Pariser Entsorgungsmodell praktisch unbestritten. Nur wenige Monate nach dem Entscheid brach eine grosse Choleraepidemie mit über 600 Krankheitsfällen aus. Dieses Ereignis bewirkte, dass die Reform des Kloakenwesens zügig umgesetzt wurde.¹⁶³

Wie kam BÜRKLICH dazu, dieses aufwendige Entsorgungssystem vorzuschlagen, und warum entschied sich Zürich nicht für die Schwemmkanalisation? Den Ausschlag für das Pariser Modell gab vermutlich die nationalökonomische Bedeutung des «Staddungs». Die Fäkalien wurden zwar als grosses sanitäres Problem betrachtet. Andererseits besaßen sie einen landwirtschaftlichen Wert und deshalb wollte man den wertvollen Dünger nicht einfach die Limmat hinunterspülen. Aus diesem Grund klärte BÜRKLICH auch die Frage sehr genau ab, ob der Staat überhaupt ein Recht auf die Verwertung der Fäkalien habe. Da die Stadtbehörden mit der Kloakenreform bereits Zwangsmassnahmen zur Verbesserung der allgemeinen Hygiene durchsetzten, wählten sie in Bezug auf die Fäkalien ein behutsames Vorgehen.

Wer den Inhalt seines Abtrittkübels nicht der Stadt abtreten wollte, konnte ihn selber verkaufen oder damit seinen Garten düngen.¹⁶⁴

Mit dem Entscheid für das Kübelssystem mussten die Liegenschaften umgebaut werden. Zuerst wurden alle Neubauten an die Kanalisation angeschlossen und mit Kübeln ausgestattet. Dann wurden die Liegenschaften in der Innenstadt mit Entwässerung in die Ehgräben saniert und schliesslich sämtliche gemeinschaftlich genutzten Abtrittgruben aufgehoben. Wie gross die Einigkeit über die Reform der Stadtentwässerung war, zeigte sich auch daran, dass die Verordnung über die Verteilung der Kosten vom Grossen Stadtrat im Sommer 1867 unverändert angenommen wurde.¹⁶⁵

Der Anschluss der einzelnen Liegenschaften an das Kübelsystems vollzog sich in beeindruckendem Tempo: 1871 waren bereits 945 der insgesamt 1480 Häuser der Innenstadt mit 1108 Abtrittkübeln ausgerüstet. Bis 1870 waren alle Ehgräben in der Stadt umgebaut und die gemeinschaftlichen Jauchegruben verschwunden. 1891 wurden in der Innenstadt die zwei letzten Gruben aufgehoben. Nun funktionierten alle Aborte nach dem Pariser Kübel-system.¹⁶⁶

Die Stadt hatte ein grosses Interesse, die Vorortsgemeinden in die Kloakenreform einzubeziehen. Wollte man eine durchgreifende Verbesserung der sanitären Verhältnisse erreichen, war der Nutzen beschränkt, wenn das Modernisierungsprojekt an der Stadtgrenze haltmachte. Bis zur Stadtvereinigung von 1893 wirkten die politischen Grenzen allerdings oft als Barrieren, weil die Aussengemeinden eifersüchtig auf ihre Eigenständigkeit bedacht und finanziell nicht auf Rosen gebettet waren. Um den Anschluss attraktiv zu machen, hatten die Gemeinden für die Benutzung der städtischen Kanalisation keine Entschädigung zu zahlen. Ausserdem wurden sie vom technischen Büro beim Bau der Kanäle unterstützt.¹⁶⁷

Als erste Gemeinde schloss sich Riesbach Ende 1868 der Kanalisation an. 1871 bestanden Verträge mit Aussersihl, Hottingen, Enge, Hirslanden und Fluntern und bis 1874 waren auch Unterstrass und Oberstrass an das Kanalnetz der Stadt angeschlossen.¹⁶⁸ Der Umbau der Aborte erfolgte in den Aussengemeinden, da er freiwillig war, bedeutend langsamer. 1874 waren in den Vororten gesamthaft 220 Abtrittkübel in Betrieb, in der Stadt waren es bereits 1350.¹⁶⁹

Mit der Modernisierung der Stadtentwässerung, der Einführung des Kübelsystems und der Aufhebung der Ehgräben und bald auch der Miststöcke musste die Abfuhr der Fäkalien und des Kehrrichts neu organisiert werden.¹⁷⁰ Das städtische Abfuhrwesen, das mit Neujahr 1868 den Betrieb aufnahm, hatte unter anderem die Aufgabe, sämtliche Abtrittkübel von Zeit zu Zeit auszuwechseln, die noch bestehenden Jauchegruben und Ehgräben zu leeren sowie den Pferdemit abzuführen. Dazu fuhren die städtischen Kübelmänner jeweils zu dritt mit Ross und Wagen in die Stadt. Zu zweit schleppten sie die über 80 Kilogramm schweren Behälter aus den Kellerräumen zum Fuhrwerk. Nachdem sie neue eingesetzt hatten, ging die Fahrt in die Kübelwäscherei nach Aussersihl ins Industriequartier (oberhalb der heutigen Kornhausbrücke). Hier wurden die Kübel geleert und gereinigt.¹⁷¹ Die Fäkalien wurden direkt in die von Bauern bereitgestellten Jauchewagen geleert oder in Gruben deponiert.¹⁷² Die Abfuhr bewirtschaftete im Industriegebiet rund 14 Hektaren Wiesland, das sie mit den Fäkalien düngte.¹⁷³

Die Behörden waren zuversichtlich, dass sich aus der Abfuhr ein gewinnbringendes Unternehmen entwickle. Geplant war, aus den Fäkalien einen festen, transportablen und gut verkäuflichen Dünger herzustellen. Die Produktion von sogenannten Poudretten kam jedoch über Versuche nicht hinaus, und die Hoffnung, die Fäkalien zu Dünger zu verarbeiten, zerschlug sich bald.¹⁷⁴ Obwohl der Verkauf der Fäkalien an die Landwirte zunächst einigermaßen befriedigte, blieb die Entsorgung ein Defizitgeschäft. 1882 beschloss der Stadtrat, künftig Gebühren für die Kübelauswechslung zu verlangen.¹⁷⁵ Parallel dazu verlor der Stadtdung auch zusehends an Wert, weil mit der Verbreitung von Wasserspülungen die wertvollen Nährsalze ausgespült wurden.¹⁷⁶

Die Abfuhr war nicht nur defizitär, auch der Standort kam mit der zunehmenden Überbauung unter Druck. Nachdem 1879 die Abstimmung über die Anlage von Rieselfeldern auf städtischem Land zwischen Altstetten und Schlieren negativ ausgefallen war, eröffnete die Stadt 1880 im Hardhüsli (dem Gebiet der späteren Kläranlage Werdhölzli) eine Deponie für Kehrriecht und Pferdemit.¹⁷⁷ Die ebenfalls zur Diskussion stehende Verlegung der Kübelwäscherei ins Hardhüsli lehnte der Stadtrat noch 1890 ab – vermutlich wegen der höheren Transportkosten.¹⁷⁸ Als jedoch im Sommer 1892 in

Hamburg eine verheerende Choleraepidemie ausbrach, beschloss der Grosse Stadtrat im September 1892, die Kübelwäscherei vom Industriequartier ins Hardhüsli zu verlegen, wo nach einem provisorischen Betrieb die definitive Anlage im Herbst 1893 eröffnet wurde.¹⁷⁹

Spätestens mit der Stadtvereinigung von 1893, der starken Bevölkerungszunahme, der raschen Ausdehnung des Siedlungsgebiets, aber auch mit den sich ändernden Lebensgewohnheiten kam das städtische Entsorgungssystem wiederum an seine Grenzen.¹⁸⁰ Die Verbrennung der Abfälle, die in den englischen Grossstädten bereits praktiziert wurde, stand nun auch in Zürich zur Diskussion. Anfänglich erwog man, die Fäkalien ebenfalls zu verbrennen. Dieser Plan wurde aber bald aufgegeben.¹⁸¹ 1895 reiste eine Delegation nach England, um sich über die dortigen Verbrennungsanlagen zu informieren. Nachdem Zweifel über die Brennbarkeit des Zürcher Kehrriechts aufgekommen waren, schickten die Behörden 1901 eine Abordnung nach England und Deutschland. Nach reiflicher Überlegung entschied sich Zürich schliesslich für das Modell der Kehrriechtverbrennung der englischen Industriestadt Leeds.¹⁸²

1899 bewilligte die Stimmbevölkerung einen Kredit von einer Million Franken für den Bau einer [Verbrennungsanlage beim Bahnviadukt \(Josefstrasse 211\)](#), in einer damals noch völlig unbebauten Gegend am Rand des Industriequartiers ([Abb. 14](#)). Neben der Anstalt wurden unter anderem auch zwei Wohnhäuser für die Angestellten und ein Stall für 18 Pferde gebaut.¹⁸³ Im Mai 1904 nahm die Anlage den Betrieb auf und gleichzeitig schaffte die Stadt die ersten zehn patentierten Müllwagen des Zürcher Wagners Jakob Ochsner an.¹⁸⁴ In den ersten Jahren wurde der Kehrriecht noch von Hand in die Verbrennungsöfen geschaufelt; ab 1908 wurde diese Arbeit sukzessive automatisiert. Im Ersten Weltkrieg und während der Nachkriegskrise wurde die bessere Verwertung der Abwärme ein Thema. Gleichzeitig wurde die Frage aufgeworfen, ob man die Anlage nicht besser schliessen und den Abfall in Kiesgruben oder in den Lehmgruben der Ziegeleien deponieren sollte.¹⁸⁵ Soweit kam es jedoch nicht. Im Dezember 1926 wurde der Kredit für den Umbau an der Urne angenommen und im Januar 1928 nahm die modernisierte und mit einer Abwärmeverwertungsanlage ausgerüstete Kehrriechtverbrennung den Betrieb auf.¹⁸⁶

Die Stadtentwässerung war bereits kurz nach der Einführung wegen der unrentablen Fäkalienabfuhr unter Druck gekommen – nach der Jahrhundertwende wurde die Gewässerverschmutzung kritisiert. Die Verbreitung der Wasserklosetts hatte die gewässerschützerische Wirkung des Abtrittkübels zusehends ausgehöhlt. Ab 1909 begann sich die Stadt ernsthaft mit einem Systemwechsel zu befassen, wobei eigentlich nur eine Schwemmkanalisation mit Kläranlage in Frage kam.¹⁸⁷ Die vorbereitende Fachkommission ging 1916 davon aus, dass auch bei der vollständigen Abschwemmung der Fäkalien «die Verunreinigung der Limmat, bei deren relativ ausserordentlich günstigen Wasser- verhältnissen keine derartige sei, dass nicht eine mechanische Reinigung [...] vollkommen genügen würde». Da die Experten der Selbstreinigungskraft der Limmat viel zutrauten, zogen sie bei der im Werdhölzli geplanten Kläranlage nur eine mechanische Klärstufe in Betracht.¹⁸⁸

In den Kriegsjahren und der nachfolgenden Wirtschaftskrise war an die Realisierung des Projekts nicht zu denken. 1923 wurden die Schwemmkanalisation und der Bau der Kläranlage in der Volksabstimmung deutlich angenommen. In der umstrittenen Frage des Obligatoriums zeigten die Behörden Fingerspitzengefühl und der Anschluss blieb vorerst freiwillig. Erst 1932 schrieb eine Verordnung vor, dass alle Liegenschaften an die Kanalisation anzuschliessen waren. Damit war auch die Bezahlung einer Kanalgebühr verbunden, die die alte Taxe für die Kübelauswechslung ersetzte. Trotz den kostenintensiven Auflagen, die der Anschluss mit sich brachte, trauerte niemand dem Kübel- system nach, dessen Einführung im Rückblick als Fehlentscheid der Behörden bezeichnet wurde.¹⁸⁹ Die Kläranlage Werdhölzli, die auf dem städtischen Grundbesitz im Limmattal erstellt wurde, nahm 1925 mit einer mechanischen Reinigungsstufe den Betrieb auf.¹⁹⁰

Die Hauswasserversorgung

Anfang September 1868 nahm die Gemeindeversammlung den Bau einer neuen Hauswasserversorgung «einmüthig» an.¹⁹¹ Damit wurde in Zürich auch die traditionelle Wasserversorgung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einer modernen Netzwerktechnologie abgelöst.¹⁹² Der mühsame, aber auch kurzweilige Gang zum öffent-

lichen Brunnen wurde innert kürzester Zeit durch den Wasserhahn in der Wohnung ersetzt und damit ein traditioneller Aspekt des Alltags aus dem öffentlichen Raum ins Private verbannt.¹⁹³

Die Wasserversorgung der Limmatstadt stützte sich von jeher auf Quell-, See-, Fluss- und Grundwasser.¹⁹⁴ Die meisten öffentlichen Brunnen wurden mit Quellwasser versorgt, das aus den umliegenden Hügeln stammte und mit HolZRöhren, sogenannten Teucheln, in die Stadt geleitet wurde. Verbreitet und sehr geschätzt waren auch die Sodbrennen: ein bis auf die wasserführende Schicht in die Erde getriebener Schacht, mit Holz oder Steinen verkleidet, aus dem mit einem an einem Seil befestigten Eimer Wasser geschöpft wurde. Weiter wurde bis ins 19. Jahrhundert mit Hilfe von zwei Schöpfkräden auf der oberen und der unteren Brücke Wasser aus der Limmat gewonnen. Als Trinkwasser bevorzugte die Bevölkerung das frische und kühle Quellwasser. Das weiche Flusswasser hingegen wurde vom Gewerbe und den Waschfrauen geschätzt. Als Trinkwasser wurde es jedoch gemieden, da es oft zu warm war und sich kleine Tierchen darin finden konnten.¹⁹⁵ Die Ressourcen der einzelnen Systeme waren allerdings begrenzt und die Brunnen häufig in Privatbesitz. In der Gemeinde Riesbach gab es mehrere laufende Brunnen, die den umliegenden Hausbesitzern gehörten. Wer Wasser von den Privatbrunnen bezog, hatte den Eigentümern eine jährliche Entschädigung zu zahlen.¹⁹⁶

Die traditionelle Wasserversorgung kam nach 1850 aus mehreren Gründen in die Kritik. Die Bevölkerung reklamierte, wenn in Trockenperioden zu wenig Wasser aus den Röhren floss, wenn das Trinkwasser nach Gewittern getrübt oder in heissen Sommern zu warm war. Die Stadtbehörden wiederum beanstandeten die hohen Unterhaltskosten.¹⁹⁷ Das Baukollegium sah in seinem Programm von 1861 deshalb auch eine «durchgreifende Reform des Brunnenwesens» vor.¹⁹⁸ Zwei Jahre später kam das technische Büro, das sich mit der Modernisierung der Wasserversorgung befasste, zum Schluss, dass in Zürich keine ausschliessliche Quellwasserversorgung eingeführt werden konnte, da die privaten Quellen zu teuer waren und zu wenig Wasser lieferten. Hingegen wies BÜRKLI bereits auf die Kombination von Quell- und Flusswasser hin.¹⁹⁹ Er wollte ein modernes System realisieren und sich nicht mit einer althergebrachten Lösung begnügen, die bald wieder an ihre Grenzen stossen würde.

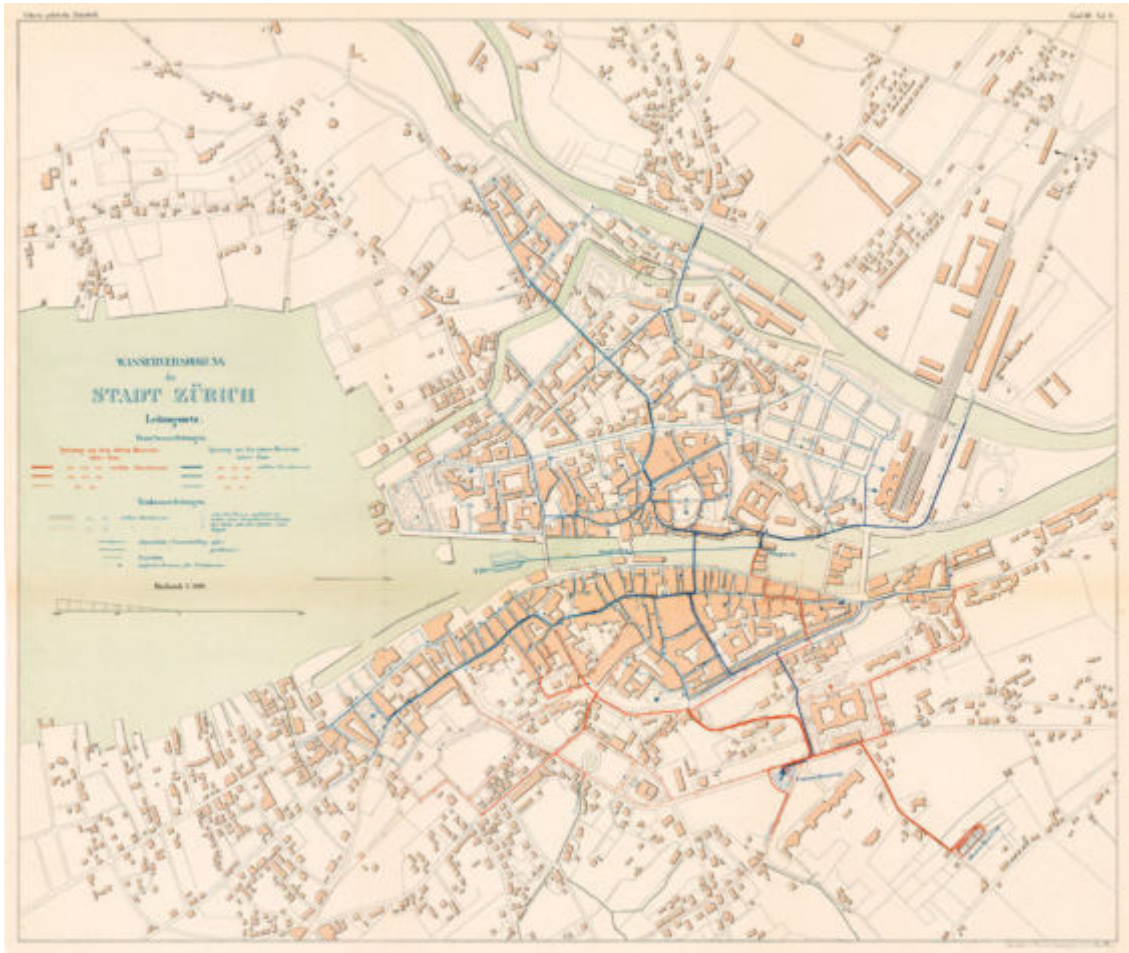


14

Die 1904 eröffnete Kebrichtverbrennungsanlage an der Josefstrasse im Industriequartier. Foto Philipp und Ernst Linck, 1904. BAZ. – Text S. 46.

Bevor man sich jedoch für ein neues System entschied, schickte man den Stadttingenieur auf eine internationale Studienreise, damit er sich vor Ort informiere. In seinem 1867 publizierten Bericht schlug BÜRKLI ein doppeltes System vor: Die öffentlichen Brunnen sollten nach wie vor mit Quellwasser gespeist werden und als Trinkwasserbrunnen dienen. Für alle anderen Zwecke wie Kochen, Waschen, Aborte, Körperpflege oder Gewerbebezwecke sah er sogenanntes Brauchwasser aus der Limmat vor. Das gefilterte Flusswasser sollte durch das bestehende **Pumpwerk** am oberen Mühlesteig entnommen und in die zwei vorgesehenen Reservoirs an der Rämistrasse neben dem Kantonsspital (gebaut 1870) und an der Schmelzbergstrasse oberhalb der Sternwarte (gebaut 1871) hinaufgepumpt werden.²⁰⁰

Im Gegensatz zur Gasversorgung war die Hauswasserversorgung von Anfang an als kommunales Unternehmen geplant und ebenso unbestritten war der Einbezug der Aussengemeinden.²⁰¹ Erstens sollten die Arbeiterfamilien in den Vororten möglichst günstig zu Wasser kommen, damit sie das



15

Leitungsplan der Brauchwasserversorgung von 1871 mit dem Limmatfilter und der Leitung in der Limmat zum Pumpwerk am oberen Mühlesteig. Die zwei Druckzonen, die bis Ende der 1870er Jahre ausreichten, sind rot und blau eingezeichnet. Bürkli 1871. – Text S. 47–49.

Gut ungehindert konsumierten und die Hygiene und Volksgesundheit dadurch insgesamt gehoben wurden. Zweitens sollten die hohen Investitions- und Betriebskosten durch die Wasserzinsen gedeckt werden. Je mehr Haushalte sich der Wasserversorgung anschlossen, desto besser standen die Chancen, dass das städtische Unternehmen einen Gewinn abwerfen würde.²⁰²

Da die neue Wasserversorgung viel Geld kostete, legten die Behörden den Vorschlag BÜRKLI zwei Experten zur Prüfung vor: dem englischen Ingenieur und Berliner Baubeamten M^oORE, der den Bau der 1866 eröffneten Wasserversorgung der Stadt Basel geleitet hatte, und CARL CULMANN, Bau-

ingenieur und Professor am Eidgenössischen Polytechnikum. BÜRKLI'S Projekt überzeugte und wurde von den beiden Fachleuten «in allen wesentlichen Punkten» bestätigt.²⁰³

Dass in der Limmatstadt ein doppeltes System mit Brauch- und Trinkwasser realisiert wurde, war ein Kompromiss (Abb. 15). Weil eine Versorgung der Bevölkerung mit Quellwasser nicht möglich war, kam nur eine Flusswasserversorgung in Betracht. Da handkehrum das Limmatwasser als Trinkwasser abgelehnt wurde, konnte man die Quellwasserbrunnen nicht leichtfertig aufgeben. Schliesslich bewiesen die Stadtbehörden mit dem Entscheid für das aufwendigere System politisches Gespür.

Es ist auch für heutige Verhältnisse erstaunlich, mit welchem Tempo das Projekt realisiert wurde. Bereits im September 1871 war die Anlage fertiggestellt.²⁰⁴ Dass die neue Wasserversorgung instande war, die bisher beklagten Versorgungsengpässe zu beheben und eine kontinuierliche Wasserlieferung zu garantieren, hatte sie bereits ein Jahr zuvor bewiesen. Als die Quellen im Sommer 1870 ausgesprochen wenig lieferten, machte sich dies dank der neuen Brauchwasserversorgung «nicht sehr bemerkbar».²⁰⁵

Das Originellste an BÜRKLI'S Projekt war der 1871 in der Limmat oberhalb der Münsterbrücke erstellte Sandfilter, von wo aus das filtrierte Wasser zum Pumpwerk geleitet wurde.²⁰⁶ Obwohl BÜRKLI eine Filtrierung des Wassers nicht notwendig fand – die Qualität des Limmatwassers wurde von den Experten als einwandfrei beurteilt –, musste das Wasser, da es auch als Trinkwasser diente, vorgängig gefiltert werden, damit es keine ekelerregenden «Geschöpfe» enthielt.²⁰⁷ Mit dieser Ansicht befand sich BÜRKLI wissenschaftlich durchaus auf der Höhe der Zeit. Vor dem Durchbruch der Bakteriologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beurteilte man die Qualität des Wassers daran, ob es für die Gesundheit förderlich oder schädlich sei. Der Genuss von klarem und geschmacklich einwandfreiem Trinkwasser galt als ungefährlich.²⁰⁸

Dass die Hauswasserversorgung so schnell expandierte, hatte niemand erwartet. 1871 waren 1076 Abonnenten angeschlossen und 1875 war die Zahl bereits doppelt so gross.²⁰⁹ Bis 1874 hatten sich alle stadtnahen Aussengemeinden mit Ausnahme von Wipkingen und Wollishofen an die Brauchwasserversorgung angeschlossen.²¹⁰ Den Anfang machte Riesbach, wo im Februar 1870 die Gemeindeversammlung dem Projekt zustimmte, obwohl der Gemeinderat sich zunächst dagegen gesträubt hatte: Er befürchtete, dass die Ausgaben für das Leitungsnetz mit den Einnahmen nicht gedeckt werden konnten. Erst als der Riesbacher Bauvorstand [Peter Emil Huber-Werdmüller](#) erklärte, dass er für ein allfälliges Defizit persönlich hafte, konnte sich der Gemeinderat dazu entschliessen, das Projekt der Bürgerversammlung vorzulegen. Die Sorge des Gemeinderats erwies sich jedoch als unbegründet.²¹¹ Während die Gemeinden Riesbach, Hottingen, Hirslanden, Unterstrass und Enge die Wasserleitungen auf eigene Rechnung erstellten, liessen Fluntern, Oberstrass, Aussersihl und Wiedikon

das Leitungsnetz auf Kredit durch die Stadt bauen ([Abb. 16](#)).²¹² Allerdings täuscht der Ausbau darüber hinweg, dass in den Aussengemeinden noch lange nicht alle Haushaltungen fließendes Wasser im Haus hatten. Während in der Stadt 1885 mit 97% praktisch alle Haushaltungen an die Wasserversorgung angeschlossen waren, waren es in Hirslanden erst 46,4% und in Wiedikon 35,7%. Erstaunlich genug, dass in Aussersihl 82,5% aller Haushaltungen an die Hauswasserversorgung angeschlossen waren. Dass die Quote in der Arbeitervorstadt so hoch war, hatte vermutlich auch damit zu tun, dass alle Neubauten nach dem Baugesetz von 1863 obligatorisch an die Hauswasserversorgung anzuschliessen waren.²¹³

Parallel zur Ausdehnung der Hauswasserversorgung stieg der Wasserkonsum an. Diese Entwicklung lag ganz im Interesse der Behörden, denn je grösser der Konsum, desto besser die Hygiene.²¹⁴ BÜRKLI war von einem täglichen Wasserverbrauch von 135 bis 190 Litern pro Kopf ausgegangen.²¹⁵ 1871 war der mittlere Verbrauch pro Kopf und Tag bereits über 200 Liter gestiegen.²¹⁶ Es war eindeutig der Konsum der Privathaushalte, der zugenommen hatte. Das Wasser wurde in der Küche, zum Waschen und in den Abtritten verwendet. Wie eine Statistik von 1889 zeigt, waren bereits 65% aller Toiletten in der Stadt mit einer Wasserspülung versehen. Allerdings war ein Badezimmer erst in den wenigstens Wohnungen vorhanden.²¹⁷ Private sanitäre Einrichtungen wie Badezimmer und Duschen verbreiteten sich in Zürich erst um die Wende zum 20. Jahrhundert ([Abb. 17](#)).²¹⁸

Für das Wasserwerk wurde schliesslich nicht die Menge zum Problem, sondern die Energie für die Förderpumpen. Bereits 1872 kam das Pumpwerk auf dem oberen Mühlesteig ans Limit und schneller als geplant musste die Gemeinde an den Ausbau der Wasserversorgung denken.²¹⁹ Im Dezember 1873 begannen die Behörden mit der Planung und 1875 stimmte die Gemeindeversammlung einem Kredit von 4,2 Millionen Franken für den Bau des Pump- und Wasserwerks im Letten zu.²²⁰ Gleichzeitig wurde beschlossen, die überschüssige Triebkraft ins geplante Industriequartier auf der linken Limmatseite zu liefern. Die Energie, die man nicht ungenutzt verpuffen lassen wollte, sollte mittels einer Drahtseil- und Wassertransmission übertragen und an die dortigen Fabriken verkauft werden. Bereits bei der Einrichtung der Wasserversorgung hatte



16, 17

Die Küche mit fliessendem Wasser im 1878 an der Hottingerstrasse 15 erbauten Wohnhaus. Foto BAZ. – Sanitärer Luxus: Das Badezimmer im vornehmen Wohnhaus «Sihlgarten» an der Talackerstrasse 39. Foto Meiner, 1907. BAZ. – Text S. 49.

die Stadt Wassermotoren gekauft und an Gewerbetreibende vermietet.²²¹ Die Technologie der mit Brauchwasser betriebenen Motoren hatte bei der Eröffnung des Wasserwerks ihren Zenit allerdings bereits überschritten: Sie wurden zunehmend durch Gas- und später von Elektromotoren verdrängt. Hingegen entwickelte sich die Drahtseiltransmission, die bis 1894 Antriebskraft ins Industriequartier lieferte, für die Wasserversorgung zu einem erfreulichen Geschäft.²²² Die Pump- und Wasserwerkanlage, die damals als «Spitzenleistung der schweizerischen Maschinenindustrie» galt, nahm 1879 den Betrieb auf. Bis Ende der 1870er Jahre reichten auch die zwei Druckzonen mit den Reservoirs an der Rämistrasse und oberhalb der Sternwarte aus; mit der zunehmenden Ausdehnung des Siedlungsgebiets wurde 1883 mit dem Reservoir unterhalb vom Schlössli in Fluntern eine dritte Druckstufe gebaut.²²³

Die Typhuskrise von 1884

Im Frühling 1884 geriet die Wasserversorgung in eine schwere Krise. Im März/April brach in Zürich eine Typhusepidemie aus.²²⁴ Über die Ursachen der Epidemie, die im Raum Zürich 148 Todesopfer forderte, zirkulierten bald die wildesten Vermutungen.²²⁵ Die Limmatstadt, die 1883 mit der ersten schweizerischen Landesausstellung einen grossen Erfolg gefeiert hatte und dabei war, Zürichs Lage am See mit den Quaianlagen zu krönen, kam ausgerechnet jetzt in den Ruf, eine unhygienische Stadt und ein Seuchenherd zu sein. Erstaunlicherweise fiel der Verdacht sehr bald auf die Hauswasserver-

sorgung, und ebenso schnell wurden Stimmen laut, die das System der gemischten Wasserversorgung als verfehlt bezeichneten und verlangten, dass es sofort ersetzt werde. Die Krise wurde zusätzlich angeheizt, als der renommierte Pathologe und Bakteriologe [Edwin Klebs](#), der an der Universität Zürich lehrte, noch während der Epidemie behauptete, dass diese auf eine Verunreinigung des Brauchwassers zurückzuführen sei, und vorgab, den Typhuserreger im Wasser entdeckt zu haben.

Die Stadtbehörden reagierten sehr rasch und beriefen im Juni 1884 eine erweiterte Wasserkommission, in der hochrangige Wissenschaftler und Professoren des Eidgenössischen Polytechnikums Einsitz nahmen.²²⁶ Das Gremium hatte den Auftrag, der Ursache der Epidemie nachzugehen und Vorschläge zur Reorganisation der Wasserversorgung zu machen. Aufgrund von Indizienbeweisen kamen die Experten zum Schluss, dass die Epidemie wahrscheinlich über defekte Wasserleitungen oder verunreinigtes Wasser verbreitet worden war. Die von Klebs vertretene Ansicht, dass der Typhuserreger im Wasser selbst zu finden sei, erachtete die Kommission als unglaublich. In dieser Frage holten die Zürcher auch die Meinung des renommierten Berliner Bakteriologen Robert Koch ein. Dieser schloss sich der Ansicht der Kommission an und bezweifelte, dass es Klebs gelungen sei, «die Typhusbacillen in Zürich» nachzuweisen.²²⁷

Im Zentrum stand wiederum die Frage, ob Zürich nicht doch mit Quellwasser versorgt werden könnte. Die Kommission schlug im April 1885 jedoch vor, das System der doppelten Wasserversorgung



18

Mit Hilfe von schweren Baumaschinen und mit viel Muskelkraft wird die neue Wasserleitung im trockengelegten Schanzengraben verlegt. Im Hintergrund ist die Selnaubrücke zu erkennen. Foto Ed. Schucht, 1885. BAZ. – Text S. 51.

beizubehalten, wenn auch zu modernisieren. Angesichts der enormen Vertrauenskrise brauchte es dazu einigen Mut. Aber an eine ausschliessliche Quellwasserversorgung war nach wie vor nicht zu denken, weil die verfügbare Menge für die wachsende Stadt nicht ausreichte.

Die Typhusepidemie wirkte als Katalysator für die Modernisierung der Hauswasserversorgung. Die Reform sah vor, das Wasser nicht mehr in der Limmat, sondern oberhalb der Quaibrücke im Seebecken in rund viereinhalb Metern Tiefe zu fassen. Von dort wurde es durch den Schanzengraben ins Industriequartier geleitet und in einer neuen Sandfilteranlage aufbereitet. Weiter sollten die öffentlichen Trinkwasserbrunnen durch den Erwerb neuer Quellen vermehrt werden.²²⁸ Damit hielt man in Zürich symbolisch an den mit Quellwasser gespeisten Brunnen fest. Ende Mai 1885 stimmte die Gemeindeversammlung der Reorganisation zu

und bewilligte einen Kredit von 2,2 Millionen Franken.²²⁹ Der Bau der Röhrenleitung durch den trockengelegten Schanzengraben war bereits Anfang Mai 1885 fertiggestellt worden (Abb. 18).²³⁰ Im August 1885 stand die Wasserfassung im See und bis Ende Jahr waren die ersten drei der insgesamt fünf Kammern der Filteranlage im Industriequartier betriebsbereit.²³¹ Anfang Januar 1886, nachdem die chemischen und bakteriologischen Untersuchungen positiv ausgefallen waren, wurde die neue Wasserversorgung definitiv in Betrieb genommen und das alte System mit dem Filter in der Limmat aufgehoben. Die Wirkung der Sandfiltration belegte man mit Statistiken. Die von der Wasserversorgung regelmässig veröffentlichten Tabellen über die Typhusfälle manifestierten, dass die Typhuserkrankungen nach 1886 stark zurückgingen, womit bewiesen wurde, dass die Filtration erfolgreich und die Wasserversorgung vertrauenswürdig war.²³²

Die Typhuskrise führte nicht nur zur Modernisierung der Wasserversorgung, sondern auch zu einer Vereinsgründung. Die Zürcher Hoteliers, die gespürt hatten, dass eine Epidemie innert kürzester Zeit ein aufblühendes Geschäft ruinieren konnte, ergriffen Gegensteuer und gründeten 1885 den Zürcher Verkehrsverein, der nun den Ruf Zürichs als Touristenstadt in aller Welt bekannt machen sollte.²³³

Mit der wachsenden Bevölkerung und dem steigenden Wasserbedarf wurde die Wasserversorgung nach 1885 stetig angepasst und ausgebaut.²³⁴ Die Filtrieranlage im Industriequartier wurde 1892–1895 um fünf neue Filterkammern erweitert. Ebenso wurde das Pump- und Wasserwerk ausgebaut und die Druckzonen bis 1888 auf vier erweitert. Ab den 1890er Jahren wurde die zunehmend schlechtere Wasserqualität im unteren Seebecken zum Problem. Die bereits von der Wasserkommission 1885 vorgeschlagene Zuleitung von Quellwasser aus dem Sihl- und Lorzetal wurde 1901/02 realisiert, und in einer 18 Kilometer langen Leitung wurde das Quellwasser ins Reservoir Albisshof am Uetliberg geleitet. Mit der ausserkantonalen Wasserlieferung konnte nicht zuletzt der Bau eines neuen Wasserwerks hinausgeschoben werden. Spätestens ab 1893 musste man an eine neue Anlage denken, da die Filteranlage im Industriegebiet nicht weiter ausgebaut werden konnte. Schliesslich entschieden die Behörden, an der Stadtgrenze in Wollishofen ein neues Seewasserpumpwerk zu erstellen; das Wasser sollte nun rund 400 Meter vom Ufer entfernt in rund 30 Metern Tiefe gefasst werden. Das Projekt und der Kredit von 7,5 Millionen Franken wurden in der Volksabstimmung im Frühjahr 1911 deutlich angenommen und das Werk, das bis heute in Betrieb ist, im August 1914 eröffnet.²³⁵ Mit dem Bau des Seewasserwerks Moos (Albisstrasse 167–173) wurde das Seewasser definitiv als Trinkwasser anerkannt, während das Quellwasser ab 1914 vernachlässigt wurde. Die Sandfiltration war um 1900 wegen der «zunehmenden Verschlechterung des rohen Seewassers» zur Doppelfiltration ausgebaut worden (Vor- und Reinfilteranlage). Während viele Städte nach 1900 zu einer anderen Filtriertechnik wechselten, blieb Zürich bei der Sandfiltration und entwickelte sie erfolgreich weiter. Diese Methode bildete bis in die 1960er Jahre eine stabile und sichere Grundlage für die Aufbereitung von gutem Trinkwasser.²³⁶

STADT AM SEE: DIE QUAIANLAGEN ALS PRESTIGEPROJEKT

Zwischen 1882–1887 wurde Zürich mit dem Bau der Quaianlagen definitiv vom Fluss auf den See ausgerichtet.²³⁷ Das Projekt, das eine jahrzehntelange Planungsphase hinter sich hatte, realisierte die Stadt gemeinsam mit den Gemeinden Riesbach und Enge. Den ersten Anstoss zur Erweiterung der Stadt in Richtung See gab die Schleifung der barocken Befestigungsanlagen ab 1833. Als 1854 feststand, den Bahnhof am bisherigen Standort zu belassen, rückte das Seeufer in den Blick der Städtebauer. Erst die zu Beginn der 1870er Jahre entfesselte Polemik um eine neue Eisenbahnlinie leitete jedoch die konkrete Planung ein.²³⁸ 1871 legte die NOB das Projekt der von **KASPAR WETLI** entworfenen Zürichseebahn vor, die entlang der Uferzone des Seebeckens geführt werden sollte. Das Vorhaben, für das sehr rasch der Begriff «eiserner Ring» geprägt wurde, wirkte derart abschreckend, dass sich die Reihen der Opposition schlossen. An vorderster Front agierte der ZIA, der sich öffentlich gegen die Linienführung aussprach.²³⁹ Die Stadt bildete mit den Gemeinden Riesbach und Enge eine «Seequaikommission» und machte sich an die Planung einer Uferpromenade. Im Auftrag der Kommission erarbeitete das technische Büro unter **ARNOLD BÜRKL** mit dem Riesbacher Bauvorstand **Peter Emil Huber-Werdmüller** und dem Architekten und späteren Bauherrn **CASPAR CONRAD ULRICH** ein erstes Quaiprojekt, das 1872 als Alternative zum «eisernen Ring» vorlag.²⁴⁰ Im Mai 1873 sprachen sich auch die Gemeindeversammlungen von Zürich und Riesbach gegen die von der NOB geplante Linienführung aus und beauftragten die Behörden, «eine Vorlage betreffend Ausführung der neuen Quaianlagen sammt Brücke über die Limmat» auszuarbeiten.²⁴¹ Der Protest lohnte sich und die neue Streckenführung wurde von der NOB akzeptiert, nicht zuletzt, weil Zürich und Riesbach den Eisenbahnbau mit beträchtlichen Anleihen unterstützen wollten.²⁴² Noch im selben Jahr wurde ein internationaler Wettbewerb ausgeschrieben. Die Jury, die im Mai 1874 über die 27 eingereichten Beiträge urteilte, verteilte zwar keinen ersten Preis, zollte aber dem ursprünglichen Plan des technischen Büros von 1872 das höchste Lob. In der Folge wurde **BÜRKL** die definitive Ausarbeitung des Quaiprojekts übertragen.²⁴³



19

Situationsplan der Quailanlagen, 1887. Blau eingezeichnet ist der Verlauf der Uferlinie vor den ersten Aufschüttungen der 1830er Jahre. Rot eingefärbt sind die 1882–1887 zwischen den Hafenanlagen in Engi und Riesbach realisierten Quailanlagen. Grün eingefärbt sind die nach 1887 erstellten Anlagen des Zürichborns in Riesbach sowie der Belvoirpark und der Mythenquai am linken Seeufer in der Engi. Plan BAZ Za 12. – Text S. 52–54.

Als Knackpunkt erwies sich die Finanzierung.²⁴⁴ Dass am Projekt drei politisch selbständige Gemeinden beteiligt waren, machte die Sache nicht einfach. Im Frühjahr 1875 wurden von der Seequaikommision drei unabhängige Experten zur Festlegung des Verteilschlüssels bestimmt. Neun Monate später, im Februar 1876, empfahlen diese einstimmig, dass die Gemeinden den Quai gemeinsam bauen und sich entsprechend ihrer Steuerkraft an den Baukosten beteiligen. Offenbar hatte die Stadt diesen Entscheid nicht erwartet: «Erstere [die Vertreter der Stadt] hatten im Verlaufe der Verhandlungen geglaubt nachdrücklich darauf verweisen zu müssen, dass dieser Unternehmung, welche die Stadt nur auf einer kurzen Strecke, die beiden an-

dern Gemeinden dagegen ihrer ganzen Länge nach berührt, nicht das ganze Steuerkapital der Stadt pflichtig gemacht werden dürfe.» Nach knapp zwei Jahren konnten sich die drei Gemeinden – wenn auch nicht mit voller Überzeugung – dazu entschliessen, das Projekt gemeinsam zu realisieren und den vorgeschlagenen Finanzierungsschlüssel zu akzeptieren. Allerdings fiel der Schlussbericht der Seequaikommision in eine wirtschaftliche Krise und sie selbst hielt in ihrem Bericht im Januar 1878 fest, dass die herrschenden «Verhältnisse der Anhandnahme eines so grossen Unternehmens nicht günstig seien». Angesichts der schwierigen Zeiten verzichteten Zürich, Engi und Riesbach darauf, das Seequaiprojekt den Stimmbürgern vorzulegen, und

so verschwanden die Pläne für die Uferpromenade vorläufig in der Schublade (Abb. 19).

Die Angelegenheit wurde jedoch bald von Privaten und dem ZIA erneut auf die Traktandenliste gesetzt. 1879 wurde CASPAR CONRAD ULRICH, der bereits an BÜRKLI'S Projekt von 1872 mitgearbeitet hatte, in den Stadtrat gewählt. Im Herbst 1879 wurde er vom Gesamtstadtrat als «Referent für die Quaiangelegenheit» bestimmt. Konkret sollte er das Projekt überprüfen und Vorschläge für eine Kostenreduktion machen.²⁴⁵ Im März 1881 setzten sich die Vertreter der drei Gemeinden wieder zusammen, und bereits zwei Monate später legte die neue Quaikommission den Entwurf eines Ausführungsvertrags vor.²⁴⁶ Anfang September 1881 wurde der Quaivertrag – nach einem intensiv und kontrovers geführten Wahlkampf – den Gemeindeversammlungen in Zürich, Riesbach und Enge vorgelegt.²⁴⁷ Während in Enge und Riesbach die Vorlage einstimmig angenommen wurde, machte sich in der Stadt mit 1576 Nein-Stimmen gegenüber 1949 Ja-Stimmen eine starke Opposition bemerkbar.²⁴⁸ Die Gegner stammten aus den Reihen der konservativen Stadtbürger, die sich gegen das teure und «grössenwahnsinnige» Projekt aussprachen. Gleichzeitig hatten viele Zürcher das Gefühl, dass die Nachbargemeinden im Verhältnis zur Stadt viel stärker vom Bau der Quaianlagen profitierten.²⁴⁹ Die Befürworter priesen den Quaibau hingegen als Aufbruch in ein neues Zeitalter kultureller und wirtschaftlicher Blüte. Die Arbeiterschaft stimmte dem Vorhaben zu, weil es neue Beschäftigung versprach.²⁵⁰ Ende 1881 erteilte auch der Regierungsrat die Ausführungsbewilligung für den Seequai.²⁵¹

Die Quaianlagen wurden nach dem überarbeiteten Projekt BÜRKLI'S ausgeführt. Für diese Aufgabe trat er als Stadttingenieur zurück und übernahm als Quai-Ingenieur die Leitung des Bauprojekts. Das Unternehmen war in jeder Hinsicht gigantisch: Die Gesamtkosten beliefen sich auf neun Millionen Franken und die aufgeschütteten Flächen umfassten schliesslich mehr als 216 000 Quadratmeter, wofür rund 1 240 000 Kubikmeter Steinmaterial und Seeschlamm herbeigeschafft werden mussten. Für die Bewältigung des Bauprojekts waren 400 000 Arbeitstage nötig.²⁵²

Die neue Anlage sollte «die Vortheile der Lage der Stadt und der beiden Ausgemeinden am Seeufer hinsichtlich des Verkehrs, wie der Schönheit der Gegend» hervorheben.²⁵³ Mit Blick auf die städ-

tischen Verkehrsachsen vollendeten die Quaianlagen und die Brücke über den Limmattrichter die von BÜRKLI mit der Bahnhofstrasse und -brücke vorgestellte Ringstrasse über den Seilergraben und die Rämistrasse. Hinsichtlich Schönheit brachte die Uferpromenade die «reizende Lage» Zürichs am «tiefblauen krystallhellen See» und die Aussicht auf die Alpen zur «vollen Geltung».²⁵⁴

Das Zentrum der Promenade bildet der nach dem Quai-Ingenieur benannte Bürkliplatz, der sich mit einer grossen halbkreisförmigen Terrasse in den See vorschiebt.²⁵⁵ Die anschliessenden Quaiabschnitte, der Alpenquai (seit 1960 General-Guisan-Quai) am linken und der Uto- und der Seefeldquai am rechten Ufer, wurden als breite Spazierwege angelegt. Die Quaianlage, die als Aussichtsterrasse diente, wurde mit nicht weniger als 230 eigens angefertigten Bänken ausgestattet.²⁵⁶ In Enge und Riesbach lösten sich die streng linear angelegten Promenaden in Landschaftspärke auf. Die Uferlinien wurden als flache Steinböschungen oder als Kunststrände mit Pflanzungen und malerisch gruppierten Felsblöcken gestaltet und ermöglichten einen direkten Zugang zum Wasser. Am Übergang vom Alpen- zum Mythenquai war ein Arboretum, ein mit in- und ausländischen Gehölzen bepflanzter Park, vorgesehen, dessen Ausführung den renommierten Landschaftsarchitekten OTTO FROEBEL und EVARISTE MERTENS übertragen wurde. Der künstlich aufgeschüttete Hügel ahmte durch den Aufbau einer Gesteinsgruppe mit alpiner Flora eine Moräne nach und diente als Aussichtspunkt. Am Fuss des kleinen Hügels erinnert ein einfaches Denkmal an ARNOLD BÜRKLI.

Kurz nach der Einweihung der Seepromenade entschied sich Riesbach für die Verlängerung des Seefeldquais bis zum Zürichhorn und zur Umwandlung der wild gewachsenen Naturidylle mit dem alten Baumbestand in einen Park. FROEBEL und MERTENS sahen hier – im Gegensatz zum künstlich angelegten Arboretum – einen Naturpark vor. Die gewachsene Natur und der Baumbestand blieben erhalten und wurden ergänzt durch Rasenflächen, eine künstliche Bucht für Ruderboote und eine Wirtschaft. Mit der Gestaltung des Zürichhorns nahmen FROEBEL und MERTENS die Idee der modernen Freizeitanlage im Grünen und die Seeufergestaltung nach dem Zweiten Weltkrieg um Jahrzehnte vorweg.²⁵⁷

Eine wichtige Aufgabe der Quaikommission war der gewinnbringende Verkauf der angrenzenden



20

Blick auf Seefeldquai und Utoquai kurz nach Vollendung der Quaianlagen. Im Vordergrund die 1890 eröffnete Badeanstalt Utoquai. Im Hintergrund rechts das Opernhaus im Bau und links daneben die Tonhalle. Foto Edition Schroeder, um 1890. BAZ. – Text S. 55.

Bauparzellen. Angesichts der exklusiven Lage kamen selbstredend nur vermögende Käufer in Frage. In den 1890er Jahren entstand entlang der Uferpromenade eine Reihe repräsentativer Bauten (Abb. 20). Mit dem Stadttheater, dem heutigen **Opernhaus** (1890/91) und der **Tonhalle** im Stil des Trocadéro in Paris (1893–1895) wurden die grossen bürgerlichen Kulturhäuser an der Seepromenade platziert. Hinzu kamen an Privatbauten am Alpenquai die vornehmen Mietkomplexe des **Weissen** (1890–1892) und des **Roten Schlosses** (1891–1893) mit ihren Luxuswohnungen und am Utoquai das Wohn- und Geschäftshaus Utoschloss (1898–1900).²⁵⁸

Die schnurgeraden Quais, die sich als künstlicher Ring zwischen Stadt und See legten, stiessen in ihrer Radikalität auch auf Kritik. 1882 beschreibt **Gottfried Keller** in seinem Essay «Ein bescheidenes Kunstreischen» wehmütig die wilde Natur am Zürichhorn als «Überrest des ursprünglichen Ufergelandes im idyllischen Zustand vor der Zeit der Landanlagen und Kaibaute, als Schilf und Weidicht mit den über dem Wasser hängenden Fruchtbäumen abwechselten» und bedauert – die vollendeten Quaianlagen bereits vor Augen –, dass man jetzt «keinen Begriff mehr von dem malerischen Anblick der Seeufer bis nahe an die Stadtmauern» habe.²⁵⁹

DIE ERSTE ZÜRCHER STADTVEREINIGUNG VON 1893

Nach 1880 wurde die Eingemeindung, die Vereinigung der Stadt mit den umliegenden Aussengemeinden, zu einem Thema, das sich nicht mehr länger aufschieben liess.²⁶⁰ Diese Frage stellte sich nicht nur in Zürich. Gemeindefusionen waren in den stark industrialisierten Gegenden Europas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich geworden. Zürich war im europäischen Vergleich allerdings insofern ein Sonderfall, als die Stadt gegenüber den umliegenden Gemeinden bevölkerungsmässig kein Übergewicht besass. Der Zürcher Politiker und Bausekretär **Conrad Escher** hatte bereits 1874 in einer Artikelserie in der «Neuen Zürcher Zeitung» auf die Probleme aufmerksam gemacht und sich für eine Vereinigung der Vororte mit der Stadt starkgemacht.²⁶¹ Für Escher stellte sich die Frage einer Eingemeindung in keiner anderen Schweizer Stadt so drängend wie in Zürich.

Der Prozess kam definitiv in Gang, als die Gemeinde Aussersihl am 1. Nov. 1885 im Kantonsrat eine Petition einreichte. Darin forderte sie, dass der Rat über die Frage der «Total-Zentralisation von Zürich und Ausgemeinden» berate sowie ein

«zinsfreies Anleihen» von 300 000 Franken für weitere Schulhäuser und die dringendsten Neubauten.²⁶² Aussersihl stand in den 1880er Jahren praktisch vor dem Konkurs. Schuld an der katastrophalen Finanzlage war die Steuergesetzgebung, nach der die Gemeinden nur Steuern auf das Vermögen und nicht auf das Einkommen erheben konnten. Diese veralteten Bestimmungen hatten Aussersihl in den Ruin getrieben. Ab 1860 hatten sich in der Gemeinde zunehmend Industrie- und Gewerbebetriebe angesiedelt. Damit einher ging ein rasanten Wachstum der Bevölkerung, die von 1860 bis 1885 von 2600 auf 18 000 Personen gestiegen war. Bei den Zuzüglern handelte es sich vor allem um unbemittelte Frauen, Männer und Familien. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder nahm jährlich um etwa 150 zu, sodass die Gemeinde gezwungen war, neue Schulhäuser zu bauen und zusätzliche Lehrkräfte anzustellen. Die geringen Steuereinnahmen und die wachsenden Aufwendungen für die Infrastruktur überstiegen zusehends die finanziellen Möglichkeiten Aussersihls. Zunächst war es der Gemeinde noch möglich gewesen, private Darlehen aufzunehmen. Wegen des anhaltend Zuzugs beruhigte sich die Lage allerdings nicht und bald fand Aussersihl keine Geldgeber mehr. In dieser Notlage wandte sich die Gemeinde mit der obigen Bittschrift an den Kantonsrat.²⁶³

Der Rat nahm die Aussersihler Petition an und überwies sie dem Regierungsrat. Da eine Eingemeindung in der Schweiz noch nie vorgekommen war und sich unterschiedliche Interessen gegenüberstanden, dauerte die Ausarbeitung der nötigen Verfassungsänderungen und Gesetze ganze sechs Jahre. Die zögerliche und unentschlossene Haltung des Regierungsrats, der erst 1889 einen allerdings ungenügenden Gesetzesentwurf vorlegte, erscheint angesichts der Schwierigkeiten, die mit der Bildung einer Grossstadt verbunden waren, teilweise verständlich. Das projektierte Gross-Zürich, die Vereinigung der elf Gemeinden Aussersihl, Enge, Fluntern, Hirslanden, Hottingen, Oberstrass, Riesbach, Unterstrass, Wiedikon, Wipkingen und Wollishofen mit der Stadt Zürich, schloss annähernd ein Drittel der Bevölkerung des Kantons mit ein und betraf drei Fünftel des steuerbaren Einkommens.

Auf der Landschaft kamen Ängste auf, von der Stadt dominiert zu werden. Die Landbevölkerung protestierte gegen die Vergrösserung der «Beamten-Kommune», die damit zu einer «uneinnehmbaren

Zwingherrenburg» werde.²⁶⁴ Dazu kam das Unbehagen gegenüber den Arbeitermassen, die sich in der Stadt so ungebärdig aufführten. Auf der anderen Seite war man jedoch der wiederholten finanziellen Unterstützung Aussersihls durch den Kanton leid geworden. Aber auch in der alten Stadt stiess die Vereinigung nicht nur auf Zustimmung. Gewisse Kreise befürchteten eine «Kommuneherrschaft», wenn die Aussersihler über die Steuerkapitalien der Stadt und der hablichen Aussengemeinden verfügen konnten. Das Proletariat aller Länder bekäme dann auf ihre Kosten Stadtsuppe, Stadtwein und Stadt-Znüni.²⁶⁵

Der geschickte Schachzug Aussersihls, unmittelbar vor der entscheidenden Abstimmung im August 1891 ein neues Finanzbegehren an den Kanton zu stellen, dürfte dazu beigetragen haben, dass die Ablehnung der Stadtvereinigung in den Landbezirken nur sehr schwach ausfiel, sodass die massive Zustimmung der Bezirke Zürich und Winterthur mit je 75% Ja-Stimmen zu einer deutlichen Annahme führte.²⁶⁶ Die Stadt Zürich nahm das Zuteilungsgesetz mit knapp 59% Ja-Stimmen ebenfalls deutlich an. Dass die Stadtgemeinde dem sie «misshandelnden Gesetz» zustimmte, war für den konservativen Politiker und Historiker [Georg von Wyss](#) nichts weniger als die «klang- und sanglose Selbstbestattung eines Gemeinwesens, das eine rühmliche Geschichte von 600 Jahren hinter sich hatte und dem anzugehören man als Ehre empfand». Für von Wyss bedeutete die Stadtvereinigung von 1893 das endgültige Ende des alten Zürichs.²⁶⁷

DIE GROSSSTADT ZÜRICH (1893–1939)

Mit der Stadtvereinigung, die am 1. Jan. 1893 in Kraft trat, wurde Zürich zur grössten Schweizer Stadt. Die Gemeindefusion war eingebettet in einen allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung, der in der Schweiz nach 1885 einsetzte. Die «Zweite industrielle Revolution», wie die Hochkonjunkturphase ab Mitte der 1880er Jahre auch genannt wird, konzentrierte sich vor allem auf den Grossraum Zürich. Obwohl die Fabrikindustrie in der Stadt deutlich untervertreten war, wurde die Limmatstadt zum Zentrum der neuen Industriezweige, die auf die Nähe von Bildung, Forschung, Kapital und quali-

fizierte Arbeitskräfte angewiesen war. Am Stadtrand, wo der Boden noch unbebaut und günstig war, liessen sich die Firmen der rasch wachsenden Metall-, Maschinen- und Elektroindustrie nieder. Ab 1886 etablierte sich die Maschinenfabrik Oerlikon in der Zürcher Vorortsgemeinde und zog bald weitere Betriebe nach sich. Bis zur Jahrhundertwende wurde aus dem kleinen Dorf die grösste Industriegemeinde an der Grenze zu Gross-Zürich. Eine ähnliche Entwicklung durchlief das Sihltal, das sich neben der Textilindustrie zu einem Zentrum der Druck- und Papierindustrie entwickelte. Während die neuen Unternehmen attraktive Standorte in den Vororten oder der weiteren Umgebung besetzten, verliessen die alteingesessenen Betriebe das teure Pflaster in der Innenstadt. In der Hard, am westlichen Rand der Stadt, entstand ein wesentlich besser erschlossenes Industriegebiet.²⁶⁸ Die *Maschinenfabrik Escher Wyss & Co.* baute 1890–1894 eine neue Fabrikanlage und zog von der Neumühle in die Hard. Die *Seifenfabrik Steinfels* verlegte 1898 ihren Produktionsstandort vom Hirschengraben gleich nebenan auf ein Grundstück an der Hardstrasse. Weitere Industriebetriebe, Färbereien, Appreturfabriken, Grossmühlen und die *Aktienbrauerei Zürich (Löwenbräu)* folgten und siedelten sich im neuen Industriegebiet an der Peripherie der Stadt an.²⁶⁹

Nicht nur an den Rändern boomte es. Auch die Innenstadt wurde umgekrempelt und mit monumentalen Verwaltungs- und Bildungsbauten ausgestattet, welche die Macht und das Selbstbewusstsein der Grossstadt manifestierten. Die Schriftstellerin und Historikerin *Ricarda Huch*, die bei *Georg von Wyss* in Zürich promovierte und diesen Wandel miterlebte, äusserte sich über die bauliche Veränderung ihrer Studienstadt. Für sie hatten die neuen Bauten einen «etwas aufdringlichen, prahlerischen Charakter, womit man in jener Zeit Wucht und Grösse auszudrücken, dem Aufschwung eines wohlhabenden Gemeinwesen zu entsprechen meinte. Das Zurückhaltende, Aristokratische, das allen Schweizer Städten ursprünglich eigen war, ging dadurch verloren.»²⁷⁰

1898 erwarb die Stadt die leer stehende kantonale Strafanstalt im ehemaligen Oetenbachkloster und die umliegenden Gebäude. Um für die grosse Altstadt-Querachse von der Mühlegasse über die Rudolf Brun-Brücke und die Uraniastrasse Platz zu schaffen, wurden die alten Bauten abgebrochen und der Oetenbachhügel abgetragen (*Abb. 1*). An dieser Stelle führte der Architekt und zweite Stadt-

baumeister *GUSTAV GULL* ab 1903 mit den städtischen *Amtshäusern II–IV* die Nebenbauten zum gigantischen *Stadthaus* aus. Der von GULL vorgesehene Zentralbau wurde jedoch nicht realisiert.²⁷¹ Es blieb schliesslich bei dem ebenfalls von GULL entworfenen und als Provisorium gedachten Stadthaus (1898–1901) zwischen Post und Fraumünsterkirche, das mit seinem Treppengiebel an das alte Stadthaus im Kratzquartier erinnerte.²⁷²

1911–1925 wurde das *Eidgenössische Polytechnikum* (ab 1911 ETH) in grossem Ausmass erweitert und diesem mit der 1914 von *KARL MOSER* vollendeten *Universität* ein ebenbürtiges Pendant gegenübergestellt. Besonders gross war nach der Stadtvereinigung der Nachholbedarf im Bildungswesen auf der Volksschulstufe. Innerhalb von gut zehn Jahren baute Gross-Zürich neun Primar- und Sekundarschulhäuser.²⁷³ Von Stadtbaumeister *ARNOLD GEISER* stammen die schlossartigen Schulhäuser *Feldstrasse*, *Kern* und *Bühl* in Aussersihl und *Wiedikon*, während das Schulhaus *Hirschengraben* in der Innenstadt der *Semper-Schüler ALEXANDER KOCH* errichtete.²⁷⁴

Eine ganze Reihe repräsentativer Kulturbauten veränderte die Innenstadt und zeugte von der Kulturbeflissenheit des Grossbürgertums. Das *Schweizerische Landesmuseum* nach Plänen von *GUSTAV GULL* entstand 1892–1898 zwischen Bahnhof und Platzspitz, und entlang der Quaianlagen wurden das *Stadttheater* und die *Tonhalle* errichtet. Erst nach der Jahrhundertwende entstand mit dem *Kunsthhaus* (1910) von *KARL MOSER* ein weiterer zeitgemässer Bau für die gehobene Kultur. Das im selben Jahr eingeweihte *Volkshaus* im Arbeiterquartier Aussersihl erhielt seitens der Stadt ebenfalls einen finanziellen Zuschuss und Bauland zur Verfügung gestellt.²⁷⁵

GLANZ UND ELENDE DER MODERNEN GROSSSTADT

Der Wirtschaftsboom zog Tausende von Arbeitssuchenden in die Stadt. Im Jahr 1900 lebten in Gross-Zürich 150 703, 1910 bereits 190 733 Personen. Abgesehen von einer kurzen Krise, der sogenannten Liegenschaftskrise um 1900, die den Zuwanderungsstrom etwas abbremste, erreichte das Bevölkerungswachstum zwischen 1888 und 1910 einen absoluten Höhepunkt. Vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zählte die Limmatstadt gut 200 000

Einwohnerinnen und Einwohner. Ein Hauptmerkmal dieser Wachstumsphase war die grosse Fluktuation der Bevölkerung, in der sich auch kurzfristige Krisen und Aufschwünge widerspiegelten. 1893 zogen beispielsweise rund 27 000 Frauen und Männer in die Stadt, 16 000 verliessen sie wieder, und 1905 wurden 40 300 Zu- und 35 000 Abwanderungen registriert. Es war schliesslich der Überschuss, der die Stadtbevölkerung stetig anwachsen liess. Ein weiteres Charakteristikum war die starke Zuwanderung von Ausländerinnen und Ausländern. 1910 war ein Drittel (33,8%) der Zürcher Bevölkerung im Ausland heimatberechtigt. Den Hauptanteil stellten traditionellerweise die Deutschen, die 1910 21,3% der Gesamtbevölkerung ausmachten. Die Italiener, vor allem Textilarbeiterinnen und Maurer, nahmen seit den 1880er Jahren ebenfalls zu, aber sie stellten 1910 mit 5,5% der Stadtbevölkerung gegenüber den Deutschen eine deutliche Minderheit.²⁷⁶

Mit der Bevölkerungszunahme zeichnete sich die Sozialtopografie Zürichs schärfer ab.²⁷⁷ Die Herausbildung schichtspezifischer Wohngebiete – die Sortierung der Bevölkerung nach ihrem wirtschaftlichen und sozialen Status in bürgerliche Quartiere und Arbeiterviertel – war eine Entwicklung, die sich bereits im 18. Jahrhundert angebahnt hatte, sich jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollends durchsetzte. Die soziale Segregation, die für die ehemalige Gemeinde Aussersihl zuerst zum Problem wurde, zeigte sich auch in den umliegenden Gemeinden, denn das Wachstum machte vor den politischen Grenzen nicht halt.

Vor allem in der Innenstadt konzentrierten sich Glanz und Elend der Industriegesellschaft in unmittelbarer Nachbarschaft. Das begüterte Bürgertum hatte sich bereits aus der Altstadt zurückgezogen und in den Villenquartieren in Enge und Riesbach oder an den sonnigen Hängen über der Stadt niedergelassen (Abb. 21). In die alten Bürgerhäuser, die angebaut, aufgestockt und in kleine Wohnungen unterteilt wurden, zogen die minderbemittelten Zuzüger auf der Suche nach einer billigen Unterkunft in der Nähe ihres Arbeitsplatzes. Während die rechtsufrige Stadt, vor allem im Niederdorf, zu einem überfüllten Unterschichtenquartier absank, entwickelte sich der Stadtteil links der Limmat mit der Bahnhofstrasse zu einer bevorzugten Wohnlage und Geschäftsadresse. Die bereits von den Zeitgenossen beobachtete soziale Entmischung bestätigt der Blick auf das steuerbare Vermögen. Das Pro-Kopf-Vermögen in der alten

Stadt und in der «Millionenvorstadt» Enge war 1888 mit rund 8800 Franken rund zehnmal grösser als im proletarischen Aussersihl, das am untersten Ende der Skala lag. In Wipkingen, Oberstrass, Wiedikon, Hirslanden und Unterstrass lebte der untere Mittelstand mit einem durchschnittlichen Vermögen von 1700 Franken. Die hablichere Bevölkerung in Riesbach, Hottingen, Fluntern und Wollishofen kam auf ein durchschnittliches Pro-Kopf-Vermögen von 3900 Franken.²⁷⁸

Die beiden Extreme bildeten Enge und Aussersihl. Während die Gemeinde Enge wegen der Nähe zur Stadt und der geografischen Gunstlage – die sonnigen Hügel boten eine weite Sicht auf See und Berge – bereits früh zu einem bevorzugten Wohnort der Reichen wurde, entwickelte sich das ebenfalls zentral gelegene Aussersihl zum grössten Arbeiterquartier der Stadt. So hatte Aussersihl nach 1880 den enormen Bevölkerungsansturm in erster Linie allein zu bewältigen. Sehr unterschiedlich waren auch die Handlungsspielräume. Während der mindere Charakter Aussersihls durch die dichte Überbauung und die Platzierung emissionsträchtiger Anlagen wie Gaswerk, Abfalldeponien, Kehrlichtverbrennung und Schlachthof weiter zementiert wurde – das politische Gewicht der hier ansässigen Bevölkerung war wegen ihrer finanziellen Lage zu klein, als dass sie hätte Widerstand leisten können –, sicherte sich die grossbürgerliche Elite in Enge, Riesbach oder an der Bahnhofstrasse mit verschärften Quartierbauordnungen, dass ihresgleichen zu Nachbarn und unliebsame Gewerbebetriebe ausgeschlossen wurden.²⁷⁹ Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass die Gemeinde Enge die Stadtvereinigung 1891 mit einem Zufallsmehr von fünf Stimmen ablehnte, während die Vorlage in Aussersihl von über 96% der Stimmberechtigten angenommen wurde.²⁸⁰

Aus Menschen Stadtbürger machen

Der Verstädterungsschub und die soziale Segregation, die extrem unterschiedliche Lebenswelten entstehen liessen (Abb. 22), sorgten für gesellschaftlichen Zündstoff.²⁸¹ Um die Jahrhundertwende kam es zu einer Phase harter sozialer Auseinandersetzungen, die sich in Streiks, Klassenkampf und Krawallen entladen konnten. Die gewöhnlich nur unterschwellig Spannungen, die sich aus der ständigen Umschichtung der Bevölkerung, den



21, 22

Blick vom Ulmberg auf das grossbürgerliche Villenquartier Parkring in der Enge. Foto Jean Gut, um 1880. BAZ. – Die hintere Seite des Werdegässchens in Aussersihl. Foto Wilhelm Gallas, 1912. BAZ. – Text S. 57–59.

beengten Lebensverhältnissen und den kulturellen Unterschieden ergaben, eskalierten im Sommer 1896 im sogenannten Italienerkrawall. Die Nachricht, dass ein Elsässer im Streit von einem italienischen Maurer erstochen worden sei, war das Signal, in Aussersihl gegen die unerwünschten «Tschinggen» vorzugehen. Wohnungen, Läden und Restaurants von Italienern wurden verwüstet und Menschen verprügelt. Die Italiener, gegen die sich der Krawall zunächst richtete, waren bevorzugte Sündenböcke: «An ihnen, einer noch kleinen, aber rasch wachsenden Gruppe, deren Sprache und Lebensweise schwer verständlich waren, liess sich das Fremde, das im rasanten Wachstum über das bisher schon überforderte Quartier hereinbrach, am einfachsten festmachen.»²⁸² Die Ausschreitungen, die drei Tage anhielten, wandten sich aber bald gegen das Militär und die Polizei, die als Vertreter der Staatsmacht ins Visier der Menge gerieten. Der gewalttätige Protest erschreckte die Stadtbehörden und zwang sie, sich mit den Lebensbedingungen der Unterschichten zu befassen und nach Lösungen zu suchen. Angesichts der wachsenden sozialen Spannungen lässt sich bereits die Stadtvereinigung von 1893 nicht nur als administrative, sondern auch als sozialpolitische Massnahme verstehen, mit der ein Weg aus der Krise gesucht wurde.²⁸³

Parteiübergreifend war man sich einig, dass die Stadt aktiv in die wirtschaftliche und soziale Entwicklung eingreifen musste. Für den Pfarrer und Sozialdemokraten Paul Pflüger war es Aufgabe der Gemeinde, in der aus den Fugen geratenen städtischen Industriegesellschaft «das Gleichgewicht wieder herzustellen» und «politisch und sozial ei-

nen Ausgleich zwischen den Klassen anzubahnen». Der sogenannte «Gemeindesozialismus», bei dem es nicht um einen marxistischen Sozialismus ging, setzte sich zum Ziel, «aus den Niedergelassenen Bürger zu machen», «die ihr eigenes Wohlergehen in dem der Stadt erblickten. Nicht auf dem «Heimatschein, sondern auf der Arbeits- und Kulturgemeinschaft der Einwohner» sollte das grossstädtische Gemeinwesen beruhen.²⁸⁴

Das Kernstück dieser auf Integration zielenden Politik war erstaunlicherweise die Kommunalisierung der Versorgungsbetriebe.²⁸⁵ Damit setzten sich die «Gemeindesozialisten» deutlich vom Laisser-faire der Liberalen ab. 1886 war die Gasversorgung nach Ablauf der Konzession an die Stadt übergegangen; bei der Gründung des Elektrizitätswerks entschieden sich die Behörden 1891 trotz grosser Risiken für einen städtischen Regiebetrieb.²⁸⁶ Der Auftritt der Stadt als Unternehmerin war schliesslich auch erfolgreich: Die Gewinne der städtischen Werke lieferten bis zum Ersten Weltkrieg stets rund zwanzig Prozent der städtischen Einnahmen.²⁸⁷

Die grossstädtische Kommunalpolitik, die in Zürich Sozialdemokraten wie Paul Pflüger oder Friedrich Erismann und freisinnige Politiker wie Robert Billeter oder Paul Usteri verband, lancierte nach der Stadtvereinigung erste Initiativen für eine kommunale Fürsorge- und Gesundheitspolitik (Schülerspeisungen, Ferienkolonien, Kinderhorte, Krippen) und nahm ab Ende des 19. Jahrhunderts auch gezielte Eingriffe in den Verstädterungsprozess vor, mit dem Ziel, eine menschenwürdigere, gesündere und schönere Umwelt für die Grossstadtmenschen zu schaffen.²⁸⁸

Die Stadt greift in die Stadtentwicklung ein

Der erwähnte Italienerkrawall kann als Teil der grossen Modernisierungskrise um 1900 verstanden werden.²⁸⁹ Der Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts hatte an Strahlkraft verloren und das Wachstum der Städte wurde von vielen als chaotisch und bedrohlich wahrgenommen. Die fundamentale Kritik an den Grossstädten war Teil einer allgemeinen Verunsicherung, die das rasche Wachstum, der wirtschaftliche Strukturwandel und die tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen ausgelöst hatten. Unter dem Eindruck der Krise bildeten sich im ausgehenden 19. Jahrhundert zahlreiche Reformbewegungen. Die Lebensreformbewegung und die damit verbundene Heimatschutzbewegung verliehen der Architektur und dem Städtebau neue Impulse.

Den entscheidenden Anstoss für den Städtebau im 20. Jahrhundert gab ein Brite: EBENEZER HOWARD propagierte um die Jahrhundertwende die Gartenstadtidee («Tomorrow – a peaceful path to real reform», 1898). Das Werk stiess auf ein breites Echo und traf den Geist der Lebensreformer, die den schädlichen Auswirkungen der ausufernden Grossstädte entgegenzutreten wollten. Howard postulierte ein neues Gleichgewicht zwischen Stadt und Land. In der Gartenstadt sollten sich die wirtschaftlichen Vorteile von Stadt und Land verbinden, und zwar unter Ausschluss der unvorteilhaften Aspekte beider Pole wie Lärm, Gestank und ungesunder Lebensweise oder Mangel an Arbeitsplätzen, Kultur und Konsummöglichkeiten. Die Siedlungen sollten von Sonne, Licht und Luft durchflutet sein und die dichten Grossstädte in ein räumlich-dynamisches System von Gartenstädten aufgelöst werden. Mit der Trennung der Arbeits- und Wohnbereiche sollte die regellos gewachsene Siedlungsstruktur zusätzlich funktional gegliedert und differenziert werden. Die Prinzipien des modernen Städtebaus fielen in Zürich auf fruchtbaren Boden. Das Leitbild der Gartenstadt vor Augen und die Kritik am «Moloch Grossstadt» veranlassten Zürich nach 1893 im Bereich des Verkehrs, der Baugesetzgebung sowie der Boden- und Wohnbaupolitik zu einer aktiven Politik.

Die Strassenbahn wird kommunalisiert

Von besonderer Bedeutung für die rasch wachsende Stadt wurden die öffentlichen Verkehrsmittel.²⁹⁰ Mit der Kommunalisierung der Strassenbahn

ab 1894 griff Zürich im Interesse der Öffentlichkeit nachhaltig in ein bislang Privaten vorbehaltenes Geschäft ein.

Die Planung der Zürcher Strassenbahn reicht bis in die 1860er Jahre zurück und wurde 1881/82 mit dem Bau des Zürcher Pferdetrams, des sogenannten Rösslitrans, abgeschlossen. Die treibende Kraft war wie so oft die aufstrebende Gemeinde Riesbach, die sich eine Verbesserung ihrer Standortgunst versprach. Die Pferdebahnlinien der «Zürcher Strassenbahn AG» orientierten sich an den Interessen der betuchten Bevölkerungsschicht: Sie umschlossen die Innenstadt und führten in die Gemeinden Riesbach und Enge sowie zum 1877 eröffneten Zentralfriedhof Sihlfeld am Rand der Gemeinde Wiedikon. Die Interessen der Gemeinden gegenüber der privaten Betreiberin nahm der 1881 gegründete Strassenbahnverband wahr, in dem die Vertreter von Zürich, Riesbach, Enge und Ausser Sihl Einsitz hatten. Mit diesem Konstrukt, der gewinnorientierten privaten Betreiberin auf der einen und den Gemeinden auf der anderen Seite, war eine Weiterentwicklung des städtischen Verkehrssystems jedoch von Anfang an blockiert.²⁹¹

Bald nach Eröffnung des Rösslitrans bewarben sich verschiedene Aussengemeinden, darunter Hottingen und Hirslanden, um den Anschluss an das Netz.²⁹² Weil das Pferdetram kaum rentierte, weigerte sich die Aktiengesellschaft jedoch, die Linien auszubauen. Im Fall von Hottingen und Hirslanden kam hinzu, dass ein Pferdetram die Steigung des Zürichbergs nicht hätte bewältigen können. Als in den 1890er Jahren das elektrische Tram seinen Siegeszug in Europa antrat, zögerten die zwei Gemeinden nicht lange und gründeten im Mai 1893 die «Elektrische Strassenbahn Zürich» (ESZ). Der Bau der Anlage samt Kraftstation in der Burgwies und des Rollmaterials wurden der Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) übertragen, und am 8. März 1894 fuhr das erste elektrische Tram der ESZ auf den Strassen der Stadt und verband die Quartiere Hirslanden und Hottingen mit dem Bellevue in der Innenstadt (Abb. 23). Wie die «Neue Zürcher Zeitung» schreibt, verkaufte die ESZ am ersten Betriebstag bereits rund 7000 Fahrkarten, «ein ebenso ergiebiges als vielversprechendes Ergebnis».²⁹³ In den folgenden Jahren schoss eine ganze Reihe weiterer Strassenbahnunternehmen aus dem Boden. 1895 nahm die «Zentrale Zürichbergbahn» den Betrieb zwischen Bellevue, Fluntern und Oberstrass auf,



23

Die erste elektrische Strassenbahn verband Hottingen und Hirslanden mit dem Bellevue in der Innenstadt. Die im Hintergrund zu erkennenden Droschken stehen als städtisches Verkehrsmittel noch bis nach dem Ersten Weltkrieg im Einsatz. Foto 1894. BAZ. – Text S. 60f.

1897 entstand die überkommunale Strassenbahn «Zürich-Oerlikon-Seebach», ein Jahr später diejenige nach Höngg, gleichzeitig mit der «Industriequartier-Strassenbahn», die den Hauptbahnhof mit der Wipkingerbrücke verband.²⁹⁴

Mit der elektrischen Strassenbahn hielt in Zürich ein Verkehrsmittel Einzug, dass die Siedlungsstruktur in der Folge fundamental veränderte. Wiederum war es die Mobilität, die die Stadt neu organisierte; mit der Eisenbahn nach der Mitte des 19. Jahrhunderts kam um 1900 die Strassenbahn als nächste «Stadtgestalterin» hinzu.²⁹⁵ Die Stadtbehörden erkannten rasch ihre Bedeutung für die Entwicklung von Gross-Zürich: «Die Strassenbahnen vollziehen eine Aufgabe des öffentlichen Lebens, die für die städtische Entwicklung und für grosse Kreise der Stadtbevölkerung von wesentlicher Bedeutung ist. Hat die Stadt sie in der Hand, so kann sie durch ein neues Mittel bestimmend auf die städtische Entwicklung einwirken.»²⁹⁶ Mit dem weitblickenden «Strassenbahnprogramm» vom August 1894 wurde die Kommunalisierung der privaten Unternehmen eingeläutet.²⁹⁷ In der Strassenbahn sahen die Behörden *das* Mittel, den städtischen Raum gemäss dem Leitbild der Gartenstadt in funktional getrennte Bereiche aufzuteilen und der Bevölkerung ein Verkehrsmittel zur Verfügung zu stellen, womit sie die verschiedenen Zonen bequem erreichen konnte. Damit sollte sich das Stadtzentrum ungehindert zum «Geschäftsquartier» entwickeln, die Bevölkerung hingegen «mehr nach der Peripherie», in die äusseren Quartiere, ziehen und dort die «Annehmlichkeit des Wohnens» finden.²⁹⁸

Kurz vor Weihnachten 1894 bewilligte die Stimmbevölkerung den Rückkauf der «Zürcher Strassenbahn AG», des Rösslitrans, und einen Kredit von 1,75 Millionen Franken. Wegen einer Sperrklausel konnte die Überführung in den städtischen Betrieb erst 1897 realisiert werden. Im Juni 1896 fand die Kommunalisierung der «Elektrischen Strassenbahn Zürich» die Zustimmung an der Urne, und die Bahn ging auf den 1. Juli 1896 an die Stadt über.²⁹⁹ Nach der Gründung der «Städtischen Strassenbahn Zürich» 1896 – des ersten kommunalen Betriebs seiner Art in Europa – schritt der Ausbau des Liniennetzes und des Rollmaterials zügig voran.³⁰⁰ Den Schritt zu einer ausschliesslich elektrisch betriebenen Strassenbahn vollzog Zürich 1899/1900. Im Sommer 1900 fand die letzte Fahrt des Rösslitrans statt und 1905 ging mit der «Zentralen Zürichbergbahn» die letzte private Strassenbahn auf damaligem Stadtgebiet an den städtischen Strassenbahnbetrieb über.³⁰¹

Mit der Übernahme durch die Stadt, dem Ausbau des Liniennetzes und der Umsetzung einer Tarifpolitik, die das Tramfahren einer breiten Bevölkerung ermöglichte, wurde aus dem einstigen Luxusverkehrsmittel innerhalb kurzer Zeit ein Verkehrsmittel für alle. Ihre volle Entfaltung erlebte die städtische Strassenbahn allerdings erst nach dem Ersten Weltkrieg, als der Ausbau des Liniennetzes zusammen mit der Anlage gartenstadtähnlicher Wohnquartiere an der Peripherie der Stadt Teil einer einheitlichen kommunalen Siedlungspolitik wurde.³⁰²

Die Bauzonenordnung

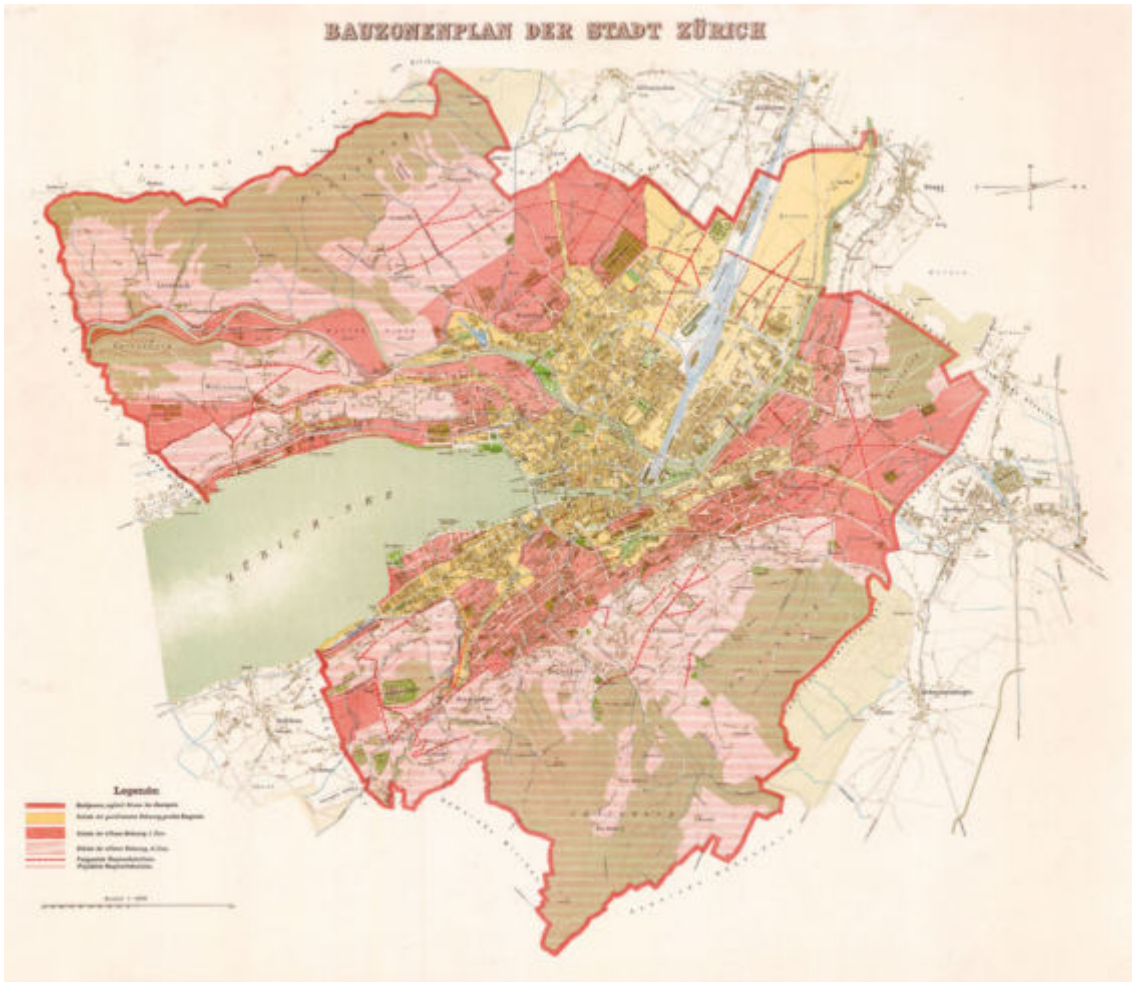
Nach der Jahrhundertwende wurde der Bautyp der Blockrandbebauung erstmals eingeschränkt. Als erste Schweizer Stadt erliess Zürich 1901 Vorschriften über die offene Bebauung. Für weite Teile des städtischen Baugebiets, für die Hanglagen des Zürichbergs, in Ober- und Unterstrass, die Hügel der Enge und den Wiediker Bühl, wurde die im geltenden Baugesetz von 1893 erlaubte Ausnützung der Bauparzellen reduziert und eine aufgelockerte Bauweise vorgeschrieben. Wohnhäuser durften in diesen Gebieten nur frei stehend oder in Gruppen von höchstens 25 Metern Länge gebaut werden. Gleichzeitig wurde die Höhe der Bauten auf dreieinhalb Geschosse begrenzt.³⁰³ Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurden die Vorschriften erweitert und das ganze Stadtgebiet unter das Baugesetz gestellt. In der 1912 eingeführten zweiten Zone der offenen Bebauung – sie umfasste vor allem die obersten Hanglagen der Stadt – war eine villenartige Bebauung mit höchstens zwei Vollgeschossen und grösseren Gebäudeabständen vorgeschrieben.³⁰⁴ Mit der Zonenbauordnung sollte nun eine vom Zentrum gegen den Stadtrand hin abnehmende Bebauungsdichte und -höhe realisiert werden. Damit verfügte Zürich erstmals über zwei verschiedene Zonen, die sich durch die Art der zulässigen Bebauung unterschieden. Obwohl vor dem Ersten Weltkrieg noch keine gesonderten Gewerbe- und Industriezonen geschaffen wurden, verlangten einzelne Gemeinderäte bereits 1901, dass eine Trennung von Gewerbe- und Wohngebieten «anzustreben» sei.³⁰⁵

Mit den neuen Bauzonen wurden 3300 Hektaren des Stadtgebiets der ersten oder zweiten Zone der offenen Bebauung zugeteilt (Abb. 24). Damit nahmen die Gebiete, in denen eine aufgelockerte Bebauung vorgeschrieben war, bereits den grössten Teil der insgesamt 4409 Hektaren umfassenden Stadtfläche ein.³⁰⁶ Während die ersten Vorschriften im November 1901 der Stadtrat erliess, wurde die zweite Vorlage Ende September 1912 in der Gemeindeabstimmung mit beinahe 80% Ja-Stimmen deutlich angenommen.³⁰⁷ In der Abstimmungsbotschaft brachte der Stadtrat das allgemeine Unbehagen über die als ungesund empfundene Verstädterung deutlich zum Ausdruck: «Die Stadt Zürich ist innert kurzer Zeit zur Grossstadt geworden und sie zeigt auch bereits die typischen Merkmale, Vorteile und Nachteile, einer solchen. Zu den Nachteilen

gehört das für die Gesundheit und das Wohlergehen der Einwohner schädliche Beisammenwohnen grosser Menschenmengen in eng zusammengebauten Häusermassen, ungenügender Licht- und Luftzutritt zu den Wohnungen, die Verschlechterung der Luft durch Staub und Rauch und der Lärm des Verkehrs auf den Strassen, der auch in der Nacht nie vollständig verstummt. Alle diese unvermeidlichen Übelstände in Verbindung mit den Aufregungen des gesteigerten Kampfes ums Dasein tragen zur Schwächung der Stadtbewohner und ihrer Nachkommen bei.»³⁰⁸ Mit den Vorschriften für die offene Bebauung folgte Zürich dem Beispiel anderer Grossstädte und versuchte, der zunehmenden «Verkalkung» der Stadt einen Riegel zu schieben.

Die Erwartungen der Bevölkerung an die neuen Bauvorschriften waren jedoch sehr verschieden.³⁰⁹ Dem wohlhabenden Bürgertum ging es in erster Linie darum, ihre schönen Villenviertel vor Verschandelung durch mächtige Wohnblöcke und vor der befürchteten Deklassierung zu schützen. Auch kleinbürgerliche Hausbesitzer sahen in der Bauordnung das Mittel, sich gegen «Mietskasernen» und eine unliebsame proletarische Nachbarschaft in ihren Wohngebieten zu wehren. Die Arbeiterschaft erhoffte sich vielmehr, dass sie der privatwirtschaftlichen Bauspekulation, den hohen Mietzinsen und der Wohnungsnot einen Riegel schieben werde. Das «Volksrecht», die sozialdemokratische Tageszeitung, rief ihre Leser im September 1912 dazu auf, den Vorschriften über die offene Bebauung zuzustimmen, auch wenn «diesen nur bevorzugte Wohnlagen, welche für die Arbeiterschaft nicht in Betracht kommen können», unterstellt waren. Die Zonenbauordnung sei eine «volkshygienische und ästhetische» Massnahme und – mit Blick in eine bessere Zukunft – werde «auf diesem Wege nach und nach der minderbemittelten Bevölkerung das Wohnen in ruhigen Quartieren mit sonnigen Wohnungen und kleinen Gärten» ermöglichen.

Mit der Einführung der Zonenbauordnung ging es nicht primär um die Verbesserung der Lebens- und Wohnverhältnisse in den dicht bebauten Arbeiterquartieren, sondern vor allem um den Schutz der privilegierten Wohnlagen an den sonnigen Hängen über der Stadt.³¹⁰ Die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage stand für die Sozialdemokraten (noch) nicht im Zentrum. Vielmehr erhofften auch sie sich mit der Abkehr von der Blockrandbebauung eine schönere Stadt: «Wir haben es bei der neuen Vor-



24

Der Bebauungs- und Zonenplan der Stadt Zürich, 1913. Die Zone der geschlossenen Bebauung ist gelb, die erste Zone der offenen Bebauung rot eingefärbt und die zweite Zone der offenen Bebauung rot schraffiert. Plan SAZ IX. C. 150. – Text S. 62–64.

lage mit einem weiteren Schritt im Kampfe gegen die Mietskaserne, im Kampfe für Luft und Licht und Sonne zu tun.»³¹¹

Opposition kam seitens von Grundeigentümern, die sich eine Einschränkung der Baufreiheit nicht gefallen lassen wollten. 1901 protestierte der Quartierverein Wollishofen gegen die Bauordnung und sprach sich einstimmig für die Ergreifung des Referendums aus. In der Versammlung des «Centralverbandes der stadtzürcherischen Quartiervereine» überwogen dann – allerdings nur knapp – die Befürworter. Erstens erachteten sie ein Referendum als chancenlos, «weil man unter dem Spekulantentum viel gelitten» habe, und zweitens müsse man

anerkennen, dass trotz der Mängel der Bauvorschriften immerhin «einmal etwas für die offene Bebauung» getan werde.³¹² Der Riesbacher Landschaftsarchitekt **OTTO FROEBEL** wollte dies allerdings nicht hinnehmen und zog die Klage gegen die Bauvorschriften bis vor Bundesgericht, wo er jedoch im März 1904 scheiterte und die Rechtmässigkeit der städtischen Zonenbauordnung bestätigt wurde.³¹³

Der Epoche der Blockrandbebauung war in Zürich nur eine kurze Zeit gegönnt. Nach der Jahrhundertwende zeichnete sich eine Trendwende hin zu einer weniger dichten Bebauung ab, die mit den Vorschriften der offenen Bebauung gefördert

wurde. Die klassische Durchmischung der Nutzungen, wie sie für die Altstadt typisch war, erachtete man um 1900 als nicht mehr erstrebenswert und sie wurde nur noch selten realisiert. Dies gilt für die bürgerlich geprägten Stadtteile wie die Arbeiterquartiere in Wiedikon oder Wipkingen. Auch bei Blockrandbebauungen verdrängten Vorgärten und Hochparterrewohnungen das früher übliche Erdgeschoss mit Geschäften. Damit begann sich das von der Gartenstadtidee postulierte Leitbild der funktionalen Trennung von Wohnen und Arbeiten auch in den Arbeiterquartieren durchzusetzen.³¹⁴

Die Anfänge kommunaler Bodenpolitik

Einen weiteren Akzent setzte Zürich in der Bodenpolitik. Ende Juni 1896 hatten die Stimmberechtigten über den Kauf von 22 Hektaren Land im Friesenberg im Quartier Wiedikon für 940 000 Franken zu befinden.³¹⁵ Dass die öffentliche Hand Land kaufte, war noch kein revolutionärer Akt. Bereits in der Ära BÜRKLI hatte die Stadt Grundbesitz erworben, den sie gewinnbringend an private Bauherren verkaufte.³¹⁶ Der Gütererwerb im Friesenberg stand jedoch unter neuen Vorzeichen: Das vorsorglich erworbene Land sollte dereinst – ohne Gewinnabsichten – für den Bau von Arbeiterwohnungen genutzt werden. Die Frage, ob die Stadt den Arbeiterwohnungsbau unterstütze, wurde 1896 noch ausgeklammert. Im Gegensatz zu Zürich hatte die Stadt Bern dies bereits entschieden. Bern war die erste Schweizer Stadt, die Bauland kaufte und in den 1890er Jahren kleine, billig gebaute Wohnhäuser erstellte, um die Lage auf dem Wohnungsmarkt zu entschärfen.³¹⁷ In Zürich bot die städtische Bodenpolitik bereits genug Zündstoff.

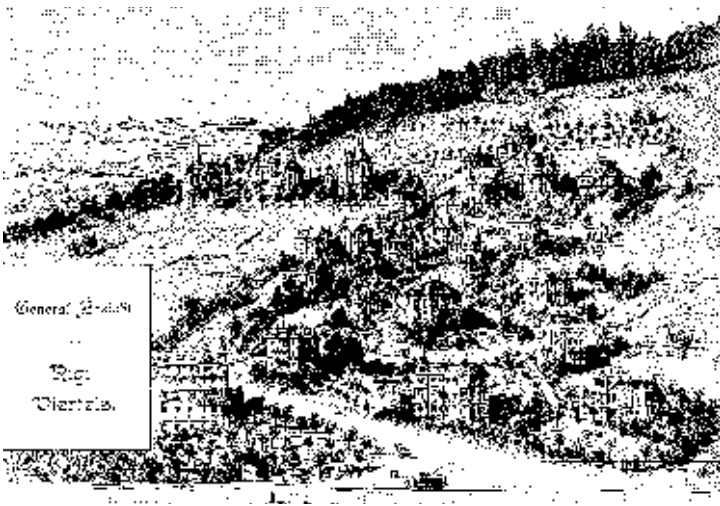
Obwohl die vorberatende Kommission das Geschäft einstimmig empfohlen hatte, war die Vorlage im Grossen Stadtrat umstritten.³¹⁸ Das zentrale Motiv der Gegner war die Zusammenballung der Arbeiterschaft. **Theodor Frey-Nägeli**, einer der Gründer der 1892 entstandenen freisinnigen Zürcher Stadtpartei, sprach sich gegen den Landkauf aus und plädierte dafür, dass Arbeiterquartiere «an verschiedenen Stellen der Stadt» erstellt würden.³¹⁹ Deutlichere Worte fielen in der Versammlung des freisinnigen Kreisvereins IV (Wipkingen, Unterstrass, Oberstrass). Die Mehrzahl der Redner sprach sich «gegen die Anlage grosser Kolonien mit tausenden von Bewohnern aus, da man eine Isolierung der

Arbeiterbevölkerung und namentlich der Kinder in besondern Schulen nicht zugeben dürfe». Die Befürworter, die daran erinnerten, dass die Vorlage nicht mit der Wohnbaufrage verknüpft sei, brachten praktische Gründe vor: «Es werde der Stadt kaum je gelingen, Grundstücke, die immerhin einen gewissen Umfang haben müssen, in annehmbarer Nähe zu kleinen Preisen zu erwerben. Ein Mangel an billigen gesunden Wohnungen sei unzweifelhaft vorhanden; wenn man ihm begegnen wolle, müsse man eben einen Anfang machen.»

Obwohl die Vorlage im Grossen Stadtrat schliesslich deutlich angenommen wurde, verlangte das Parlament, dass sie dem obligatorischen Referendum unterstellt werde. An der Urne wurde der Landkauf am Friesenberg im Juni 1896 ebenfalls abgesegnet.³²⁰ Damit legte die Stadt den Grundstein für eine gezielte Bodenpolitik, die sich über viele Jahrzehnte fortsetzen sollte. Sie eröffnete neue planerische Möglichkeiten und erlaubte der Stadt, oft Jahre oder Jahrzehnte nach dem Kauf, sozialpolitische Anliegen wie den gemeinnützigen Wohnungsbau, den Bau von Schulhäusern und Sportanlagen sowie weiteren öffentlichen Anlagen zu realisieren. 1894 betrug der städtische Grundbesitz, der auch Wald umfasste, 13% des Stadtgebiets; bis 1914 hatte er sich bereits auf 26% verdoppelt.³²¹

Aussichtspunkte und Grünflächen

Noch bevor die Stimmberechtigten über den Güterkauf im Friesenberg entschieden hatten, legte Finanzvorstand Elias Hasler seinen Stadtratskollegen im Frühling 1896 ein interessantes Geschäft vor.³²² Es ging um die Liegenschaft zum Sonnenberg, in aussichtsreicher Lage am Abhang des Zürichbergs in Hottingen gelegen, die von den Bauunternehmern Carl Fischer und Daniel Schmuziger-Koller der Stadt zum Kauf angeboten wurde. Die beiden hatten 1893 das vom Architekten ROBERT ZOLLINGER geplante Hotel Sonnenberg gebaut und wollten nun das Landgut mit rund 12,5 Hektaren Acker, Wiesen und Wald für 750 000 Franken verkaufen. Hasler argumentierte, dass es im «wohlverstandenen Interesse» der Stadt liege, diese günstige Gelegenheit zu ergreifen und den Landkomplex, der sich «entweder für ein Wohnquartier oder eine städtische Anstalt» eigne, zu erwerben. Mit fünf gegen drei Stimmen beschloss der Stadtrat, den Kauf abzuschliessen. Der Grosse Stadtrat nahm den Ver-



25

«General-Ansicht des Rigi-Viertels». Das vornehme Wohnquartier in Oberstrass am Abhang des Zürichbergs wird mit der in der Bildmitte zu erkennenden Standseilbahn erschlossen. BAZ. – Text S. 65.

trag sogar oppositionslos an, und in der Gemeindeabstimmung im Januar 1897 wurde er mit überwältigendem Mehr gebilligt.

Beim Kauf des Sonnenbergs kam ein weiteres Motiv der städtischen Bodenpolitik zum Tragen: Die Landreserven sollten der Schaffung und Erhaltung von Aussichtspunkten und Grünflächen dienen. So versprach der Stadtrat, dafür zu sorgen, dass der «prächtige Aussichtspunkt» am Sonnenberg stets frei bleiben werde.³²³ Um 1922 wurde die öffentliche Aussichtsterrasse gebaut, die einen weiten Blick über den einzigen in Hottingen verbliebenen Rebbberg freigibt. Das Unternehmen wurde mit dem Verkauf von Bauparzellen an Private finanziert, auf denen vor und nach dem Ersten Weltkrieg prächtige Villen entstanden. Den oberen Abschluss des Quartiers bildete das von Stadtbaumeister FRIEDRICH FISSLER erbaute *städtische Waisenhaus* (1909/10).³²⁴

Dass die Stadt die Hand schützend auf den Sonnenberg legte, kam nicht von ungefähr. Die exklusiven Lagen am Zürichberg wurden im ausgehenden 19. Jahrhundert, vor allem nach ihrer Erschliessung durch die Strassenbahn ab 1895, von der Bauspekulation erfasst. Geschäftstüchtige Unternehmer hatten bereits vor der Stadtvereinigung im grossen Stil Boden zusammengekauft, auf dem exklusive Villenbauten entstehen sollten. 1891 erwarb etwa der Bauspekulant Albert Grether den Geissberg in der Gemeinde Oberstrass und stellte an dessen Abhang ein vornehmes Villenquartier (Rigiviertel), das ab 1901 von einer Standseilbahn erschlossen wurde, die er auf eigene Kosten erstellt hatte (Abb. 25).³²⁵ Der umtriebige Hottinger

Wirt Heinrich Hürlimann, der das «Zürcher Volkstheater» (heute *Schauspielhaus am Pfauen*) gebaut hatte, gründete 1894 die Dolderbahn-Aktiengesellschaft, an die er seine in Hottingen und Fluntern gekauften Grundstücke übertrug. 1895 eröffnete die Gesellschaft die Standseilbahn (Dolderbahn), die das geplante Villenquartier erschloss, und das Restaurant Waldhaus. 1899 nahm schliesslich das exklusive *Kurhotel und Grand Dolder* seinen Betrieb auf (Abb. 27).³²⁶

Vor allem in Heimat- und Naturschutzkreisen, die bereits vor 1900 begonnen hatten, sich für den Schutz schöner Lagen, von Wäldern und die Anlage von Spazierwegen und Aussichtspunkten einzusetzen, lösten die spekulativen Bauprojekte grosses Unbehagen aus. Mit ihrer Kritik stiessen sie beim Stadtrat auf offene Ohren. Im ersten gesamtstädtischen Bebauungsplan von 1899/1901 formulierte die Stadt ein erstes «Freiraum-Programm». Darin wurde die «ganze Berglehne am Zürichberg», die Abhänge des «Käferholzes und des Uetliberges» «als grosse Anlagen» definiert, die wenn immer möglich «durch Erstellung von Wegen und Ruheplätzen der Öffentlichkeit zugänglich und den Erholungsbedürftigen erschlossen werden» sollten.³²⁷

Die Freihaltung der Aussicht am Zürichberg

Das einzige Mittel, die aussichtsreichen Lagen für die Öffentlichkeit zu erhalten und die Wälder vor spekulativen Rodungen zu schützen, war der Erwerb der Grundstücke durch die öffentliche

Hand (Abb. 26). 1904 kaufte die Stadt von der Holzkorporation Wipkingen den gesamten, 50 Hektaren umfassenden Käferbergwald. Bereits 1901 und 1902 hatten die Behörden 30 Hektaren Wald am Uetliberg über professionelle Liegenschaftenkäufer erworben. Auch im Gebiet des Entlisbergs in Wollishofen begann die Stadt ab 1899 mit dem Kauf kleinerer Wiesen- und Waldparzellen. Mit dem Erwerb des Landguts zur Waid in Wipkingen brachte die Stadt 1907 auch den Waldrand des Käferbergs in ihren Besitz.³²⁸

Nicht immer liefen solche Landkäufe problemlos ab. Nach der Jahrhundertwende begannen die Baugesellschaften «Jakobsburg» und «Phönix», die am Abhang des Zürichbergs praktisch das ganze Gebiet zwischen den Kurhäusern Rigiblick und Zürichberg erworben hatten, mit der Planung ihrer Villenviertel. Auf Veranlassung des sozialdemokratischen Bauvorstands Emil Klöti griff die Stadt in letzter Minute ein. Klöti wollte den «natürlichen Stadtpark» am Zürichberg unbedingt für die Öffentlichkeit erhalten und zumindest das Gebiet am Waldrand vor privater Überbauung schützen. Mit der «Phönix» wurde die Stadt schnell handelseinig: Im November 1910 trat die Immobiliengesellschaft einen sieben Hektaren grossen Landstreifen am Waldrand gegen einen zentral gelegenen Bauplatz in der Innenstadt ab. Die Verhandlungen mit der «Jakobsburg» scheiterten an den überrissenen Forderungen. Die Stadt liess jedoch nicht locker, und 1923 kam auch dieser Handel um rund 2,4 Hektaren zustande.³²⁹

Der Kampf gegen die Rodung des Dolderparks

Angesichts des Baubooms und der städtischen Freiraumpolitik kam es bald zu einem Präzedenzfall. Dabei ging es um die Rodung eines Teils des sogenannten Dolderparks in Hottingen, einer zum Hotel Dolder gehörenden Waldpartie mit einem 1897 eingerichteten Wildpark. Dieser Konflikt drehte sich um die grundsätzliche Frage, ob private oder öffentliche Interessen höher zu gewichten seien.³³⁰

Die Dolderbahn-Aktiengesellschaft beabsichtigte 1911, einen Teil des Parks abzuholzen und mit Villen zu überbauen. Der Stadtrat intervenierte nach Protesten seitens der Bevölkerung gegen diese Pläne und führte die bekannten städtebaulichen Argumente ins Feld: Es sei Aufgabe jeder Gemeinde, «das Stadtgebiet so viel als möglich vor vollständiger Verkalkung zu bewahren und so viele Grünflächen und Waldpartien als nur irgendsmöglich unversehrt zu erhalten». Dies nicht nur, «um dem Auge eine wohlthuende Abwechslung in der Eintönigkeit der ununterbrochenen Fluchten der Strassen und Häuser zu gewähren», sondern auch, um dem Stadtkern stets einen «frischen Luftzug» zuzuführen.³³¹ Nachdem die Stadt 1911 vom Regierungsrat die Verhängung eines Rodungsverbots verlangt hatte, begann ein langes juristisches Seilziehen zwischen Stadt, Kanton und Aktiengesellschaft. Da sich eine Lösung des Konflikts nicht abzeichnete, leitete der Stadtrat 1914 ein Expropriationsverfahren ein. 1915 beurteilte das Bundesgericht das Vorgehen der Stadt als



26

Die Hügelkrone des Zürichbergs konnte dank dem Landerwerb durch die Stadt vor der Überbauung gerettet werden. Flugaufnahme mit dem am Waldrand gelegenen alkoholfreien Volks- und Kurhaus des Frauenvereins, das im Jahr 1900 eröffnet wurde. Foto Walter Mittelholzer, 1919. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 65f.



27

Das Grand Hotel Dolder an der Kurhausstrasse am Zürichberg. Foto Edition Photoglob, um 1900. BAZ. – Text S. 65–67, 322.

rechts und entschied den Konflikt zugunsten des übergeordneten Natur- und Landschaftsschutzes. 1916 einigten sich die Behörden und die Dolderbahn-Aktiengesellschaft auf einen Tauschvertrag: Die Stadt kaufte von der Gesellschaft neben dem zur Rodung vorgesehenen Waldstück zusätzliche Parkflächen entlang der Kurhausstrasse und des Wolfbachtobels bis zur Adlisbergstrasse; einen Teil der Kaufsumme beglich sie, indem sie der Aktiengesellschaft im Gegenzug städtische Bauparzellen an der Kraft-, der Freudenberg- und der Sonnenbergstrasse abtrat.³³²

Die Anfänge der kommunalen Wohnbaupolitik

Mit der Sicherung von Grünflächen und Naherholungsgebieten wurden die prekären Wohnverhältnisse der Unterschichten jedoch nicht behoben. Im Herbst 1896 wurde in Zürich eine umfassende Wohnungsenquete durchgeführt. Der Anlass für die Untersuchung, die um 1900 auch in anderen schweizerischen und europäischen Städten durch-

geführt wurde, war die gewaltige Kluft, die sich zwischen den Lebens- und Wohnverhältnissen der Arbeiterschicht und des Bürgertums aufgetan hatte und die nun verstärkt als soziales und hygienisches Problem wahrgenommen wurde.

Die flächendeckende Erhebung war darauf angelegt, die Gestaltung und Nutzung der Wohnungen zu erfassen.³³³ Die Zürcher Enquete bestätigte, was man schon längst wusste. Am besten waren die Wohnverhältnisse in den Villenquartieren und am schlechtesten in den dicht bewohnten Arbeitervierteln.³³⁴ Bereits die Platzverhältnisse bildeten die sozialen Unterschiede ab: Die Wohnungen in Enge hatten durchschnittlich fünf Zimmer, die Behausungen der Arbeiterfamilien in Wiedikon und Aussersihl nur drei. Die Wohnungen der Oberschicht waren durchschnittlich 465 Quadratmeter gross, die Wohnung einer Arbeiterfamilie mit 101 Quadratmetern mehr als viermal kleiner.³³⁵ Die Wohnungsenquete bestätigte nicht nur die Segregation der Wohnquartiere nach sozialer Schichtzugehörigkeit, sie zeigte auch, dass die Arbeiterfamilien für ihre Wohnungen relativ viel zahlten. Die Mieten

waren verhältnismässig umso höher, je kleiner die Wohnungen und je schlechter das Quartier.³³⁶ Um die Mietzinse aufbringen zu können, war jeder dritte Haushalt in der Stadt auf Kostkinder, Untermieterinnen oder Schlafgänger angewiesen. Entsprechend überfüllt waren die Unterschichtenbehausungen. In Wohnungen mit acht und mehr Zimmern wurde ein Raum durchschnittlich von 0,74 Personen bewohnt, in den Dreizimmerwohnungen waren es durchschnittlich 1,52 Personen pro Zimmer.³³⁷ Noch dichter waren die Schlafzimmer belegt. Die Enquete stellte fest, dass in Wiedikon und Aussersihl die Schlafzimmer so dicht belegt waren, dass 27% der Bevölkerung weniger als 10 Kubikmeter Raum hatten und damit auch das gesetzliche Mindestmass pro Person unterschritten wurde.³³⁸

Die Wohnverhältnisse in den Arbeiterquartieren waren bereits vor der Wohnungsenquête in den Fokus der Sozialreformer geraten. Gewisse bauliche Mindestanforderungen hatte auch das neue kantonale Baugesetz vom April 1893 aufgestellt: So waren Kellerrwohnungen verboten, die minimale Raumhöhe vorgeschrieben, die Fensterfläche im Verhältnis zur Zimmergrösse geregelt oder der Bezug von feuchten, nicht ausgetrockneten Wohnhäusern verboten. Diese Vorschriften galten nur für Neubauten und wurden daher erst mit der Zeit wirksam.³³⁹ Die administrativen Massnahmen, mit denen die Behörden versuchten, die Misere in den Griff zu bekommen, waren im ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem erzieherischer Natur.³⁴⁰ Ab 1893 begann das städtische Gesundheitsamt, Wohnungen ohne Voranmeldung und mit fadenscheinigen bau- und seuchenpolizeilichen Kompetenzen zu inspizieren.³⁴¹ Die sogenannte Wohnungskontrolle hatte vor allem die Mieterschaft und ihr Wohnverhalten im Visier. Dass diese obrigkeitlichen Inspektionen in der Bevölkerung kaum auf Widerstand stiessen, hatte wohl damit zu tun, dass sich die Kontrollen vor allem auf Ausländer beschränkten und oft nach Denunziationen vorgenommen wurden.³⁴² Zimmerlich ging man dabei nicht vor. So wurden die Behausungen frühmorgens, wenn die Leute noch schliefen, von den «Sanitätsmännern» besucht. Nicht erstaunlich, dass die Behörden bei den Unterkünften italienischer Bauarbeiter bemängelten, dass sie in überfüllten Zimmern hausten, dass ungeeignete Räume wie Küchen oder Werkstätten als Schlafzimmer dienten oder die Betten von zwei Personen geteilt wurden. Bei russischen Familien,

denen man schweizerische Sitten beibringen wollte, bemängelten die Inspektoren etwa «Unreinlichkeit» und das Halten von Hühnern in der Küche.

Zwischen 1895 und 1912 kontrollierten die städtischen Behörden insgesamt 140 000 Wohnungen (inklusive Neubauten, Wirtschaften und Arbeitslokale von Heimarbeitern), wovon sie 18 500 beandeten.³⁴³ Auch die 1894 erlassene städtische Polizeiverordnung enthielt neue Paragraphen mit sozialdisziplinarischem Charakter: So war es verboten, nach 10 Uhr zu musizieren oder zu lärmern (Art. 16), Hühner, Kaninchen und Schweine zu halten (Art. 23) oder verkehrsbehindernde Ansammlungen von Personen auf Trottoirs oder Strassen zu bilden (Art. 67).³⁴⁴ Mit solchen polizeilichen Massnahmen konnten die Wohnungsnot und der Mangel an bezahlbarem Wohnraum jedoch kaum verringert werden.

Die Arbeiterwohnungsfrage scheitert vorerst

Auf Initiative des Gesundheitsamts befasste sich der Stadtrat 1894 erstmals mit der sogenannten Arbeiterwohnungsfrage.³⁴⁵ Um das Problem zu lösen, setzte er eine Kommission ein, die Wege und Mittel zur Behebung der Wohnungsmisere in Gross-Zürich aufzeigen sollte. Im Februar 1896 präsentierte das Gremium mehrere Massnahmen und schlug unter anderem die Unterstützung gemeinnütziger Baugesellschaften und die Erstellung städtischer Wohnungen vor.³⁴⁶ Der Stadtrat krebste jedoch zurück und machte dem Parlament nur den Bau von Wohnungen für städtische Arbeiter und Angestellte beliebt.³⁴⁷ Zwei Gründe mögen den Ausschlag dazu gegeben haben. Erstens hatte eine kommunale Wohnbaupolitik im bis 1907 von den Freisinnigen dominierten Stadtparlament nur geringe Chancen. Zweitens liessen die Zeitumstände eine breitere Wohnbauförderung scheitern. Als Ende der 1890er Jahre eine schwere Krise das Baugewerbe und den Liegenschaftenhandel erfasste, entspannte sich die Lage auf dem Wohnungsmarkt sehr rasch. Ein Eingreifen der Stadt war vom Tisch – dass die Wohnungsnot eine wiederkehrende Erscheinung sein könnte, zog man nicht in Betracht.³⁴⁸ Was Zürich in der Folge an die Hand nahm, war der Bau von Wohnungen für städtische Angestellte und Arbeiter, die in der Nähe ihres Arbeitsplatzes wohnen mussten. Für das Gaswerk in Schlieren erstellte man eine kleine Arbeiter-

kolonie mit 24 Wohnhäusern (1900/01) und für die Angestellten der städtischen Strassenbahn 1907 drei Wohnhäuser in der Nähe des Tramdepots Tiefenbrunnen (Wildbachstrasse 81–85).³⁴⁹

Die ersten städtischen Wohnsiedlungen

Das Jahr 1907 bildet einen «Markstein in der Wohnungspolitik der Stadt Zürich». Im April billigten die Stimmberechtigten einen Kredit von rund 2,5 Millionen Franken für den Bau einer kommunalen Wohnsiedlung mit insgesamt 225 Wohnungen auf städtischem Grundbesitz an der Limmatstrasse im Industriequartier. Dass die Stadt neue Wege in der Wohnungsfrage einschlug, hatte mehrere Gründe. Erstens hatte sich ab 1904 eine neuerliche Wohnungsnot angebahnt und zweitens kamen die Sozialdemokraten nach den Wahlen von 1907 auf 49 Sitze, einen Sitz weniger als die Freisinnigen. Zusammen mit den Demokraten, die 26 Sitze besetzten, besass die Linke erstmals eine Mehrheit im Parlament. Auch im Zürcher Stadtrat hatten sich die politischen Gewichte 1907 verschoben: Die Sozialdemokraten hatten 4, die Demokraten 2 und die Freisinnigen noch 3 Sitze.³⁵⁰ Weiter war nun auch der politische Auftrag vorhanden, indem die Gemeindeordnung von 1907 festlegte, dass die Stadt «die Erstellung gesunder und billiger Wohnungen» fördert (Art. 91).³⁵¹

Im August 1907 begann der Bau der drei Häuserblocks an der Limmatstrasse und 1908/09 konnten die ersten Wohnungen bezogen werden (Abb. 28). Obwohl die Stadt aus Kostengründen auf den Einbau einer Zentralheizung und von Badezimmern verzichtete, waren die Wohnungen nicht billig. Für Arbeiterfamilien waren die Mietpreise unerschwinglich, nicht zuletzt, weil die Aufnahme von Schlafgängerinnen und Untermietern in der städtischen Wohnsiedlung ausdrücklich untersagt war.³⁵²

Zum Zeitpunkt der Abstimmung über die Wohnhäuser an der Limmatstrasse lagen die nächsten Bauprojekte bereits auf dem Tisch. Im Friesenberg war eine Wohnkolonie für Arbeiterfamilien in Planung, und im Riedtli, am gegenüberliegenden Abhang in Oberstrass, sah die Stadt eine weitere Wohnsiedlung vor.³⁵³ Die kommunale Wohnbaupolitik, die 1907 an der Urne eine überwältigende Zustimmung gefunden hatte, stiess bei den Stadtbürgern jedoch auf wenig Begeisterung. Das Bauland für die Riedtli-Siedlung gehörte der Bürgergemeinde, die zu-



28

Blick in den Innenhof der 1907/08 erbauten ersten städtischen Wohnsiedlung an der Limmatstrasse im Industriequartier. Foto 1909. BAZ. – Text S. 69.

erst über den Verkauf an die Einwohnergemeinde entscheiden musste. Nachdem die bürgerliche Abteilung des Grossen Stadtrats sich äusserst knapp für den Verkauf ausgesprochen hatte, wurde das Referendum ergriffen. Im Abstimmungskampf wurde die Vorlage zu einem Grundsatzentscheid pro oder kontra kommunalern Wohnungsbau hochgespielt. Mit 52% Ja- gegen 48% Nein-Stimmen-Anteil fiel der Entscheid im September 1910 nur knapp zugunsten des Verkaufs aus.³⁵⁴ In der politisch angespannten Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die von Arbeitskämpfen und Streiks geprägt war, gelang es dem «Bürgerverband», einem 1905 gegründeten Verein konservativer Stadtbürger, auch die Freisinnigen für ihre Politik einzunehmen.

Im Dezember 1910 wurden das Bauprojekt der **Riedtli-Siedlung** mit 288 Wohnungen und ein Kredit von 5,3 Millionen Franken mit mehr als 70% Ja-Stimmen-Anteil an der Urne deutlich angenommen. Diese zweite kommunale Wohnsiedlung, die zwischen 1911–1919 realisiert wurde, richtete sich an Angestellte, wobei ein abgestufter Wohnungszuteilungsschlüssel für die gewünschte soziale Durchmischung sorgte. Obwohl die mit elektrischem Licht und Badezimmern ausgestatteten Wohnungen schliesslich auch für mittelständische Familien

relativ teuer kamen³⁵⁵, war der Bau der ersten kommunalen Wohnsiedlungen politisch ein grosser Erfolg. Manche Sozialpolitiker träumten bereits davon, dass die Wohnungsversorgung wie die Wasserversorgung zu einer öffentlichen Aufgabe werde. Dem kommunalen Wohnungsbau, der grosse finanzielle Mittel band, stand jedoch eine vielköpfige Opposition entgegen, seitens des Bürgertums, aber auch der Banken. Ein anderes Modell der Wohnbauförderung, das die Stadt ab 1910 praktizierte, war die Unterstützung von gemeinnützigen Baugesellschaften und -genossenschaften.³⁵⁶

Der gemeinnützige Wohnungsbau

Hinter den ersten gemeinnützigen Wohnbauprojekten in Zürich standen philanthropische Vereinigungen. Die 1860 ins Leben gerufene «Aktiengesellschaft für Erstellung von Arbeiterwohnungen» und der 1872 geschaffene «Aktienbauverein Zürich» erstellten bis 1908 197 Häuser mit 376 Wohnungen.³⁵⁷ In den boomenden 1890er Jahren wurden einzelne Genossenschaften gegründet, die allerdings in der Liegenschaftenkrise um 1900 mehrheitlich Konkurs gingen. Nach diesen ersten Erfahrungen war es unbestritten, dass der gemeinnützige Wohnungsbau nur erfolgreich sein konnte, wenn er von der öffentlichen Hand unterstützt wurde.³⁵⁸

Ende August 1910 erliess die Stadt die «Grundsätze betreffend die Unterstützung gemeinnütziger Baugenossenschaften». Damit konnten Wohnbaugenossenschaften von der Gemeinde durch den Verkauf von Bauland und die Übernahme von Hypotheken und Genossenschaftsanteilen unterstützt werden.³⁵⁹ Bis zum Ersten Weltkrieg profitierten in Zürich jedoch nur wenige Baugenossenschaften davon. Die 1908 gegründete «Genossenschaft für die Beschaffung billiger Wohnungen und Kleinhäusern in Zürich» (seit 1974 Berowisa), die von bürgerlichen Kreisen getragen wurde, erstellte 1911 an der Bertastrasse in Wiedikon eine Arbeiterohnsiedlung.³⁶⁰ Alle anderen Genossenschaften waren mittelständische Gründungen, deren Mitglieder Kaufleute, Beamte, Lehrer, Handwerker und Facharbeiter waren, die am damaligen Stadtrand in zeitgenössischer Gartenstadtmanier vor allem Einfamilienhaus-Kolonien bauten.³⁶¹ Von der frühen Genossenschaftsbewegung konnten Familien aus den unteren sozialen Schichten nicht profitieren. Den Arbeiterfamilien fehlten schlichtweg die finan-

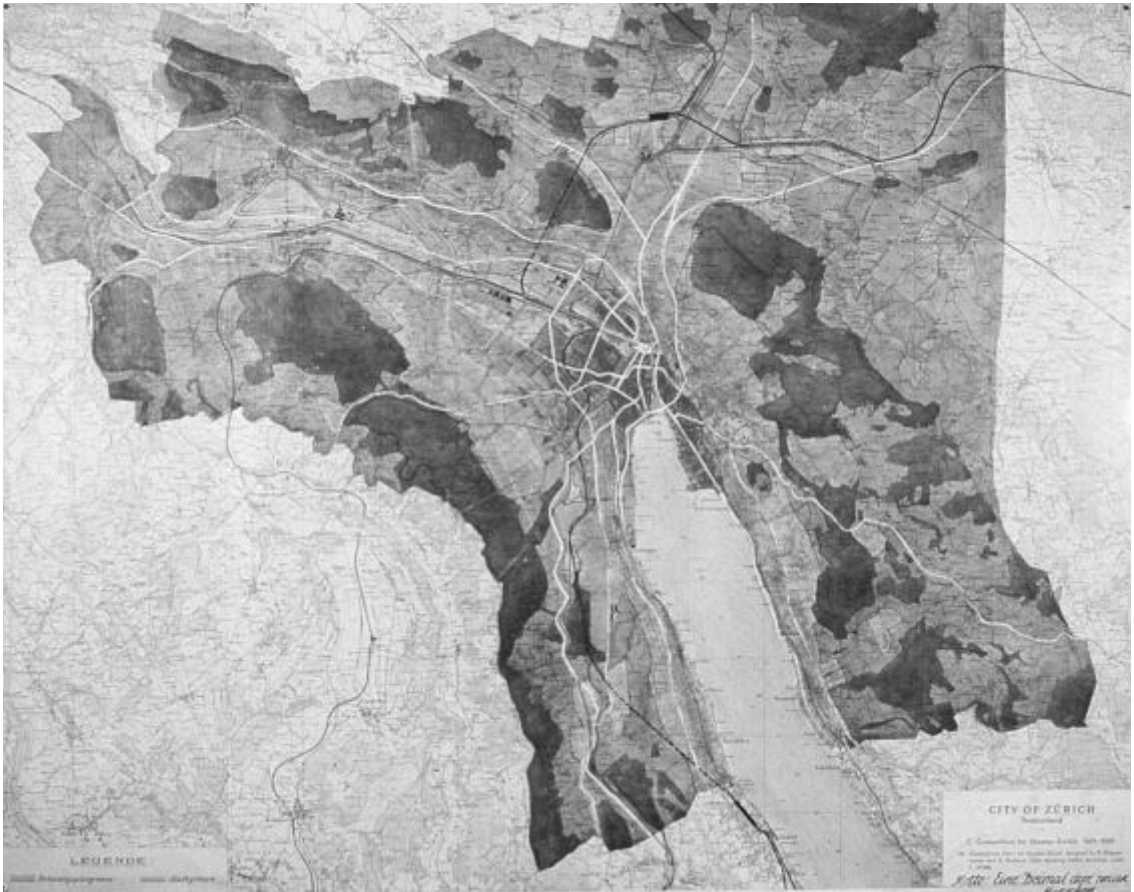
ziellen Mittel, die zur Teilnahme an einer Baugenossenschaft nötig waren. Sie blieben mit ihren Wohnsorgen nach wie vor auf die karitative Tätigkeit gemeinnütziger Baugesellschaften oder das Eingreifen des Staates angewiesen.

Die ersten Arbeiter, die Wohnsiedlungen erstellen und den Selbsthilfegedanke in die Tat umsetzen konnten, waren die Eisenbahner und die Pöstler.³⁶² Den Anfang machte in Zürich die 1910 gegründete Eisenbahner-Baugenossenschaft, die ursprünglich ein Bauprojekt auf städtischem Land im Industriequartier realisieren wollte. Die Verhandlungen mit der Stadt zogen sich jedoch monatelang dahin und schliesslich fanden die Eisenbahner eine andere Lösung. Von ihrer Arbeitgeberin, den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB), konnten sie im Bereich des abgetragenen Bahndamms nach Wipkingen günstiges Land erwerben; die SBB unterstützte das Bauprojekt zusätzlich mit der Übernahme der zweiten Hypothek. 1913 begannen die Bauarbeiten und im April 1914 waren die ersten Wohnungen im «Alten Block» an der Röntgenstrasse bezogen.³⁶³

Der genossenschaftliche Wohnungsbau konnte vor 1914 keine grosse Wirkung entfalten. Erst nach der schwierigen Zeit des Ersten Weltkriegs, während dessen die Bautätigkeit praktisch zum Erliegen gekommen war und in der Stadt Zürich eine Phase extremer Wohnungsnot herrschte, kam für den gemeinnützigen Wohnungsbau dank erweiterter Finanzhilfe der öffentlichen Hand der grosse Aufschwung.

DER BEBAUUNGSPLANWETTBEWERB GROSS-ZÜRICH (1915–1918)

Nach der Jahrhundertwende erreichte der Unmut über die «Vergrossstädterung» in Zürich wie andernorts einen Höhepunkt. Immer lauter wurden die Klagen über die Verschandelung von Quartieren durch planloses Bauen und über krankmachende Wohnverhältnisse in den Arbeiterquartieren. Ein drastisches Bild der zeitgenössischen Stadt zeichnete der deutsche Städtebauer Gustav Langen: «Wenn wir nicht alle, jeder einzelne für sich wie die Gesamtheit, uns zusammenschliessen und den Willen des Volkes verkünden und durchführen, wird man unsere Wälder schlachten, unsern Boden versteigern, unsere Städte verbauen um kleinlicher Interessen willen, wird man unsere Wohnungen kasernieren, unsere Mieten in die Höhe treiben, uns und unsern



29

Der von **Albert Bodmer** und **Konrad Hippenmeier** im *Bebauungsplanwettbewerb Gross-Zürich* eingereichte Beitrag trug den programmatischen Titel «Eine Heimat dem neuen Menschen». In der grossmassstäblichen Übersicht (1:25000) werden die zentralen Strukturelemente der Stadt erkennbar: begrenzende Grünflächen, Hafenanlagen und Industriezonen, Baugebiete, Bahnlinien und Hauptstrassen. Die als Gartenstädte geplanten Vororte sind von Grünflächen umgeben. BAZ. – Text S. 70–72.

Kindern Licht, Luft, Bewegung und Gesundheit nehmen.³⁶⁴ Der Glaube, dass der freie Markt die Stadtentwicklung zum Besten regeln könne, hatte in den Jahren des stürmischen Wachstums in breiten Bevölkerungskreisen Schaden genommen.³⁶⁵ Nach dem Scheitern der scheinbar unkontrollierten Stadtentwicklung des 19. Jahrhunderts wurden allenthalben neue Planungsinstrumente und staatliche Interventionen verlangt.³⁶⁶

1911 leitete Bauvorstand **Emil Klöti** zusammen mit dem federführenden ZIA die Vorarbeiten für einen internationalen Wettbewerb ein, um Ideen und Planungsgrundlagen für die zukünftige städtebauliche Entwicklung Zürichs zu gewinnen. Mit dem sogenannten Ideenwettbewerb für einen Bebau-

ungsplan der Stadt Zürich und ihrer Vororte, der 1915–1918, mitten im Krieg, durchgeführt wurde, setzte Klöti einen der wichtigsten Meilensteine in der Planungsgeschichte der Stadt.

Das Vorbild für den Zürcher Wettbewerb war der 1909/10 durchgeführte internationale Bebauungsplanwettbewerb «Gross-Berlin», der einen Höhepunkt in der Auseinandersetzung um die Reform der Stadtentwicklung bildete. Berlin war um die Jahrhundertwende nicht nur die grösste und am schnellsten gewachsene Stadt im Deutschen Kaiserreich, sie litt auch mehr als andere Städte an den Folgen der rasanten Entwicklung. Nirgends sonst war die Bebauung so dicht und lebten so viele Menschen in kleinen und dunklen Hinter-

hofwohnungen. Zwar hatte es schon vor dem Berliner Projekt bedeutende Städtebauwettbewerbe gegeben, dabei standen jedoch stets einzelne Aspekte der Stadterweiterung im Vordergrund. Beim Wiener Ringstrassenwettbewerb 1859 ging es um Kultur und Repräsentation und 1891 in München um einen Strassenplan im Geist des 19. Jahrhunderts. In Berlin sollten die verschiedenen Ansätze zusammenfliessen und die Grossstadt erstmals in ihrer Gesamtheit und mit all ihren zeitgenössischen Problemlagen studiert werden. Besonders attraktiv waren zwei Gedanken: erstens die Idee eines Wald- und Wiesengürtels, wie ihn die Stadt Wien 1905 zu schaffen beschlossen hatte, und zweitens die neuen Möglichkeiten der elektrischen Hoch- und Untergrundbahnen, die in Berlin seit kurzer Zeit existierten. Sie versprachen Mittel und Wege, den stark verdichteten Siedlungsraum Berlins aufzulösen.

Die Ergebnisse des Berliner Wettbewerbs gingen als «Deutsche Städtebauausstellung» auf Tournee und lösten vielerorts ähnliche Wettbewerbe aus (Abb. 29). 1911 wurde das Material auf Initiative des ZIA – zu den treibenden Kräften gehörten [MAX HAEFELI](#) und Carl Jegher – in der von zahlreichen Vorträgen begleiteten «Zürcher Städtebauausstellung» gezeigt. An der Landesausstellung 1914 in Bern kam auf Initiative der gleichen Kreise eine grosse schweizerische «Städtebauausstellung» zustande, in der ein breiteres Publikum mit der neuen Stadt vertraut gemacht wurde.

Im Zusammenhang mit der Städtebauausstellung im Februar 1911 im Zürcher Gewerbemuseum verfasste der ZIA eine Resolution, mit der er einen Wettbewerb für Gross-Zürich forderte. Der Vorstoss wurde vom Baukollegium einstimmig unterstützt. Auf der Traktandenliste des Grossen Stadtrats Anfang Juli 1912, als die Schlussabstimmung über die Revision der Vorschriften über die offene Bebauung anstand, wurde auch über einen Kredit für die Vorbereitung eines Bebauungsplanwettbewerbs entschieden. Was man von diesem Projekt erwartete, fasste Gemeinderat [Franz Eduard Usteri-Pestalozzi](#) knapp und prägnant zusammen: «Es sind wichtige Fragen, die dringend einer Lösung harren: das Problem der Freihaltung von Wäldern und Grünflächen, der Ausscheidung von Wohn- und Industriequartieren, die Frage rationeller Verkehrsverbindungen zwischen dem Zentrum und den entfernteren Gebietsteilen und der letztern unter sich, des Anschlusses Zürichs an die Binnenschiff-

fahrt.»³⁶⁷ Nicht noch einmal wollte man sich von einem wilden Bauboom «überholen lassen», und der Gemeinderat stimmte dem Kredit von 40000 Franken einmütig zu.

Die Vorbereitung des Wettbewerbs war ein aufwendiges Unternehmen, und als sie 1915 abgeschlossen war, herrschte in Europa Krieg, was die Durchführung eines internationalen Wettbewerbs enorm erschwerte. Die Abgabe der Entwürfe wurde immer wieder hinausgeschoben und schliesslich auf Frühjahr 1918 festgesetzt. Trotz der Kriegszeit wurden 31 Projekte aus dem In- und Ausland eingereicht; in die engere Wahl schafften es 18 Entwürfe, unter denen sechs Preise verteilt wurden.³⁶⁸ Das umfangreiche Wettbewerbsprogramm verlangte Siedlungs- und Zonenpläne für Zürich und die 22 umliegenden Gemeinden sowie detaillierte Bebauungsvorschläge, Vorschläge für die Ausgestaltung und Ergänzung des vorhandenen Strassen- und Bahnnetzes sowie für mögliche Verbesserungen in den bebauten Stadt- und Vorortsteilen.

Im Frühjahr 1918 wurden die Wettbewerbsbeiträge ausgestellt und zogen das Publikum in grosser Zahl an. Die wesentlichen Ergebnisse wurden ein Jahr später in einem Schlussbericht publiziert.³⁶⁹ Wie es die Wettbewerbsvorgaben verlangt hatten, standen sämtliche Projekte im Zeichen der Gartensstadtidee. Der planerische Grundgedanke für die zukünftige Stadtentwicklung war die Trennung der Arbeits- und der Wohnstätten: Die Menschen sollten nicht mehr dicht gedrängt in engen Mietskasernen wohnen, sondern in überschaubaren und durchgrüntem Gartenvorstädten, wo Reihen- und Einfamilienhäuser das Erscheinungsbild prägten. Obwohl niemand von diesem Wettbewerb fertige Lösungen erwartete, trug er dazu bei, die Vorstellungen der dezentralen Stadtentwicklung im Bewusstsein der städtischen Bevölkerung nachhaltig zu verankern.

DIE GEBaute STADT: STADTPLANUNG UND SIEDLUNGSENTWICKLUNG (1918–1939)

Die Folgen des Ersten Weltkriegs liessen die sozialen Gegensätze in Zürich noch schärfer hervortreten. Teuerung und Arbeitslosigkeit hatten Zehntausende zu Fürsorgeempfängern gemacht und gegen Ende des Kriegs war rund ein Viertel der städtischen Bevölkerung bezugsberechtigt (Abb. 30).



30

Bahnhofquai und Uraniabrücke: Abgabe von verbilligten Kartoffeln an die bedürftige Bevölkerung. Foto Ernst Linck, 1917. BAZ. – Text S. 72f.

Die materielle Not und die Wohnungsknappheit schürten die Unzufriedenheit der Menschen. Die politischen Spannungen, die während der ersten Kriegsjahre in den Hintergrund getreten waren, brachen wieder auf. Den Höhepunkt bildete der Landesgeneralstreik im November 1918, der die Besetzung der Stadt durch Truppen der Armee provozierte und die Schweiz tief erschütterte. Im Frühling und Sommer 1919 war die Zürcher Innenstadt fast wöchentlich Schauplatz grosser Demonstrationen der Arbeiterschaft, die gegen Arbeitslosigkeit, Teuerung und für den Achtstundentag protestierte. Im gleichen Jahr erreichten die unter sich zerstrittenen Linksparteien im Gemeinderat erstmals eine knappe Mehrheit und 1925 konnte die Linke weiter zulegen. 1928 errang die Sozialdemokratie in Parlament und Exekutive die Mehrheit. Der bisherige demokratische Stadtpräsident [Hans Nägeli](#) wurde vom sozialdemokratischen Bauvorstand [Emil Klöti](#) aus dem Amt gedrängt. Damit war das «Rote Zürich» Tatsache geworden.³⁷⁰ Der Mehrheitswechsel in der Exekutive hatte zwar keine grundsätzliche Umwälzung zur Folge, dennoch wurden nach dem Machtwechsel neue Akzente in der Kommunalpolitik gesetzt.³⁷¹

Als 1923 die Nachkriegskrise langsam zu Ende ging und die Konjunktur an Fahrt gewann, nahmen auch die sozialen Spannungen deutlich ab. Allerdings kamen sich die politischen Lager nur sehr bedingt näher, das gegenseitige Misstrauen und die Polemik zwischen den Blöcken blieben bis 1933 bestehen. Während Konfrontation das Geschehen

auf der politischen Bühne prägte, suchten die Praktiker im Hintergrund die Zusammenarbeit über die Parteigrenzen hinweg. Die Kooperation beruhte auf der Einsicht, dass die gesellschaftlichen Spannungen und Konflikte nur mit sozial- und wirtschaftspolitischen Massnahmen zu entschärfen waren. Eine Anschauung, die sozialdemokratische und freisinnige Politiker bereits um die Jahrhundertwende geteilt hatten. Die grösste Wirkung entfaltete diese Politik in der Stadtplanung. Als konkrete Projekte standen die Anlage neuer Wohnquartiere, die Organisation des Strassenverkehrs, die Sanierung der Altstadt sowie die Schaffung und Erhaltung von Freiflächen, aber auch der Bau von Sport- und Freizeitanlagen, von Schulhäusern und Kindergärten auf der Agenda. Das «Rote Zürich» orientierte sich am «Gemeindesozialismus» der Vorkriegszeit und wollte mit konkreten Reformen die Lebensbedingungen der Stadtbevölkerung verbessern.³⁷²

Die überragende Persönlichkeit der Zürcher Stadtpolitik war [Emil Klöti](#). Er sorgte dafür, dass die Ideen des Städtebauwettbewerbs nicht in der Schublade verschwanden. 1919 schuf er im Bauamt I die neue Stelle eines Bebauungsplanbüros und setzte als dessen Chef den Techniker KONRAD HIPPENMEIER ein, einen Sieger aus dem Wettbewerb «Gross-Zürich». Zur gleichen Zeit wurde der bisherige Stadtbaumeister FRIEDRICH FISSLER durch den erfolgreichen Wettbewerbsteilnehmer [HERMANN HERTER](#) ersetzt. Die neuen Chefbeamten sorgten dafür, dass sich die Bauverwaltung aktiv um die Verwirklichung der Wettbewerbsziele bemühte.³⁷³



31

Blick von Norden auf den zur verkehrsgerechten Drehscheibe umgebauten Limmatplatz im Industriequartier. Foto 1932. BAZ. – Text S. 74.

Eine erstaunlich grosse Rolle in der Stadtplanung der Zwischenkriegszeit spielte das Automobil. Zwar wurden 1927 in der Stadt Zürich erst etwa 5000 Autos registriert, doch ihre Zahl wuchs rasch an. Der Verkehr in der Innenstadt und auf den Hauptstrassen steigerte sich von 1919 bis 1930 um das Zwanzigfache.³⁷⁴ Zunächst waren es die städtischen Ausfallstrassen, die auf Kosten der angrenzenden Häuser teilweise massiv erweitert wurden. Neben der Schaffhauserstrasse wurden auch die Albisstrasse in Wollishofen, die innere Seefeld- und die Forchstrasse für eine noch ferne automobilen Zukunft aufgerüstet.³⁷⁵ Das eindrücklichste Beispiel ist die Begradigung der [Rosengartenstrasse](#) in Wipkingen, die von den Planern bereits als Teil der ab den 1970er Jahren zur Expressstrasse ausgebauten «Westtangente» begriffen wurde. 1932–1934 verschwanden die alten Bauernhäuser Wipkingens und machten der neuen, schnurgeraden Rosengartenstrasse Platz, die quer durch den ehemaligen Dorfkern verlief.³⁷⁶

In den Blick der Planer kamen auch die Plätze, die zu verkehrsgerechten Drehscheiben umfunktioniert wurden ([Abb. 31](#)). Bereits 1927 schrieb der Stadtrat in seinem Geschäftsbericht, dass der «stark zunehmende Kraftwagenverkehr das Studium der Verbesserung zahlreicher Plätze» erzwingen.³⁷⁷ Den Anfang machte der [Paradeplatz](#), der 1928 zu einem mustergültigen Verkehrsplatz umgebaut wurde. Zwischen 1930 und 1932 bekam die [Sihlporte](#) eine neue grossstädtische und verkehrsgerechte Gestalt und 1930–1933 wurde mit der Verbreiterung der Schaff-

hauserstrasse auch der [Schaffhauserplatz](#) zu einem grossflächigen Verkehrsknotenpunkt ausgebaut.³⁷⁸

Das mit Abstand grösste Projekt der städtischen Verkehrspolitik der Zwischenkriegszeit war der 1918–1927 ausgeführte Umbau der linksufrigen Seebahnlinie zwischen dem Hauptbahnhof, Wiedikon, Enge und Wollishofen ([Abb. 32](#)). Die Tieferlegung der Bahnlinie, die seit 1875 die Innenstadt von Aussersihl, Wiedikon und Enge abtrennte, hatte massive Auswirkungen. Wie der leitende Ingenieur ROBERT GRÜNHUT anlässlich der Eröffnung schrieb, verschwanden damit «die Strassenübergänge, an denen Millionen von Menschen und Fahrzeuge aller Art zum Halten, Millionen von Benutzer der Strassenbahn zum Umsteigen gezwungen waren».³⁷⁹ Für das technisch beeindruckende Unternehmen wurde das Flussbett der Sihl grossräumig verlegt und vom neuen Bahntunnel von Wiedikon bis Enge unterfahren. Das «Sihlhölzli», ein traditioneller und romantischer Volkspark, ging dabei verloren. 1931 entstand dafür am anderen Ufer der Sihl die grösste, gleichnamige Sportanlage der Stadt. Im gleichen Zug wurde der Bahnhof Enge um einhundert Meter bergwärts verschoben.³⁸⁰

Insgesamt fielen dem Bauprojekt in Enge und Wiedikon 53 Häuser mit 159 Wohnungen zum Opfer, und dies ausgerechnet, als die Wohnungsnot in der Stadt einen Höchststand erreichte.³⁸¹ Im Kern der Stadt hinterliess die Bahnverlegung im Bereich des alten Bahntrassees und der neu entstandenen Tunnelüberdeckungen grosse Brachen. Auch die angrenzenden Gebiete waren wegen der Blockade



32

Eine der vielen Baustellen für die Tieferlegung der Seebahnlinie an der Birmensdorferstrasse in Wiedikon. Foto 1918. BAZ. – Text S. 74f.

durch die jahrzehntelange Planungszeit unbebaute Flächen geblieben, deren Entwicklung von der Stadt in der Folge an die Hand genommen wurde. Das zwischen dem Friedhof Sihlfeld und dem Güterbahnhof in Aussersihl liegende Hard- und Sihlfeldquartier wurde vor allem von gemeinnützigen Baugenossenschaften überbaut.³⁸²

Kaum ein Thema beschäftigte die Stadtplanung in der Zwischenkriegszeit allerdings mehr als die Sanierung der Altstadt, vor allem des rechtsufrigen Teils. Im Fokus standen wohn- und verkehrspolitische Anliegen. Bereits vor dem Krieg hätten die Stadtbehörden gerne Schneisen in die Altstadt geschlagen, um Licht in die verwinkelten Gassen zu bringen und dem Verkehr die Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Von den ambitionierten Plänen blieben schon wegen der schwierigen Enteignung die meisten unverwirklicht. Dies gilt für das bis zur Baureife ausgeführte Projekt eines Strassendurchbruchs vom Zähringerplatz quer durch die Altstadt bis zum Heimplatz wie auch für die Pläne eines neuen Quais entlang der Schipfe am linken Limmatufer. Realisiert wurde von den Strassenprojekten einzig die Verlängerung der Uraniastrasse in Verbindung mit dem Ausbau der Sihlporte. Zur Bekämpfung des «Gässchenelends» investierte die Stadt seit 1928 jährlich eine halbe Million Franken, um verwahrloste und unhygienische Häuser aufzukaufen und diese allmählich abzubauen. Doch auch dieses Projekt blieb meist Stückwerk. Eine Ausnahme bildete die Leuengasse, an der 1938 mit dem Abbruch zahlreicher Häuser ein neuer kleiner

Platz in der Altstadt geschaffen wurde.³⁸³ Eine starke Förderung erhielten die Pläne zur Altstadtsanierung während des Zweiten Weltkriegs im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsprogramme des Bundes. 1946 nahm das städtische Büro für Altstadtsanierung seine Arbeit auf, das die verschiedenen Anstrengungen zur Erneuerung der Altstadt bündelte und systematischer verfolgte.³⁸⁴

Zu den eindrucklichsten Leistungen Zürichs in der Zwischenkriegszeit gehört allerdings die Schaffung von gartenstadtähnlichen Wohnvierteln in der damaligen Peripherie, die im Stadtbild bis heute zu erkennen sind. Dazu zählen insbesondere das Milchbuckquartier in Unterstrass, das Gartenstadtquartier in Wollishofen und das Friesenbergquartier in Wiedikon. Diese zusammenhängenden und einheitlich wirkenden Stadtteile konnten nur dank der Partnerschaft mit den gemeinnützigen Baugenossenschaften, der Möglichkeit der städtischen Landabgabe und der finanziellen Unterstützung des Wohnungsbaus realisiert werden.³⁸⁵

Die Goldenen Zwanzigerjahre, in denen sich viele planerische Ideen verwirklichen und sozialpolitische Anliegen umsetzen liessen, wurden mit der Weltwirtschaftskrise jäh beendet. Die Stadt Zürich setzte in den 1930er Jahren auf Arbeitsbeschaffung durch antizyklische Investitionen. Während bei den laufenden Ausgaben gespart wurde, baute die Stadt in den Jahren der Depression trotz Finanzknappheit eine grosse Zahl von Infrastrukturbauten wie Kindergärten, Schulen, Sportanlagen, das Hallenstadion und das Kongresshaus.³⁸⁶

Der Krieg als Katalysator für die Wohnbauförderung

Im Herbst 1916, mitten im Krieg, begann sich in Zürich eine Wohnungsnot abzuzeichnen. Nachdem es 1914 zu einer Entspannung auf dem Wohnungsmarkt gekommen war, sank der Leerwohnungsbestand 1916 bereits wieder auf einen Tiefstand von 0,76% (349 Wohnungen).³⁸⁷ Die private Wohnbautätigkeit war wegen der massiven Bauteuerung und angesichts der ungewissen Zukunftsaussichten weitgehend erlahmt. Wurden in Zürich zwischen 1910 und 1914 pro Jahr durchschnittlich 1440 Wohnungen erstellt, so waren es in den Jahren 1915–1918 jährlich noch rund 470.³⁸⁸ Die Wohnungsknappheit erreichte spätestens 1918 ein gravierendes Ausmass: Vor dem Büro der städtischen Wohnungsvermittlung bildeten sich Schlangen und die Behörden waren gezwungen, Obdachlose in Baracken, Turnhallen und in beschlagnahmten Büroräumen notdürftig unterzubringen. Im Oktober 1918 waren in der Stadt 600 Personen als obdachlos gemeldet.³⁸⁹

Die Wohnungsnot in Zürich war kein singuläres Phänomen. In der ganzen Schweiz war die Bautätigkeit eingebrochen und beinahe überall, zuerst in den Städten und ab 1918 auch in vielen Landgemeinden, wurde der Mangel an zahlbaren Wohnungen spürbar. Konkrete Massnahmen ergriffen aber nur wenige.³⁹⁰ In Zürich machte die Wohnungsbaukommission Anfang Oktober 1916 einen Vorstoss. Sie verlangte zunächst, dass der im Frühling 1915 nach der dritten Bauetappe unterbrochene Bau der Riedtli-Siedlung weitergeführt werde. Kurze Zeit später stellte sie den Antrag, beim alten Friedhof Aussersihl, mitten in einem dicht bewohnten Arbeiterquartier, eine kommunale Wohnsiedlung (*Zurlinden*) zu erstellen. Anfang November 1916 stimmte der Stadtrat dem Bauvorhaben zu.³⁹¹ Ein Jahr später wurde das Projekt auch an der Urne deutlich gebilligt, und im Frühling 1919 konnten die 187 Wohnungen bezogen werden.³⁹²

Angesichts der desaströsen Lage auf dem Wohnungsmarkt, die auch den Mittelstand betraf, stiessen die Vorlagen für die Kriegswohnbauten bei allen Parteien mehrheitlich auf Zustimmung. Einzig bei der Abstimmung über die Wohnsiedlung Rebhügel in Wiedikon Anfang September 1918 kam es zu einem relativ hohen Nein-Stimmen-Anteil von 36%. Obwohl die Freisinnigen im Grosse Stadtrat dem Projekt «uneingeschränkt» zugestimmt hatten, fasste

die Ortspartei Wiedikon die Nein-Parole. Ob die angespannte Finanzlage der Stadt, die grundsätzliche Ablehnung des kommunalen Wohnungsbaus oder der Widerstand gegen eine befürchtete proletarische Nachbarschaft den Ausschlag gaben, lässt sich im Nachhinein nicht mehr feststellen.³⁹³

Insgesamt erstellte die Stadt zwischen 1918 und 1920 722 Wohnungen. Neben der vierten und fünften Etappe der *Riedtli-Siedlung* in Oberstrass die Kolonie Nordstrasse I und II in Wipkingen, die Siedlungen *Zurlinden* und *Sihlfeld* in Aussersihl, die Siedlung Rebhügel in Wiedikon und vier Mustereinfamilienhäuser an der Wibichstrasse in Wipkingen. Auch wenn die kommunale Wohnungsproduktion nur ein Tropfen auf den heissen Stein bedeutete, war die Stadt in diesem Zeitraum die grösste Bauherrin und erstellte rund 52% aller Wohnungen.³⁹⁴

Dass die Gemeinde angesichts der Aufwendungen für die Bewältigung der Nachkriegskrise ans finanzielle Limit kommen könnte, wurde bald Tatsache. Anfang Oktober 1918 appellierte Zürich an den Bund und bat um Hilfe bei der Bekämpfung der Wohnungsnot. Am 15. November 1918, einen Tag nach Abbruch des Landesgeneralstreiks, wandte sich die Stadt an den Kanton, da sie ans Ende ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit für den Wohnungsbau gelangt war.³⁹⁵

Im Sommer 1919 bewilligte schliesslich das Eidgenössische Parlament mehrere Kredite zur Bewältigung der Arbeitslosigkeit und gewährte Subventionen an den Wohnungsbau.³⁹⁶ Im Gleichschritt sprach auch der Kanton Zürich ab 1920 die ersten Subventionen, um die Wohnungsproduktion anzukurbeln. Diese Massnahmen ergriffen Bund und Kanton nicht zuletzt, um den sozialen Unruhen und den Umsturtztendenzen, die im Landesgeneralstreik zum Ausbruch gekommen waren, entgegenzuwirken. Das konkrete Resultat der Fördermassnahme war jedoch bescheiden: Mit der Finanzbeihilfe von Bund und Kanton wurden zwischen 1920 und 1926 in Zürich 1663 Wohnungen erstellt.³⁹⁷ Den kommunalen Wohnungsbau hingegen musste die Stadt ab Ende 1919 gezwungenermassen einstellen.³⁹⁸

Als die Nachkriegskrise langsam abflaute, wurde die Wohnbauförderung wieder auf die politische Agenda gesetzt. Anfang 1923 forderten die Sozialdemokraten den Stadtrat auf, «zur Bekämpfung der Wohnungsnot, sowie der Arbeitslosigkeit dem Grosse Stadtrat beförderlichst ein Bauprojekt zu unterbreiten, das die Erstellung städtischer Wohn-

häuser mit Kleinwohnungen» vorsehe. Diesem Vorstoss folgte wenig später ein ähnlicher seitens der Demokraten. Verlangt wurde, dass die Gemeinde wieder eine selbständige Wohnbaupolitik betreibe. Wie man der «Wohnungsproduktion über den toten Punkt» hinweghelfen könne, wurde lange diskutiert. Schliesslich lehnten die Wohnungsbaukommission und der Stadtrat den kommunalen Wohnungsbau aus finanzpolitischen Gründen ab und plädierten stattdessen für die Förderung des gemeinnützigen genossenschaftlichen Wohnungsbaus.³⁹⁹

Als im November 1923 im Gemeinderat über die Wohnbaupolitik diskutiert wurde, standen sich die politischen Lager diametral gegenüber.⁴⁰⁰ Während die Linke auf kommunale Bauprojekte keinesfalls verzichten wollte, lehnten die Bürgerlichen diese kategorisch ab. Schliesslich war es vor allem Bauvorstand **Emil Klöti** zu verdanken, dass ein Kompromiss gefunden wurde. Mit dem Argument, dass sich der Gemeinderat mit dem Entscheid für den genossenschaftlichen Wohnungsbau nicht grundsätzlich gegen den kommunalen entschieden habe, ebnete Klöti den Weg für die Wohnbaupolitik der Nachkriegszeit. Mit der Wohnbauaktion von 1923 wurden rund 3 Millionen Franken für gut 840 Wohnungen bewilligt, die von gemeinnützigen Baugenossenschaften und Privaten erstellt wurden.⁴⁰¹

Mit den gesetzlichen Grundlagen der städtischen Wohnbaupolitik von 1924 wurden die Baugenossenschaften in der Folge mit günstigen Zweithypothen, der Abgabe von Bauland und direkt mit Subventionen unterstützt. Erst diese neuen Fördermassnahmen brachten den gemeinnützigen Wohnungsbau in Schwung.⁴⁰² Zwischen 1924 und 1931 wurde in Zürich fast die Hälfte aller Wohnungen mit städtischen Finanzmitteln gebaut. **Emil Klöti** verstand es, den gemeinnützigen Wohnungsbau zu einem breit abgestützten öffentlichen Anliegen zu machen, das nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs auch die bürgerlichen Kräfte unterstützten.⁴⁰³

Der kommunale Wohnungsbau wurde in Zürich ab 1925 ebenfalls wieder aufgenommen. Den Anfang machte die städtische Wohnsiedlung **Birkenhof** (1925/26) im Milchbuckquartier und den Schlusspunkt der insgesamt fünf in der Zwischenkriegszeit erstellten Siedlungen setzte 1931 der Bullingerhof.⁴⁰⁴ Die 1924 eingerichtete Stiftung «Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien der Stadt Zürich» baute 1926–1931 drei Wohnsiedlungen, davon zwei in Wiedikon (Friesenberg I und II) und eine im

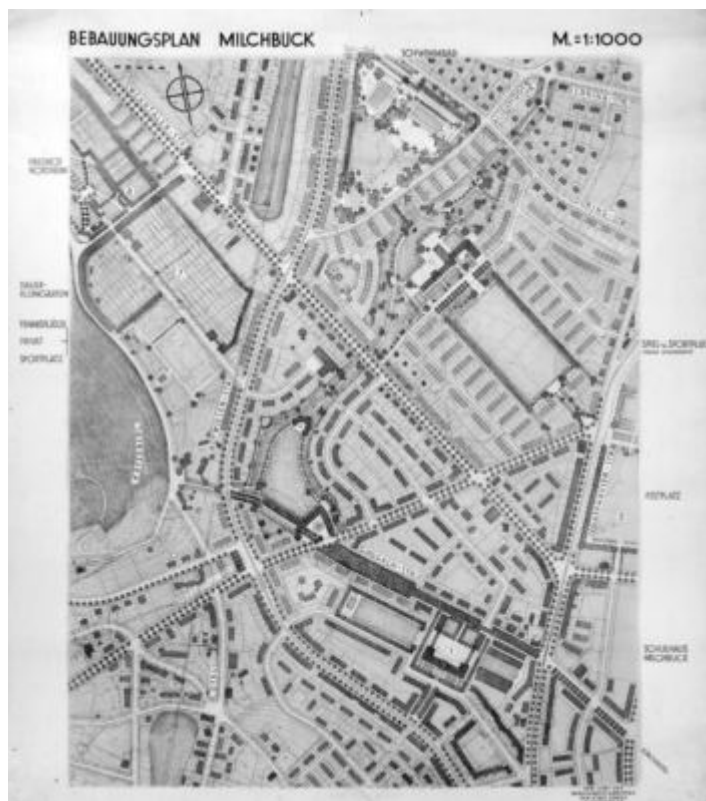
Milchbuckquartier (Brunnenhof).⁴⁰⁵ Möglich war der wohnungspolitische Aufbruch nur dank den günstigen Zeitumständen: Die Wohnbauförderung liess sich in der Hochkonjunkturphase ab 1924 und der wieder blendenden Finanzlage der Stadt relativ leicht umsetzen. Auch der private Wohnungsbau zog 1923 wieder an und reichte 1924 mit insgesamt 720 erstellten Wohnungen erstmals wieder an Vorkriegszahlen heran.⁴⁰⁶

Das Milchbuckquartier

Mit scharfen Worten kritisierte der Architekt und Städtebauer **HANS BERNOULLI** 1928 die gängige Praxis der Stadterweiterung: «Unsere Stadterweiterungsgebiete, das heisst, das ganze Gebiet an der Peripherie unserer Städte, dem man diesen Namen beilegt, ist vogelfreies Gelände, auf dem unberechenbar, sprunghaft, unregelmässig, punktwise, fleckenweise Neubauten auftreten – hässlich wie ein Aussatz.» Die von BERNOULLI geforderte Lenkung des Stadtwachstums war in der Limmatstadt bereits Programm. In Zürich entstanden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einheitlich gestaltete Siedlungen, die einen deutlichen Gegensatz zu der von BERNOULLI kritisierten individuellen Stadterweiterung bildeten. Ein Paradebeispiel für eine planmässige und geordnete Stadterweiterung findet sich am damaligen Stadtrand im Milchbuck.⁴⁰⁷

Das Milchbuckgebiet, das am nördlichen Rand des Quartiers Unterstrass liegt und sich vom Schaffhauserplatz stadtauswärts über die Kuppe des Geländesattels bis an die Grenze zu Oerlikon erstreckt, war um 1918 noch weitgehend unbebautes Gebiet.⁴⁰⁸ Zwischen 1891 und 1897 hatte der Aktienbauverein Zürich an der Röteli- und der Rothstrasse eine Siedlung mit Ein- und Zweifamilienhäusern für Arbeiterfamilien erstellt (Wohnsiedlung Röteli-Quartier).⁴⁰⁹ Nach der Eröffnung der Tramlinie Zürich-Oerlikon-Seebach 1897 entstanden in deren Nachbarschaft zwei mittelständische Wohnsiedlungen in Gartenstadtmanier (Wohnsiedlungen Gartenstadt und Favorite).⁴¹⁰

Die ländliche Idylle trog jedoch. Seit der Jahrhundertwende lagen für das Gebiet offizielle Bebauungspläne vor. Im städtischen Bebauungsplan von 1899/1901 war der Verlauf der Hauptstrassen bereits festgelegt worden. Auf dem Milchbuckattel liefen die wichtigen Ausfallstrassen nach Norden – die Winterthurer-, die Schaffhauser- und die noch



33

Undatierter Bebauungsplan für das Milchbuckquartier (Massstab 1:1000), ca. 1936. Das Quartier wird von den Grünzügen entlang der Guggachstrasse und nach Oerlikon durchzogen. Die niedrigen und parallel zueinander angeordneten Häuserzeilen folgen dem Strassenverlauf. Von oben: Freibad Allenmoos, Grünzug nach Oerlikon, Schulhaus Allenmoos mit Sportplatz Steinkluppe, Grünzug Guggachstrasse, Schulhaus Milchbuck (1), Hofwiesenstrasse. BAZ. – Text S. 78–80.

nicht erstellte Bucheggstrasse – in einem Bündel zusammen. 1901–1904 war die zukünftige Bebauung der Gegend in mehreren Quartierplänen, die eine dichte Bebauung vorsahen, geregelt worden. Allerdings liess der Ausbruch des Ersten Weltkriegs an die Umsetzung der Pläne vorläufig nicht denken.⁴¹¹

Im April 1919 erteilte Bauvorstand **Emil Klöti** nach einer Begehung vor Ort dem Tiefbauamt den Auftrag, für das Gebiet einen neuen Bebauungsplan zu entwerfen, und hob damit die rechtskräftigen Quartierpläne auf. Ein Auslöser für diese Massnahme war das auf der Höhe des Milchbucks geplante Schulhaus von **ALBERT FROELICH**, das man besser zur Geltung bringen und deshalb das Quartier um das monumentale Schulhaus herum neu planen wollte. Weiter kam hinzu, dass nach dem Krieg die bereits genehmigten Quartierpläne mit ihren rechtwinkligen Strassenrastern völlig veraltet erschienen. Ein radikaler Schritt von Klöti, der deutlich macht, wie ernst es ihm und seinen Mitstreitern mit der Umsetzung der städtebaulichen Ideen war, die der Bebauungsplanwettbewerb für Zürich eben erst geliefert hatte.⁴¹²

Den Planungsauftrag für das Milchbuckgebiet bekam **KONRAD HIPPENMEIER** (Abb. 33). Für den erfolgreichen Teilnehmer am Wettbewerb Gross-Zürich und jungen Stadtplaner, der keine akademische Ausbildung besass, war dies eine einmalige Chance, seine städtebaulichen Vorstellungen zu konkretisieren. Im Dezember 1920 legte er seinen Entwurf vor. Die Arbeit umfasste einen schriftlichen Bericht und zahlreiche, leider nicht erhaltene Pläne zu Verkehrsstrassen, Bebauung, Grünflächen und öffentlichen Bauten.⁴¹³ Welche Grundsätze HIPPENMEIER bei der Planung leiteten, formulierte er in der vermutlich von ihm selbst verfassten stadträtlichen Weisung zum Bebauungsplan: «Bei der Neubearbeitung wurde danach getrachtet, die Verkehrsstrassen auf wenige, flüssige Linien, die grosse zusammenhängende Wohnquartiere einrahmen, zu beschränken und die Wohngebiete selbst mit den notwendigen Grünzügen und Grünflächen zu durchsetzen, sowie durch Anpassung der Wohnstrassen an das Gelände eine wirtschaftliche und ästhetisch gute Bebauung und eine schöne Gesamtwirkung des betreffenden Stadtteiles zu erreichen.»⁴¹⁴

Verkehrsstrassen und Wohnstrassen

Das stark überarbeitete Strassennetz legte das Gerüst für die Bebauung und die Erscheinung des zukünftigen Quartiers fest. Sanft geschwungene Strassen, die sich an die Höhenkurven des Geländes anschmiegen, lösten die rechtwinkligen Strassen ab. Die Ästhetik der Strassenführung wird bei der Hofwiesen- und der Scheuchzerstrasse besonders deutlich. Die Hofwiesenstrasse, die ursprünglich vom Schaffhauserplatz gradlinig und steil zum Milchbuckssattel geführt wurde, legte HIPPENMEIER in einer weiten Doppelkurve um die Kuppe herum zum Bucheggplatz an. Ebenfalls in Schwung gebracht wurde die Scheuchzerstrasse, die zwischen die Schaffhauser- und die Winterthurerstrasse verlegt wurde und nach der Kreuzung mit der Langmauerstrasse in einem sanft geschwungenen Bogen bis zum Irchel führte. Obwohl als Verkehrsstrassen vorgesehen, stellte sich HIPPENMEIER die beiden Achsen mehr als begrünte Wohnstrassen vor. Der grosse Baulinienabstand diente dazu, dass «neben der Fahrbahn mit den beidseitigen Trottoiren geräumige Vorgärten verbleiben, die den Reiz und die Annehmlichkeiten» des Wohnquartiers erhöhen.⁴¹⁵

Zwischen die grossen Verkehrslinien legte HIPPENMEIER ein Netz schmaler Quartier- oder «Wohnstrassen», die ebenfalls der natürlichen Topografie angepasst waren. Um den Durchgangsverkehr von den Nebenstrassen möglichst fernzuhalten, durften ihm auf den Hauptstrassen keine unnötigen Behinderungen zugemutet werden. Deshalb reduzierte HIPPENMEIER in seinem Strassenplan die Zahl der Einmündungen in die Hauptstrassen und liess die Wohnstrassen möglichst parallel zu den Verkehrsachsen verlaufen. Für die weitere Erschliessung des Gebiets sollten Fusswege als Querverbindungen genügen – ein Faktor, der die Wohnqualität erhöhte und die Anlage des Quartiers erst noch kostengünstiger machte.⁴¹⁶

Freiflächen und Grünzüge

Das zentrale Thema des Bebauungsplans waren die Frei- und Grünflächen, die HIPPENMEIER als «eine der brennendsten Fragen» der Zeit bezeichnete, da von ihrer Lösung «ein grosser Teil der Gesundheit der Stadtbevölkerung» abhängen. Deshalb sah er für jede Generation spezifische Flächen vor: «Schon die ganz kleinen Kinder wollen und müs-

sen ihre Sandplätze haben. Die Schuljugend tummelt sich bei Spiel und turnerischen Übungen auf den Wiesen- & Rasenplätzen der Schulanlagen. Die älteren füllen einen Teil ihrer freien Zeit mit sportlicher Betätigung aller Art aus. Promenadenstrassen, Ruheanlagen, Aussichtsterrassen, Spazierwege durch Wald und Wiesen sind für Alt und Jung eine Erholung und ein Genuss.»⁴¹⁷

HIPPENMEIERs Planung besticht dadurch, dass die Sportplätze, Spielwiesen, Spazierwege und Grünzüge das ganze Bebauungsplangebiet durchziehen, umschliessen und ein zweites, abseits der grossen Verkehrsstrassen gelegenes Wegnetz bilden.⁴¹⁸ Der ursprünglich vorgesehene «breite Parkstreifen», der die Stadt von der Nachbargemeinde Oerlikon hätte abgrenzen sollen, liess sich bereits nicht mehr realisieren.⁴¹⁹ Deshalb sah HIPPENMEIER eine durchgehende Grünverbindung aus zwei charakterlich sehr unterschiedlichen Elementen vor, die sich am Bucheggplatz kreuzten. Aus dem Trenngürtel wurde ein baumbestandener Promenadenweg, der zwischen dem Zürich- und dem Käferberg über den Milchbuckssattel verlief und sich an der Guggachstrasse zu einer vierreihigen Allee erweiterte. An diese Promenade schloss am Bucheggplatz ein breiterer, landschaftlich angelegter Grünzug an, der längs einer natürlichen Geländemulde bis nach Oerlikon führte. Diese naturnah gestaltete Freifläche durchzieht das Quartier in wechselnder Breite und verbindet sich mit der später realisierten [Schulanlage Allenmoos](#), dem Sportplatz [Steinkluppe](#) und dem 1938/39 angelegten [Freibad Allenmoos](#). Den Ruf einer Gartenstadt verdankt das Milchbuckquartier allerdings weniger diesen Grünflächen als der lockeren Bebauung des Quartiers und den privaten Hof- und Gartenflächen.⁴²⁰

Bebauung

Für HIPPENMEIER wie für Klöti war es selbstverständlich, dass im Milchbuckquartier ausschliesslich gewohnt wurde. Die Verbannung von Fabriken und Gewerbebetrieben aus Wohnquartieren, die im 19. Jahrhundert in repräsentativen Wohnlagen mit Sonderbauvorschriften erreicht wurde, sollte nun auch in Arbeitervierteln zur Regel werden. Nicht nur lärm- und emissionsfrei sollte das zukünftige Quartier sein, sondern auch möglichst locker und mit flachen Reihenhäusern bebaut. Dies sei, so HIPPENMEIER, im Milchbuck dank den niedri-



34

Das Milchwuck- und Irchelquartier in einer Luftaufnahme um 1930. Geschwungene Strassenzüge und die strassenparallele Bebauung charakterisieren das Wohnquartier. In der Mitte ist der Bauplatz für die Pauluskirche erkennbar und rechts dahinter ist das Tramdepot zu sehen. Foto Ad Astra-Aero, um 1930. BAZ. – Text S. 79f.

gen Bodenpreisen noch möglich. Gemäss der 1925 erlassenen Bauordnung waren zwei Vollgeschosse und ein ausgebautes Dachgeschoss erlaubt; der Gebäudeabstand betrug mindestens zehn Meter.⁴²¹

HIPPENMEIER hatte eine klare Vorstellung vom zukünftigen Erscheinungsbild des Milchwucks: Entlang den parallel zu den Höhenlinien verlaufenden Quartierstrassen reihten sich die Häuser hinter grossen Vorgärten auf; die Strassenführung bewirkte automatisch die beabsichtigte parallele Staffelung der einheitlichen und niedrigen Reihenhäuser (Abb. 34). Vor allem Emil Klöti betonte immer wieder, dass man ein grosses Interesse an einer «schönen Silhouette des Milchwuckhügels» habe.⁴²² HIPPENMEIER sah deshalb die Betonung der natürlichen Topografie vor: «Vor allem lag uns daran, durch die Bebauung die Wasserscheide des Milchwuckes auszuprägen. Lange, ruhige Firste auf der Kante sollen von weit her den Blick auf sich ziehen. Einen Akzent bringt das noch etwas höhere Schulhaus in diese Linie.»⁴²³ Bemerkenswert ist der radikale Wandel der städtebaulichen Ästhetik. Um die Jahrhundertwende konnte man sich anlässlich der Debatte über die Einführung der Bauzonen im Gemeinderat durchaus vorstellen, dass im Milchwuck «einige schwere Häuserblocks einen wirksamen Rahmen des Stadtbildes abgeben» würden.⁴²⁴

Die Planung HIPPENMEIERS traf den Nerv der Zeit, und er konnte sich auch in den städtischen Gremien mehrheitlich durchsetzen. 1925 wurden der Bebauungsplan und die Bauvorschriften für das Milchwuckquartier in Kraft gesetzt. Die Bauordnung beschränkte die Ausnützung, und die städti-

sche Bodenvergabe förderte das Entstehen der Reihenhauskolonien, die 1924–1934 erstellt wurden. Die Planung ging Hand in Hand mit dem Ausbau der Strassenbahn, die 1922 vom Rigiplatz zum Irchel verlängert wurde und die Bebauung förderte. 1931 war der innere Teil des Quartiers bis auf die Höhe des Bucheggplatzes beinahe vollständig überbaut. Im Allenmoosquartier an der Grenze zu Oerlikon begann die Bebauung mehrheitlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Die wenigen öffentlichen Bauten setzten im Milchwuck deutliche Akzente: insbesondere das monumentale Milchwuckschulhaus von 1928–1930 und die reformierte Pauluskirche, die 1932–1934 gebaut wurde. Das Bild des Quartiers prägen aber in erster Linie die einheitlich wirkenden genossenschaftlichen Mehr- und Einfamilienhaussiedlungen.⁴²⁵

Das Gartenstadtquartier Wollishofen

Die Komplexität der Grossstadt wurde seit 1900 sehr oft als Lebewesen dargestellt. Wie das Herz die einzelnen Organe mit lebenswichtigem Blut und Sauerstoff versorge, sollte die Innenstadt mit den Aussenquartieren durch effiziente Verkehrsanlagen wie mit Blutbahnen verbunden sein. Gleichzeitig sollten Vororte «gesellschaftlich selbständige» und «klar in Erscheinung tretende Wohngemeinden für sich» bilden. Die erwähnte Organismusmetapher nahm auch KONRAD HIPPENMEIER bei der Neuplanung von Wollishofen zu Hilfe, um die Stellung des zukünftigen Wohnquartiers innerhalb der Stadt zu beschreiben. In Wollishofen, «das durch die starke



35

Wollishofen mit der Werkbundsiedlung Neubühl in einer Luftaufnahme von 1932. Von der Kirche auf der Egg am linken Bildrand zieht sich die grosszügige Freifläche unterhalb der Wohnsiedlung vorbei bis nach Kilchberg. Foto Walter Mittelholzer, 1932. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 81f.

Einschnürung zwischen Allmend und See stets vom eigentlichen Stadtzentrum abgetrennt bleiben wird», waren für HIPPENMEIER nahezu ideale naturräumliche Voraussetzungen vorhanden, um hier ein Wohnquartier nach der Idee der Gartenstadt zu realisieren.⁴²⁶ Seine Vorstellung wurde in der Folge zum planerischen Leitbild und ab den ausgehenden 1920er Jahren konkret umgesetzt.⁴²⁷

Freiflächenplanung in Wollishofen

Nach Kriegsende begann sich die reformierte Kirchgemeinde Wollishofen mit dem Bau einer neuen Kirche zu beschäftigen. Als Bauplatz fasste sie die Egg ins Auge, wo sich das Gotteshaus dominant und mit einer weiten Sicht über den See und ins Sihltal platzieren liess. Die städtische Bebauungsplankommission besah sich den Ort bereits mit der Absicht, von der Kirche aus einen Grünzug über die Egg in Richtung Süden bis zur Nachbargemeinde Kilchberg zu führen. Mitte September 1919, nur fünf Monate nach dem Auftrag für die Neuplanung im Milchbuck, verlangte Bauvorstand [Emil Klöti](#) vom Tiefbauamt, «für das ganze Quartier Wollishofen zwischen Entlisberg, Friedhof Manegg, Zürichsee und Kilchberg einen Grünflächenplan mit Berücksichtigung der Schaffung von Familiengärten auszuarbeiten und vorzulegen».⁴²⁸

Wie im Milchbuck lagen für Wollishofen bereits Planungen vor, und auch in diesem Fall lieferte ein öffentliches Bauwerk den Anstoss, diese umzustürzen.⁴²⁹ Während im Milchbuck die Quartierpläne mit den als veraltet betrachteten Strassenrastern

eine Neuplanung verlangten, bildeten in Wollishofen die vorgesehenen Grünflächen den Anstoss dazu. Dies bot sich in Wollishofen auch an, weil das abgelegene Quartier am Ende des Ersten Weltkriegs noch sehr ländlich war. Die Höhen der Hügelzüge Entlisberg und Egg sowie das dazwischen liegende Moos waren praktisch unbebaut. Als Solitäre machten sich in dem landwirtschaftlich genutzten Gebiet das 1909–1911 errichtete städtische Waisenhaus Butzen am Abhang des Entlisbergs und die 1914 unweit davon gebaute [Gartenstadtsiedlung «Bergdörfli»](#) der Baugenossenschaft Entlisberg aus. Abseits der Siedlung an der Grenze zur Gemeinde Adliswil hatte die Stadt 1914 die neue Filteranlage «Moos» der Wasserversorgung in Betrieb genommen. Die Planung der Grünflächen, die HIPPENMEIER ab 1919 an die Hand nahm, weitete sich in der Folge zu einer eigentlichen Bebauungsplanrevision aus.⁴³⁰

Das Schwergewicht der Planung lag folglich auf den unterschiedlich gestalteten Freiflächen, die das Quartier umrahmen, von der Stadt abgrenzen und wie Blutbahnen durchziehen sollten. Den wichtigsten Grünzug, der sich aus zwei unterschiedlichen Elementen zusammensetzte, sah HIPPENMEIER auf der Egg vor. Über den Rücken der Moräne führte eine Promenade, die an aussichtsreichen Stellen zu einer Terrasse erweitert werden konnte. Nördlicher Ausgangspunkt der baumbestandenen Allee war die geplante [Kirche Wollishofen](#) und am südlichen Endpunkt eine «gartenkünstlerische Anlage», die in einen Grünzug auf Kilchberger Gebiet übergang ([Abb. 35](#)). Die eigentliche Freiflä-

che war eine «ruhige Wiesenfläche», die sich direkt unterhalb der Promenade den ganzen seeseitigen Abhang entlang über die Egg und das Tal bis nach Kilchberg erstreckte.⁴³¹

Eine zweite landschaftlich gestaltete Grünverbindung, die bestehende Wäldchen, Wiesen und Aussichtspunkte verband, umrahmte das Quartier im Westen und verlief auf der Moränenkante vom Muggenbühl bis zum Entlisberg. Der Grünstreifen sollte später direkt an den zu erweiternden Friedhof Manegg anstossen. Ein dritter Grünzug führte quer durch das Quartier und verband die zukünftigen Wohnquartiere am Entlisberg mit der geplanten Kirche auf der Egg. Dies mit der Absicht, den «Kirchenbesuchern und Spaziergängern» eine Grünverbindung zur Kirche und zu den Anlagen in deren Umgebung zu schaffen. Weiter schloss er an ein Schulhaus und einen Sportplatz an und sollte «als anregender und gesunder Schulweg» dienen.⁴³²

Eine besondere Bedeutung kam dem im Süden Wollishofens vorgesehenen rund 10 Hektaren grossen Trenngürtel gegen die Nachbargemeinden Adliswil und Kilchberg zu. Was im Milchbuck wegen der Hauptstrassen nicht mehr möglich war, wurde nun in Wollishofen realisiert. Der Wiesenstreifen sollte einerseits das Zusammenwachsen der Siedlungen verhindern und «eine klare Trennung zwischen Wollishofen und Kilchberg» bilden, anderseits sollte «in Verbindung mit den abwechslungsreichen Waldpartien am Entlisberg» in nächster Nähe zur Stadt eine grosse Grünfläche gesichert werden. Eine Gelegenheit, die man nach HIPPENMEIER nicht versäumen durfte: Wenn diese Gebiete «langsam aber stetig mit kleinen und grösseren Häusern und Häusergruppen übersät werden, dann wird der weite Ausblick und die freie Fläche für immer verloren sein und zudem werden wir ein gleichmässiges, totes Einerlei von Wollishofen über Kilchberg, Rüschlikon bis Thalwil erhalten».⁴³³

Der grosszügigen Freifläche, die unter anderem als Reserve für die Erweiterung der Filteranlage diente, wies HIPPENMEIER auch eine pädagogische Funktion zu. Das landwirtschaftlich genutzte Gebiet sollte die von der Scholle entfremdeten Stadtkinder mit dem Leben der Bauern vertraut machen: «Für die heranwachsende Stadtjugend ist die Möglichkeit, die bäuerliche Tätigkeit in nächster Nähe beobachten zu können, mit ihr in direkte Fühlung zu kommen, ein Bedürfnis, die Erfüllung desselben von unbezahlbarem Wert.»⁴³⁴ HIPPENMEI-

ERS Grünflächenplan hatte zwar keine unmittelbare rechtliche Wirkung, er bildete jedoch die Grundlage für weitere Landerwerbungen durch die Stadt und wurde vor allem auf der Egg weitgehend umgesetzt.⁴³⁵

Die Realisierung des Quartiers

KONRAD HIPPENMEIER wies mehrfach darauf hin, dass sich das Gartenstadtquartier in Wollishofen nur mit einem vorsorglichen Landerwerb durch die öffentliche Hand realisieren lasse. Die Stadt hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg am Entlisberg mit dem Kauf von Wald- und Wiesenparzellen begonnen. Vor allem Emil Klöti setzte sich für den Schutz der Wälder am Entlisberg ein, die wie der Dolderpark nach dem Krieg von Rodungen bedroht waren. Ein Beispiel unter vielen mag dies illustrieren. 1921 bot ein Liegenschaftenhändler der Stadt für 10 000 Franken zwei Waldparzellen in Wollishofen an, die er 1919 für 9000 Franken gekauft hatte. «Nachdem er das Holz verwertet hatte, rodete er, wie seine Anstösser, die beiden Grundstücke, in der Meinung, sie vorläufig landwirtschaftlich, später aber als Bauland verwerten zu können.» Die Stadt kam zwar etwas zu spät, aber da sie in diesem «exponierten Teil des Entlisberges» unbedingt Fuss fassen wollte, kaufte sie die Parzellen als Baulandreserve.⁴³⁶

Bis 1927 brachte die Gemeinde rund 260 000 Quadratmeter Wald und bis 1929 220 000 Quadratmeter zukünftiges Bauland zwischen Moos und Entlisberg in ihren Besitz, wobei die grössten Erwerbungen 1928/29 zustande kamen. Wie es HIPPENMEIER vorsah, wurde schliesslich nur der kleinste Teil überbaut. Grosse Gebiete im «Paradies» und auf dem Entlisberg wurden als Grünflächen ausgeschieden oder dienten der 1939/40 nach Plänen von Konrad Hippenmeier realisierten Erweiterung des Friedhofs Manegg. Ende der 1920er Jahre verkaufte die Stadt im Moos rund 55 000 Quadratmeter Bauland an gemeinnützige Baugenossenschaften. Ihre am Abhang des Entlisbergs realisierten Wohnsiedlungen verleihen dem Quartier seinen spezifisch gartenstadtähnlichen Charakter (Abb. 36). Für das Herzstück der Planung, den Grünzug auf der Egg, erwarb die Stadt 1923–1933 rund 140 000 Quadratmeter. Insgesamt kaufte die Gemeinde in Wollishofen 1899–1935 mehr als 600 000 Quadratmeter Land, um ihre raumplanerischen und sozialen Ziele durchzusetzen.⁴³⁷



36

Die Siedlung Entlisberg der ABZ in einer Luftaufnahme von 1932. Rechts ist die 1914 erbaute Gartenstadtsiedlung «Bergdörfli» der Baugenossenschaft Entlisberg zu erkennen. Foto Walter Mittelholzer, 1932. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S.81f.

Das Friesenbergquartier

Im Friesenberg, am nördlichen Fuss des Uetlibergs in Wiedikon gelegen, entstand ab 1925 ein grosses, von gemeinnützigen Bauträgern überbautes Wohnquartier, das der Idee der Gartenstadt am nächsten kam. Das weiträumige und locker bebaute Areal ist geprägt von kleinen, ein- bis zweigeschossigen, in grösseren Gartenräumen platzierten Reiheneinfamilienhäusern, die parallel zu den Höhenlinien wie Perlen auf einer Schnur gereiht sind. Die Stadt unternahm grosse Anstrengungen, das Einfamilienhaus auch in Zürich zu realisieren. Das Friesenbergquartier ist eines der wenigen Beispiele.

Das von naturnah gestalteten Grünflächen umrahmte Wohnquartier entstand in der Zwischenkriegszeit als eigenständige Wohnkolonie weitab der Stadt mit eigener Infrastruktur wie einem Genossenschaftshaus, Kindergärten, einer Schule, Läden und einer Kirche. Die Planung reicht ins 19. Jahrhundert zurück. Die Realisierung wurde jedoch erst nach Kriegsende, mit dem Ausbau der städtischen Strassenbahn und dem Aufschwung des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, möglich.⁴³⁸

1896 hatte die Stadt für den Bau von Arbeiterwohnhäusern im Friesenberg vorsorglich Land gekauft. Die ersten kommunalen Wohnsiedlungen wurden jedoch nicht hier, sondern ab 1907 in der Nähe der Innenstadt im Industrie- und Riedtliquartier erstellt. Der Friesenberg, wo bis 1912 noch vier kantonale Pulverhäuser standen, lag weit ab und war schlecht erschlossen.⁴³⁹ Dessen ungeachtet verfolgte die Stadt ihre Güterpolitik weiter: 1931

besass sie insgesamt 70 Hektaren Land und war fast alleinige Grundbesitzerin geworden.⁴⁴⁰

1909 legte Stadtbaumeister FRIEDRICH FISSLER eine erste Studie für eine Wohnkolonie im Friesenberg vor. Er plante eine weiträumige Gartenstadt mit rund 400 einfachen Arbeiterhäuschen. Das Projekt, das neben einer Bahnstation ein Gemeindehaus, ein Schulhaus und eine Wirtschaft vorsah, versank jedoch in der Schublade.⁴⁴¹ Erst im Zusammenhang mit dem Kriegswohnungsbau gelangte der Friesenberg wieder auf die politische Agenda. Im Mai 1919 befand die Wohnungsbaukommission, dass die Stadt grundsätzlich zum «Kleinwohnungsbau», zur Erstellung von Einfamilienhäusern, übergehen sollte. Gleichzeitig fasste sie den Friesenberg ins Auge, um dort eine erste Kolonie «Zürcher Kleinwohnungsbauten» zu errichten. Die zeitgleich gegründete Expertenkommission wollte allerdings vor der Realisierung der Wohnkolonie ein paar Musterhäuschen bauen, um konkrete Erfahrungen zu sammeln. Im Herbst 1919 erstellte die Stadt vier aneinandergereihte Einfamilienhäuser an der Wibichstrasse in Wipkingen, die im Frühling 1920 bezugsbereit waren.⁴⁴²

Im November 1919 trat HERMANN HERTER die Nachfolge von Stadtbaumeister FRIEDRICH FISSLER an und unterzog das Bauprojekt im Friesenberg einer gründlichen Überarbeitung. Seine Bebauungsskizze, die im Februar 1920 vorlag, zeigte in Ansätzen bereits die später realisierte Quartierstruktur mit den parallel zu den Höhenlinien angelegten Häuserzeilen. Das praktisch baureife Projekt von HERTER, das eine Wohnkolonie mit 91 Reihenein-



37

Geometrische und stramme Ordnung herrscht drinnen und draussen. Blick vom neu erbauten Schulbaus Friesenberg auf die Reibeneinfamilienhaussiedlung der FGZ im Kleinalbis. Foto Wolf-Bender, 1931. BAZ. – Text S.83f.

familien- und 16 Mehrfamilienhäusern vorsah, fiel aber der städtischen Finanzkrise zum Opfer und musste Ende 1920 aufgegeben werden.⁴⁴³

Die Familienheim-Genossenschaft als Bauherrin

Ab 1924 waren die Voraussetzungen für das Wohnbauprojekt im Friesenberg vorhanden. Zur wichtigsten Bauherrin wurde die im gleichen Jahr gegründete Familienheim-Genossenschaft Zürich (FGZ). Obwohl die Genossenschaft lieber im Milchbuck gebaut hätte und der Friesenberg zweite Wahl war – er galt als schattig und lehmig –, erstellte die FGZ 1925–1934 in neun Bauetappen schliesslich 543 Wohnungen, den allergrössten Teil als Einfamilienhäuser (Abb. 37).⁴⁴⁴ Die ersten zwei Etappen 1925/26 realisierte die FGZ mit dem Architekten FRITZ REIBER; die dritte bis neunte 1928–1934 mit der Architektengemeinschaft HANS KESSLER und HEINRICH PETER. Die beiden bildeten seit 1927 ein Team und realisierten als Hausarchitekten der FGZ im Rahmen der dritten bis neunten Etappe insgesamt 320 Einfamilienhäuser, 86 Stockwerkwohnungen sowie das Genossenschaftshaus «Friesenberg» mit acht Wohnungen, zwei Läden, zwei Kindergärten, einem Versammlungssaal, einer Gemeindestube und einem Lesezimmer.⁴⁴⁵

Neben der FGZ waren auch die Stadt und die Stiftung «Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien» im Friesenberg als Bauherrinnen tätig. 1927 entstand die städtische Siedlung Utohof und 1929 die Kolonie Heuried.⁴⁴⁶ Die Stiftung Wohnungsfür-

sorge baute 1926/27 die Wohnkolonien Friesenberg I und II.⁴⁴⁷

Um die weiträumige Bebauung des Quartiers mit Einfamilienhauskolonien überhaupt realisieren zu können, verkaufte die Stadt das Land der FGZ und anderen Baugenossenschaften zu äusserst günstigen Konditionen. Parallel zur Siedlungsplanung nahm sie die verkehrstechnische Erschliessung an die Hand. 1925 kaufte die Gemeinde die defizitäre Albisgütlibahn und verlängerte die Linie ein Jahr später bis zum gleichnamigen Schützenhaus. Gleichzeitig wurde die Verbindung vom Heuried bis ins Triemli ausgebaut, womit der Friesenberg beidseitig von Strassenbahnen erschlossen wurde. Bis 1930 war auch die quer durch das Quartier führende Schweighofstrasse vom Borweg bis zur Uetlibergstrasse fertiggestellt, und 1933 eröffnete die Uetlibergbahn eine Haltestelle an der Friesenbergstrasse.⁴⁴⁸

AUSBLICK

Als sich Zürich 1893 mit dem ersten Vorortsgürtel vereinigte, begann sich im zweiten bereits ein verstärktes Bevölkerungswachstum abzuzeichnen.⁴⁴⁹ Zwischen 1900 und 1910 wuchsen die acht 1934 eingemeindeten Vororte Affoltern, Albisrieden, Altstetten, Höngg, Oerlikon, Schwamendingen, Seebach und Witikon insgesamt um 43%. Die Stadtbevölkerung nahm im gleichen Zeitraum nur um 27% zu, allerdings von einer deutlich höheren Basis aus. Mit dem Abflauen der Nachkriegskrise setzte das Wachstum ab 1923 wieder ein und mündete ab

1927 in einen stürmischen Boom, der die Stadt Zürich bis 1931 jedes Jahr um 8000 bis 10000 zusätzliche Personen wachsen liess. Vom gesamten Bevölkerungswachstum des Kantons, das 1920–1941 135 000 Personen betrug, entfielen 102 000 allein auf die Hauptstadt und die Gemeinden des zweiten Vorortsgürtels. Zu den starken Wachstumszonen gehörten auch mehrere Vorortsgemeinden am See, im Limmattal und im Norden bis Dübendorf, Wallisellen und Glattbrugg. Bereits bildeten sich Ansätze zu einer weiträumigen städtischen Agglomeration, in der sich das Wachstum von Industrie und Bevölkerung konzentrierte.

Von einer Stadtfucht, wie sie ab den späten 1950er Jahren registriert wurde, konnte noch keine Rede sein. Die Stadt Zürich verzeichnete in absoluten Zahlen den mit Abstand grössten Zuwachs. Selbst Aussersihl, dessen Dichte abzubauen zu den erklärten Zielen der Stadtregierung gehörte, registrierte noch immer eine Bevölkerungszunahme. Die Abwanderung in die stadtnahen Gemeinden war die Ausnahme, im Gegenteil, zahlreiche Familien zogen von dort in die Kernstadt. Die Vororte waren für Zuzüger oft eine Zwischenstation auf dem Weg in die Stadt, bevor sie hier bezahlbaren Wohnraum fanden.

Eine Ausnahme bildete der obere Mittelstand, der seine Mietwohnungen in der Stadt zunehmend gegen ein Eigenheim im Grünen tauschte. Während die privilegierten Gemeinden am linken und am rechten Seeufer langsam zu Wohnorten für Bessergestellte wurden, entwickelten sich vor allem Affoltern, Schwamendingen und Seebach zunehmend zu Arbeitergemeinden. Damit zeichnete sich am politischen Stadtrand eine Entwicklung ab, die stark an die Situation vor der ersten Stadtvereinigung erinnerte. In den stadtnahen und landschaftlich attraktiven Seegemeinden Kilchberg, Zollikon und Küsnacht wie auch in Höngg baute der gutsituierte Mittelstand seine Einfamilienhäuser und Villen. Dagegen entwickelte sich entlang der Industrieachsen des Sihl-, Limmat- und Glatttals eine Agglomeration von finanzschwachen Arbeitergemeinden, die mit ähnlichen finanziellen Problemen zu kämpfen hatten wie Aussersihl im ausgehenden 19. Jahrhundert. Nur Oerlikon, der bedeutendste Industriestandort an der Stadtgrenze, war selber ein Ziel der Pendlerströme und finanziell in der Lage, eine moderne öffentliche Infrastruktur zu finanzieren. Die unterschiedliche Situation verdeutlicht der Blick auf die Finanzen: Der durchschnittliche Staatssteuerertrag

von Affoltern betrug 1922–1924 bescheidene 15 Fr. 90 Rp. pro Kopf, während in Kilchberg durchschnittlich 129 Fr. 10 Rp. und in Zollikon 113 Fr. 90 Rp. pro Kopf erreicht wurden.

Die finanziellen Nöte Affolterns hatten dort bereits 1909 den Wunsch geweckt, von der Stadt Zürich aufgenommen zu werden. 1925 bildete sich ein Initiativkomitee unter der Führung von Stadtrat [Emil Klöti](#), das die Eingemeindung von zwölf Gemeinden forderte – von Schlieren und Oberengstringen bis nach Kilchberg und Zollikon. Der Rahmen war ganz bewusst so weit gezogen, damit auch finanzstarke Gemeinden das neue Gemeinwesen mittragen. Doch an diesem Punkt entzündete sich, was kaum erstaunt, eine heftige Opposition. Die finanziell besser gestellten Gemeinden, vor allem beidseits des Zürichsees, wehrten sich mit allen Mitteln gegen die Eingemeindung. Sie fanden in den Vertretern der Bauernpartei, die im Kanton eine starke Stellung hatte, wichtige Verbündete, die auch die Mehrheit der Freisinnigen auf ihre Seite brachten.

Die Initiative kam 1929, in einem sehr ungünstigen Zeitpunkt, zur Abstimmung. Seit 1928 besaßen die linken Parteien in Stadtparlament und Exekutive die absolute Mehrheit. Ein «Rotes Gross-Zürich» zu verhindern, war deshalb eines der zentralsten Anliegen der Eingemeindungsgegner. Der Abstimmungskampf, in dem eine differenzierte Argumentation kaum Platz fand, entwickelte sich zu einer im ganzen Kanton heftig und emotional geführten Debatte. Die mehrheitlich linken Befürworter, zu denen auch bürgerliche Architekten und Städtebauexperten gehörten, warben vor allem mit raumplanerischen Überlegungen und versuchten zu beweisen, dass die Eingemeindung ein planloses Ausufern der Stadt verhindere und die Vororte als dezentrale und von grosszügigen Grünflächen geprägte Wohnquartiere erhalten werde. Eine von Stadtbaumeister [HERMANN HERTER](#) verfasste Broschüre zeigte 1929 einem breiten Publikum die Vorteile der Eingemeindung für die planerische Entwicklung der ganzen Agglomeration auf. HERTER verband die Vereinigung mit der Hoffnung, die bauliche Entwicklung der städtischen Peripherie rechtzeitig durch Planung zu steuern und die künftigen Wohnquartiere als Gartenstädte zu realisieren. Mit denselben Argumenten kämpften auch [Emil Klöti](#) und der ZIA an vorderster Front für die zweite Eingemeindung.

Bebauungsplanstudie Seebach und angrenzende Gebiete von Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner, 1948. BAZ. – Text S. 86f.

Allerdings wurde erstaunlich rasch ein politischer Kompromiss gefunden: Die Eingemeindungsvorlage wurde auf acht Gemeinden reduziert (ohne Kilchberg, Zollikon, Schlieren und Oberengstringen). Das

Mitten im Zweiten Weltkrieg wurde der genossenschaftliche Wohnungsbau mit Bundessubventionen wieder in Gang gesetzt; eine neuerliche Wohnungsnot wie im letzten Krieg sollte vermieden werden.⁴⁵⁰ In Schwamendingen und anderen Vororten entstanden neue Wohnsiedlungen auf grossen Arealen. Die Führung dieser Grossprojekte hatte der 1943 angetretene Stadtbaumeister

ALBERT HEINRICH STEINER übernommen. Ab 1947 wurden unter seiner Federführung in rascher Folge Quartierbebauungspläne für die neuen Siedlungsareale in Albisrieden, Altstetten, Affoltern, Seebach, Schwamendingen und Witikon erarbeitet (Abb. 38). Die 1948 in Kraft gesetzte neue Bauordnung der Stadt Zürich und der dazugehörnde Zonenplan waren in wesentlichen Teilen das Werk STEINERS und gliederten das städtische Gebiet in Industrie-, Geschäfts-, Wohn- und Landwirtschaftszonen, in Grünanlagen und Wälder. Die neue Bau- und Zonenordnung (BZO) erfüllte die bekannten Postulate einer moderner Stadtplanung: Trennung von Wohnen und Arbeiten, Trennung der Verkehrsarten, rationelle Erschliessung der Siedlungen und ein Netz von Grünzügen.

ALBERT HEINRICH STEINER prägte die Stadtplanung Zürichs in den 1940er Jahren entscheidend, sodass diese Epoche auch als «Ära Steiner» bezeichnet wird. Mit dem Stadtbaumeister, der sich rasch eine starke Stellung in der Stadtplanung sicherte und die intensive Bautätigkeit in seiner Amtszeit weitgehend lenkte, zogen sein politischer Vorgesetzte, der parteilose Architekt HEINRICH OETIKER, der bis 1954 das Bauamt leitete, sowie der sozialdemokratische Finanzvorstand Jakob Peter, Präsident der Familienheim-Genossenschaft Zürich, der dem Finanzamt bis 1958 vorstand, am gleichen Strick. Seit 1942 war die Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaus dem Finanzamt unterstellt. Da dem genossenschaftlichen Wohnungsbau bei der Umsetzung von stadtplanerischen Anliegen eine Schlüsselfunktion zukam, war das Dreiergespann OETIKER–Peter–STEINER eine Idealbesetzung, zumal es auch auf der persönlichen Ebene bestens harmonierte. Gerade rechtzeitig vor dem Anziehen der Baukonjunktur gelang es dem Hochbauamt unter A. H. STEINER, den enormen Wachstumsschub der Nachkriegszeit in geordnete Bahnen zu lenken. In den Quartieren Albisrieden, Altstetten, Affoltern, Seebach und Schwamendingen konnten die städtebaulichen Prinzipien der Moderne weitgehend realisiert werden.

In inhaltlicher Sicht brachte die «Ära Steiner» jedoch wenig neue Ansätze: Sie war eine Fortsetzung der Politik der Zwischenkriegszeit in wesentlich vergrössertem Massstab. Der Überbauungsplan für Schwamendingen von 1948 gleicht im Wesentlichen den Plänen für das Milchbuck- oder das Friesenbergquartier: Weite Grünflächen

umschliessen das Wohnviertel, Grünzüge reichen tief ins Siedlungsgebiet hinein und schliessen Schulen und Kindergärten an. Die Dichte der Bebauung wurde im Vergleich zur Zwischenkriegszeit weiter reduziert, die Gebäudehöhe herabgesetzt, die Abstände vergrössert und die Begeisterung für das Einfamilienhaus erreichte in der zweiten Nachkriegszeit ihren Höhepunkt. Der grösste Unterschied zu den Bebauungsplänen der 1920er und 1930er Jahre lag in der Stellung und Kubatur der Bauten: Um fließende Stadträume zu schaffen, wurden die Zeilen jetzt fast immer quer zu den Strassen gestellt, und über die allmähliche Differenzierung der Bauhöhen entwickelt sich die sogenannte differenzierte Bauweise mit den ersten Wohnhochhäusern der Stadt am Letzigraben von 1950–1952.

Bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg spielte sich das Stadtwachstum noch zum grössten Teil innerhalb der Stadtgrenzen ab und wurde von den Behörden gezielt gelenkt. Die Ausbildung einer weiträumigen Agglomeration zeichnete sich zwar bereits ab, doch spielte sie noch eine untergeordnete Rolle. In ihrem Hoheitsgebiet kontrollierte die Stadt Zürich die Entwicklung vor allem mit den Mitteln der Bodenpolitik, der Wohnbauförderung und detailliert ausgearbeiteten Bebauungsplänen, die die Entwicklung im gewünschten Sinne lenkten. Ein grosser Teil der privaten wie der genossenschaftlichen Bautätigkeit konnte durch Landvergabe oder Fördermittel direkt beeinflusst werden; die Quartierplanarbeit übertrug die neuen Grundsätze auch auf die übrigen Neubaugebiete. Ein so hoher Grad an öffentlicher Steuerung im Bereich der Stadtentwicklung wurde weder vor noch nach dieser Periode erreicht.

Das Ende der Bundessubventionen für den Wohnungsbau im Jahr 1950 beendete die grosse Gestaltungsmacht der Stadtbehörden. Mit dem Boom des Autoverkehrs, der Planung von Autobahnen und Expressstrassen und mit dem Massenwohnungsbau stellten sich der Stadtplanung in den 1950er Jahren neue Aufgaben, und das Entwicklungstempo der Hochkonjunktur beschleunigte die Veränderung des Stadtraums in einem Mass, das direkte Vergleiche mit der Zwischenkriegszeit nicht mehr zulässt. Ab Mitte der 1950er Jahre bestimmten neue räumliche, soziale und wirtschaftliche Prämissen die Stadtentwicklung.

Verena Rothenbühler



AUSGEWÄHLTE BAUTEN IN IHREM KONTEXT

TECHNIK- UND INFRASTRUKTURBAUTEN

Technische Tief- und Hochbauten, die zwingend mit einer Grossstadt verbunden sind, bilden das funktionale Gerüst der Stadt. Während Tiefbauten wie Strassen oder Eisenbahntrassen den Stadtraum gliedern oder durchschneiden, bilden technische Hochbauten oft Marker im Stadtbild.

Übergreifende Bauaufgaben des Gemeinwesens sind Wasser- und Energieversorgung, Verkehrs-, Kommunikations- und Entsorgungsbauten, ferner auch Schlachthäuser, Spitäler, Friedhöfe, Krematorien, Kirchen oder Schulhäuser. So bedeutenden Bauaufgaben wie Kirchen, Schulhäusern und Spitäler sind folgend je eigene Kapitel gewidmet.

WASSERVERSORGUNG

WASSERWERKSTRASSE 99

Wasserwerk Letten

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	Stadtbaumeister ARNOLD GEISER .
1875–1879	Neubau.
1892	Einbau zweier Turbinen.
1895–1897	Erweiterungsbau für Dampfdynamos, Kesselhaus.
1936	Neue Transformer- und Umformeranlage.
1948–1952	Neubau des Kraftwerks.
1988–1990	Innenumbau und Renovation. ¹

Baugeschichte

Ab 1873 kaufte die Stadt im Unteren Letten (Wipkingen) das an der Limmat gelegene Lettengut sowie im Industriequartier das Reishauersche Wasserwerk nebst Uferland im Kräuel und löste ältere Wasserrechte ab.² 1875 wurde der Bau einer Wasserkraftanlage beschlossen, 1876 erteilte der Kanton die Konzession, 1879 war das Werk vollendet.³ Nach der Typhusepidemie 1884 baute die

Stadt im Industriequartier 1885/86 eine Filteranlage, in der Seewasser gereinigt und anschliessend zu den fünf Pumpen im Wasserwerk Letten geleitet wurde ([Abb. 40, 41](#)). Ein Teil der Pumpen versorgte die Reservoirs, der andere Teil pumpte das Wasser zu privaten Wassermotoren. Zum Dritten trieb das Werk eine Drahtseiltransmission an, die vom Maschinenhaus quer über die Limmat zu einem Verteiler geführt wurde. Abnehmer waren die Stadtmühle und das Industriequartier.⁴ Um das überschüssige Wasser zu nutzen, wurden 1892 zwei weitere Turbinen eingebracht; neu wurde auch Elektrizität produziert.⁵ Hervorzuheben ist, dass durch eine starre Verbindung, Wellen und Kupplungen anstelle von Transmissionsriemen in Zürich Letten eine technische Innovation erstellt worden war.⁶

Zwischen 1895 und 1897 nahm die Zahl der Anschlüsse so stark zu, dass das Elektrizitätswerk in einem Erweiterungsbau mit fünf Dampfdynamos bestückt wurde. Die Apparateanlage wurde auf der flussabgewandten Seite neu erstellt. 1897 erfolgte der Vollausbau mit drei Drehstrom-Dampfdynamos (Maschinenfabrik Oerlikon MFO), was den Neubau des Kesselhauses für sieben Doppelkessel zu 180 m³ (Escher, Wyss & Cie.), anschliessend an das Maschinenhaus flussabwärts, und den Bau einer Umformerstation voraussetzte. Nicht zuletzt der Entscheid, die elektrische Strassenbahn⁷ von der bestehenden Zentrale aus zu speisen, war Grund zum Vollausbau.⁸

Ab 1900 wurde die Anlage Teil eines Verbundnetzes. 1908 nahm mit der «Einführung der Albula Kraft in die Licht- und Kraftversorgung der Stadt Zürich» eine neue Beleuchtungsumformerstation im Letten den Betrieb auf.⁹ 1913/14 wurden die gesamten maschinellen Einrichtungen entfernt.¹⁰ Die mit Lisenen gegliederten Gebäude aus Sichtbackstein wurden teilweise abgebrochen oder bestehen nur noch als Hülle.¹¹

Ab 1936/37 wurde eine neue Transformer- und Umformeranlage erstellt ([Abb. 42](#)).¹² Mit der Seeregulierung von 1950 wurden die beiden Gefäll-



40

Wasserwerkstrasse 99. Ehemaliges Wasserwerk am Letten. Farblithografie des Betriebskalenders Lithographische Anstalt J. J. Hofer 1878. BAZ Format I. – Text S. 91f.

stufen der Limmat zum Platzspitz verlegt und die Limmatsohle abgetieft.¹³ Der Höherstau um rund 2m machte den Neubau des Kraftwerks notwendig. Dieses wurde in Verlängerung der Maschinenhalle von 1937 erstellt.

Bauanalyse

Die Transformer- und Umformeranlage von 1936/37 ersetzt an gleicher Stelle die alte Umformerstation.¹⁴ Der quer gestellte, flach gedeckte Neubau in Sichtbeton fluchtet flussseitig mit den bestehenden Fassaden.

Das 1948–1952 erstellte Maschinenhaus bildet bei einer Höhe von 28m die nahtlose Verlängerung der 12m breiten Maschinenhalle von 1937 und schliesst den Oberwasserkanal senkrecht zu Kanalachse ab. Mit seiner Fensterfront gegen die Limmat hebt es sich vom schwach befensterten Unterwerk von 1937 ab.¹⁵

Dokumentation

Literatur: BÄRTSCHI 1983, S. 277, 280. – BERTSCHI 1953, S. 129ff. – BÜRKLI-ZIEGLER 1867. – BZD 1989/90, S. 204–206. – Letten 1893. – Letten 1899. – Letten 1992. – PESTALOZZI 1905/1, S. 111–113. – PETER 1905. – Sammlung 1869, S. 290–292. – Sammlung 1876, 16. März, S. 28–36. – Sammlung 1879, S. 289–293. – Sammlung 1892, S. 212f. – SBZ 1899/33, S. 156f, 180f. – SBZ 1899/34, S. 43f., 51–53, 59f. – SBZ 1911/57, S. 57. – SBZ 1936/107, S. 227. – SBZ 1953/71, S. 129–132. – WYSSLING 1893, S. 3ff., 68.

Plandokumente: BAZ, IX AA WP 2: Übersichtsplan J. J. HOFFER. – BAZ, Wasserwerkstrasse 99 / WP 224. Baueingabepläne 1889/90. – SBZ 1899/34, S. 51–53. – SBZ 1953/71, S. 130.

ALBISSTRASSE 167/169/171/173

Seewasserwerk Moos

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	GUSTAV VON TOBEL.
1910–1914	Neubau.
1948/49	Neues Filtergebäude.
1953/54	Schnellfiltergebäude.
1979	Ringstollen Lengg/Hardhof.
2004–2010	Trinkwasserstollen Uetliberg.

Das Seewasserwerk verfügt über eine Fassung, ein Pumpwerk und Filteranlagen im «Moos bei Wollishofen».¹⁶ Wasserfassung und Pumpstation (Seestrasse 571, FRITSCHI & ZANGERL) waren 1913 im Bau. Standort und Tiefe der Wasserfassung richteten sich nach der Wassertemperatur (4 bis 7 Grad) und der kleinsten Planktondichte. Im «Moos» wurden gleichzeitig ein Wohnhaus, eine Pumpstation, eine Sandwäscherei sowie die Filteranlagen erstellt.¹⁷

Bauanalyse

Die Anlage wurde symmetrisch erstellt. In der senkrecht zur Albisstrasse stehenden Mittelachse liegen das Wohnhaus, das Pumpwerk mit Büro-



41, 42

Wasserwerkstrasse 99. Ehemaliges Wasserwerk am Letten. Maschinenhalle. Foto 1880. BAZ. – Käferholzstrasse 2. Haupt-Transformatorstation Guggach. Foto Meiner, 1909. BAZ. – Text S. 91f., 94.

anbau und etwas abgesetzt die Sandwäscherei. Flankiert wird die Achse von den Seewasserfilteranlagen.

Wohnhaus: Die strassenseitige Schmalseite des zweigeschossigen Wohnhauses ist mit einem geschossübergreifenden dreifenstrigen Erker versehen. Das Brüstungsfeld des Obergeschosses zeigt in einer neubarocken Kartusche die Jahreszahl 1913. An der dreiachsigen Nordfassade wird das Erkermotiv durch einen Treppenhausrisalit mit ebenerdigem Portal variiert. Dieses wird von einem geschwungenen Segmentgiebel überhöht, in dessen Feld das Standeszeichen steht. Während die Südfassade schlicht dreiachsig angelegt ist, weicht die östliche durch kleinere Reihenfenster vom Gliederungssystem ab.

Pumpstation: Die Pumpstation umfasst zwei Baukörper. Das Maschinenhaus mit hohem Hausteinsockel und Walmdach wird an seinen Längsseiten mit je drei Rundbogenfenstern belichtet, die durch Lisenen getrennt werden. Die Ostfassade ist unbefenstert und weist lediglich an der Südostecke ein doppelflügliges Portal auf. Der Westfassade ist in der Mittelachse ein zweigeschossiger Bürotrakt mit Portal vorgesetzt.

Sandwaschgebäude: Schlichter zweigeschossiger Bau mit Walmdach, der nur im Obergeschoss der Längsfassaden dreiachsig befenstert ist.

Filtergebäude: Die Filtergebäude mit begrüntem Flachdach erwecken den Eindruck einer lang gezogenen Umfassungsmauer, die in unregelmässigen Abständen mit Rundbogentoren bestückt ist. Abzu-

lesen sind die zwei Bauetappen an der verschiedenartigen Auszeichnung der Rundbogen: einmal als Hausteingewände mit Schlussstein, flankierenden Lisenen sowie horizontaler Verdachung, das andere Mal mit schlicht in ein Wandfeld gesetztem Hausteingewände.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.112. – BLANC 2014. – INSA 10, 1992, S.298. – PETER 1905, S.190. – SBZ 1911/57, S.57. – SBZ 1913/62, S.205–207.

ENERGIEVERSORGUNG: GAS- UND ELEKTRIZITÄTSWERKE

Am Wasserkraftwerk Letten zeigt sich, wie eng Wasserversorgung, Dampfmaschine und Elektrizität im ausgehenden 19. Jahrhundert verbunden waren. Diese «Kraftzentralen» hatten als multifunktionale Gebilde jedoch nur eine relativ kurze Lebensdauer. Der Direktantrieb durch Wasser verlor seine Bedeutung, da Gas wie auch Elektrizität als Energiequellen freier verfügbar waren.

Zum Gaswerk der Stadt Zürich, das nach der Eingemeindung von 1893 bis 1898 in der Gemeinde Schlieren erstellt wurde, vgl. GRUNDER 1997, S.219–264.

Die Elektrifizierung wurde vor der Eingemeindung 1893 einzig für die damalige Stadt als öffent-



43
Selnastrasse 25. Ehemalige Umformerstation. Foto Wolf-Bender, um 1935. BAZ. – Text S. 94f.

liche Aufgabe betrachtet. In den Ausgemeinden befassten sich private Unternehmer damit.

Ab August 1892 versorgte die Stadt die ersten privaten Strombezügler. Praktisch gleichzeitig und veranlasst durch den Bau von elektrischen Strassenbahnen entstanden in den Ausgemeinden dampfbetriebene «Kraftstationen».

Im Wasserwerk Letten installierte die Stadt eine «Kraftversorgungsanlage», die der Strassenbahn sowie Elektromotoren und «technischen Apparaten» beliebiger Grösse zu dienen hatte.¹⁸ Ab 1920 wurde die innerstädtische Stromversorgung reorganisiert und die Umformerstationen umgebaut. In den Aussenquartieren sollte neu ein Einheitsnetz für Licht und Kraft (220/380 V) eingerichtet werden. Die Umformerstationen Letten und Selnau sollten so modernisiert werden, dass in einem einzigen Gebäude die Umformungsanlagen für die Strassenbahn wie für die Beleuchtung untergebracht werden konnten.

KÄFERHOLZSTRASSE 2, 10

Haupttransformatorstation Guggach

Die 1903/04 erstellte Transformatorstation Guggach transformierte den vom Kraftwerk Beznau über eine oberirdischen Fernleitung mit 25000 V

gelieferten Strom auf 6000 V und speiste ihn in die städtische Ringleitung ein.

Die Anlage besteht aus einem Sichtbacksteingebäude mit Giebeldach (Transformatoranlage) und dem ebenfalls in Sichtbackstein erstellten, der Traufseite angefügten Transformatorurm mit Pyramidendach (Abb. 42). Anbauten erfolgten 1908 und 1910/11. Von 1920 datiert der Neubau an der Käferholzstrasse 10.¹⁹

Das erste Obergeschoss ist mit drei gekuppelten Rundbogenfenstern versehen, denen im zweiten Obergeschoss jeweils ein einfaches Rundbogenfenster folgt. Ecklisenen, horizontale Bänderung sowie farbig betonte Fenster- und Türgewände zeichnen das Gebäude aus.

REGENSBERGSTRASSE 173

Transformatorstation

Der Bau wurde 1917 nach den Plänen des Architekten ROBERT RUGGLI erstellt. Die Station verfügt über ein mit Quadern verkleidetes Untergeschoss, das die unterirdische Leitung aufnimmt. Da keine Freileitung bestand, konnte das Gebäude zweigeschossig mit hohem Erdgeschoss ausgeführt werden. In Allusion zu einem neoklassizistischen Wohnhaus ist der Bau mit Eckpilastern mit Fugenstrich und Walmdach versehen. Drei Portale besetzen das Erdgeschoss der Ostfassade.²⁰

SELNAUSTRASSE 25

Umformerstation, ehem. EWZ-Unterwerk

Die erste Umformerstation wurde 1898 in Sichtbackstein erstellt (Abbruch 1930). 1913 wurde die neue Beleuchtungsumformerstation mit geringem Bauabstand nordöstlich anschliessend an diejenige von 1898 erstellt.²¹ Es handelte sich um einen Monumentalbau im Heimatstil, der zur Hauptsache aus zwei Kuben bestand. Ab 1929 wurde die Umformerstation von 1913 umgebaut und dem Neubau von 1930 (HERMANN HERTER) angeglichen.²² Dieser besteht aus einer sechs Achsen langen Maschinenhalle mit Flachdecke und eingebautem Laufkran. Die Belichtung erfolgt über je sechs grossflächige Öffnungen, die je mit 3×10 querrechteckigen Fenstern geschlossen sind. Der südwestlichen Schmalfront ist ein eingezogener, sechsgeschossiger Kopfbau (Er-



44

Stadelhoferstrasse 8. Aufnahmegebäude des Bahnhofs Stadelhofen. Die ursprünglich drei Achsen breiten, seitlichen Wartsäle sind heute um je zwei Achsen verbreitert. Foto 1894. BAZ. – Text S. 95f.

schliessung, Lüftung) mit Flachdach vorgesetzt. Das Gebäude ist der modernen Sachlichkeit verpflichtet und gewinnt seine repräsentative Wirkung neben dem grossen Bauvolumen insbesondere aus der strengen und klaren Formgebung (Abb. 43).²³

Karl Grunder

BAHNHÖFE

Überblick

Auf dem Zürcher Stadtgebiet stehen mehr als ein Dutzend Bahnhöfe. Die ersten entstanden 1847 mit dem Bau der Bahnlinie Zürich–Baden durch die Schweizerische Nordbahn in Zürich und Altstetten (Spanisch-Brötli-Bahn). An der Linie Romanshorn–Zürich der Schweizerischen Nordostbahn wurde 1855 der provisorische Bahnhof Oerlikon errichtet. An der linksufrigen Zürichseebahn kamen 1875 erst Enge und Wollishofen, 1891 auch Wiedikon zu ihren Bahnhöfen. 1875 erfolgte der Bau des Kopfbahnhofs Selnau als Ausgangspunkt der Uetliberbahn. Die 1877 eröffnete Bahnlinie Zofingen–Winterthur der Schweizerischen Nationalbahn bediente u.a. Seebach und Affoltern, die Sihltalbahn ab 1892 die Haltestellen Leimbach, Manegg, Brunau und Giesshübel. Mit der rechtsufrigen Zürichseebahn der Schweizerischen Nordostbahn wurden 1894 die Bahnhöfe Tiefenbrunnen, Stadelhofen und Letten eröffnet. Wipkingen wurde seit 1856 von der

Bahnlinie durchschnitten, einen eigenen Bahnhof erhielt es jedoch erst 1932.²⁴

Von den ursprünglichen, meist stark umgebauten oder auch umgenutzten Stationsgebäuden sind noch Affoltern, Tiefenbrunnen, Stadelhofen, Letten (Bahnabschnitt 1989 stillgelegt) und Wipkingen erhalten. Die übrigen wurden wie der Hauptbahnhof ersetzt oder erst nach dem Zweiten Weltkrieg erbaut. Das älteste Aufnahmegebäude steht in Wollishofen. Der Massivbau war 1863/64 von JAKOB FRIEDRICH WANNER für die Stadt Zug erbaut worden und wurde 1898 Stein für Stein nach Wollishofen versetzt.²⁵

Städtebauliche Bedeutung

Die ersten Bahnhöfe standen meist ausserhalb der Ortschaften und waren nur lose an diese angebunden. Oft stellten sie wie der Bahnhof Oerlikon oder der Hauptbahnhof wichtige Motoren der Siedlungsentwicklung dar. Stadelhofen war 1894 der erste Quartierbahnhof, der auch eine bedeutende städtebauliche Funktion erfüllte. Das Aufnahmegebäude erhielt als nordöstliche Begrenzung des Stadelhoferplatzes eine schlichte und doch repräsentative Fassadengestaltung; an den dreigeschossigen, flachgedeckten Mittelbau mit kolossaler Pilastergliederung in den Obergeschossen schlossen seitlich eingeschossige Wartesäle und offene Veranden (Sommerwartsäle) an (Abb. 44). 1987–1991 wurde der Bahnhof erweitert und das Aufnahmegebäude durchgreifend umgebaut.²⁶



45

Ehemals Seebahnstrasse 118 (heute bei 112). Der abgebrochene, erste Bahnhof Wiedikon. Foto HBA, 1920. BAZ. – Text S. 96, 102.

Die 1927 in Zusammenhang mit der Tieferlegung der linksufrigen Zürichseebahn erneuerten Bahnhöfe Enge und Wiedikon waren Teil weitreichender städtebaulicher Planungen; sie mussten in bestehende Quartiere integriert werden und in Wiedikon zogen die Bahnumbauten auch eine neue Quartierplanung nach sich (Sihlhölzliquartier).

Das Aufnahmegebäude

Die Gestalt eines Bahnhofs ist von vielerlei Faktoren wie den finanziellen Mitteln der Gemeinde und der Eisenbahngesellschaft sowie vom Raumprogramm abhängig und wird bestimmt durch das Passagieraufkommen, die Komfortansprüche, den Bedarf an Personalwohnungen, die mögliche Angliederung der Post oder Bauten für den Güterverkehr.²⁷ Die ersten Durchgangsbahnhöfe wurden oft als Provisorien in Holz- oder Fachwerkbauweise errichtet. Sie konnten aus einem einfachen Bahnwärterhäuschen mit gedecktem Perron (Altstetten 1847),²⁸ aus einem Schuppen (Affoltern 1877)²⁹ oder aus einem Güterschuppen mit Wohnung und Räumen für den Personenverkehr (Oerlikon 1855) bestehen.³⁰ Meist wiesen die frühen Bahnhöfe ein Aufnahmegebäude, frei stehende Abortbauten und einen Güterschuppen auf. Kleinere Aufnahmegebäude bestanden in der Regel aus einem zweigeschossigen Mittelbau mit seitlich angegliederten, eingeschossigen Flügeln (Abb. 45). Im Mittelbau waren im Erdgeschoss die öffentliche Halle mit Kasse sowie Gepäck- und Diensträumen, im Obergeschoss die Personalwohnung untergebracht. Die

meist flachgedeckten Flügelbauten bargen die nach Klassen getrennten Wartsäle. Solche Aufnahmegebäude finden sich noch in Wollishofen (1863/64), Stadelhofen (1892–1894) und im Letten (1894). Beim ersten Bahnhof in der Enge war zusätzlich ein Bahnhofbuffet eingerichtet. Während die für städtische Verhältnisse erbauten Aufnahmegebäude in Wollishofen (Zug) und Stadelhofen vor allem Stilelemente des Klassizismus und der italienischen Renaissance aufnehmen, weisen andere Bahnhöfe ein ländliches Gepräge, oft mit Zierelementen des Schweizer Holzstils auf. Die öffentliche Funktion des Erdgeschosses ist bei vielen Bahnhöfen durch grosszügige Bogenfenster betont.

Der 1894 vollendete Bahnhof Tiefenbrunnen unterscheidet sich typologisch von anderen Zürcher Bahnhöfen. Der zweigeschossige Bau mit Mittelrisalit weist seitlich ausschliesslich offene Vorhallen auf, das Erdgeschoss ist kaum ausgezeichnet. GUSTAV WÜLFKE, Leiter der Hochbauabteilung der NOB, entwarf für die rechtsufrige Zürichseebahn verschiedene Typen von Zwischenstationen und war für die Aufnahmegebäude in Tiefenbrunnen, Stadelhofen und Letten verantwortlich.³¹

Oerlikon erhielt 1912–1914 ein neues Aufnahmegebäude, das typologisch noch in der Tradition der Bahnhöfe des 19. Jahrhunderts steht, stilistisch dagegen als einziges auf dem Zürcher Stadtgebiet Elemente des Späthistorismus, des Jugendstils und des Heimatstils kombiniert.

In der Zwischenkriegszeit entstanden die Aufnahmegebäude in Enge (1923–1926), Wiedikon (1925–1927) und Wipkingen (1932). Während Wipkingen

einen bescheidenen Quartierbahnhof in moderner Formensprache erhielt, wurde in der Enge und in Wiedikon eine das Stadtbild prägende Wirkung angestrebt, die man durch eine je sehr unterschiedlich interpretierte, neoklassizistische Gestaltung erreichte.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

BAHNHOFPLATZ 15

Hauptbahnhof Zürich

Bauherrschaft	Schweizerische Nordostbahn (NOB).
Architekt	JAKOB FRIEDRICH WANNER.
1847	Vorgängerbau: GUSTAV ALBERT WEGMANN.
1865–1871	Neubau.

Der Bahnhof der Nordbahn 1847

Ein erster Bahnhof war auf dem Sihlfeld in Wiedikon geplant (Basel-Zürcher Eisenbahngesellschaft). 1840 sicherten die Zürcher Behörden eine finanzielle Beteiligung unter der Bedingung zu, dass man einen Standort auf Stadtgebiet wähle. Ein Jahr später löste sich die Gesellschaft auf.³² 1846 wurde die Schweizerische Nordbahngesellschaft als Nachfolgerin gegründet und am 7. Aug. 1847 ging die «Spanisch-Brötli-Bahn» zwischen Zürich und Baden in Betrieb.³³

Als Bauplatz stellte die Bürgergemeinde einen Teil des städtischen Schiessplatzes südlich der Platzpromenade (Schützenmatte) unentgeltlich zur Verfügung. GUSTAV ALBERT WEGMANN wurden die Bauleitung und Planung des Stationsgebäudes, der Einfriedung und mehrerer Nebengebäude übertragen. An der Planung beteiligt waren auch der Ingenieur ALOIS (LUIGI) NEGRELLI und der Architekt FRIEDRICH MEYER.³⁴

Der Bahnhof war von der linksufrigen Stadt über eine schmale, befahrbare Brücke erreichbar. Über die Limmat führte nur der für Fussgänger geeignete Lange Steg.

Neben dem klassizistischen Aufnahmegebäude³⁵ trat vor allem die Südostfassade, welche die Holzkonstruktion der Bahnhallen kaschierte, repräsentativ in Erscheinung. Sie wies fünf rundbogige Durchgänge zur Drehscheibe auf und wurde von zwei Türmen flankiert. In der Mitte thronte ein schlanker Dachreiter mit der Bahnhofsuhr (Abb. 46).³⁶

Wettbewerb 1860/61

1853 wurde der Bahnbetrieb von der Schweizerischen Nordostbahn (NOB) übernommen.³⁷ Mit der Eröffnung der Linie Romanshorn–Zürich (1855/56) musste der Bahnhof umgebaut werden, wobei auch eine Verlegung im Raum stand.³⁸ 1856 begann man mit der Anlage des Vorbahnhofs jenseits der Sihl.³⁹

1860 beschloss die NOB, einen Neubauwettbewerb durchzuführen. Das Wettbewerbsprogramm verlangte einen Kopfbahnhof mit stützenfreier Bahnhofhalle. 1861 lud die Direktion die Architekten JOHANN JAKOB BREITINGER, GOTTFRIED SEMPER, FERDINAND STADLER und LEONHARD ZEUGHEER zur Teilnahme ein. Staatsbauinspektor JOHANN CASPAR WOLFF wurde mündlich um eine Teilnahme oder eine Beurteilung der Pläne angefragt.⁴⁰ Die im Mai 1861 eingegangenen Entwürfe wurden dem Chefarchitekten der NOB, JAKOB FRIEDRICH WANNER, zur Ausarbeitung eines definitiven Projekts überlassen.⁴¹ Zeitgleich begann Stadtingenieur ARNOLD BÜRKLI mit der Projektierung der Bahnhofbrücke und des Bahnhofquartiers. Im Dezember 1862 legte WANNER einen Entwurf und die Kostenberechnung vor.⁴² 1863 empfahl die Bahndirektion WANNERS Projekt unter Berücksichtigung aller übrigen Entwürfe zur Weiterbearbeitung. Wiederholt wurde auf den Einfluss von SEMPERS Entwurf auf das Ausführungsprojekt verwiesen. SEMPER korrigierte einen entsprechenden Artikel in der «Deutschen Bauzeitung» und schrieb, dass er «mit diesem Werke durchaus gar nichts zu thun hatte noch habe». Er habe weder Anteil am Entwurf noch an der Konstruktion und Detailausführung.⁴³

Bauausführung 1865–1871

WANNER besichtigte 1863/64 Stationsbauten in Frankreich, Belgien und wohl auch in Deutschland. Im Januar 1865 genehmigten der Verwaltungsrat und die Direktion der NOB unter dem Vorsitz von Alfred Escher das überarbeitete Projekt, worauf WANNER mit der Detailplanung begann. Für die Gleisanlagen und die Hallenkonstruktion stand ihm Ingenieur FRIEDRICH SEITZ zur Seite. Die Baueingabepläne wurden am 24. Aug. 1865 genehmigt, im Oktober begannen die Bauarbeiten.⁴⁴ Die Baumeister JAKOB DIENER und CHRISTOPH HETZLER führten die Maurer- und Steinhauerarbeiten in



46

Ansicht des ersten Zürcher Bahnhofs von 1847 von Südosten. Kolorierter Stich. Original BAZ Format II. – Text S.97.

Zuger und Ostermündiger Sandstein, FRIEDRICH II. ULRICH die Zimmerarbeiten aus.⁴⁵

1867 wurden ein provisorisches Stationsgebäude in Betrieb genommen und der alte Bahnhof abgetragen. Nach Erstellung der Limmatfassade begann die Montage der Hallenkonstruktion. Die eisernen Fachwerkbogenträger wurden über eine lichte Breite von 43,3m ohne Zwischenstützen auf Steinmauern aufgelagert. Als Witterungsschutz wurde im Westen eine frei hängende Eisen-Glas-Wand an einem Bogenträger aufgehängt. Sie war nur an zwei Punkten auf den Gesimsen der Hallentürme fixiert, die seitliche Führung erfolgte in den Fugen der Türme.⁴⁶

Ab Ende 1867 war WANNER mit der künstlerischen Ausstattung beschäftigt, zur Anregung hatte er 1867 die Pariser Weltausstellung besucht.⁴⁷ 1869 war der Rohbau vollendet, der Innenausbau wurde u.a. durch den Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 verzögert. Am 15. Okt. 1871 wurde der Bahnhof dem Betrieb übergeben.⁴⁸

Wichtigste Umbauten

Der Hauptbahnhof war seit 1871 zahlreichen betrieblichen und baulichen Anpassungen ausgesetzt.⁴⁹ Unter anderem wurde er 1990 mit der Eröffnung des unterirdischen S-Bahnhofs vom Kopf zum Durchgangsbahnhof umgebaut.

-
1889	Neugestaltung Bahnhofplatz, Einweihung Alfred-Escher-Denkmal .
1897–1902	Bahnhof- und Gleisumbau (THEODOR WEISS, Oberingenieur NOB). Erweiterung Nordtrakt, u.a. Bau der «Chüechliwirtschaft» als Restaurant 3. Klasse. ⁵⁰
1929–1933	Bau einer Querhalle auf Kosten der zwei westlichsten Joche der Bahnhofshalle (CONRAD ZSCHOKKE, Werkstätte Döttingen). Neue sieben-schiffige Perronhalle als genietete Stahl-Glas-Brückenkonstruktion über die Sihl (THEODOR BELL & CIE, Kriens).
1930	Umzug der Kreisdirektion und der Post ins Sihlpostgebäude.

1967–1970	Bau des Shopville unter dem Bahnhofplatz.
1977–1980	Fassaden- und Teilrenovation des Inneren. ⁵¹
1990	S-Bahnhof Museumstrasse, Endstation Sihltal-Zürich-Uetlibergbahn (SZU).
1988–2002	Weitgehende Wiederherstellung der ursprünglichen Gebäudestruktur des Aufnahmegebäudes. ⁵²
1996	Neubau Nordtrakt unter Rekonstruktion der «Chüechliwirtschaft» und des limmatseitigen «Posttors».
2014	Eröffnung Durchgangsbahnhof Löwenstrasse (Durchmesserlinie).

Bauanalyse

Situation. Der Hauptbahnhof wurde an der Stelle des Vorgängerbaus errichtet. Im Osten begrenzt die Limmat das Bahnareal, welches erst mit dem Bau der Bahnhofbrücke 1861–1863 durch einen befahrbaren Übergang mit der rechtsufrigen Stadt verbunden wurde. Im Süden entstand mit dem Bau der Bahnhofstrasse ab 1867 das Bahnhofquartier. Die Hauptfassade des Aufnahmegebäudes ist auf den Bahnhofplatz ausgerichtet, das monumentale Eingangsportal liegt in der Achse der Bahnhofstrasse. In diese Achse wurde 1889 das Alfred-Escher-Denkmal zu Ehren des «Eisenbahnkönigs» gesetzt. Das Standbild Eschers mit Allegorien der Eisenbahnplanung und Erziehung ist gegen die Bahnhofstrasse ausgerichtet (RICHARD KISSLING, Guss H. GLADENBECK & SOHN, Berlin).⁵³ Der heute vom innerstädtischen Schienen- und Strassenverkehr geprägte Platz war ursprünglich von mehreren Hotelbauten gesäumt.

Gebäudedisposition (Abb. 49). Trotz Umbauten ist der Bahnhof von 1865–1871 in wesentlichen Teilen erhalten geblieben. Sein Zentrum bildet die Bahnhofhalle, seitlich ist gegen den Bahnhofplatz das Aufnahmegebäude für die abreisenden Passagiere angegliedert (Abb. 48). Stirnseitig schliesst gegen die Limmat die eingeschossige Ausgangshalle für die ankommenden Reisenden an. An der Nordseite war ein kleines Gebäude mit Räumen für den Betriebsdienst angebaut (1897–1902 erweitert, 1996 Eröffnung des Neubaus).

Der Umbau des Bahnhofs 1897–1902 hatte eine veränderte Binnen- und Nutzungsstruktur zur Folge. Die Gleise wurden bis auf die Höhe der Bahnhofstrasse verkürzt, der Passagierfluss in die entgegengesetzte Richtung umgelenkt: Die Reisenden betraten die Bahnhalle neu von Osten und verlies-

sen sie durch das Triumphportal Richtung Bahnhofplatz. Seit 1933 enden die Gleise ausserhalb der Bahnhalle in einer Querhalle.

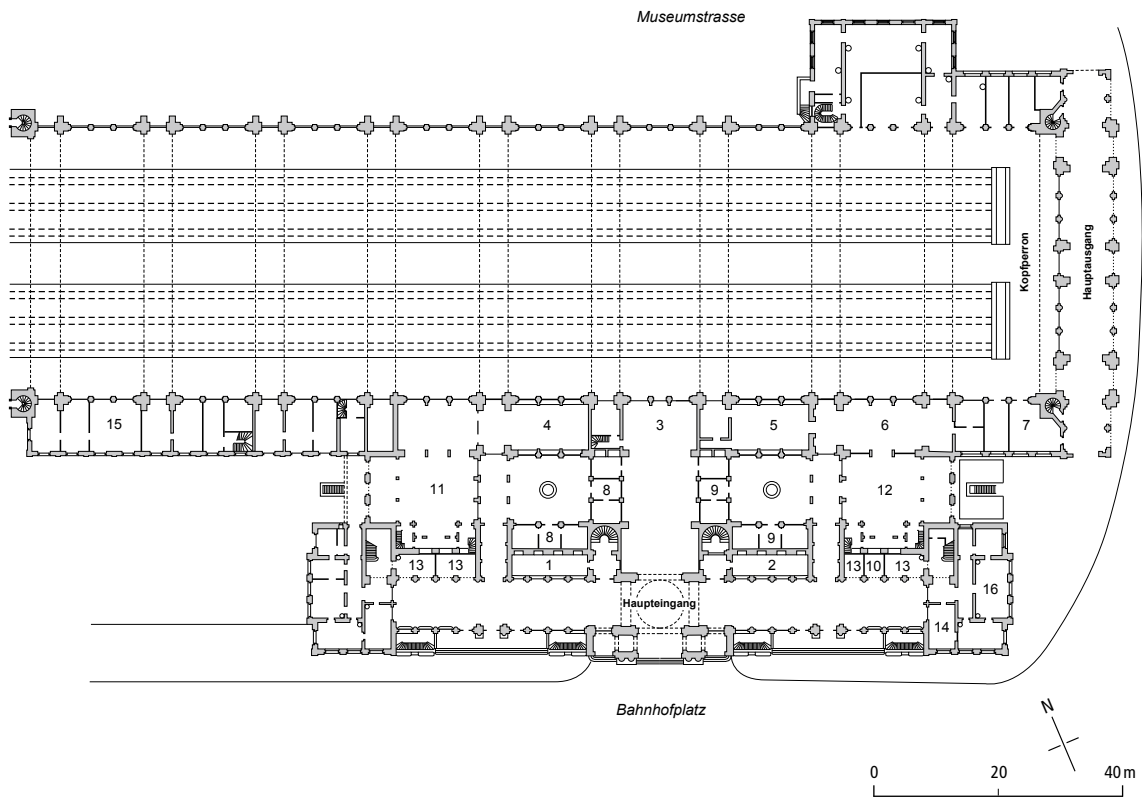
Aufnahmegebäude. Im Stil der italienischen Renaissance gestaltet, sind Grund- und Aufriss symmetrisch gegliedert. Der Haupteingang richtet sich als axiales Triumphportal gegen die Bahnhofstrasse (Abb. 47). Auf dessen Attika thront Helvetia als Förderin des Verkehrswesens, flankiert von Personifikationen der Telegrafie/Eisenbahn und des Schiffsverkehrs (Zinkguss, ERNST RAU, Stuttgart). Darunter befinden sich vier allegorische Standfiguren von Handel, Kunst, Wissenschaft und Handwerk aus Sandstein; als Eckfiguren dienen zwei Löwen als Schildhalter des Zürcher Staatswappens (JOHANN LUDWIG KEISER).⁵⁴

Die zwei langen, zweigeschossigen Seitenflügel mit axialem Eingang und Eckrisalit sind durch Rundbogenöffnungen im Erdgeschoss und hochrechteckige Fenster im Obergeschoss regelmässig gegliedert. Sie bergen die Vorhallen, an die Richtung Bahnhalle die nach Klassen getrennten Billettschalter, Wartsäle, Restaurationsbetriebe und Aborte anschlossen. Der mittlere Durchgang diente bis 1897 der Gepäckaufgabe. Im Obergeschoss war die Bahnverwaltung untergebracht. In der zentralen Kuppelhalle sind in den Gewölbezwickeln vier Me-



47

Bahnhofplatz 15. Hauptbahnhof. Triumphportal des Aufnahmegebäudes. Foto Jean Gut, 1880. BAZ. – Text S. 99.



48, 49

Bahnhofplatz 15. Hauptbahnhof. Ansicht des Aufnahmegebäudes von Südwesten. Rechts im Hintergrund das Polytechnikum von Gottfried Semper. Foto Moser, um 1880. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss des Baus von 1871. 1) Kasse 3. Klasse, 2) Kasse 1. und 2. Klasse, 3) Gepäckbüro, 4) Wartsaal 3. Klasse, 5) Wartsaal 1. Klasse, 6) Wartsaal 2. Klasse, 7) Wartezimmer, 8) Aborte und Toiletten für Herren, 9) Aborte und Toiletten für Damen, 10) Portier, 11) Restaurant 3. Klasse, 12) Restaurant 1. und 2. Klasse, 13) Vermietbare Flächen, 14) Postbüro, 15) Telegraphenbüro, 16) Verwaltungsrat. Nicht bezeichnet sind Diensträume, Aborte oder Treppenhäuser. Nach Huber 2015, S. 29. Umzeichnung P. Albertin 2016. – Text S. 99–101.



50

Bahnhofplatz 15. Hauptbahnhof. Bahnhalle.
Foto 2005. BAZ. – Text S. 101.

daillons mit Allegorien von Musik, Landwirtschaft, Gartenbau und Eisenbahnverkehr angebracht. In den seitlichen Vorhallen stehen auf Wandvorlagen Knabenstatuen mit Geldbeuteln als Allegorien von Reichtum und Handel (JOHANN LUDWIG KEISER). Im Mittelgang befinden sich in den Zwickeln vier Köpfe, die Handel und Eisenbahnverkehr, Industrie und Landwirtschaft symbolisieren.⁵⁵

Bahnhalle. Die heute vom Bahnverkehr befreite, stützenfreie Bahnhofhalle (B. 43 m, L. 131 m, H. 26 m) wurde 1929–1933 um zwei Joche verkürzt. Die inneren Hallenwände sind vertikal durch Pilaster gegliedert, die in wechselnder Folge eine und drei Achsen umfassen (Abb. 50). Drei Bogenstellungen im Erdgeschoss werden im Obergeschoss je durch ein Thermenfenster überhöht. In deren Brüstung sind jeweils drei Terrakottamedaillons angebracht, die Handel, Ackerbau, Industrie, Bergbau, Schifffahrt, Gartenbau, Wissenschaft und Musik symbolisieren. Die Wandgliederung setzt sich im Hallendach fort, indem auf den Pilasterstellungen die Doppelfachwerkbogen des eisernen Dachstuhls aufliegen. Das Holzverschalte Paralleldach verfügt über Öffnungen für den Rauchabzug.

1997 wurde zum 150-Jahr-Jubiläum der Schweizer Bahnen die Skulptur «L'Ange protecteur» (NIKI DE SAINT PHALLE) aufgehängt. «Das philosophische Ei» (MARIO MERZ), ein Leuchtojekt an der Glaswand des westlichen Hallenabschlusses, wurde 1992 im Rahmen der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft installiert.⁵⁶

Ausgangshalle. Diese ist der Bahnhofshalle stirnseitig vorgelagert. In der Mittelachse steht auf der

Balustrade die goldene Kilometer-null-Säule, die den Anfang des Nordostbahnnetzes markiert. Flankiert wird sie von Personifikationen des Maschinenbaus und der Landwirtschaft (1907, CRISTOFORO VICARI). In den Zwickeln der zwei durch Pilaster betonten Ausgänge sind vier Köpfe angebracht (Handel, Eisenbahnverkehr, Telegrafie und Maschinenindustrie). Seitlich beschliessen zwei Genien als Schildhalter des Zürcher Staatswappens den segmentbogenförmigen Dachgiebel (ERNST RAU).

Das rekonstruierte Posttor des Nordostrakts flankieren zwei Reliefs mit Frauengestalten und den Attributen von Post (Tauben) und Bahn (Flügelrad), 1902.⁵⁷

Baukünstlerisches Programm. Der Bauschmuck hebt mit Motiven zu Verkehr, Handel, Technik, Handwerk und Landwirtschaft die positiven wirtschaftlichen Auswirkungen und den technischen Fortschritt als Folge des Bahnverkehrs hervor. Touristische Aspekte, etwa Landschaftsdarstellungen, fanden zunächst keinen Ausdruck; um 1900 wurden im Wartsaal 1. Klasse die nicht mehr erhaltenen Ölgemälde des Genfer Hafens (unbekannter Künstler) und von Ermatingen am Bodensee (AUGUST HERZOG) angebracht.⁵⁸

Der Zürcher Hauptbahnhof zählt zu den bedeutendsten Schweizer Bauwerken der Gründerzeit und nimmt in Zürich in mehrfacher Hinsicht eine wichtige Stellung ein. Er steht für die liberale, wirtschaftlich aufstrebende Stadt, aber auch das Selbstbewusstsein der Bahngesellschaft NOB. Städtebaulich bildet er den Ausgangspunkt zur Entwicklung des Bahnhofquartiers und der Bahnhofstrasse. Mit dem Bau der Bahnhofbücke erfolgte auch eine ver-

besserte Anbindung an die rechtsufrige Stadt und das zeitgleich entstandene Hochschulquartier. Zürich orientierte sich zunehmend gegen den Bahnhof, der zum wichtigsten Verkehrsknotenpunkt der Stadt wurde.

JAKOB FRIEDRICH WANNER realisierte mit dem Bahnhof sein Hauptwerk. Die grossen ausländischen Bahnstationen vor Augen, entwarf der NOB-Architekt den Zürcher Hauptbahnhof auf der Grundlage eines beschränkten Projektwettbewerbs mit prominenter Beteiligung, eines der frühesten Architekturwettbewerbe für Bahnhofbauten überhaupt.⁵⁹ Der Bahnhof gehört neben SEMPERS Hauptgebäude der ETH (1864) und der Kreditanstalt (1876) – einem weiteren bedeutenden Bauwerk WANNERS, das eng mit dem Bau des Bahnhofs und mit der Person von Alfred Escher verknüpft ist – zu den drei grossen Neurenaissancepalästen Zürichs.

Dokumentation

Literatur: FISCHER 1996. – FRÖHLICH 1974/2 S.118–125. – Hauptbahnhof 1980. – Hauptbahnhof 1993. – HUBER 2015. – INSA 10, 1992, S.304–306. – MOSER 1905. – NEUENSCHWANDER 1997. – SCHÖNBÄCHLER 2008. – STUTZ 1983, S. 124f., 172–180. – STUTZ 2005. – THIESSING 1949, S.206–209, Beilage D. – Verhandlungen 1847. – Zürich 1877, S.37–42.

Plandokumente: SAZ, Bahnhofplatz15. Baueingabepäne 1865. IX S.109. Zustandspläne 1896/1901. IX S.128. Wettbewerbsprojekte 1861. – gta Archiv, ETH Zürich: 20-0160-1 bis 20-0160-28. Wettbewerbsprojekt GOTTFRIED SEMPER 1861. – SNB, EAD Archiv SBB: EAD-151457 bis 151486, EAD-152090 bis 152095. Pläne JAKOB FRIEDRICH WANNER.

BIRMENSCHDORFERSTRASSE 80

Bahnhof Wiedikon

Bauherrschaft	Schweizerische Bundesbahnen.
Architekt	HERMANN HERTER.
1925–1927	Neubau.
1995	Sanierung. ⁶⁰
2014	Fassadenrenovation, Umbauten.

Vorgängerbau

1891 erhielt Wiedikon eine erste Bahnstation nördlich des heutigen Bahnhofs an der Seebahnstrasse 118 (vgl. Abb. 45). Es handelte sich um ein typisches, zweigeschossiges Stationsgebäude mit Gie-

beldach und eingeschossigen Flachdachanbauten in klassizistischem Habitus und mit Zierelementen des Schweizer Holzstils; abseits stand ein Abortgebäude (Abbruch 1927).⁶¹

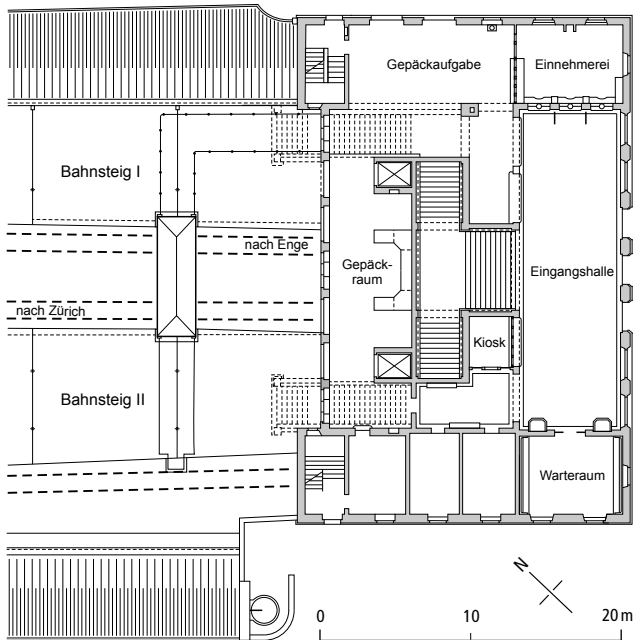
Neubau 1925–1927

Die linksufrige Zürichseebahn verlief ursprünglich ebenerdig. Sie zerschnitt in Aussersihl und Wiedikon zahlreiche Strassen und Wege, was die Verkehrsentwicklung der Stadt hemmte. Bereits 1895 begann die Diskussion über eine Hoch- oder Tieflegung der «Linksufrigen» zwischen Hauptbahnhof und Wollishofen. Der Zürcher Ingenieur- und Architektenverein konnte die Stadt- und die Bahnbehörden von einer Tieflegung überzeugen. 1914 wurde das Projekt in einer Volksabstimmung angenommen, bis 1917 waren die Expropriationen beendet.⁶² 1918–1920 folgten der Bau des Sihlüberfalls sowie die Hebung und Verlegung der Sihl auf einer Länge von 900 m. Bis 1927 wurden Tunnelbauten, Strassenbrücken und die neuen Stationsgebäude in Wiedikon und Enge fertiggestellt. Die Bauleitung lag beim Oberingenieur der SBB, ROBERT GRÜNHUT.⁶³

1917 unterbreiteten die SBB der Stadt Pläne zum Umbau des alten Stationsgebäudes. Die Stadt favorisierte einen Neubau, da nur so «eine praktisch und ästhetisch mustergültige Anlage» geschaffen werden könne, die den künftigen Anforderungen genüge. 1919 stimmten die SBB einem Neubau unter der Bedingung zu, dass die Stadt die Mehrkosten trage. Letztere schlug den Bau eines Reiterbahnhofs an der Birmensdorferstrasse vor. Das städtische Hochbauamt wurde mit der Ausarbeitung des Projekts beauftragt, das Mitte Juni 1920 vorlag. In der Gemeindeabstimmung vom 18. Mai 1924 wurde die Verlegung gutgeheissen und das Hochbauamt mit der Ausführung und Bauleitung betraut.⁶⁴ Die Eisenbetonkonstruktion wurde vom Zürcher Ingenieurbüro TERNER & CHOPARD entworfen,⁶⁵ der Unterbau der Station und die Eisenbetonarbeiten der Perrondächer wurden von H. GOSSWEILER & CIE. in Zürich ausgeführt (Abb. 52, 51).⁶⁶

Bauanalyse

Situation. Der Bahnhof steht nördlich des Sihlhölzliquartiers, das infolge der Tieferlegung der «Linksufrigen» als neue Quartieranlage von HERMANN



51, 52

Birmensdorferstrasse 80. Bahnhof Wiedikon. Längsschnitt und Grundriss, 1:500. SBZ 1927/89, S. 131. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 102–104.

HERTER geplant und 1937–1948 erbaut wurde.⁶⁷ Die Schimmelstrasse als dessen Hauptverkehrsachse fluchtet im Aufnahmegebäude und verläuft über dem Bahntunnel, der die Bahnhöfe Wiedikon und Enge verbindet. Dem Bahnhof gegenüber bilden die Geschäftshäuser «Zum Korn» und «Zum Schimmel» als Kopfbauten der Schimmelstrasse eine Torsituation.

Zwischen dem Aufnahmegebäude und der Seebahnstrasse steht ein **Brunnen** mit einer liegenden männlichen Figur von **JULIUS SCHWYZER**.⁶⁸

Äusseres. Das Aufnahmegebäude steht als einziger Reiterbahnhof der Schweiz quer über den gut 7,5 Meter tiefer liegenden Gleisen am südlichen Perronende. Der karge neuklassizistische Putzbau ist symmetrisch gegliedert (Abb. 53). Die Hauptfassade Richtung Birmensdorferstrasse wird mittig

von sieben kolonnadenartig zusammengefassten Öffnungen mit schräg geschnittenen Gewänden und enger Fenstersprossengliederung akzentuiert. Ein einfaches Gurtgesims scheidet einen Putzfries mit der Beschriftung des Bahnhofs aus, über dem ein Kranzgesims zum knapp vorkragenden Walmdach überleitet. Die auf Fernsicht angelegte Hauptfassade wirkt als monumentaler Torbau zum tiefer gelegten Perron.⁶⁹ Das ehemalige Wohngeschoss umfasst u-förmig eine Terrasse, die nordseitig zu den Gleisen orientiert ist.

Inneres. Dieses zeichnet sich durch seine Einfachheit und den klar strukturierten Grundriss aus. Das ursprüngliche Raumprogramm umfasste im Erdgeschoss die hohe, zentrale Eingangshalle, östlich je einen Schalter für den Fahrkartenkauf und die Gepäckaufgabe, westlich einen Wartsaal, einen



53, 54

Birmensdorferstrasse 80. Bahnhof Wiedikon. Ansicht des Aufnahmegebäudes und der Aufnahmehalle. – Fotos (links Wolf-Bender) um 1930. BAZ. – Text S. 102–104.

Zeitungskiosk, Aborte und einen Personalraum (Abb. 54). An den Schmalseiten der Eingangshalle sind noch die ursprünglichen Reklamefresken des Kaufhauses «Jelmoli» erhalten (OTTO BAUMBERGER).

Die Perrondächer bestehen wie beim Bahnhof Enge aus flachen Eisenbetondecken auf eisernen Bindern, die schweizweit zum ersten Mal ausgeführt wurden.⁷⁰ Über den Gleisen befindet sich zwischen den Perrondächern ein kleines, kupferverkleidetes Stellwerk.

Dokumentation

Literatur: BAUER 1997/98/2. – Baukultur 2005, S. 41. – GRÜNHUT 1927. – INSA 10, 1992, S. 316. – JEGHER 1927. – KURZ 2000, S. 60–64. – NAEF 1927. – STUTZ 1983, S. 21. – THIESSING 1949, S. 216–219. – TROPEANO 1995.

Plandokumente: SAZ, IX S.98. Pläne Hochbauamt 1925. – JEGHER 1927, S. 130f. – NAEF 1927, S. 86.

HOFWIESENSTRASSE 369

Bahnhof Oerlikon

Bauherrschaft	Schweizerische Bundesbahnen.
Bauausführung	CARL STRASSER, MAX STEINER.
1912–1914	Neubau.
1992/93	Renovation.
2012–2016	Bau der Durchmesserlinie.

Baugeschichte

Das erste Bahnhofsgebäude von 1855/56 bestand aus einem provisorischen Güterschuppen mit Räumen für den Personenverkehr und einer Personalwohnung im Dachgeschoss (AUGUST VON BECKH;

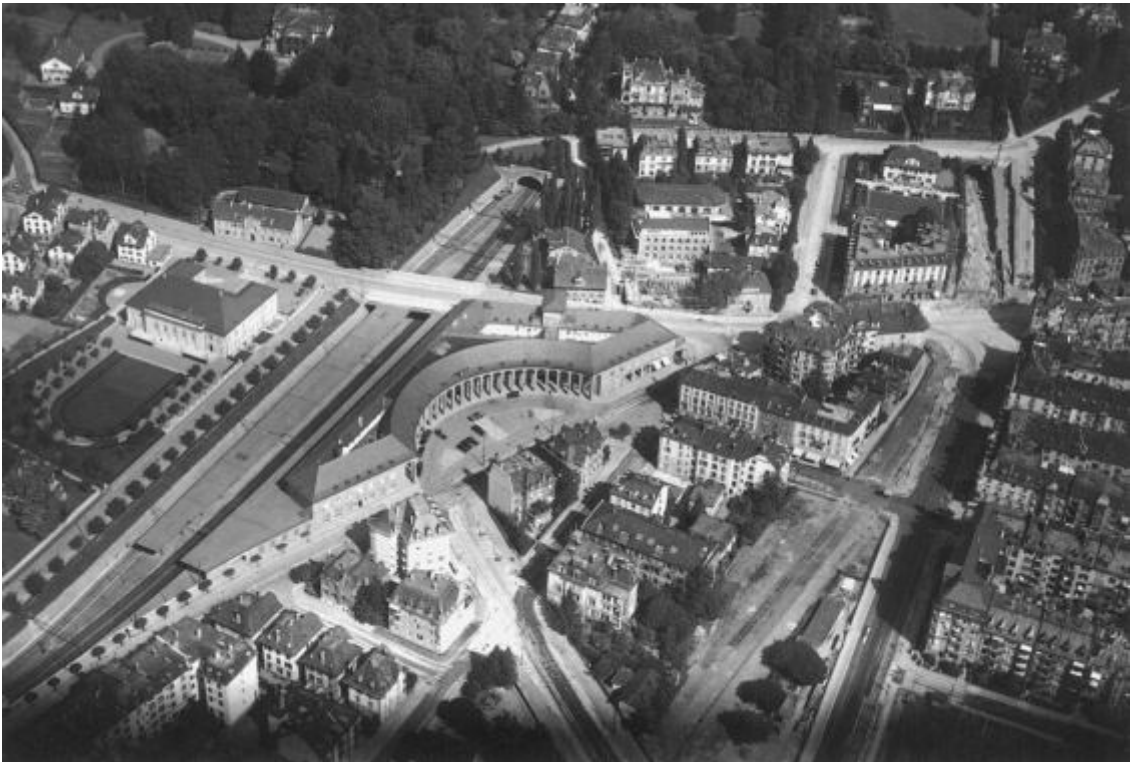
Bauleitung: JAKOB FRIEDRICH WANNER).⁷¹ 1865 wurde die Stationsanlage anlässlich der neuen Abzweigung nach Bülach erweitert und das Aufnahmegebäude durch einen zweigeschossigen Massivbau mit Flügelbauten ersetzt (JAKOB FRIEDRICH WANNER).⁷²

Mit der Ansiedlung der Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) erlebte Oerlikon ab 1876 ein starkes Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum. In der Folge wurde der Bahnhof wiederholt umgebaut und erweitert. Nach einem grösseren Umbau der Gleisanlagen 1907–1909 plante die SBB-Kreisdirektion III ab 1910 ein neues Aufnahmegebäude; das erste der SBB auf Stadtgebiet. Das Projekt entsprach weitgehend dem 1908 in Wetzikon ausgeführten Bahnhof, wurde aber vom technischen Bauvorstand der Kreisdirektion CARL STRASSER und dem Ingenieur und Bauleiter MAX STEINER überarbeitet.⁷³



55

Hofwiesenstrasse 369. Bahnhof Oerlikon. Foto Bauamt Oerlikon, 1924. BAZ. – Text S. 104f.



56

Tessinerplatz 10, 12, Bederstrasse 1, 3. Bahnhof Enge. Flugaufnahme Ad Astra-Aero, um 1930. BAZ. – Text S. 106–109.

1990 wurden die bis in die 1980er Jahre bewohnten Wohnungen im Aufnahmegebäude umgenutzt.⁷⁴ 1992/93 erfolgte ein Innenumbau, gleichzeitig wurde das Äussere unter Rekonstruktion der bemalten Dachuntersichten renoviert.⁷⁵

Bauanalyse

Situation. Der erste Bahnhof lag zur Bauzeit weit ausserhalb des Dorfkerns. Unmittelbar nordwestlich siedelte sich die Industrie an; ab den 1990er Jahren entstand an ihrer Stelle das Wohn- und Gewerbequartier «Neu-Oerlikon». Südlich der Hofwiesenstrasse entwickelte sich Ende des 19. Jahrhunderts ein städtisches Wohn- und Geschäftsviertel. Axial zum Aufnahmegebäude wurde die Edisonstrasse angelegt.

Äusseres. Das Aufnahmegebäude orientiert sich typologisch an Bahnhofbauten des 19. Jahrhunderts und zeigt Formen des Späthistorismus, des Jugend- und Heimatstils. Lange eingeschossige Seitenflügel flankieren den zweigeschossigen Mittel-

bau mit Mansardwalmdach, der längsseitig je von einem übergiebelten Mittelrisalit akzentuiert wird (Abb. 55). Gegen die Edisonstrasse dominiert das dreigeteilte Eingangsportal mit geschweifelter Verdachung. Eine Folge von Rundbogenfenstern betont das Erdgeschoss. Die Fassaden zeigen Kalksteinmauerwerk im schottischen Verband; Eckquader, Tür- und Fenstereinfassungen bestehen aus Sandstein. Unterhalb des Dachs umschliesst ein mit Rosetten, Blattranken und Füllhörnern bemalter Fries den Mittelbau. Ein Eierstab leitet zur vertäfelten und bemalten Dachuntersicht über; weitere ornamentale Malereien finden sich auch in den Giebfeldern der Dachgauben. Neben dem Aufnahmegebäude sind auch zwei Perrondächer von 1913 erhalten.

Innere. Im strukturell nur noch teilweise erhaltenen Inneren zeigen die ehemaligen Wartsäle im Westflügel noch das je nach Klasse unterschiedlich aufwendig gestaltete Wandtäfer. Im Wartsaal 2. Klasse sind die Füllungen des Feldertäfers mit vegetabilen Jugendstilornamenten verziert.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2002, S.62. – BZD 1993/94, S.289f. – DPZH. Typologisches Inventar, Bahnhof Oerlikon 2006/07. – ERISMANN 1990. – ERISMANN 1991. – STUTZ 1983, S.48, 111, 164, 248f.

TESSINERPLATZ 10, 12 / BEDERSTRASSE 1, 3

Bahnhof Enge

Bauherrschaft	Schweizerische Bundesbahnen.
Architekten	OTTO PFISTER, WERNER PFISTER.
1923–1926	Neubau.
1992–2001	Gesamtrenovation, Umnutzung verschiedener Räume. ⁷⁶

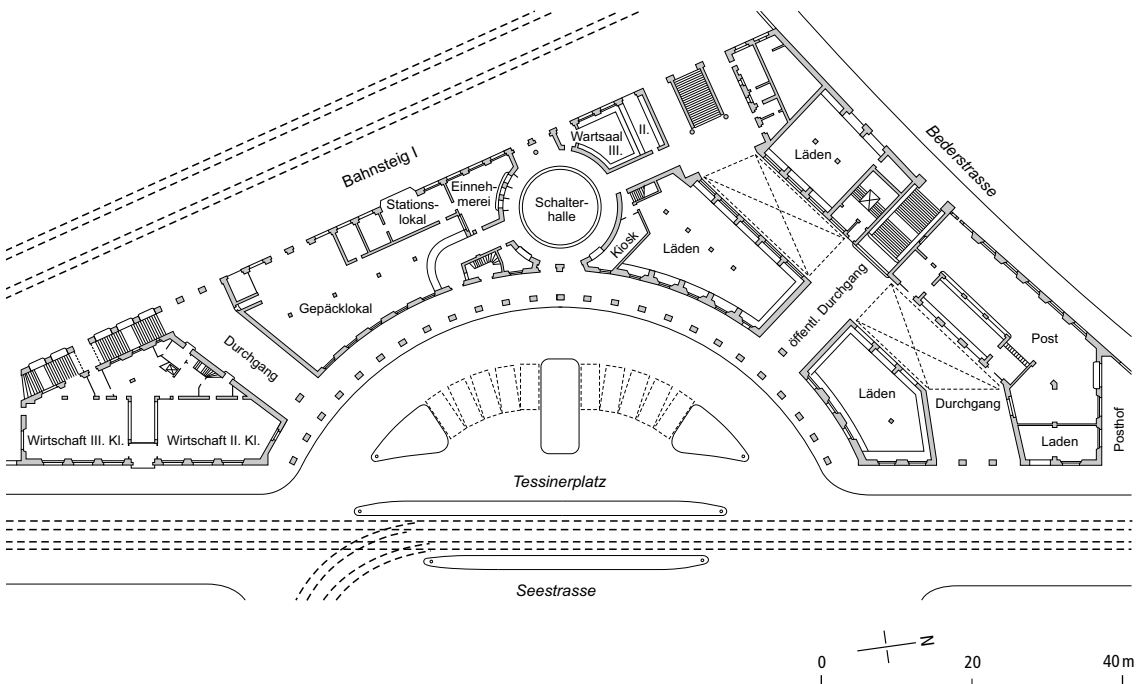
Vorgängerbau 1875

Mit der Eröffnung der linksufrigen Zürichseebahn entstand in Enge der bedeutendste Zürcher Vorstadtbahnhof. Das Aufnahmegebäude war ein

lang gestreckter Fachwerkbau im «Schweizer Holzstil» mit Mitteltrakt und zwei Seitenflügeln (Abbruch 1925). Als Architekten kommen HEINRICH GMELIN, Architekt der NOB, sowie ADOLF und FRITZ BRUNNER in Frage, die als Unternehmer von Nebenbauten erwähnt sind und 1882 ein ähnliches Aufnahmegebäude für Göschenen entwarfen.⁷⁷

Neubau 1923–1926

Die Tieferlegung der linksufrigen Seebahn ging mit einer neuen Linienführung einher, was mit dem Abbruch zahlreicher Häuser auch am Standort des neuen Bahnhofs verbunden war. Die Generaldirektion der SBB übertrug die Projektierungsarbeiten 1917 trotz des Antrags von Emil Klöti auf einen Wettbewerb ihrem Architekten ALBERT FROELICH.⁷⁸ Gleichzeitig entwarf die städtische Bauverwaltung einen Bebauungsplan, der 1923 publiziert und kritisiert wurde.⁷⁹ Der ZIA lehnte die rechteckige Platzgestaltung ab, die den Verkehr diagonal über den Bahnhofsvorplatz führte. Als Alternative wurde, wie bereits 1914, eine von der Seestrasse begrenzte,





58

Tessinerplatz 10, 12. Bahnhof Enge, Ansicht der Arkaden. Foto L. Macher, um 1930. BAZ. – Text S. 108.

dreieckige Plattform vorgeschlagen. Der stadträtliche Beschluss vom 4. Mai 1922, den in Enge geplanten Anschluss der Sihltalbahn nach Wiedikon zu verlegen, kam zwar früheren Forderungen des ZIA entgegen, erfolgte allerdings zu spät, um noch Einfluss auf die Planung zu nehmen; ein Raumgewinn gegen die Seestrasse durch das Zurückversetzen des Aufnahmegebäudes war nicht mehr möglich.

1923 beschlossen Stadt und SBB, aufgrund der komplexen Bauaufgabe nebst FROELICH auch KARL MOSER, PFLEGHARD & HAEFELI und die Gebrüder PFISTER zu einem engeren Wettbewerb einzuladen. Die Aufgabe umfasste den Entwurf des Aufnahmegebäudes, eines Geschäftshauses mit Postbüro entlang der Bederstrasse sowie Vorschläge zur Platzgestaltung. Zentral war die Frage nach der Anbindung des für den Vororts- wie auch den Fernverkehr wichtigen Bahnhofs an das innerstädtische Verkehrsnetz. Es galt, für das Bahnhofsgebäude einen «zeit- und sinngemässen formalen Ausdruck zu

finden, der den verschiedenartigen Anforderungen bei den komplizierten Raum- und Geländeverhältnissen sorgfältig Rechnung» trug.⁸⁰

Den ersten Preis erhielten die Gebrüder PFISTER, trotz einiger Kritik der Expertenkommission.⁸¹ Keines der Projekte war nach ihrer Ansicht ohne durchgreifende Überarbeitung zur Ausführung geeignet. Dennoch beschlossen der Stadtrat und die SBB am 16. April 1924 die Ausführung des wenig veränderten PFISTERSCHEN Entwurfs.⁸² Bauausführung: HEINRICH HATT-HALLER; Ingenieur: ERNST RATHGEB.

Bauanalyse

Situation. Der Bahnhof steht auf einem unregelmässigen dreieckigen Grundstück, das von den Bahngleisen, der Beder- und der Seestrasse mit dem Tessinerplatz begrenzt ist (Abb. 56, 57). Die Lage am Hangfuss und die komplexe Anbindung an den innerstädtischen Verkehr stellten eine grosse

städteplanerische Herausforderung dar und brachten eine bis heute umstrittene Lösung hervor. Der 1953 benannte, ursprünglich noch überbaute Tessinerplatz ist Resultat mehrerer Umgestaltungen und Erweiterungen.

Äusseres. Der Bahnhof umfasst neben dem Aufnahmegebäude auch ein Geschäftshaus entlang der Bederstrasse. Die beiden Bauten wurden zugunsten der neoklassizistisch-monumentalen Gesamterscheinung unter einem Walmdach vereinheitlicht, was bereits zur Bauzeit als unzweckmässig und unzeitgemäss kritisiert wurde, jedoch dem Repräsentationsbedürfnis der Stadt, der SBB und eines grossen Teils der Bevölkerung entsprach.⁸³

Die konkav geschwungene Hauptfassade ist durch eine kolossale Arkadenhalle ausgezeichnet, die den segmentbogenförmigen Tessinerplatz begrenzt (Abb. 58). In der Mittelachse befindet sich eine Bahnhofsuhr mit zwei in Richtung Norden und Süden eilenden Genien aus Eisen (CARL LEONHARD FISCHER).

Alle Fassaden zeigen Mauerwerk aus Tessiner Granit. Das Gestein symbolisiert die Lage der Bahnstation an der Gotthardlinie und trägt zur trutzigen Wirkung des Bahnhofs bei.⁸⁴ Das Mauerwerk, die Arkaden und die übersteigerte Monumentalität er-

innern an den 1922 eröffneten Hauptbahnhof in Stuttgart von PAUL BONATZ und FRIEDRICH EUGEN SCHOLER.

Im Gegensatz zum Aufnahmegebäude wurden die Perronanlagen als fortschrittlich gelobt. Sie seien «von famoser Übersichtlichkeit und Klarheit [...], von jener wirklich bahnhofsmässigen Sachlichkeit, die auch den Bahnhof Wiedikon» auszeichne.⁸⁵

Inneres. Dieses weist einen komplexen Grundriss mit mehreren Erschliessungsachsen auf (Abb. 57). Das Zentrum bildet die runde, karg belichtete Halle mit hölzerner Deckenkonstruktion und Laterne, in der sich einst die Schalter befanden. Südlich der Halle waren das Gepäcklokal und die Speiselokale der 2. und der 3. Klasse angegliedert. Der als Geschäftshaus mit Poststelle konzipierte Nordflügel wird längs von einer Ladenpassage mit Oblicht durchschnitten, welche See- und Bederstrasse mit dem Perron verbindet; eine moderne Lösung, die den urbanen Anspruch des Bahnhofs unterstreicht. Im Obergeschoss umfasste das Raumprogramm im Nordflügel Büros und Lagerräume, die um einen Innenhof angeordnet wurden. Die Hofwände sind mit Sgraffiti im Stil des Art déco verziert. Entlang der Gleise und am südlichen Gebäudeende waren im Obergeschoss Wohnungen und Einzelzimmer





60

Hardturmstrasse 8–12. Tramdepot mit Werkstätten und Wohnungen. Foto 2003. BAZ. – Text S. 109.

für Angestellte sowie die Küche der Restaurants und ein Speisesaal eingerichtet; die Jalousieläden weisen noch auf die Wohnnutzung hin.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.30. – GRÜNHUT 1927. – INSA 10, 1992, S. 418f. – JEGHER 1927. – MICHEL 2005. – NAEF 1927. – SBZ 1923/81, S. 183–186. – SBZ 1923/82, S. 118, 164–167, 176–180, 246–248, 252, 263. – SBZ 1924/83, S. 222f. – STUTZ 1983, S. 187f. – VON BURG 2000, S. 67–69, 236–249, 281.

Plandokumente: JEGHER 1927, S.124.

Regula Crottet

WARTEHALLEN UND DEPOTS DER STRASSENBAHN

Ab 1896 wurde die Strassenbahn ein städtisches Verkehrsunternehmen und elektrifiziert.⁸⁶

Architektonisch tritt die Strassenbahn in Form von Tramdepots und Wartehallen in Erscheinung. Aus den Anfängen der elektrischen Strassenbahn ist einzig die stark veränderte ehemalige Kraftzentrale mit Depot in der Burgwies (Forchstrasse 260) erhalten.⁸⁷

BELLEVUEPLATZ 1, 2

1903 wurde eine erste Wartehalle mit zentralem Mast zur Aufhängung von Fachwerkträgern erstellt (Abbruch 1937).⁸⁸ Wesentlich für die Gestaltung

des Neubaus von 1937 (HERMANN HERTER, FRITZ STÜSSI)⁸⁹ ist die Aufteilung der Funktionen auf zwei Gebäude, die Verwendung von Eisenbeton und die formale Anlehnung an den Vorgängerbau (Abb.59).

Auf drei Pilzstützen ruht das weit ausladende Flachdach mit gerundeten Ecken. In dessen Zentrum steht ein Mast, an dem das Oblicht aufgehängt ist und der zusätzlich die Fahrleitungen abspannt. Um den Mast ist der Zentralbau mit weiter Öffnung gegen Osten angelegt. Ursprünglich barg er einen Kiosk mit Zeitungsschaukästen und eine Telefonkabine.

Südlich des Zentralbaus befindet sich ein zweiter längsrechteckiger Bau mit Flachdach (Toiletten, Diensträume), das perronartig gegen die Gleise vorkragt.

Als Inventar des Platzes sind die zwei Brunnen zu erwähnen. *Mövenbrunnen* (OTTO MÜNCH, 1937/38) und *Fischbrunnen* (Projekt Hochbauamt, Figuren OTTO MÜNCH, 1937/38).

HARDTURMSTRASSE 8–12, 20, HARDSTRASSE 325/327

Das 1898 erstellte Tramdepot im Industriequartier erfuhr 1910–1912 einen repräsentativen Ausbau im Heimatstil (FRIEDRICH FISSLER).⁹⁰ Die Erweiterung umfasste Werkstätten und Wohnungen für städtische Strassenbahner. Die Renovation von 1998–2000 gab den Gebäuden die ursprüngliche Farbigkeit zurück – weisse Fassaden, tannengrüne Jalousieläden, ockerfarbene Fassung von Gewänden und Sims (Abb.60).



61, 62

Paradeplatz 11. Tramwartehalle von 1899. Foto *Meiner*, 1909. BAZ. – Tramwartehalle von 1928. Foto *Wolf-Bender*. BAZ. – Text S. 110.

Dokumentation

Literatur: BÄRTSCHI 1983, S. 376. – Baukultur 2003. – GALLIKER 1997, S. 104, 121. – INSA 10, 1992, S. 325, 343. – SBZ 1894/23, S. 95. – SBZ 1937/110, S. 2–6. – ZAD 1999–2002, S. 98.

HEIMPLATZ 6

Am Südwestende der 1883 errichteten kleinen Platzanlage mit dem Denkmal des Komponisten **Ignaz Heim** erstellte **FRIEDRICH FISSLER** 1911 eine Tramwartehalle mit Kiosk und Toiletten; 2014 Innenumbau (**HUGGENBERGERFRIES ARCHITEKTEN**).

Die vordere von zwei Raumschichten umfasste eine Wartehalle, in deren Mittelachse polygonal der Kiosk angebracht war. Dem Massivbau mit Walmdach sind über den Grundriss hinaus vier dorische Säulen vorgestellt, die über ein ebensolches Gebälk mit dem Baukörper verbunden sind.

KREUZPLATZ 11

In den dreieckigen Platz wurde 1918 ein rechteckiger, eingeschossiger Massivbau mit Eckpilastern, Gebälk und Walmdach gestellt (**FRIEDRICH FISSLER**), der eine Toilettenanlage sowie Diensträume enthielt. Dem Querbau ist gegen den Platz ein eingezogener, gestelzter Halbrundbau mit dorischem Portikus vorgesetzt, der als kreisrunder Innenraum in den Querbau hineingreift. Die Wartehalle war mit einem Kiosk ausgestattet, der als Halbrund in den Raum auskragte. Das verputzte Gewölbe ist in zehn Sektoren gegliedert, von denen jeder zweite am Gewölbefuss in einem Vierpass eine Malerei von **WILHELM**

HARTUNG enthält: 1) «Ehemalige / Kirche zum Kreuz / 1611–1838», 2) Wappen «Hottingen» flankiert von einem bürgerlichen Biedermeierpaar, 3) Wappen «Hirslanden» unter wolkenverdeckter Sonne, die ihre Strahlen auf Häuser und einen Sämann sendet, 4) Wappen «Riesbach» mit einem Fischer mit Rute und einem Segelschiff, 5) «Brunnen / am Kreuzplatz / 1872–1918».⁹¹

PARADEPLATZ 11

1928 wurde die 1899 erstellte Wartehalle mit Kiosk, Telefonkabine und unterirdischer Bedürfnisanstalt ersetzt (**HERMANN HERTER**) (*Abb. 61, 62*). Neu diente der längsrechteckige, aus zwei u-förmigen Kopfbauten bestehende Baukörper mit weit ausladendem Flachdach in seinem Innenraum nur noch den gegenständig angelegten, nach Geschlechtern getrennten Treppenhäusern. Die funktional und formal streng reduzierte Baute erfuhr 2001–2003 durch Um- und Einbauten massive Veränderungen, die den Bau seiner ursprünglichen Eleganz beraubten (**HUGGENBERGERFRIES ARCHITEKTEN**).

SCHLACHTHÄUSER

In den Ausgemeinden bestanden eine Reihe privater Schlachtlokale, da das kantonale Gesetz über das Metzger- und Würstereigewerbe von 1866 diese erlaubte. Um 1890 verfügten neben der Stadt auch Aussersihl und Enge über ein öffentliches Schlachthaus.⁹²

HERDERNSTRASSE 59–63,
BASLERSTRASSE 2, 4/10

Schlachthof

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	GUSTAV UHLMANN, Adjunkt WIRZ.
1903–1909	Neubau.
1957/58, 1984/85	Modernisierungen und Ausbau.

Baugeschichte

Die Stadt erwarb 1893 anstossend an die Eisenbahnlinie Zürich–Bern/Basel ein Grundstück zum Neubau eines Schlachthauses.⁹³ Eine Kreditvorlage wurde 1898 nicht genehmigt.⁹⁴ Unter der Leitung von Stadtrat und Hygienespezialist Dr. med. **Friedrich Huldreich Erismann** redimensionierte der Stadtrat das Projekt.⁹⁵ Am 18. Jan. 1903 genehmigte der Souverän das Bauvorhaben.⁹⁶ Ende 1903 wurden GUSTAV UHLMANN, Stadtbaurat a.D. in Mannheim, die Vorarbeiten übertragen.⁹⁷ Der Experte war gleichzeitig mit der Realisierung des Schlachthofs von Mannheim befasst, was sich in formalen Ähnlichkeiten der Bauten niederschlug.⁹⁸ UHLMANN erstellte 1904 die Pläne für Schlachthalle, Kühlhaus, Verbindungshalle und Kutteler, Adjunkt WIRZ war mit der Planung von Ställen, Kläranlage, Verwaltungs-

gebäude, Wirtschaftsgebäude, Freibank und Pferdeschlachthaus betraut.⁹⁹

1905 genehmigte der Gemeinderat die Pläne und die Kostenvoranschläge. Die Eröffnung des Schlachthofs erfolgte 1909.¹⁰⁰

Modernisierungen und Ausbau (1957/58, 1984/85) haben dazu geführt, dass einzelne Bauten abgebrochen, andere nur in ihrer Rohbaubsubstanz und äusseren Erscheinung erhalten blieben.¹⁰¹

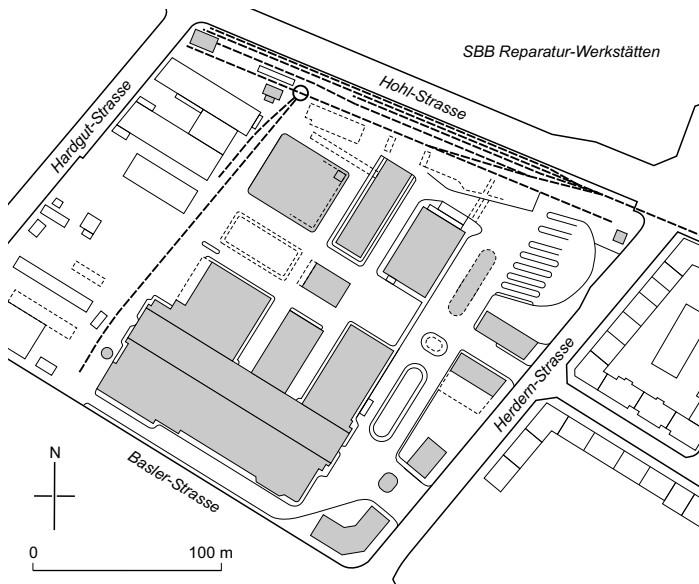
Bauanalyse

Betriebskonzept und Disposition der Schlachthofbauten. Die betriebliche Organisation wurde durch die Nähe zum Güterbahnhof und den rationalen Arbeitsablauf bestimmt (Abb. 64). Die «Band-schlachtung», d.h. Einfuhr, Einstellung, Schlachtung, Fleischkühlung, Fleischabfuhr usw., sollte ohne Rückwärtsbewegung in ununterbrochener Linie erfolgen.¹⁰² Diese Anforderungen bestimmten den Standort der einzelnen Gebäude, die sich entsprechend ihrer Funktion von den Zubringergleisen her aufreihen. An der Nordostecke des Grundstücks kontrollierte der Bahnwärter das Zufahrtsgleis. Parallel zu diesem waren die Rampe für Grossvieh und diejenige für Kleinvieh, Schafe und Schweine aufgereiht. Von diesen zwei Rampen aus war je eine Achse gelegt, zwischen denen eine dritte lag.



63

Herdernstrasse 61. Schlachthof. Ansicht der Hauptfront der Verbindungshalle. Links angeschnitten das Kühl- und Maschinehaus (Baslerstrasse 4). Rechts die Grossviehschlachthalle, gefolgt von der Grossviehstallung. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 113f.



64

Herdernstrasse 59–63, Baslerstrasse 2, 4/10.
Übersichtsplan des Schlachthofs Zürich, Zu-
stand 1978, 1:4000. Umzeichnung P. Alber-
tin 2015. – Text S. 111f.

Auf Achse 1 reihen sich Grossviehrampe, Grossviehstallung und – ehemals durch eine kleine Grünanlage abgesetzt – das entsprechende Schlachthaus. Auf Achse 3 folgt auf die Rampen die Stallung für Kleinvieh und Schweine und in linearer Fortsetzung – ehemals durch eine grössere Grünanlage mit Baumbestand abgesetzt – die Schweineschlachthalle. Zwischen den beiden Stallgebäuden bildeten «Grosskuttelei», kleine Schafschlachthalle und Kleinviehschlachthalle die Achse 2.

Die südwestlichen Stirnseiten der drei Grossschlachthallen fluchten auf einer Linie und sind mit ihren Diensträumen in die «Verbindungshalle» eingebunden und über diese erschlossen.

Die Verbindungshalle – quasi ein Distanzhalter zwischen Schlachthallen und Lagerräumen – bildete die «Hauptverkehrsader» des Schlachthofs.

Das nordöstliche, der Stadt zugewandte Restareal entlang der Herdernstrasse dient der Hauptzufahrt zum Schlachthof und blieb bis in jüngste Zeit der Verwaltung, sekundären Dienstleistungen sowie Wohnzwecken vorbehalten. Vom eigentlichen Schlachthof setzt sich dieser Teil durch eine Grünanlage ab.

Das in die Ecke Basler-/Herdernstrasse gesetzte «Wirtschafts- und Dienstgebäude» sowie das an der Herdernstrasse gelegene ehemalige Verwaltungsgebäude flankieren und markieren die Hauptzufahrt zum Schlachthof. In der Mittelachse der Zufahrt, von der Strasse zurückgesetzt, steht das Portierhäuschen.

Materialisierung. Die Materialisierung der einzelnen Bauten erfolgte primär unter funktionalen und hygienischen, aber auch ästhetischen Gesichtspunkten. Es wurde auf eine schlichte, unprätentiöse Architektur geachtet (Abb. 63). Repräsentativ gestaltet sind einzig die Fronten der Verbindungshalle und die Bauten an der Hauptzufahrt (Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude, Pfortnerhäuschen). Als Baumaterial kam (Sicht-)Backstein zur Anwendung. Sockel, Fensterbänke, Gurten, Treppentritte, Gesimse und Türverkleidungen wurden in Granit ausgeführt. Backsteinverblendungen wurden als «in sanitärer Beziehung» ideal erachtet.¹⁰³ Über die einheitliche Materialwahl hinaus wurden diese – bis auf die Verwaltungsbauten – an allen Gebäuden in gleicher Art angewendet: Über einem Granitsockel folgt ein breites Band aus rotem Backstein, das mindestens bis zur Sohlbank der Fenster des Erdgeschosses oder, wenn diese tief liegen, bis zu einem Drittel der Fensterhöhe reicht. Darauf folgt die Wand aus hellockerfarbenem Ziegelstein. Farblich abgehobene Lisenen oder bei kleineren Gebäuden lediglich Ecklisenen aus rotem Backstein gliedern die Fassaden vertikal und tragen, ebenfalls aus rotem Backstein, ein Kranzgesims über Backsteinkonsolen, die nur an der Verbindungshalle dreidimensional vortreten. Dieser Standardisierung und formalen Rasterung der Materialien entsprechen auch die Dächer. Sie sind als einem Flachdach angenäherte Giebdächer konstruiert. Wo eine



65

Herdernstrasse 61. Schlachthof. Verbindungshalle. Blick in die Durchfahrt. Foto Wolf-Bender, 1909. BAZ. – Text S. 113f.

zusätzliche Belichtung über das Dach nötig war, wurde diese wie beim Schlachthaus für Grossvieh durch einen basilikalen Querschnitt mit Lichtgaden im Mittelschiff erreicht. Die Binnenkonstruktionen der Stallungen wurden in Eisenbeton ausgeführt.¹⁰⁴ Bis auf die Verwaltungsgebäude sind vom Kleinbau bis zur Schlachthalle alle Gebäude einer einheitlichen Fassadengestaltung und einer ebensolchen Dachform unterworfen. Daraus entstand über die funktionalen Zusammenhänge hinaus ein formalästhetisches Ensemble.

[Herdernstrasse 59/Baslerstrasse 2](#)

[Restaurant Schlachthof](#)

Das übereck an die Kreuzung Basler-/Herdernstrasse gesetzte Einzelgebäude besteht aus zwei Flügelbauten und einem Mittelbau. Dieser erhebt sich über einem unregelmässigen Sechseck, an das die zwei Flügel über annähernd quadratischem Grundriss angeschoben sind.

Im Erdgeschoss befanden sich neben dem Restaurant und der «Meisterstube» zwei Zimmer

«für Geldgeschäfte der Metzger» (Geldbüro, Wechsel Publikum). Das Ober- und das Dachgeschoss bargen die Wohnung des Wirts sowie die Dienstwohnungen für den Stallmeister, den Hallenmeister, den Pförtner, den Fleischschauer und den Waagmeister.

[Herdernstrasse 61/Baslerstrasse 4, 10](#)

[Kühl- und Maschinenhaus, Verbindungshalle, Schlachthallen](#)

Verbindungshalle, Kühl- und Maschinenhaus sowie Schlachthallen bildeten eine funktionale und architektonische Einheit.

Kühl- und Maschinenhaus (Baslerstrasse 4, 10) gewährleisteten, «das Fleisch durch rationelle Aufbewahrung in einem der menschlichen Gesundheit in jeder Hinsicht zuträglichen Zustande» zu erhalten.¹⁰⁵ Funktionsänderungen haben das Innere vollständig, die Fassaden teilweise verändert.

Die Verbindungshalle (Herdernstrasse 61), «eine die Schlachthallen in ihrer ganzen Front mit dem Kühlhaus verbindende [...] Halle, bildet die Haupt-

verkehrsader des Schlachthofes». Mittels eines Lichtgadens aus Rundfenstern an den Längsseiten und grossen Thermenfenstern an den Stirnseiten wurde eine allseitige Belichtung wie auch Klimatisierung mittels Durchzug erreicht. Das Segmentbogengewölbe wird zwischen 20 eiserne Bogenbinder mit Zugband in das Deckengewölbe eingespannt.

Leichte Gitterträgerkonstruktionen, an welchen die Transportgleise der Hochbahn aufgehängt sind, queren die Halle in solcher Höhe, dass der Verkehr zu ebener Erde nicht tangiert wurde (Abb. 65). Dieser erfolgte über die Fahrbahn (Auslieferung des Fleisches auf die Wagen der Metzger).

Die ästhetische Gestaltung beschränkt sich auf die Frontseiten. Die Fahrbahn erhielt ein axiales Rundbogentor, dessen Gewände aus rotem Backstein besteht. Die Kämpferplatte sowie der mit einem Stierhaupt bestückte Schlussstein sind aus Granit. Flankiert wird das Portal von zwei Pilastern mit krönendem Postament. Zwischen diese ist ein überhöhter Segmentbogen gespannt, dessen Scheitel die Basis des Thermenfensters durchstösst. Zwei Personenportale und zwei gedrungene Trepentürme flankieren das Hauptportal. Zusätzliches Gewicht erhält die Schaufront durch die ihr seitlich angefügten Fassaden, einerseits des Kühlhauses andererseits der Grossviehslachthalle.

Herdernstrasse 61a

Pförtnerhaus

Das oktagonale, eingeschossige Pförtnerhaus ist in hellem Back-, die Gewände der Fenster und Türen mit Sandstein erstellt. Es ist von einer gebrochenen welschen Haube bedeckt. Zurückgesetzt von der Herdernstrasse, bildet es zusammen mit dem Verwaltungs- und dem Restaurantgebäude ein Ensemble.

Herdernstrasse 63

Ehemaliges Verwaltungsgebäude

Nördlich des Hauptzugangs zum Schlachthof als Pendant zum südlich gelegenen Restaurant eine Portalsituation kreierend, wendet sich das zweigeschossige Haus mit seiner vierachsigen, mit einem gewalmten Quergiebel repräsentativ aufgewerteten Hauptfassade gegen die Herdernstrasse. Auf den

Längsseiten des Hochparterres ist die Fassade mit Rundbogenfenstern ausgestattet und bis zu den Bogenanfängern der Fenster mit einem rustizierten Sandsteinsockel gefasst. Im Obergeschoss aus hellem Backstein stehen die hochrechteckigen Fenster der ehemaligen Verwalterwohnung in starken hellgrauen Steingewänden. Die ins Walmdach eingebaute ehemalige Abwartwohnung tritt zurückhaltend nur mit Dachhäuschen und lediglich im Quergiebel mit zwei Doppelfenstern in Erscheinung. Innenumbau 1985.

Dokumentation

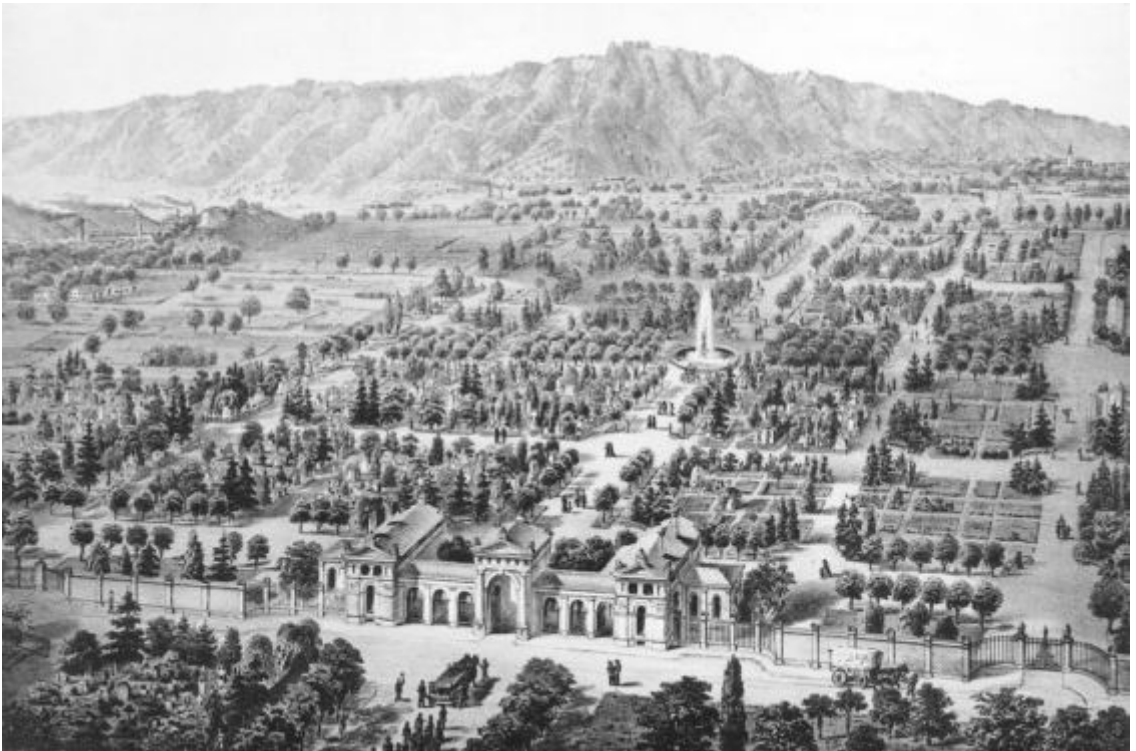
Quellen: GB SR 1902, S. 92. 1903, S. 108f., 143. 1905, S. 172. 1906, S. 180f. 1907, S. 16–172. 1908, S. 173–178. 1909, S. 186–190. – Prot. SR 1902, S. 481–491. 1903, S. 519f., S. 486, 519f., 1904, S. 324, 509. – Prot. Grosser SR 1901–1904, S. 107, 503, 535.

Literatur: BÄRTSCHI 1983. – ILLI 2009. – INSA 10, 1992, S. 311f. – KORRODI 1909. – PFISTER 1909. – SBZ 1898/31, S. 139–141, 145–147. – SBZ 1905/45, S. 29, 77, 116, 154.

Plandokumente: BAZ, K 78a–e, K 79, K 79d: Situationspläne 1895, 1905, 1909. K 79qq, K 146: Fassadenplan, Schnitt, Grundriss 1909. K 79pp: Transformatorenstation 1909. K 79 e–z, K 79 aa–rr: Ausführungspläne, Umbaupläne.

FRIEDHÖFE

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Entwicklung der Friedhöfe der Stadt und ihrer Vorortsgemeinden zusehends von zwei Faktoren bestimmt. Der eine betraf das Bevölkerungswachstum und Fragen der Hygiene, der andere den Wandel der Rechtsverhältnisse. Nachdem die Bundesverfassung von 1874 das Bestattungswesen den zivilen Gemeinden zugewiesen hatte, wurde das Friedhofswesen verstaatlicht. Zuständig waren nicht mehr die Kirch- sondern die politischen Gemeinden.¹⁰⁶ Nach der Eingemeindung von 1893 wurde auf einen einzigen Zentralfriedhof zu Gunsten von Kreisfriedhöfen verzichtet. Diese wurden mit einer Gärtnerwohnung und einem Leichenhaus ausgestattet.¹⁰⁷



66

Idealansicht des Friedhofs Sihlfeld A nach Arnold Geiser. Im Vordergrund die Portalanlage und die Einfriedung gegen die Aemtlersstrasse. Das Krematorium Sihlfeld A fehlt. Lithografie J. J. Hofer, um 1877. BAZ Format III. – Text S. 115f.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

FRIEDHOF SIHLFELD

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	ARNOLD GEISER, FRIEDRICH WILHELM FISSLER, ALBERT FROELICH.
Künstler	WERNER BÜCHLI, HANS LEHMANN-BORGES, Gebrüder SCHWYZER, BLASIUS BART, KARL WALSER.
1874–1877	Friedhof Sihlfeld A, 1. Teil.
1887–1889	Krematorium Sihlfeld A.
1892	Eröffnung Friedhof Sihlfeld A, 2. Teil.
1902	Eröffnung Friedhof Sihlfeld C.
1913–1915	Krematorium Sihlfeld D I.
1916/17	Gärtnerhaus und Leichenhalle Sihlfeld D I.
1917	Eröffnung Sihlfeld D I.
1932	Eröffnung Sihlfeld D II.
1964	Eröffnung Sihlfeld E.

AEMTLERSTRASSE 149/151, AEMTLERSTRASSE 155

Friedhof Sihlfeld A mit Portalanlage
und Krematorium

Baugeschichte

1848 wurde für die Kirchgemeinden Grossmünster, Prediger und St. Peter ein neuer Friedhof auf der Hohen Promenade angelegt, der jedoch bereits in den 1870er Jahren überbelegt war. Die drei Kirchgemeinden der Altstadt erwarben daher 1873 im Sihlfeld in der Gemeinde Wiedikon einen Landkomplex, um dort einen Friedhof zu erstellen.¹⁰⁸ 1874 verkauften sie die Friedhofparzellen der Stadtgemeinde Zürich, die in mehreren Ausbautappen den Grossfriedhof Sihlfeld erstellte (Abb. 66).

Anliegen der Stadt war es, alle Einwohner unabhängig von Konfession und sozialer Stellung auf einem einheitlich gestalteten Friedhof zu bestatten.¹⁰⁹



67
Aemtlerstrasse 149/151. Friedhof Sihlfeld A. Portalanlage. Foto um 1880. BAZ. – Text S. 116.

Realisiert wurde Sihlfeld A durch Stadtbaumeister **ARNOLD GEISER** in Zusammenarbeit mit einer Kommission, die aus Vertretern der Stadt und der Konfessionen bestand. Der erste Teil des Friedhofs (Teil A 1) wurde bis 1877 fertiggestellt und umfasste die nordöstliche Hälfte mit der Portalanlage.¹¹⁰ Nach Zwischennutzungen wurde im Torbau 2012 das «Friedhofforum» eröffnet.

Zeitgleich mit der Revision des Bestattungswesens wurde 1874 der Leichenverbrennungsverein für Zürich und Umgebung gegründet (ab 1884 Zürcher Feuerbestattungsverein).¹¹¹ 1877 schenkte die Stadt diesem den Bauplatz für ein Krematorium. Obwohl **GEISER** 1879 ein Projekt vorlegte, war der Bau erst 1887 finanziert. 1888 konnte mit der Firma **EMIL BOURRY** (Paris) der Vertrag für den «Verbrennungsapparat» abgeschlossen werden. Am 15. Juni 1889 wurde das erste Krematorium der Schweiz seiner Bestimmung übergeben.¹¹²

Aemtlerstrasse 149/151

Portalanlage mit ehem. Leichenhalle und Gärtnerhaus

Die axialsymmetrische Portalanlage musste drei Aufgaben gerecht werden. Die erste war funktional und umfasste in je einem Gebäude einerseits den Leichensaal mit dem anschliessenden «Secierzimmer» sowie andererseits das Gärtnerhaus mit Büro und Wohnzimmer im Erdgeschoss und vier Zimmern im Obergeschoss. Küche und Speisekammer waren – spiegelbildlich zum Sezierraum des Leichensaals – in einem flankierenden, eingeschossigen Anbau untergebracht. Beide Gebäude verfügen gegen die

Hauptzufahrt über einen eingeschossigen, flach gedeckten «Vorraum». Die zweite, die Hauptaufgabe, bestand in der adäquaten architektonischen Repräsentation. Die dritte, sublime, betrifft das Thema Leben und Tod. Die Portalanlage thematisiert architektonisch wie ikonografisch das transitorische Element von Sterben und Begräbnis.

In der Mittelachse der Toranlage befindet sich die Zufahrt, die in Form eines übergiebelten Triumphbogens gestaltet ist (Abb. 67). Im Giebfeld sind Attribute des Todes und der Auferstehung, des Sieges über den Tod, angebracht (zwei geneigte Fackeln, Lorbeerkranz). Flankiert wird die Zufahrt von je einer dreiaxigen Arkade, die den Fussgängern dient. Gefolgt werden die Arkaden von je einem giebelständigen Gebäude (Leichenhalle, Gärtnerhaus) mit Attika und Giebeldach, dessen hohes Erdgeschoss durch Rundbogenfenster gegliedert wird. Dreiecksgiebel und Akroterien wecken die Allusion zu einer Tempelanlage. Um eine Achse von der Strasse zurückversetzt, sind die seitlichen, eingeschossigen Anbauten (Sezierraum, Küche) mit einem niederen Walmdach versehen. Sie nehmen wie die zwei Hauptbauten mit ihren hohen Rundbogenfenstern das Motiv der Arkade auf. Pilaster, Rundbogen, Dreiecksgiebel und das durchlaufende Gebälk des Erdgeschosses fassen den Baukomplex zu einem Ganzen zusammen.

Eine repräsentative Innenausstattung erfuhr einzig die Leichenhalle mit kassettierten Decken und einem Mäanderfries, der den Plattenboden rahmt.



68
Aemtlerstrasse 155. Friedhof Sihlfeld A. Erstes Krematorium. Foto Lichtdruck Brunner & Hauser, 1888. BAZ. – Text S. 117.



69

Friedhof Sihlfeld D I. Albisriederstrasse 51. Nekropole mit Krematorium. Ansicht von Nordosten. Foto um 1916. BAZ. – Text S. 118f.

Aemtlerstrasse 155

Krematorium¹¹³

GEISER hatte das Krematorium in formaler Analogie zu den Giebelbauten der Portalanlage geplant, jedoch schlichter und vor allem in Sichtbackstein ausgeführt (Abb. 68). Formales Vorbild waren römische Tempel, wobei der Portikus auf eine risalitartige Aedikula mit toskanischer Säulenstellung reduziert ist, in die das Portal mit Fries und konsolengestütztem Dreieckgiebel eingefügt wurde. Seitlich, durch Pilaster dreiachsig gegliedert, ist die Belichtung durch hoch liegende, gekoppelte Quadratfenster gewährleistet. Der heute verputzte Bau wurde 1936 anlässlich des Umbaus zur Ab dankungskapelle seiner Ausstattung beraubt (HERMANN HERTER). Der Raum erhielt mit dem Wandgemälde von KARL WALSER an der Rückwand eine Art Retabel, was erst zusammen mit dem im Sarg aufgebahrten Verstorbenen und der Trauergemeinde sinnfällig wurde. Fünf Engel umstehen einen

offenen Sarkophag, an dem ein Trauernder sich niederbeugt und Tauben zum Himmel fliegen. Der eine Engel tröstet einen Knaben und blickt, wie zwei weitere Engel, in den Raum. Anliegen war es, ein konfessionell neutrales Bild zu kreieren, das den Gedanken von Dies- und Jenseits, von sterblichem Körper und ewiger Seele thematisiert.

ALBISRIEDERSTRASSE 51

Friedhof Sihlfeld D I mit Krematorium,
Gärtnerhaus, Abdankungs- und Leichenhalle

Baugeschichte

Elf Jahre nach der Inbetriebnahme des Krematoriums überliess der Feuerbestattungsverein die Anlage der Stadt mit der Verpflichtung, Feuerbestattungen unentgeltlich anzubieten; zudem musste innerhalb von fünf Jahren ein neues Krematorium erstellt werden. Entgegen den Anliegen des Feuer-



70

Friedhof Sihlfeld D I. Hauptportal mit Blick gegen die Nekropole. Foto Philipp Linck, um 1920. BAZ. – Text S. 118.

bestattungsvereins und unter Missachtung der Fristen veranlasste Bauvorstand [Heinrich Wyss](#) 1907 einen Wettbewerb für ein Krematorium auf dem ehemaligen Friedhof Neumünster. Der erste Preis ging an [ALBERT FROELICH](#).¹¹⁴ Das Projekt wurde 1913 praktisch unverändert für Sihlfeld D I übernommen und bis 1915 realisiert.¹¹⁵

Vor dem Eingang zum Friedhof D I wurde von FRIEDRICH WILHELM FISSLER 1916/17 in Heimatstilformen ein Gärtnerhaus mit Büros, eine Unterstandshalle (heute Abdankungshalle) und ein Leichenhaus sowie als Verbindungstrakt eine Toilettenanlage erbaut.¹¹⁶

Situation

Der Friedhof Sihlfeld D I erstreckt sich über ein trapezförmiges Grundstück, das mit seiner Spitze an die Kreuzung Aemtlers-/Albisriederstrasse reicht. Die Infrastrukturbauten von 1916/17 sind in diese Spitze gesetzt und bilden mit einem nordwestlich angelegten Platz die Vorzone zum eigentlichen Friedhof.

Dieser setzt erst mit dem monumentalen Portal an ([Abb. 70](#)). Zwei massige kannelierte Pfeiler tragen ein schlichtes Gebälk mit getreppter Attika, der axial ein Postament vorgeblendet ist, das einen knienden Frauenakt trägt. Dieser hält in Orantenhaltung ein Leichentuch und schaut zum Himmel ([OTTO KAPPELER](#)). Eine von Hecken gesäumte Allee, die von den Grabfeldern flankiert wird, führt axial zur Nekropole.

Albisriederstrasse 51

Krematorium

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	ALBERT FROELICH .
1913–1915	Neubau.
1935, 1937/38	Umbauten, Erweiterung.
1988/89	Renovation.
1992	Stilllegung. ¹¹⁷

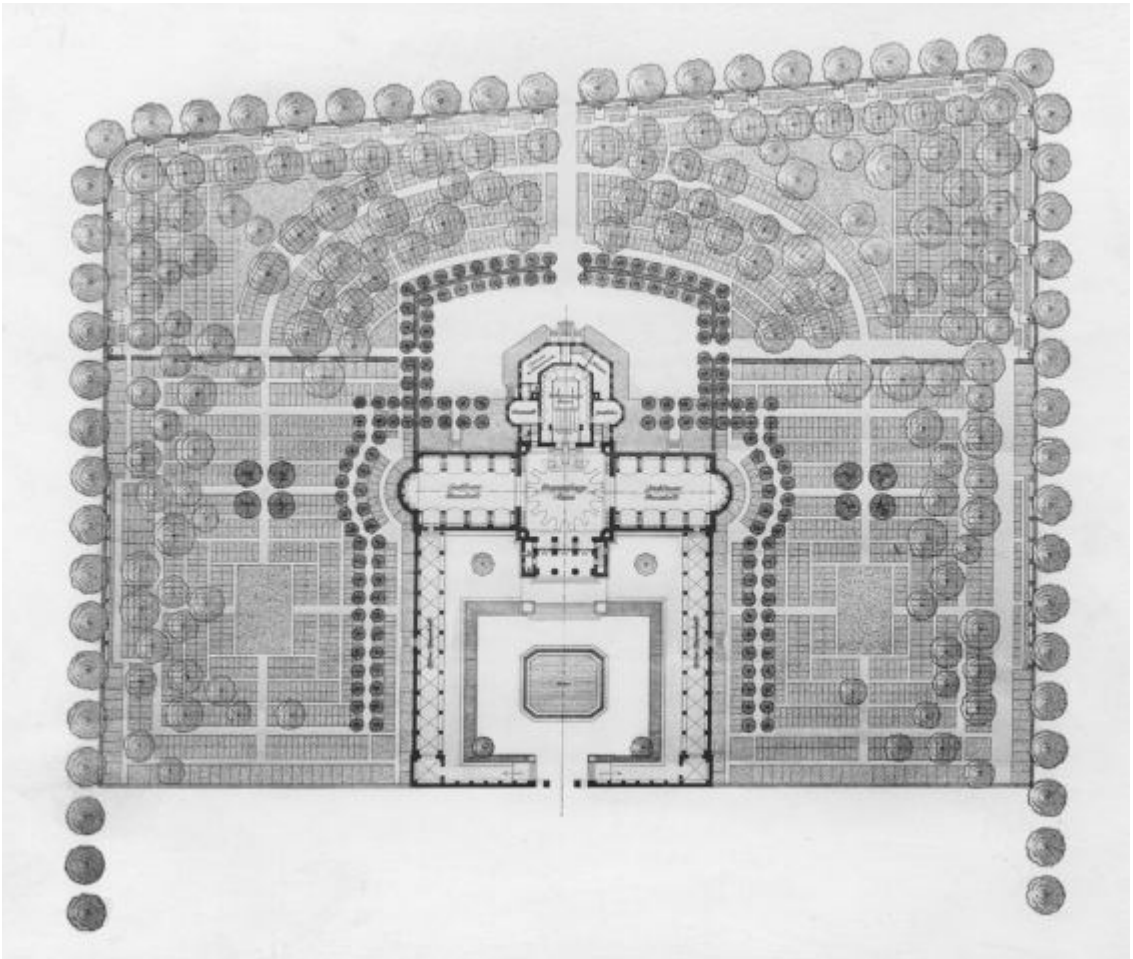
Äusseres. Das Krematorium bildet das Zentrum der Nekropole, einer architektonisch gestalteten Begräbnisstätte ([Abb. 72](#)). Vom übrigen Friedhof wird die Anlage durch eine Mauer geschieden. Diese erstreckt sich über die gesamte Breite des Friedhofs, umfasst die Nekropole und öffnet sich in der Mittelachse gegen die Allee mit einem von Sphingen ([HANS MARKWALDER](#)) als Symbol des Todes flankierten Portal ([Abb. 69](#)).

Der Vorhof enthält im Parterre ein zentrales Wasserbecken. Umfasst wird er von einem Plafond, der seitlich von je einer als Arkade gestalteten offenen Urnenhalle flankiert wird. Eine axiale Freitreppe führt vom Parterre zum Krematorium. Dieses besteht aus einem quadratischen, von einem Tambour mit Kuppel überhöhten Zentralbau, der sich an byzantinischen Bauten orientiert. Dem als Versammlungsraum dienenden Zentralbau ist ein Pronaos (Vorhalle) mit dorischen Säulen vorgesetzt, dem die Portale eingefügt sind. Die Stirn der Sei-



71

Friedhof Sihlfeld DI. Albisriederstrasse 51. Krematorium. Abdankungsraum mit Katafalk. Foto Wolf-Bender, 1938. BAZ. – Text S. 119.



72

Friedhof Sihlfeld D I. Nekropole. Situationsplan mit dem ursprünglichen Grundriss des Krematoriums. Albert Froelich 1916. Foto BAZ. – Text S. 117f.

tenwände der Vorhalle zeigen kniende Atlanten, die Leiden und Trauer verkörpern (HANS LEHMANN-BORGES). Im Giebfeld die Inschrift «FLAMME LÖSE / DAS VERGÄNGLICHE AUF / BEFREIT IST DAS UNSTERBLICHE».

Flankiert wird der Zentralbau von den zwei Kolumbarien, den geschlossenen Urnenhallen, denen je eine Apside angefügt ist. Den südwestlichen Abschluss der Nekropole bildete der Verbrennungsraum, dem seitlich je ein weiterer Raum angefügt war. FROELICH hatte sich formal offenbar an der Choranlage der ehemaligen Zisterzienserabtei Pontigny (F) orientiert.

Inneres. Der Abdankungsraum bildet das Zentrum, in welchem «der aufgebahrte Tote den ab-

soluten Mittelpunkt bildet» (Abb. 71). Prägendes Motiv bei der Ausschmückung war der Gedanke des «Opferns». ¹¹⁸ Der Katafalk mit den als eherne Vierfüsse gestalteten Beleuchtungskörpern und den die Ofeneinführung flankierenden Atlanten sowie die Farbgebung der reichen Ornamentierung über der in blau-schwarz gehaltenen Sockelzone sollten ein «feierliches Halbdunkel» erzeugen, das vom Lichtband der in die Kuppel eingeschnittenen Tambourfenster nicht überstrahlt wird. In den Fresken der Pendentifs (WERNER BÜCHLI) werden anhand der vier Tageszeiten «Trauer und Verzweiflung» (Abend und Nacht) sowie «Jenseits und Erlösung» (Morgen und Mittag) in michelangesken Darstellungen thematisiert.



73

Friedhof Sihlfeld D I. Albisriederstrasse 51. Krematorium. Kolumbarium (Urnenhalle). Foto 1916. BAZ. – Text S. 120.

Die beiden Kolumbarien sind als Wandpfeilerhallen gestaltet (Abb. 73). Die einzelnen Nischen werden je von einem in das Gewölbe eingeschnittenen Thermenfenster erhellt. Über den Wandpfeilern tragen liegende Löwen das Tonnengewölbe. Die Urnenwände der Nischen bestehen aus schwarzer Rahmung und Grabplatten aus dunkelgrünem Serpentin.

Dokumentation

Literatur: BAUMGARTNER 2010. – INSA 10, 1992, S. 297–299. – Krematorium 1915. – MICHEL 2002. – NIEVERGELT/STUTZ 1989. – SBZ 1889/14, S. 37f., 44f. – SBZ 1906/48, S. 244. – SBZ 1907/49, S. 105, 130, 135–138, 202, 205–207, 221–224, 236–239. – SBZ 1912/59, S. 138. – SBZ 1915/65, S. 126f. – SBZ 1916/68, S. 15–17, 24–25. – SBZ 1931/97, S. 147. – SBZ 1934/103, S. 181. – Werk 1916, S. 104–112. – ZD 1989/90, S. 157f. – ZD 1991/92, S. 28–43, 124o. – ZEMP 2012.

Bilddokumente: ARNOLD GEISER. Vedute des Friedhofs Sihlfeld A., Lithografie (J. J. HOFER), um 1877/78. BAZ, Format III.

Plandokumente: BAZ, U 4, Sihlfeld A, Grundriss Obergeschoss Leichenhaus und Gärtnerwohnung; U 5, Sihlfeld A, Konvolut Hauptportal mit Leichenhaus und Gärtnerwohnung, Einfriedung; U 6 b, Sihlfeld A, Vordere Hälfte. Allgemeine und verkaufbare Gräber. Stahlstich, 1:500; U 7–7d, Plankonvolut Krematorium, 1887; U 8, 8a, Sihlfeld A, Erweiterung 1890; U 8f, Sihlfeld A, Situation 1890; U 20, 22, 22a, Sihlfeld D, Studien 1908; U 23, Sihlfeld C, D, Situation 1908; U 60, Sihlfeld A, Situation.

FRIESENBERGSTRASSE 160

Friedhof Unterer Friesenberg
mit Trauerhalle und Taharahaushaus

Bauherrschaft	Israelitische Cultusgemeinde.
Architekten	ALFRED CHIODERA, THEOPHIL TSCHUDY, FRIEDRICH WEHRLI.
Glasmaler	ADOLF KREUZER, KARL ANDREAS WEHRLI.
Dekorationsmalerei	CONRAD EUGEN OTT?
1891/92	Neubau Trauerhalle.
1908	Anbau Taharahaushaus.

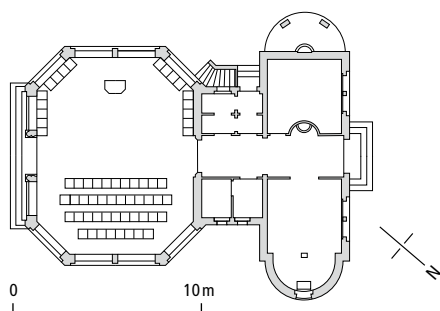
Baugeschichte

Der Anlage des Friedhofs ging 1862 die «Aufhebung aller rechtlichen Beschränkungen für die Juden im Kanton» voraus (Emanzipationsgesetz).¹¹⁹

1865 erwarb der israelitische Cultusverein «einen Acker zur Anlage eines Friedhofs».¹²⁰ Im Mai des Folgejahrs wurde der «Gottesacker» mit einer ersten Grablege eingeweiht.¹²¹ Eine Integration in den Friedhof Sihlfeld scheiterte, da aus religiösen Gründen die Aufgabe oder gar Umnutzung eines jüdischen Friedhofs nicht möglich ist.

Die Trauerhalle wurde nach Plänen von ALFRED CHIODERA und THEOPHIL TSCHUDY errichtet (Abb. 75). An der Innenausstattung waren nachweislich die Glasmaler ADOLF KREUZER und KARL ANDREAS WEHRLI beteiligt. Die Dekorationsmalereien an der Decke sowie die schlichtere an den Wänden stammen vermutlich von CONRAD EUGEN OTT¹²², der auch für die Synagoge an der Löwenstrasse arbeitete.

Das 1908 als Anbau erstellte Taharahaushaus von FRIEDRICH WEHRLI ordnet sich der Trauerhalle unter.¹²³ Diese diente ausschliesslich der Versammlung der Trauergemeinde, der Rabbiner hielt die Trauerrede, der nächste Angehörige sprach das Totengebet (Kaddisch), danach wurde der Sarg auf den Friedhof getragen und der Verstorbene beerdigt.



74, 75

Friesenbergstrasse 160. Trauerhalle mit Tabarahauss. Ansicht von Osten. Foto 2013. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss, 1:400. DPZch. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 120f.

Bauanalyse

Die Achse zwischen Ein- und Ausgang gibt dem oktogonalen Zentralbau eine transitorische Dimension, die vom Diesseits (Leben) zum Jenseits (Tod) führt. Nordwestlich der Achse befindet sich eine mobile Bestuhlung, südöstlich ein achteckiges Rednerpult, entlang der Wände sind Stallen, d.h. fixe, durch Wangen getrennte Sitzbänke, angebracht. Die Zwischenwände sind etwa mannshoch und wie das Mobiliar schwarz gefasst. Der Licht spendende «Obergarten» ist in Sichtbackstein erstellt. Mit je drei Rundbogen werden die Wandflächen gegliedert. In die Bogen sind Rundfenster eingepasst; diesen wiederum ist ein Vierpass eingeschrieben, wobei die horizontalen Kreise mit vierblättrigen Blüten belegt sind. Die Kassettendecke ist in Schwarz, Gelb, Rot und zusätzlich – als Grund der floralen Dekoration der Plafonds – in Blau gehalten.

Das Taharahauss ist das Gebäude, in dem die Leichenwaschung (Tahara) vorgenommen wird

(Abb. 74). Da in Zürich die Aufbahrung zu Hause durch diejenige in einer Leichenhalle abgelöst wurde, musste das Taharahauss mit einem Raum für die Aufbahrung und die Totenwache ergänzt werden.

Das Taharahauss schliesst sich T-förmig an die Trauerhalle an. Der axiale Ausgang zum Friedhof führt durch einen gewölbten Korridor, dem östlich der Tahararaum mit halbrundem Abschluss und ein Raum mit Herd zur Erwärmung des Wassers angefügt sind. Zu erwähnen ist ein grün gekachelter Wandbrunnen.

Eine halbrunde Brunnenhalle an der Aussenwand, die von zwei Paar Doppelsäulen gestützt wird, birgt einen schlichten Wandbrunnen mit halbrunder Schale. Er dient der rituellen Waschung der Hände beim Verlassen des Friedhofs.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2005, S. 51. – k+a 2010/3, S. 10. – KNUFINKE 2005. – KNUFINKE 2007. – ZAD 1999–2002, S. 39–41.

Plandokumente: DPZch, Dok. Friedhof Unterer Friesenberg.

THUJASTRASSE 64

Friedhof Manegg, Friedhofkapelle

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	HERMANN HERTER.
1897–1909, 1939/40	Neubau.

Baugeschichte

Zwischen 1897 und 1909 entstand in drei Bauetappen der Parkfriedhof Manegg. 1939/40 erfolgte südlich eine Erweiterung nach den Plänen von KONRAD HIPPENMEIER in Zusammenarbeit mit den Gebrüdern MERTENS. Die Erweiterung endet im Westen mit einer Aussichtsterrasse mit einer 1937 datierten Frauenfigur von EMILIO STANZANI. 1986 teilweise Neuorganisation des Friedhofs.¹²⁴

Friedhofkapelle

1929/30 wurde nach Plänen von Stadtbaumeister HERMANN HERTER die Friedhofskapelle erstellt (Abb. 77). Der längsrechteckige mit Rustikaquaden verkleidete Kubus, dem ein Portikus aus vier gra-

zilen Pfeilern vorgesetzt ist, wird über eine Freitreppe erschlossen. Über dem friesartigen Gebälk erhebt sich ein Satteldach ohne Vorsprung, was die kubische Qualität des Baus betont. Belichtet wird die Kapelle auf den beiden Traufseiten durch je sechs schmale hochrechteckige Fenster, die gegen die Mittelachse gerückt sind.

Der Innenraum verfügt über eine Orgelempore. Die braun-violett getönten Scheiben der Fenster tauchen den flach gedeckten Raum in eine ruhige Atmosphäre. In starkem Kontrast dazu steht das in eine seichte Kalotte gesetzte Mosaik Christi Himmelfahrt von **AUGUSTO GIACOMETTI** (Abb. 76), ausgeführt von **CHARLES WASEM** und seinem Sohn **JACQUES WASEM** (Firma C. UND J. WASEM, Veyrier, GE).

Vor der Kapelle die Skulptur des Engels vor dem leeren Grab (**OTTO KAPPELER**, 1930/31). Sie bildet zusammen mit dem Mosaik den heilsgeschichtlichen Hinweis auf Tod und Erlösung.

Im streng konzipierten Baukubus versuchte **HERTER** die funktionale Kargheit des Neuen Bauens mit Würdeformen des Neuklassizismus zu vereinen, um so eine schlichte, einem Sakralbau angemessene Architektur zu schaffen.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.144. – INSA 10, 1992, S.419. – SBZ 1940/116, S.77–79. – ZWch 1913.

Plandokumente: SBZ 1940/116, S.78.



76, 77

Thujastrasse 64. Abdankungskapelle Friedhof Manegg. Mosaik der Himmelfahrt Christi von Augusto Giacometti, 1932. Foto Ernst Linck. BAZ. – Abdankungskapelle Friedhof Manegg. Ansicht von Westen. Foto BAZ. – Text S. 121f.

KANTONSPOLIZEI UND KASERNE

KASERNENSTRASSE 29

Kantonspolizei

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekt	HERMANN I. FIETZ.
1899–1901	Neubau.

Baugeschichte

Mit dem Übergang des ehemaligen Klosters Oetenbach vom Kanton an die Stadt 1898 war zugleich die Verlegung der Strafanstalt Oetenbach (Neubau Regensdorf) und der Polizeikaserne beschlossen worden. Ein Neubau für die Kantonspolizei war umso dringlicher, als der «Bestand des Polizeikorps stark vermehrt worden war».¹²⁵

Das Bauprogramm stand unter dem Diktat der Zentralisierung. Der Bau sollte alle Büros, die Unterkünfte und «20–30 Zellen für Untersuchungsgefangene» enthalten. Zusätzlich mussten die fotografische und die «anthropometrische» Abteilung sowie ein Kriminalmuseum untergebracht werden. Weiter sollte die Polizeikaserne auch das Kantonskriegskommissariat beherbergen. Das Raumprogramm verteilte sich in einem viergeschossigen Bau unter Einbezug des Unter- und des Dachgeschosses. 1899 wurde das Projekt vom Kantonsrat genehmigt, der Neubau war im Januar 1901 bezugsbereit.

Bauanalyse

Situation und Äusseres. Die Polizeikaserne (Kantonspolizei Zürich) ist mit ihrer Längsfront (48 m) gegen die Zeughausstrasse gewandt, während die südöstliche Schmalseite (21 m) sich gegen die Kasernenstrasse und die nahe Sihl ausrichtet (Abb. 78). Baubestimmend war die nordöstlich gelegene Militärkaserne, von der die Kantonspolizei sich mit nur einem Bauabstand von 15 m absetzt. Das Polizeigebäude steht parallel zum Südostflügel der Kaserne. Es übernimmt deren Fassadenflucht, die Trauffhöhe (19,7 m) sowie die Geschosshöhen.¹²⁶ Formal übernimmt sie den Fassadenaufriß mit Hochparterre und Fugenstrich, die Gurtgesimse, welche das erste und das zweite Obergeschoss zusammenfassen, sowie die kleinere Fenstergrösse des dritten Obergeschosses. An der Längsfassade zeigen die Risalite zudem

die gleiche horizontale Verdachung wie die Militärkaserne. Trotz der formalen Anlehnung an die Kaserne bewirken die Sichtbacksteinfassaden und die Rundbogenfenster in den Obergeschossen einen eigenständigen Gebäudecharakter.

Inneres. Den Grundriss legte FIETZ als Zweispänner an, der im Erdgeschoss einen durchgehenden Korridor aufweist. Organisatorisch handelt es sich um eine u-förmige Anlage, die mit ihren Armen den gegen die Militärkaserne gerichteten dreigeschossigen Zellentrakt umfasst. Dieser verfügt über ein eigenes Treppenhaus. Im Kellergeschoss befanden sich die Heizungs- und Kohlenräume, die Koch- und die Waschküche, der Weinkeller, die Vorrats- und Baderäume für die Mannschaft sowie Arrestlokale für Vaganten.

Das Erdgeschoss der Polizeiabteilung enthielt die Zimmer für den Postenchef, das Wachlokal, einen Untersuchungsraum, ein Detektivzimmer, den Theoriesaal und die Bibliothek. Der Zellentrakt war allein über das Erdgeschoss erschlossen und von den Obergeschossen aus nicht zugänglich.

Im ersten Obergeschoss waren das Polizeikommando und Räume für Sekretäre und Offiziere sowie ein Archivraum untergebracht. Das Kantonskriegskommissariat hatte hier zwei Büros, während alle weiteren Räume für die Militärschneiderei und als Magazinräume benutzt wurden.

Das zweite Obergeschoss war für die anthropometrischen Messungen, das Kriminalmuseum und den Speisesaal bestimmt.



78

Kasernenstrasse 29. Kantonspolizei. Ansicht von Osten. An der Längsfassade der 7-achsige Zellentrakt. Foto 2003. BAZ. – Text S. 123.

Im dritten Obergeschoss lagen die Schlafsäle, Wasch- und Reinigungsräume sowie eine Krankenstation. Über dem Zellentrakt lag hier das fotografische Atelier. Der Zellenbau umfasst vier Stockwerke mit zusammen 26 Zellen, welche, die Kellerräume ausgenommen, aus Sicherheitsgründen als einzige nicht eine Gas-, sondern eine elektrische Beleuchtung erhielten.¹²⁷

Dokumentation

Literatur: BÄRTSCHI 1983, S.325. – INSA10, 1992, S.355. – FIETZ 1902. – FIETZ 1905/1. – MÜLLER 2001, S.27f. – SBZ 1902/39, S.271–275. – ZWCh 1901, S.25f.

Plandokumente: FIETZ 1902. – HBA.

KASERNENSTRASSE 49,
KANONENGASSE 16, 18, 20,
ZEUGHÄUSSTRASSE 60,
MILITÄRSTRASSE 49,
GESSNERALLEE 8, 11, 13

Militärkaserne und Zeughäuser

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekten	JOHANN CASPAR WOLFF, JOHANN JAKOB MÜLLER-HONEGGER.
1856–1859	Reithalle.
1864–1868	Zeughäuser Gessnerallee, Zeughäuser Kaserne.
1873–1876	Kaserne.
1937	Letzte Kavallerierekrutenschule.
1968	Reithalle wird Mehrzweckhalle.
1987	Neue Kaserne im Reppischtal.

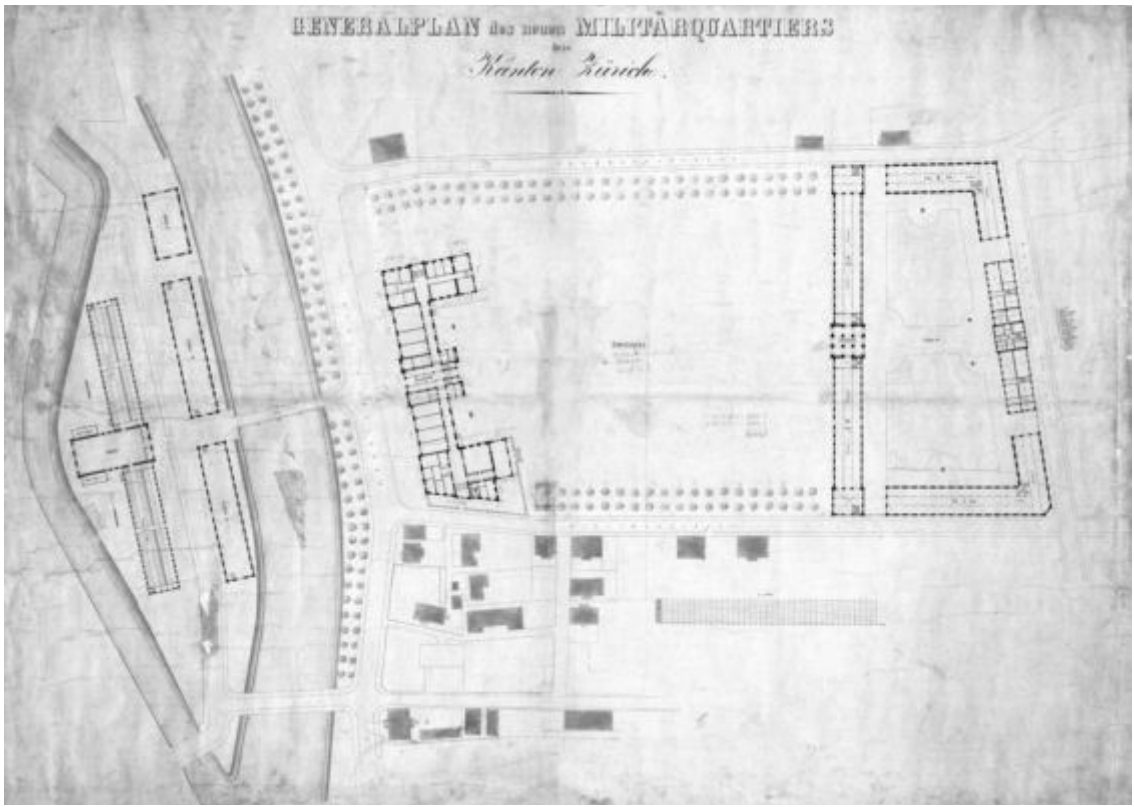
Baugeschichte

Die Zürcher Kaserne befand sich bis 1871 im grossen Magazin am Talacker,¹²⁸ die Zeughäuser wiederum verteilten sich ursprünglich im Bereich zwischen Schanzen und Altstadt. 1837 wurden sie auf ehemaligem Schanzenland ausserhalb der Stadt, nordwestlich der Strafanstalt Oetenbach, in einem Neubau konzentriert. Der Bau der Eisenbahn und des Bahnhofs provozierte ab den 1850er Jahren die Neuplanung des «Bahnhofquartiers» (Bahnhofstrasse, Usterstrasse, Löwenstrasse, Bahnhofplatz), was die Aufgabe des neuen Zeughauses, das mitten im Planungssperimeter lag, bedeutete. Dies und die Lage der Kaserne im Talacker, einem damals städte-

baulich privilegierten Quartier, zwangen Stadt und Kanton zu Verhandlungen über einen neuen Kasernenstandort. Die Stadt bot dazu umso mehr Hand, als sie die Kaserne nach wie vor in Stadtnähe haben wollte, während sich Winterthur – hier wurde 1861 die Kavalleriekaserne vollendet – gleichzeitig als neuen Standort zu profilieren suchte. 1863 gelang ein Landabtausch, der in Aussersihl, direkt an der Sihl gelegen, ein Areal für den Kasernen- und Zeughausbau festlegte. Betroffen war die ehemalige Lunette an der Sihl – also öffentlicher Grund – mit dem vorgelagerten «Schützenplatz» (Standort Reithalle Gessnerallee mit Zeughäusern).¹²⁹ Das Areal für die Kaserne und die weiteren Zeughäuser setzte sich aus Acker- und Wiesland des ehemaligen Spitalamts sowie privaten Äckern zusammen.

Bereits seit den 1850er Jahren war Staatsbauinspektor JOHANN CASPAR WOLFF mit Entwürfen befasst, die 1865 in «einen Generalplan für den Bau der Militäranlage, die Stallungen, Reitbahn, Magazine, Brücke über die Sihl, Kaserne, Exerzierplatz und Zeughausbauten» mündeten, welcher von der Regierung verabschiedet wurde.

1856–1859 wurde durch WOLFF die Reithalle mit den beidseitig anstossenden Stallungen für 240 Pferde erbaut. 1864–1866 folgten ebenda unter der Bauleitung von JOHANN JAKOB MÜLLER-HONEGGER die ersten Zeughausbauten (A und B) und die Reitbahn C; erstere wurden aus dem Material des abgebrochenen Zeughauses von 1837 erstellt.¹³⁰ Jenseits der Sihl begann der Bau der Kasernenanlage 1865/66 mit den Zeughäusern H und I, welche als Eckbauten das Areal nördlich und westlich abschliessen (Abb.79). Das Werkstattgebäude mit Wohntrakt K wurde 1866/67 direkt nach der Vollendung der Zeughäuser H und I zwischen deren beide Flügel gesetzt, so dass die Anlage im Nordwesten geschlossen war. Zeitgleich, 1866–1868, entstanden direkt südwestlich die Zeughäuser F und G, welche durch einen axialen Torbau voneinander geschieden werden und den trapezoiden Zeughaushof vom Exerzierplatz trennen. Mit dem Brand der Kaserne im Talacker 1871 musste der Kasernenneubau vorgezogen werden. 1873–1876 erstellte MÜLLER-HONEGGER die Kaserne. 1925 erfolgte die Verlängerung des südwestlichen Flügels. 1968/1992 Umnutzung der Stallungen und Reithallen.



79

Kasernenstrasse 49. Johann Caspar Wolff. Generalplan des neuen Militärquartiers für den Kanton Zürich, 1865. StAZH Plan D 842. – Text S. 124f.

Bauanalyse

Situation. Die neue Kasernenanlage kam mit ihren Zeughäusern nördlich des Siedlungskerns von Aussersihl zu liegen, der mit seinem Friedhof gegen Nordwesten in freies Feld ausgriff. Nordwestlich, an die Zeughäuser anschliessend, bestand eine grobe Parzellierung mit regelmässigem Strassennetz, welches mit ersten Bauten die zukünftige Sihlvorstadt andeutete. Der Bau der Kaserne bedeutete für diese einen äusserst effektiven Katalysator, welcher das Quartier innert Kürze anwachsen liess (Abb. 80).

Die Reithalle mit Stallungen und beigeordneten Zeughäusern gab mit ihrer Flucht und der axial über die Sihl führenden Brücke die Ausrichtung des Kasernenbaus vor. WOLFF staffelte die Zeughäuser und die Kaserne als lang gestreckte Riegel. Die Kasernenstrasse bildet die Vorfahrt zur Kaserne, ansonsten wurde die Anlage durch neu angelegte Strassen umfasst (Zeughausstrasse, Kanonengasse,

Militärstrasse). Eine Erschliessungsachse von der Stadt her, wie sie in Residenzstätten möglich gewesen wäre, fehlt, da nur schon die privaten Eigentumsverhältnisse einen derartigen städtebaulichen Eingriff verunmöglichten.¹³¹

Äusseres. WOLFF ging es darum, eine Gesamtanlage zu schaffen, die in ihrer äusseren Erscheinung über die Anordnung der Gebäude und deren Volumetrie hinaus Einheitlichkeit ausstrahlte – was gerade für das Militär, den jungen Bundesstaat und auch für den demokratisch organisierten Kanton eine höchst bedeutungsgeladene Situation darstellte. Im Zeitalter des Nationalismus und der Monarchien, zu denen das föderalistische System der Schweiz einen Gegensatz schuf, bildete ein Kasernenbau auch eine ideologisch geprägte Bauaufgabe. WOLFF griff dazu auf den Stil der florentinischen Renaissance zurück. Durch die zurückhaltende Instrumentierung mit Rundbogenfenstern, Quaderung und Lisenen setzte er für den Kasernenbau



80

Kasernenstrasse 49. Johannes Weber. Kasernenanlage. Bleistift, um 1880. Entwurf zum Holzstich «Schaubild der Kasernenanlage». ZBZ, GraphSlg Foto KDI 1987. – Text S. 125.

einen zwar wehrhaft wirkenden, trotzdem aber in der zivilen Architektur verankerten Baustil ein. Alles, was an Burg, Festung oder andere martialische Architektur erinnern mochte, wurde zugunsten der Allusion an den Palastbau zurückgenommen.¹³² In dieses Konzept passt die Planung als offene, nicht von Mauern eingefasste Anlage, bei der lediglich der Hof der Zeughäuser abgeschlossen ist.

JOHANN JAKOB MÜLLER-HONEGGER modifizierte in seiner Ausführung WOLFFS Pläne.¹³³ Während dieser die fünfachsigige Mittelachse der Hauptfassade mit zwei turmhähnlichen Risaliten flankierte, nahm MÜLLER die Geste zurück. Er bevorzugte einen Mittelrisalit mit vier polygonen Pilastern. An der Traufe folgt ein Blindbogenfries mit Zinnen, die von einer Art «Postenerker» über den Pilastern gegliedert werden. MÜLLER-HONEGGER markiert den Baukubus durch Eckrisalite, die auf den beiden Schauseiten mit je zwei Pilastern gegliedert sind. Indem er die Fensterform vom Rundbogen- zum Rechteckfenster veränderte, hebt sich der Fassadenaufriß entschieden von den Zeughäusern ab.

Reithalle und Stallungen, Kasernenbau und Zeughäuser waren als gestaffelte, lang gestreckte Grossbauten «harmonisch» und in grosszügiger Geste ins freie Feld gesetzt worden. Dass die Anlage innert kürzester Frist von der baulichen Entwicklung Aussersihls überrollt und in ein Neustadtquartier integriert wurde, liegt einerseits in der Geschichte der Arbeitervorstadt Aussersihl begründet. Andererseits bewirkte die Kaserne in ihrer unmittelbaren Nähe den Bau von Wirtshäusern, Bordellen, Absteigen und kleinen Kaufläden.

Inneres. Die viergeschossige Kaserne war für einen Bestand von 1400 Mann konzipiert. Im Erdgeschoss waren die Kantinen (Mannschaft, Unteroffiziere, Offiziere) und die Büros der Offiziere (Nordwestflügel) untergebracht. Im einspännig angelegten Hauptflügel befanden sich – das Hauptportal mit Zufahrt flankierend – Theoriesäle, der

Südwestflügel barg Räume für Spezialwaffen, eine Bibliothek, eine Schneiderwerkstätte und weitere Räume für den inneren Dienst. Die drei Obergeschosse waren für die Schlafsäle, Offiziers- und Unteroffizierszimmer bestimmt. Der Dachraum diente zur Aufbewahrung von Militäreffekten.

Zeughäuser

Die zweigeschossigen Zeughäuser beherbergten das gesamte Bewaffnungs- und Ausrüstungsmaterial der kantonalen und Teile der eidgenössischen Einheiten und in Zeughaus K die Wohnung des Zeughausdirektors sowie die Waffen- und Geräte-reparaturwerkstätte. Im Obergeschoss des Torbaus der Zeughäuser F/G befand sich in einem Prunkraum im Renaissancestil eine historische Waffensammlung, die nach Eröffnung des Landesmuseums in dieses überführt wurde. In der Zufahrt eingebaut war das ehemalige Schmiedeeisenportal des Zeughofs am Paradeplatz (zwischen 1686 und 1696).

Reithalle Gessnerallee

Die Reithalle mit Stallungen rechts der Sihl war für 120 Pferde konzipiert. Die Zeughäuser A und B wurden schliesslich als Stallungen für zusätzliche 240 Pferde genutzt, während die Reitbahn C als Magazin für Artilleriematerial diente. Über den Stallungen befanden sich Mannschaftsräume.

Dokumentation

Literatur: BÄRTSCHI 1983, S.299–303. – Baukultur 2004, S.63. – FIETZ 1905/1, S.288f. – HAUSER 2001, S.87–95. – INSA 10, 1992, S.355.

Plandokumente: StAZH, Pläne D 682–888, insbesondere 800, 838, 842, 856, 858, 859, 878, 879, 881, 885.

Karl Grunder

STÄDTISCHE UND KANTONALE VERWALTUNGSBAUTEN

Der Sieg der liberalen Bewegung und die neue Kantonsverfassung von 1831 zogen die Reorganisation und den Ausbau der kantonalen und kommunalen Verwaltung nach sich. Deren Raumbedarf wurde zunächst durch bestehende Gebäude gedeckt; das städtische Rathaus¹ wurde 1803 zum Sitz der Kantonsregierung, das Obmannamt am Hirschengraben² in den 1830er Jahren zu Verwaltungs- und Gerichtszwecken umgebaut. Die Staatskanzlei belegte 1803–1875 das [«Steinhaus»³ an der Kirchgasse 33](#). Die Stadtverwaltung bezog das zum Stadthaus umgebaute Bauhaus im Kratz⁴ oder auch das Fraumünsteramt und den Kappelerhof.⁵ Die ehemaligen Klosterkomplexe, die seit der Reformation von obrigkeitlichen Institutionen besetzt waren, erwiesen sich durch ihre Um- und Ausbaumöglichkeit für die neuen Aufgaben als besonders geeignet. Zusätzlich mussten zahlreiche Provisionen gemietet werden.

Zunehmende Raumnot, der Wunsch nach Zentralisierung, aber auch das Repräsentationsbedürfnis

waren Gründe für viele kantonale und städtische Neubauprojekte; so sollte ein monumentales Stadthaus dem Selbstbewusstsein der Stadt Ausdruck verleihen, insbesondere nachdem Zürich 1848 als Bundesstadt ausgeschieden war.

Der erste Verwaltungsneubau war das dezentral gelegene Bezirks- und Gerichtsgebäude (1855/56), das den Ausgangspunkt des neu geplanten Selnauquartiers bildete. Für die meisten Neubauprojekte kamen jedoch nur zentral gelegene, verkehrstechnisch gut erschlossene, publikumsnahe Standorte in Frage.

In den Ausgemeinden wurden im 19. Jahrhundert zahlreiche Gemeindehäuser, einige in Doppelfunktion als Gemeinde- und Schulhaus, erbaut. Zum Beispiel in Hirslanden 1829/30, Altstetten 1834, Unterstrass 1868, Riesbach 1873, Schwamendingen 1876⁶ und spät noch in Oerlikon 1909–1911 ([Abb. 82](#)). Im Zuge der Eingemeindung 1893 entstanden als Verwaltungssitze die Kreisgebäude – entweder durch Umnutzung wie der Schulhäuser Hottingen (1820) und Unterstrass (1780) oder als Neubauten wie in [Wiedikon](#) (1910–1912) ([Abb. 81](#)).



81

Zurlindenstrasse 87/Zweierstrasse 149. Kreisgebäude Zürich 3 in Wiedikon von Stadtbaumeister Friedrich Wilhelm Fissler, 1910/11. Im grosszügigen Verwaltungsgebäude waren neben dem Kreisbüro auch das Betreibungs- und Friedensrichteramt, die Polizei, die Feuerwehrr sowie Wohnungen untergebracht. Foto Wolf-Bender, 1911. BAZ. – Text S. 127.

Stadthausvisionen

Ein erstes Projekt für den Neubau des Stadthauses entstand in Zusammenhang mit der Neugestaltung des aufgeschütteten Seegelandes südlich des damaligen Stadthauses im Kratz. Eine Spezialkommission legte am 5. Okt. 1848 Pläne von [FERDINAND STADLER](#) vor, die eine Grünanlage mit einem «würdigen Hintergrund» zeigen: Westlich des Stadthauses sah STADLER anstelle der Steinhütte ein «Administrationsgebäude» (Stadthaus) und in der Mittelachse der Parkanlage ein monumentales Mietshaus vor.⁷ Der Stadtrat verwarf das Projekt und liess 1849/50 nur die öffentliche Grünanlage ausführen ([THEODOR FROEBEL](#)).⁸

1857 beauftragte der Stadtrat das Bauamt, «einen Situationsplan [...] betreffend das städtische Areal vom Stadthause bis zum Baugarten und vom Baugarten bis zum Kappelerhofe aufzunehmen, Unter-



82

Gubelstrasse 1. Das Gemeindehaus von Oerlikon, 1909–1911 von Adolf Asper erbaut, wurde später zum Kreisgebäude 11 und dient heute als Polizeiposten. Im Hintergrund das Schulhaus Halde B (1894). Foto 1911. BAZ. – Text S. 127.

suchungen über eine bessere Verwendung dieses Areals zu veranstalten» und «ein Programm für ein städtisches Verwaltungsgebäude auszuarbeiten». ⁹ Bauherr [Johann Jakob Locher](#) schlug vor, «mit der Erstellung des neuen Verwaltungsgebäudes die Anlage eines neuen Stadtquartiers [...] zu verbinden» und «eine Anzahl hiesiger Architekten, worunter namentlich auch Herr Professor [Semper](#)» einzuladen, Projektvorschläge anzufertigen. ¹⁰ Die eingereichten Pläne von [FERDINAND STADLER](#), [JULIUS STADLER](#), [JOHANN JAKOB BREITINGER](#) mit Ingenieur LUDWIG PESTALOZZI, HANS LOCHER, FRANZ MEYER, [KARL PESTALOZZI](#) und [GOTTFRIED SEMPER](#) wurden 1859 öffentlich ausgestellt. ¹¹ Die Gutachter [HANS RYCHNER](#), [FELIX WILHELM KUBLY](#) und Staatsbauinspektor JOHANN CASPAR WOLFF würdigten vor allem [SEMPER](#)s Entwurf ([Abb. 84](#)) und sprachen sich auch für einen Verwaltungskomplex beim Fraumünster aus. ¹² Realisiert wurde keines der Projekte.

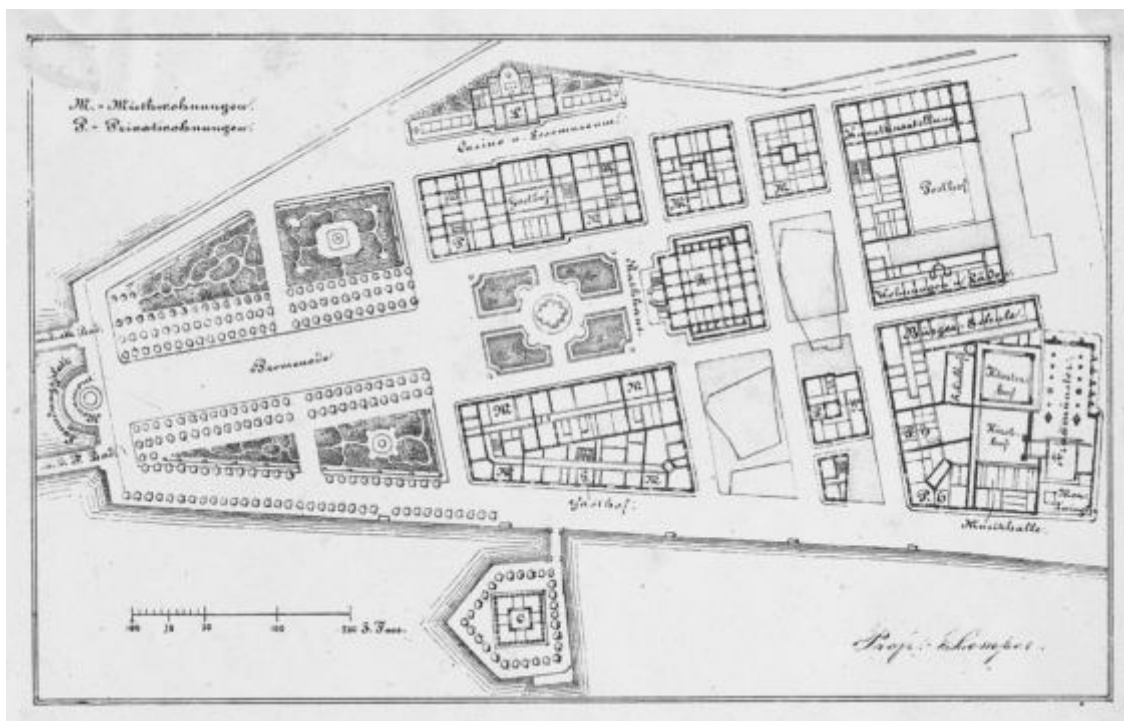
Mit dem Bau des Seequais war auch der Neubau des Stadthauses vorgesehen: «Da im Quaiprojekt das Quartier zwischen Limmat und Schanzengraben den Zentralpunkt bildet, so lag der Gedanke nahe, als architektonischen Mittelpunkt der Quaianlage ein Stadthaus zu bauen, welches dem neuen zur Grossstadt gewordenen Zürich auch im Äusseren einen monumentalen Charakter verleihe. In diesem Sinne haben die meisten der bei der Quaikonkurrenz [1874] beteiligten Künstler ihre Aufgabe

aufgefasst. Es wurde auch in dem schliesslich zur Ausführung kommenden Quaiplane dieser schönen Idee durch Offenhaltung des für einen Monumentalbau nöthigen Baugrundes [Stadthausanlagen] Rechnung getragen. Leider waren die Verhältnisse nicht dazu angethan, dass an sofortige Verwirklichung dieses Projektes gedacht werden konnte.» ¹³ Stattdessen entschied sich die Stadt 1881 für einen [Neubau an der Ecke Fraumünsterstrasse/Kappeler-gasse](#), der 1883/84 nach Plänen von Stadtbaumeister [ARNOLD GEISER](#) ausgeführt wurde ([Abb. 83](#)). Durch die unmittelbare Nähe zum [Fraumünsteramt](#) erreichte man die verlangte Zentralisierung von Regierung und Verwaltung. Infolge der ersten Eingemeindung 1893 wurde das Stadthaus aber bereits zu klein und der Wunsch nach einem repräsentativen Verwaltungszentrum erneut aktuell, zumal Zürich zur grössten Stadt der Schweiz geworden war. Zunächst waren der Ausbau des Fraumünsteramts und die Erstellung eines Neubaus im Bereich der Stadthausanlage (Bürkliplatz) oder auf dem Areal der alten Tonhalle vorgesehen. Die Wahl fiel 1898 auf das Oetenbachareal. ¹⁴ Als Provisorium sollte bis zur Fertigstellung der Amtshäuser auf dem Oetenbachareal das bestehende Stadthaus erweitert werden. Auf den Bau eines «monumentalen, im



83

Fraumünsterstrasse, Kappeler-gasse. Ansicht des 1883/84 erbauten Stadthauses von Südwesten. Der grosse, heute abgebrochene Balkon im ersten Obergeschoss diente dem Stadtratssaal, der kleine Balkon dem Büro des Stadtpräsidenten. Foto vor 1898. BAZ. – Text S. 128, 139–141.



84

Wettbewerbsprojekt zur Neuüberbauung des Kratzquartiers von *Gottfried Semper*. Variante mit zum See ausgerichtem «Rathaus». 1858. ZBZ, KartSlg 3 Ld 46:30. – Text S. 127.

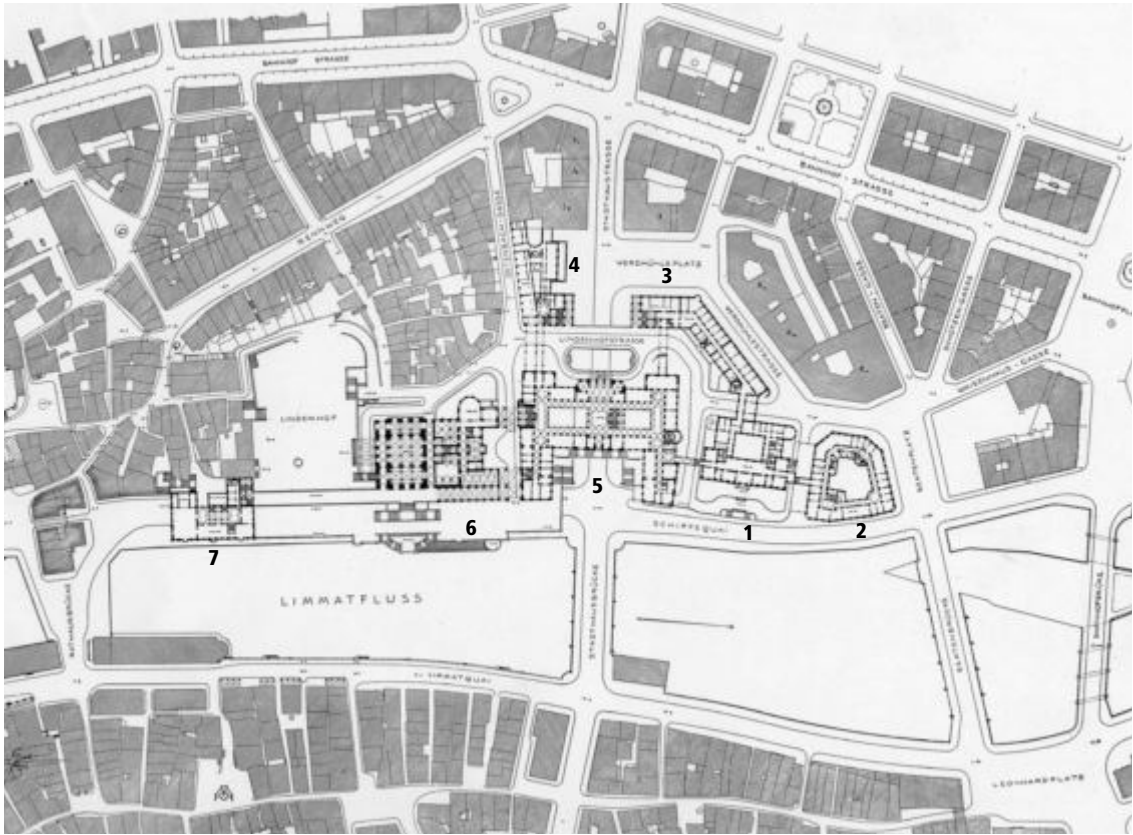
Äusseren wie im Inneren der Grösse und Bedeutung der erweiterten Stadt entsprechenden Hauses» wurde dabei verzichtet.¹⁵ Mit der Erweiterung des Stadthauses 1898–1901 (*GUSTAV GULL*) fand die Umgestaltung des Kratzquartiers zum zeitgemässen Geschäfts- und Wohnviertel ihren Abschluss.

Die städtischen Amtshäuser (1903–1914)

Der unvollendet gebliebene Amtshauskomplex gilt als Zürichs bedeutendstes Städtebauprojekt, das von CAMILLO SITTES Schrift «Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen» (1889) beeinflusst wurde.¹⁶ Das einst peripher gelegene Areal des Oetenbachklosters – seit 1639 Sitz der kantonalen Strafanstalt – war mit dem Bau des Bahnhofs und des Bahnhofquartiers ins Stadtzentrum gerückt (*Abb. 85*): Die «Lage am Kreuzungspunkt der wichtigsten bestehenden Längsverkehrslinien mit einer in Zukunft zweifellos sehr bedeutend werdenden Querverkehrsader [...] ermöglicht bequeme Zugänglichkeit von allen Seiten der Stadt. Der Umstand, dass ein Teil des Areals an der Limmat

und auf dem Rücken des Höhenzugs liegt, dessen Gipfel der historisch geweihte Lindenhof bildet, sichert den hier zu errichtenden öffentlichen Bauten eine dominierende Stellung im Stadtbild.»¹⁷ 1899 unterzeichnete der Kanton einen Abtretungsvertrag mit der Stadt, 1901 übersiedelte die kantonale Strafanstalt in den Neubau nach Regensdorf.¹⁸ Die Waisenhauspflege trat das Waisenhaus (Bahnhofquai 3)¹⁹ an die Stadt ab. Weitere Liegenschaften im Werdmühle- und Schipfequartier hatte die Stadt seit 1899 aufgekauft, «um die rationelle Neugestaltung des Quartiers zwischen Bahnhofstrasse und Limmat zu ermöglichen»²⁰ – ungenutzte Bauplätze wurden später an Private verkauft (vgl. Urania). 1902/03 wurden die Klosterbauten abgebrochen. Das Waisenhaus blieb erhalten und wurde 1911–1914 von *GULL* zum Amtshaus I umgebaut: «Das bisherige Waisenhaus ist baulich in gutem Zustande und verdient als stattlicher und charakteristischer Bau des XVIII. Jahrhunderts im Stadtbild erhalten zu werden.»²¹

1903/04 entstanden die Werdmühlestrasse anstelle des Sihlkanals, der Beatenplatz und das



85

Gustav Gull. Situationsplan zum Projekt eines städtischen Verwaltungskomplexes auf dem Oetenbachareal und entlang der Schipfe. 1. Amtsbaus I (1911–1914: Umbau und Erweiterung des Waisenbauses von 1765–1771), 2. Amtsbaus II (1903/04), 3. Amtsbaus III (1911–1914), 4. Amtsbaus IV (1911–1914), 5. Hauptgebäude, Stadthaus, 6. Markt-Terrasse und Gebäude für den grossen Stadtrat, 7. Gesellschaftsbau. SAZ, Na 12:2 Grf (Gull 1911, Taf. 1). – Text S. 129–131.

Amtsbaus II (Bauamt II, Bahnhofquai 5). Es folgten 1904/05 der Durchstich des Oetenbachhügels, der Bau der Uraniastrasse und des Wermühleplatzes. 1907/08 erarbeitete **GULL** das Projekt für den Umbau des Waisenhauses und das anzubauende Amtsbaus III (Polizei-, Gesundheits- und Schulwesen). Das eigentlich als Geschäftshaus geplante Amtsbaus IV sollte vorübergehend die in Privathäusern eingemieteten Abteilungen aufnehmen, die später ins neue, die Anlage krönende Stadthaus übersiedeln sollten.

Als Abstimmungsgrundlage für die noch nicht realisierten Bauten wurde 1911 im Helmhaus ein Holzmodell des Verwaltungskomplexes im Massstab 1:100 aufgestellt. Mehrere Architekten unter Führung von **OTTO PFLEGHARD** unterzeichneten als Reaktion eine an die Stadtbehörden und die Presse gerichtete kritische Stellungnahme: «In Architektur-

kreisen, in denen man sich die Mühe nahm, das Projekt näher zu prüfen, herrscht die Meinung, dass nicht nur die Aufgabe zweckmässiger und schöner zu lösen sei, sondern dass die jetzt vorliegende Lösung derartige Mängel aufweise, dass ihre Ausführung nicht un widersprochen bleiben dürfe.» Kritisiert wurden u.a. die unruhige Fassadenwirkung, die Konkurrenzierung des Lindenhofs oder die teure Anlage der Lindenhofstrasse. Weiter sei es «dringend wünschbar, dass der grosse Bauteil über der Stadthausstrasse», also das geplante Stadthaus, ganz weggelassen werde.²² Die Opposition hatte sich bereits ab 1905 formiert, als das Projekt erstmals in der «SBZ» publiziert worden war.²³ **GULL** und der Stadtrat verteidigten das Bauvorhaben in Gendarstellungen.²⁴

Am 30. April 1911 bewilligte die Stadt den Kredit für den Bau der **Rudolf-Brun-Brücke** und die Verbrei-

terung der unteren Mühlegasse. Am 29. Okt. hies-
sen die Stimmbürger das überarbeitete Projekt
für den Umbau des Waisenhauses, den Bau der
Amtshäuser III und IV sowie der Lindenhofbrü-
cke gut (Bauausführung 1911–1914). Der Bau des
Stadthauses als Herzstück der Anlage wurde 1917
letztmals erwogen, kam aber aus Kostengründen
nicht zur Ausführung.²⁵ Stattdessen wurde bereits
1918 ein beschränkter Wettbewerb für den Bau des
Amtshauses V ausgeschrieben (Gebrüder **PFISTER**,
PFLEGHARD & HAEFELI, **HERMANN HERTER**). Real-
isiert wurde es erst 1934 von **HERTER**. Der gemäs-
sigte moderne Verwaltungsbau unter Walmdach ist
mit seiner Hauptfront zum Wermühleplatz orien-
tiert (**Abb. 86**). Er zeigt eine Fassadenverkleidung
aus Muschelkalkstein und ist durch eng gereih-
te Fenster mit durchgehender Sohlbank gegliedert
(vgl. **HERTERS** Schulhaus Waidhalde in Wipkingen,
1932/33). Das Erdgeschoss mit grossen Schaufen-
stern ist von Ladenlokalen belegt, im Hof entstand
eine zweigeschossige Garage. Beim Haupteingang
wurde das Muschelkalkrelief «Die Arbeit» (**FRANZ**
FISCHER), im Treppenhaus des ersten Obergeschos-
ses das Wandgemälde «Stadt und Land» (**ANTONIO**
AUGUSTO GIACOMETTI) angebracht. Zwei Wandbil-
der stammen von **EUGEN HARTUNG**.²⁶

Die kantonalen Verwaltungsbauten (1933–1935)

Bis 1918 lag der Fokus für eine Zentralisierung
der kantonalen Verwaltung auf dem Obmannamts-
areal, was sich in Ideenwettbewerben (1898/1918)
und Projektstudien (u.a. von **GUSTAV GULL**) nieder-
schlug.²⁷ 1919 begann die schrittweise Verlagerung
aus zahlreichen Provisorien ins Gebiet der ehemali-
gen Walche,²⁸ indem zunächst Räume im Geschäfts-
haus «Linthof» (1919 von **HENAUER & WITSCHI** für
die Genossenschaft Walche erbaut) am Stampfen-
bachplatz angemietet wurden. Im selben Jahr kaufte
der Kanton das Kaspar-Escher-Haus, das bis Anfang
1922 umgebaut und bezogen wurde.²⁹ Damit war
eine teilweise Zentralisierung der Verwaltung an
günstiger Verkehrslage erreicht. 1926 kaufte der Re-
gierungsrat die nördlich an das Kaspar-Escher-Haus
anschliessenden Grundstücke (ehem. Schlachthof,
Viehmarktplatz). Ein 1927 ausgeschriebener Wett-
bewerb für die Überbauung des Geländes brachte
je einen zweiten Preis für **HERMANN HERTER** und
die Gebrüder **PFISTER**; letztere wurden mit der Wei-



86

Wermühleplatz 3/Wermühlestrasse 5–11. Amtshaus V.
Foto L. Macher, um 1935. BAZ. – Text S. 131.

terbearbeitung betraut. Die Ausführung wurde je-
doch verschoben, da man aufgrund der wirtschaft-
lichen Verhältnisse mit einem baldigen Rückgang
der Bautätigkeit rechnete und das Baugewerbe zur
gegebenen Zeit unterstützen wollte.³⁰

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

BADENERSTRASSE 90/
ROTWANDSTRASSE 19–21/
STAUFFACHERSTRASSE 55
Bezirksgebäude

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI .
1914–1916	Neubau.
1961–1963	Erweiterung.
1994–1999	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

Da das Bezirksgebäude in der Selnau den Raum-
anforderungen nicht mehr genügte, schrieb die kan-
tonale Direktion der öffentlichen Bauten 1909 einen
Wettbewerb für einen Neubau auf dem städtischen
Rotwandareal in Aussersihl aus. Das Preisgericht³¹
zeichnete die Architekten **PFLEGHARD & HAEFELI**
an erster Stelle aus und vergab ihnen 1911 Auftrag
und Bauleitung. Das im August eingereichte, über-
arbeitete Projekt wurde als zu teuer zurückgewie-
sen. Zur Kostenreduktion wurden die Raumgrös-
sen verringert, die Fassaden vereinfacht und der
Gebäudeflügel entlang der Rotwandstrasse wegge-



87

Badenerstrasse 90. Hauptfassade des Bezirksgebäudes mit Eingang zum Bezirksgericht. Foto 1976. DPZH. – Text S. 132.

lassen (erst 1961–1963 nach Plänen von OTTO II. PFLEGHARD realisiert).

1982 scheiterte der Neubau des Gefängnisstrakts an einer Volkabstimmung. Anlässlich der Gesamtrenovation 1994–1999 wurde die ursprüngliche Farbgebung in den öffentlichen Gebäudezonen nach Quellen und Befunden teilweise rekonstruiert.³²

Bauanalyse

Äusseres. Der palastartige Baukomplex ist funktional in drei Gebäudetrakte gegliedert: das dreiflügelige Bezirksgericht mit Hauptfassade gegen die Badenerstrasse (Abb. 87), die Bezirksanwaltschaft gegen die Stauffacherstrasse und den T-förmigen Gefängnisstrakt im Innenhof. Die Kanzleistrasse quert das Gebäude, dessen Hälften durch zwei Gebäudebrücken miteinander verbunden sind (Abb. 89).

Der vom Reformstil, Neubarock und Neuklassizismus geprägte Bau stellt ein Hauptwerk der Architekten PFLEGHARD & HAEFELI dar und wird als bauliches Manifest der Opposition gegen GULLS Verwaltungsbauten auf dem Oetenbachareal verstanden.³³ Als «schlichten Nutzbau» und «den wirklichen Bedürfnissen entsprechend» beschreibt das «Werk» den Bau; er imponiere schon durch seine Ausdehnung und sei «mit den einfachsten Mitteln zu monumentaler Wirkung gesteigert».³⁴ Über rustiziertem Steinsockel erheben sich drei verputzte Obergeschosse unter Walmdach, die regelmässig befenstert sind. Der Eingang des Bezirksgerichts an der Badenerstrasse ist durch einen fünfachsi-

gen Mittelrisalit in Sandstein mit kolossaler Pilastergliederung und einen mächtigen Giebel kräftig akzentuiert. Das gestalterisch unausgereift wirkende, verputzte Giebelfeld wird von einem stilisierten Palmettenfries und Eckvoluten gerahmt und zeigt ein kleines Relief mit dem heiligen Georg, der den Drachen tötet (JAKOB BRÜLLMANN). Die Gewände der drei Eingangstüren weisen Flachreliefs von HANS MARKWALDER auf. Vom gleichen Künstler stammen Reliefs über den Erdgeschossfenstern des in den Hof vorspringenden Gerichtssaals sowie der Brunnen auf dem Vorplatz an der Badenerstrasse. Die Strassenlaternen auf dem Vorplatz hat OTTO MÜNCH entworfen.

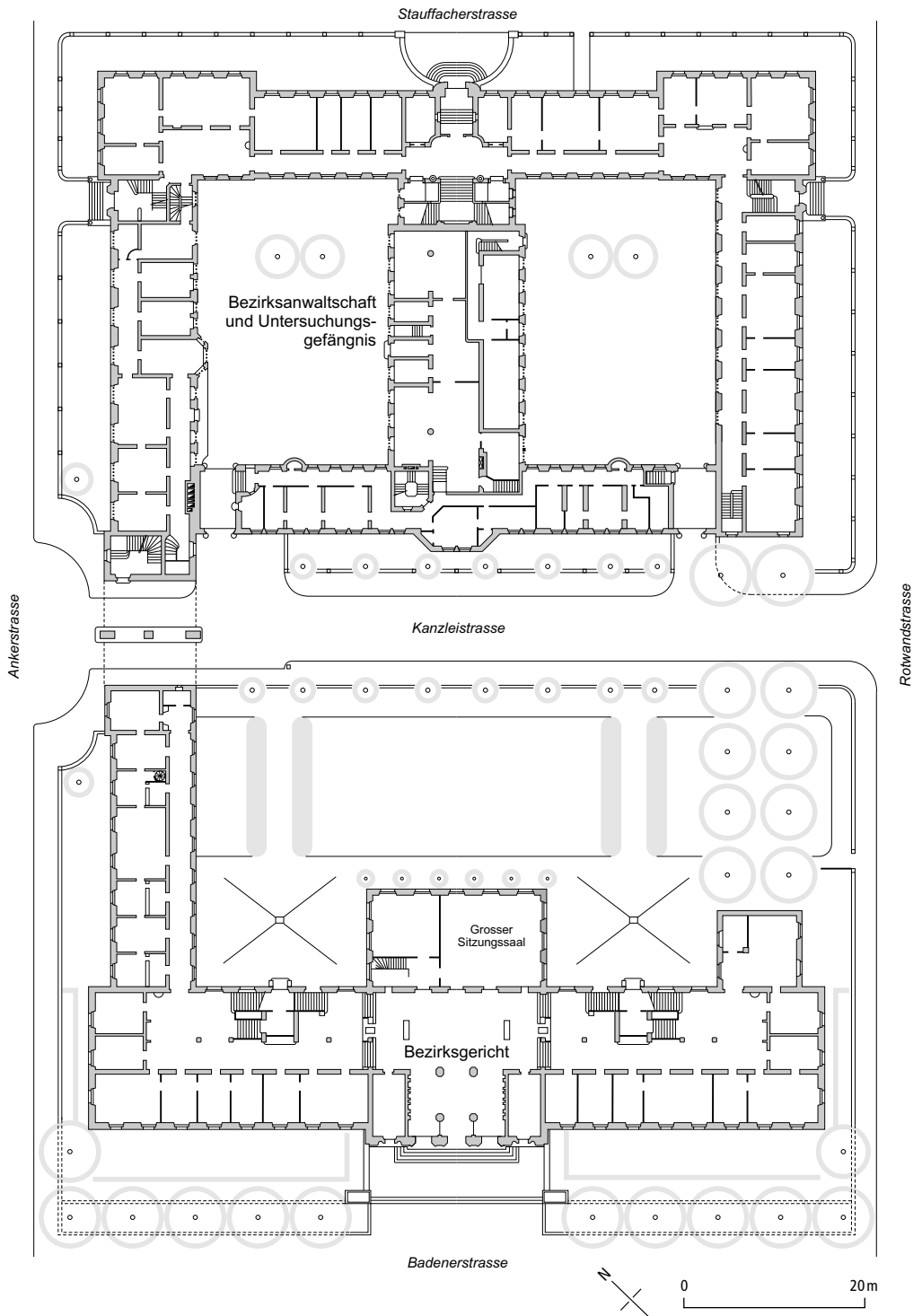
Das neubarocke Eingangsportal an der Stauffacherstrasse zeigt die Figuren der «Verführung» und der «Wachsamkeit» von VALENTIN WALTER METTLER, während die Medaillons mit Reliefköpfen von ARTHUR TIGRAM ABELJANZ stammen. HANS GISLER schuf den Adler und eine auf dem Stadtwappen aufgestützte, männliche Figur an den Stirnseiten der Pfeiler der Tordurchfahrt Kanzlei-/Ankerstrasse. Das Gewölbe im Durchgang wurde von HEINRICH APPENZELLER bemalt («das Gute und das Schlimme»).

Inneres. Für das Konzept der aufwendigen raumkünstlerischen Gestaltung war MAX HAEFELI ver-



88

Badenerstrasse 90. Bezirksgebäude, Orientierungstafeln im Vestibül mit den Medaillons «Liebe», «Weisheit» und «Treue» von Rudolf Mülli. Foto Philipp und Ernst Linck, 1917. BAZ. – Text S. 134.





90

Beatenplatz 1. Ansicht des Amtshauses II vom Beatenplatz her. Rechts im Hintergrund das Waisenhaus vor der Erweiterung 1911–1914. Foto Moser, um 1905. BAZ. – Text S. 134.

antwortlich. Die Ausstattung umfasste nebst einer stimmungsvollen Farbgebung und den stuckierten Decken auch Wandbrunnen, Bänke, Wanduhren und Beleuchtungskörper. Die Orientierungstafeln in der Eingangshalle des Gerichtsgebäudes (Abb. 88) zeigen sechs Medaillons mit stilisierten Tieren auf Goldgrund als Symbole für drei Laster (Elster, Schlange, Panther) und drei Tugenden (Pelikan, Eule, Hund) von RUDOLF MÜLLI. Drei vergoldete Medusenhäupter über den Türen zu den Gerichtssälen stammen von PAUL OSSWALD. Die weiblichen Marmorfiguren («Hilfesuchende» und «Gerechtigkeit») zwischen den Pfeilern bei den Treppenantritten hat HERMANN HALLER geschaffen. EDUARD STIEFEL war für die holzschnittartig bemalten Türumrahmungen mit Verbrecherdarstellungen und ein Wandbild (von Erinnyen verfolgte Missetäter) im Treppenhaus der Bezirksanwaltschaft verantwortlich. Die Wandgemälde in der Cafeteria stammen von WILHELM HARTUNG.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 41. – Bezirksgebäude 1999. – BLEULER-HÜNI 1910. – FIETZ 1910. – INSA 10, 1992, S. 303. – KUNZ BOLT/MÜLLER 2008 (mit Quellenverzeichnis). – SB 1910/2, S. 61–64, 111–113, 337. – SB 1913/5, S. 343. – SBZ 1917/69, S. 1–3, Taf. 1–4, S. 14–17, Taf. 5–8. – Werk 1917/4, S. 151–166.

Plandokumente: SBZ 1917/69, S. 16. – Werk 1917/4, S. 154f.

BAHNHOFQUAI 5/BEATENPLATZ 1

Amtshaus II

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	GUSTAV GULL.
1903/04	Neubau.

Das Amtshaus II (Bauwesen Abteilung II, Strasseninspektorat, Gas- und Elektrizitätswerk, Wasserversorgung, Strassenbahn) wurde 1903/04 als Teil der ersten Etappe der Überbauung des Oetenbachareals an Stelle des «Grünen Hüslis» und des Oetenbachbollwerks realisiert (Abb. 90).³⁵ Ein erstes Projekt charakterisierte GULL wie folgt: «Die architektonische Gestaltung des Baues ist absichtlich sehr einfach gehalten, der Bau will nicht mehr sein als ein Dienstgebäude, das sich dem später auszuführenden Bau des eigentlichen Stadthauses auch äusserlich unterzuordnen hat.»³⁶

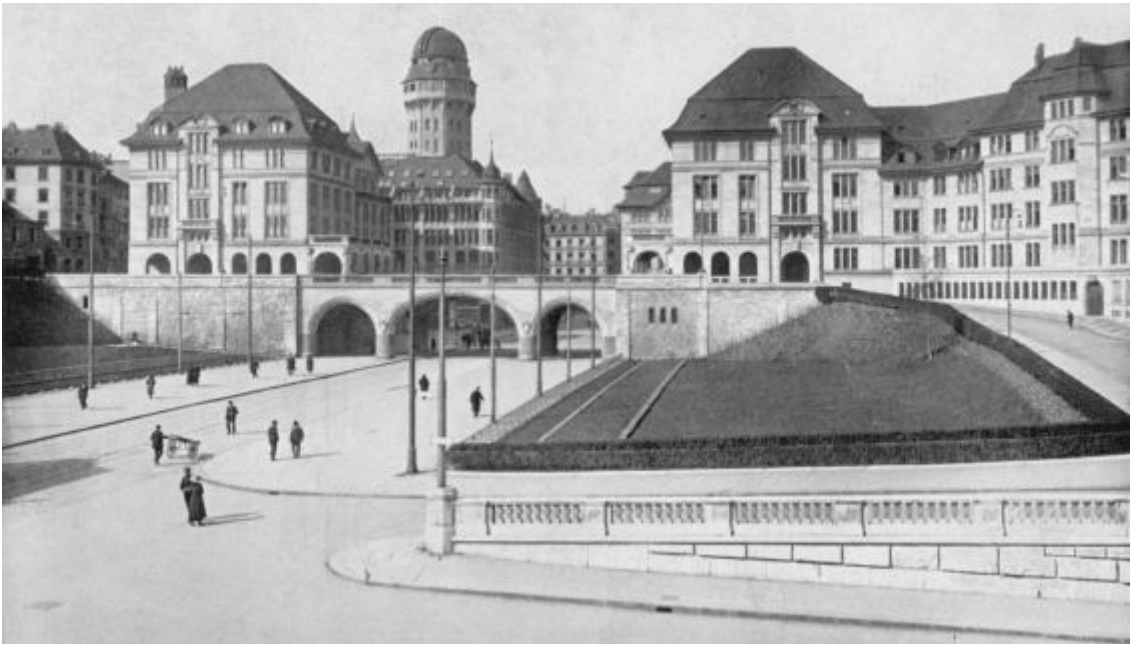
Das Amtshaus ist über unregelmässigem Grundriss um einen Innenhof organisiert. Die Erschliessungskorridore und Treppenhäuser sind entlang der Hofseiten, die Büros entlang der Strassenfassaden angeordnet. Die Fassaden sind in breiten, regelmässigen Achsen durch mehrteilige, gotisch profilierte Öffnungen grosszügig befenstert. Der sandsteinverkleidete Bau ist frei nach dem Vorbild eines deutschen Renaissancepalastes gestaltet. Akzente setzen die übergiebelten Fronten an den abgeschrägten oder abgerundeten Gebäudeecken, von GULL «Eckpavillons» genannt, wo im Dachgeschoss die Dienstwohnungen untergebracht waren.³⁷ Die Giebelreliefs von PAUL ABRY und ADOLF MEYER zeigen Löwen als Wappenträger und mythologische Figuren wie Poseidon. Am Fuss der Pilaster sind Reliefs angebracht, die Mädchen und Putti bei Tätigkeiten darstellen, die frei in Zusammenhang mit den im Gebäude untergebrachten Verwaltungsabteilungen stehen (ADOLF MEYER).³⁸

Dokumentation

Quellen: SAZ, GB SR 1902, S. 153f. GB SR 1903, S. 167f. GB SR 1904, S. 174–176.

Literatur: GULL 1905/1, S. 302–304. – GUTBROD 2009, S. 249–251, 362–364 (mit Quellenverzeichnis). – HAUSER 2000, S. 104. – INSA 10, 1992, S. 306.

Plandokumente: SAZ, IX K.75, Amtshaus am Beatenplatz 1901. IX K.124–125, Amtshaus II 1902/03. IX K.126, städtische Bauten im Oetenbachareal um 1900.



91

Die Amtshäuser III (rechts) und IV (links) von Nordosten. Vorn überquert die Lindenhof- die Uraniastrasse. Im Hintergrund die Urania-Sternwarte. Foto um 1915. BAZ. – Text S. 135f.

LINDENHOFSTRASSE 21–25/
URANIASTRASSE 2/
WERDMÜHLEPLATZ 4/
WERDMÜHLESTRASSE 10–12

Amtshaus III

LINDENHOFSTRASSE 19/
OETENBACHGASSE 22/
URANIASTRASSE 7

Amtshaus IV

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	GUSTAV GULL.
1911–1914	Neubau.
1997–2004	Umfassende Renovation. ³⁹

Baugeschichte

Die 1905–1911 bearbeiteten Pläne für den Umbau des Waisenhauses (Amtshaus I) und den Neubau der Amtshäuser III und IV wurden trotz Kritik ausgeführt (Abb. 91).⁴⁰

1916 schrieb die Stadt einen Skulpturenwettbewerb aus: Im Ersten Weltkrieg waren viele Schweizer Künstler aus dem Ausland nach Zürich zurück-

gekehrt. Oberrichter und Heimatschützer Hermann Balsiger und Sigismund Righini, Präsident der Künstlervereinigung GSMBA, schlugen vor, diese Künstler durch öffentliche Aufträge zu fördern,⁴¹ entsprechend den Bestrebungen zur Vereinigung von Kunst und Architektur durch den Heimatschutz, den BSA oder den SWB. Für die Amtshäuser III und IV reichten 21 Bildhauer 185 Modellskizzen ein.⁴² Mehrere Künstler wurden mit der Ausführung von Gipsmodellen beauftragt.⁴³ Die 1917–1919 realisierten Skulpturen wurden 1967–1969 restauriert, zahlreiche mussten durch Kopien ersetzt werden.⁴⁴

Bauanalyse

Die Amtshäuser fallen durch ihre unregelmässigen Grundrisse und die abwechslungsreiche Fassadengestaltung auf. GULL ging bei der Neugestaltung des Areals nicht von einem regelmässigen Strassenraster, sondern von bestehenden Strukturen aus (z.B. ehem. Sihlkanal) und erzielte einen malerischen Gesamteindruck. Die Bauten zeigen Sandsteinfassaden, sind von Mansardwalmdächern gedeckt und von unterschiedlichen Zugangsniveaus geprägt. Diese ergaben sich durch die Anlage der

Lindenhofstrasse, die östlich der Gebäude die Uraniastrasse überquert. Die symmetrische Anordnung der Treppenanlagen und der Kopfbauten gegen die Uraniastrasse erzeugen bei der Lindenhofbrücke eine Torsituation, die durch besonderen künstlerischen Aufwand im Bereich der Treppenaufgänge betont wird.

Das Amtshaus III ist im Inneren entlang eines Mittellängskorridors organisiert und über eine mehrgeschossige Gebäudebrücke mit dem Amtshaus I verbunden. Das Amtshaus IV ist im Wesentlichen um einen Lichthof organisiert und schliesst an das von GULL erbaute Geschäftshaus Urania an. Beide Amtshäuser sind im Erdgeschoss von Ladenlokalen belegt.

*Künstlerische Ausstattung.*⁴⁵ Die Amtshäuser zeigen zahlreiche Reliefs, Skulpturen und Malereien, die antike Motive aufgreifen oder in die gotisch inspirierte Fassadengestaltung eingebunden sind (Abb. 92). Die Sujets stehen mehrheitlich in keinem



92

Uraniastrasse 2. Amtshaus III. Ansicht der Nischenfiguren an der Südfassade nach der Renovation. Vorn zwei Kopien nach Figuren von Eduard Zimmermann. Foto 1968. BAZ. – Text S. 136.

erkennbaren Zusammenhang mit der Funktion des Gebäudes und vermitteln einen heiteren Eindruck. Die «Bündelpfeiler» entlang der Uraniastrasse weisen Reliefs mit spielenden Putti auf (1914, HERMANN WÜRTH). Nach einem Wettbewerb wurden 1933/34 die äusseren Treppenaufgänge beider Amtshäuser mit sechs Fresken von KARL WALSER («Schule», «Städtebau»), HERMANN HUBER («Kinder auf Ufersteg» «Kinder im Boot») und KARL HÜGIN («Turner», «Radfahrer») ausgestattet.⁴⁶

Die zahlreichen Nischenfiguren stammen von EDUARD ZIMMERMANN, JULIUS SCHWYZER, WALTER SPÄNY, JAKOB AUGUST HEER, HANS CONRAD FREY und HANS MARKWALDER. Die Aufstellung «en masse von 36 nackten Göttinnen und Göttern» wurde nicht nur positiv aufgenommen (Abb. 92).⁴⁷

In der Unterführung der Lindenhofbrücke sind die Reliefs «Krieg, Frieden» (um 1917, ADOLF MEYER) angebracht. An der Ecke Werdmühle-/Lindenhofstrasse steht der Felix-und-Regula-Brunnen von JULIUS SCHWYZER.

Die Arkaden im Lichthof des Amtshauses IV besitzen in den Bogenzwickeln im obersten Geschoss Medaillons der zwölf Tierkreiszeichen, von Tag, Nacht, Sonne, Mond, Saturn sowie eines Kometen (CHRISTIAN II. SCHMIDT). Die Brüstung ist mit zahlreichen Fratzen verziert. Eine zeigt seit der jüngsten Restaurierung 1997–2002 deren Architekten ERNST STREBEL.⁴⁸

Dokumentation

Literatur: FÜLSCHER 2012, S. 224–227. – GULL 1905/3. – GULL 1911. – GUTBROD 2009, S. 259–264, 362–364 (mit Quellenverzeichnis). – GUTBROD/HAUSER 2004. – INSA 10, 1992, S. 367, 423. – MICHEL 2001. – MICHEL 2012/2.

Plandokumente: SAZ, IX K.126, 129–132, städtischen Bauten auf dem Oetenbachareal um 1900–1918.

NEUMÜHLEQUAI 8–12/ STAMPFENBACHSTRASSE 17–19

Kaspar-Escher-Haus

Bauherrschaft	Stampfenbach-Baugenossenschaft.
Architekten	FRANZ AHRENS, ERNST WITSCHI.
1910–1912	Neubau als Geschäftshaus.
1921/22	Umbau zum Verwaltungsgebäude.
1976/77	Aussenrenovation. ⁴⁹
2000–2003	Farbliche Wiederherstellung der Erschliessungsbereiche. ⁵⁰



93

Neumühlequai 8–12. Kaspar-Escher-Haus von Südwesten. Foto 1912. BAZ. – Text S. 137f.

Das Stampfenbachareal als Geschäftszentrum

Aufgrund seiner attraktiven Lage in Bahnhofsnähe sollte das industriell geprägte Stampfenbachareal am rechten Limmatufer (Escher Wyss, Schlachthaus, Gasfabrik) nach 1900 zur erweiterten City werden. Nach dem Umzug ins Industriequartier verkaufte die Firma Escher Wyss ihre Liegenschaften 1903 an die Baugenossenschaft Stampfenbach⁵¹ mit Hauptinhaber Baron Ewald Karl Heinrich von Kleist-von Gonzenbach aus Potsdam.⁵² Geplant war «die Neu-regulierung des ganzen Geländes» durch Aus- und Neubau mehrerer Strassen und Plätze; «es wird auf dem jetzt brach liegenden Terrain ein neues Quartier entstehen, das Dank seiner Lage in der Nähe des Hauptbahnhofs und des Zentrums der Stadt sich bald zur ersten Geschäftsgegend Zürichs ausbauen wird».⁵³

In einer ersten Bauetappe errichtete die Baugenossenschaft 1910–1912 das «Caspar Escherhaus».⁵⁴ Es folgten weitere Büro- und Geschäftshäuser entlang des neu erbauten Neumühlequais.

Man erwartete, dass die «nach den neuesten Erfahrungen und unter Ausnutzung der modernsten Errungenschaften der Technik ausgebauten Läden» im Kaspar-Escher-Haus aufgrund ihrer Lage und der verkehrstechnischen Erschliessung «bald zu sehr ertragreichen zählen» und wie die Büros in den Obergeschossen sehr gesucht sein würden. Die Lagerräume in den Kellern wie die Wohnungen im Dachgeschoss sollten «lebhaftes Interesse erregen

und starke Nachfrage hervorrufen». Architektonisch wie auch «für das neu erstehende Quartier» sollte das Kaspar-Escher-Haus «beherrschend» sein und «einen leicht auffindbaren Zentralpunkt für den Zusammenfluss von Geschäftsabwicklungen bilden».⁵⁵

Baugeschichte

Aus finanziellen Gründen wurde auf einen Wettbewerb verzichtet. Die Berliner Architekten BOSWAU & KNAUER bewarben sich um den Auftrag, stiegen aber wieder aus, da sie sich nicht wie gefordert auch finanziell am Bau beteiligen wollten. Ihr Mitarbeiter FRANZ AHRENS, kaiserlicher Baurat, übernahm schliesslich die Projektierung.⁵⁶ ERNST WITSCHI, er arbeitete 1910/11 in verschiedenen Berliner Architekturbüros, leitete 1910–1912 für AHRENS den Bau des Kaspar-Escher-Hauses (Abb. 93). Er war auch an weiteren Bauprojekten der Umgebung beteiligt (Neumühlequai 26–28, Walchestrasse 11–15; Stampfenbachstrasse 63, 67–69, 73–75, Walchestrasse 30–34).⁵⁷

Das Geschäftshaus – in ihm eröffnete der Zürcher Kinopionier Jean Speck 1912 die Palast-Lichtspiele (bis 1965) – brachte nicht den gewünschten Erfolg. Die Lage erwies sich als wenig attraktiv, da die Stadt die Abtragung der «Schlachthausruine» hinauszögerte und die Vermietung in der Kriegszeit schwierig war.⁵⁸ 1912 bemerkte die Zürcher Wochen-Chronik, dass der Bau «wie ein Amts- oder öffentliches Gebäude» anmute.⁵⁹ 1920 erwarb der Kanton das Kaspar-Escher-Haus und baute es

1921/22 zum Verwaltungssitz um.⁶⁰ 1941 wurde der Dachreiter abgebrochen,⁶¹ der bereits 1935 als Reminiszenz an den Berliner Architekten, «im Stil des Kurfürstendamms» erbaut als «fremd» und störend bewertet wurde.⁶²

Bauanalyse

Der in Eisenbeton-Skelettbauweise erstellte Blockrandbau umschliesst zwei Innenhöfe. Die Fassaden sind konstruktionsbedingt betont vertikal gegliedert, in ungewöhnlich schmuckloser und abstrakter Weise durch Sandstein verkleidet und hofseitig verputzt. Die symmetrisch gegliederte Hauptfassade mit breit gelagertem Mittelrisalit ist gegen die Limmat und den Hauptbahnhof orientiert. Das hohe Arkadenerdgeschoss zeigt Rustikamauerwerk und wird heute noch von Ladenlokalen belegt. Von den drei Obergeschossen ist ein Attikageschoss abgesetzt, darüber ist das ursprünglich von Wohnungen belegte Mansardengeschoss durch Gauben belichtet. Die nordseitige Gebäudebrücke wurde mit den Verwaltungsneubauten 1934/35 ersetzt. Bauplastik ist sparsam eingesetzt. Das Sockelgeschoss weist Reliefs mit Köpfen sowie Pflanzen- und Tiermotiven auf. Der Haupteingang, über dem zwei Löwen als Schildhalter thronen, wurde beim Umbau zum Verwaltungsgebäude verändert.

Im Inneren sind Teile der ursprünglichen Ausstattung in den Erschliessungszonen erhalten geblieben. Die Laden- und Büroflächen waren dank der Skelettbauweise von Anfang an flexibel einteilbar; ursprünglich enthielt das Gebäude über 360 Büros.⁶³

Dokumentation

Quellen: SAZ, VII.419.:10.1.3. Baugenossenschaft Stampfenbach 1890–1918. – DPZH, Inv. Kaspar-Escher-Haus 1996 (mit Dokumentation).

Literatur: BZD 1977/78, S.292f. – INSA10, 1992, S.375. – MÜLLER 2001, S.64–69. – SBZ 1909/54, S.375. – SBZ 1920/75, S.284. – SBZ 1935/106, S.227. – Stampfenbach 1910. – Werk 1919/6, S.28f. – ZD 2003–2004, S.360. – ZWCh 1912/21, S.224f.

Plandokumente: Stampfenbach 1910, S.15, 17, 19, 21.

SELNAUSTRASSE 9/ GERECHTIGKEITSGASSE 5

Bezirksgebäude

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekt	LEONHARD ZEUGHEER.
1855/56	Neubau.
1989–1991	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

Die Bezirksbehörden waren seit 1834 im Kappelerhof und im Haus zur Schwanau an der Schoffelgasse untergebracht.⁶⁴ 1852 beschloss die Stadt einen Neubau. Eine Spezialkommission⁶⁵ schlug als Bauplatz die Kapelle beim Kappelerhof vor und verfasste einen «kleinen Riss über die Eintheilung der Gebäulichkeiten». Der Stadtrat bestimmte die 1853 von der Gemeinde Enge abgetretene Selnawiese zum Standort.⁶⁶ Das Gebiet des abgebrochenen Klosters Selnau war Mitte des 19. Jahrhunderts auch als Standort eines städtischen Zentralfriedhofs im Gespräch.⁶⁷ Die Selnawiese bot den Vorteil, dass die Stadt neben dem Bezirksgebäude unter «möglichst günstige[r] Verwerthung des übrig bleibenden Gemeindeeigenthums» auch ein zeitgemässes Neubauquartier anlegen konnte.⁶⁸

Der Stadtrat forderte den Kanton auf, Pläne anzufertigen, die im März 1853 von Staatsbauinspektor JOHANN CASPAR WOLFF geliefert wurden. Unter seiner Aufsicht erarbeitete Stadtbaumeister JOHANN CASPAR ULRICH im Winter 1854/55 Ausführungspläne. Die Baukommission machte Änderungsvor-



94

Selnaustrasse 9/Gerechtigkeitsgasse 5. Ansicht des Bezirksgebäudes von Norden. Foto F. Ruef-Hirt, um 1910. BAZ. – Text S. 138f.

schläge und leitete die Pläne an den Stadtrat weiter. Unter dem Vorwand, dass die Ausführungspläne nicht den zuvor bewilligten Plänen entsprechen, beauftragte der Stadtrat **LEONHARD ZEUGHEER** mit dem Neubau; vermutlich hatte ZEUGHEER bereits überzeugende Entwürfe präsentiert.⁶⁹

Unter **ARNOLD GEISER** entstand 1869 ein Uhrtürmchen (abgebrochen).⁷⁰ 1917 wurde das Gebäude aufgrund des Neubaus in Aussersihl umgenutzt und umgebaut (u.a. Unterteilung des Gerichtssaals). 1989–1991 erfolgte eine teils rekonstruierende Gesamtrenovation, bei der die originale Kassettendecke des Gerichtssaals zwar dokumentiert, aber nicht freigelegt wurde.⁷¹

Bauanalyse

Das Bezirksgebäude bildet den Ausgangspunkt des in den 1860er Jahren angelegten Selnaquartiers (Abb. 94). Der spätklassizistische Bau mit vorgelegter kleiner Grünanlage ist in drei H-förmig angeordnete Trakte gegliedert und mit seiner Hauptfassade zur Selnaustrasse orientiert. Im Gebäudeflügel gegen die Selnaustrasse waren der Sitzungssaal des Bezirksrats und Büros untergebracht. Parallel dazu ist der Gefängnistrakt mit dem ehemaligen Spazierhof angeordnet. Dazwischen liegt ein Verbindungstrakt, in dem sich der Gerichtssaal befand. Haupt- und Verbindungstrakt sind gegenüber dem schlichten Gefängnistrakt gestalterisch hervorgehoben. Das verputzte Hochparterre zeigt horizontalen Fugenschnitt, das Hauptgebäude weist zudem einen hohen Sandsteinsockel auf. Die Hauptfassade, von der ZEUGHEER verschiedene Varianten entwarf, ist durch einen dreiachsigen Mittelrisaliten in Sandstein betont. Der Bau zeichnet sich durch sorgfältig und feingliedrig profilierte Details wie die segmentbogenförmigen Fenster- und Türeinfassungen oder Gesimse aus. Der Brunnen an der Flössergasse stammt von «Solothurner Steinmetzmeistern» und wurde 1864 aufgestellt.⁷²

Dokumentation

Quellen: SAZ, GB SR 1864, S.156.

Literatur: BZD 1991/92, S.115f. – EICHHOLZER 1916. – HAUSER 2000, S.43–45. – INSA 10, 1992, S.405. – LINDT 1984. – ZüKa 1854, o. S.

Plandokumente: BAZ, Zeu 37–37q, Pläne des Bezirksgebäudes von **LEONHARD ZEUGHEER** 1854/55. – SAZ, IX K.46–50, 52, Pläne ab 1854.

STADTHAUSQUAI 17/ FRAUMÜNSTERSTRASSE 28

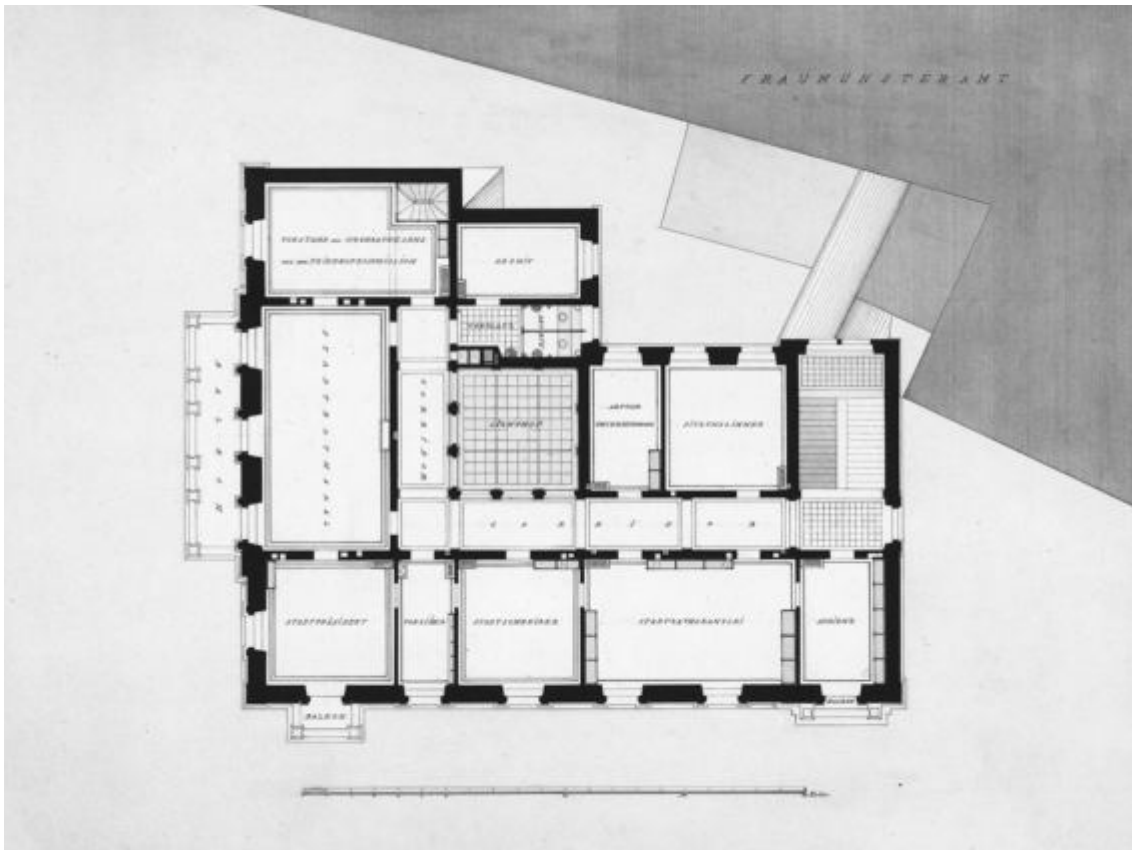
Stadthaus

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	ARNOLD GEISER , GUSTAV GULL (Erweiterung).
1883/84	Neubau.
1898–1901	Erweiterung.
2000–2006, 2007–2010	Renovation.

Baugeschichte

*Stadthaus 1883/84.*⁷³ Beim Bau des Seequais 1882–1887 wurde das alte Stadthaus im Kratzquartier abgebrochen. Entgegen der Idee, die gesamte städtische Verwaltung in einem repräsentativen Neubau zu zentralisieren, ersetzte man aus Kostengründen nur diejenigen Räumlichkeiten, die durch den Abbruch verloren gingen. Zu den betroffenen Verwaltungsabteilungen (Stadtrat, Stadtkanzlei, Zivilstandsamt, Kontrollbüro) kamen noch das Waisenamt und das technische Büro hinzu. Zuerst sah die Stadt vor, das Fraumünsteramt auszubauen. Machbarkeitsstudien kamen aber zum Schluss, dass «da leicht sehr viel Geld verbaut werden könnte, ohne zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen».⁷⁴ Man entschied sich für einen einfachen Neubau, der direkt an den Fraumünsterkomplex anschloss. Er sollte, falls «die Idee einer einheitlichen Monumentalbaute je zur Ausführung» gelange, «auch zu Privatzwecken» umgenutzt werden können.⁷⁵ Ebenso war die Möglichkeit einer Erweiterung einzuplanen.

*Erweiterung 1898–1901.*⁷⁶ Mit der ersten Eingemeindung von 1893 genügte das Stadthaus den Raumanforderungen bereits nicht mehr. Der Stadtrat beauftragte 1895 das neu geschaffene Hochbauamt II unter **GUSTAV GULL** mit der Planung von Neubauten. Als Standort wurde 1898 das Oetenbachareal bestimmt.⁷⁷ Den Standort beim Fraumünster wollte man aber beibehalten und nicht «privater Unternehmungslust» überlassen.⁷⁸ «Indem die Stadt den Ausbau des Fraumünsteramtes selbst ausführt, hat sie es in der Hand, eine auch die Forderungen des Schönheitssinnes erfüllende Ueberbauung dieses Areals zu bewirken.»⁷⁹ Das Stadthaus von 1883/84 sollte unter Abbruch der Klostergebäude und des Kornhauses (1616–1620, Abbruch 1897)⁸⁰ erweitert werden. Wiederum galt, dass der «in günstiger Lage



95

Fraumünsterstrasse, Kappelerstrasse. «Archivpläne des neuen Stadthauses in Zürich». Grundriss erstes Obergeschoss. 1883/84. BAZ, Plan IX K 16. – Text S. 141.

inmitten des Verkehrs gelegene Bau» so gestaltet werden sollte, «dass er sich ohne weiteres auch zu anderweitiger Verwertung [Büros] eignen würde, falls die Stadtverwaltung später anderswo untergebracht werden sollte».⁸¹

1898 wurde GULLS Projekt vom Grossen Stadtrat genehmigt. Es folgte der Abbruch des Fraumünsteramts; diverse Raumausstattungen wurden im 1898 eröffneten Schweizerischen Landesmuseum (GUSTAV GULL) wieder eingebaut. Das Hochbauamt II fertigte Bauaufnahmen des Abbruchobjekts und der dabei zu Tage tretenden Mauern und Fundamente an.⁸²

1900 wurden u.a. die zwei neuinterpretierten Kreuzgänge fertiggestellt. Die Hoffassaden von GEISERS Stadthaus wurden renoviert, im Inneren liess GULL die ursprünglichen Dekorationsmaleien überstreichen.⁸³ Der Innenausbau fand im Folgejahr mit der Einrichtung des grossen Sitzungs- und des Stadtratssaals seinen Abschluss.⁸⁴

Ab 1950 erfolgten zahlreiche Umbauten.⁸⁵ Der Lichthof im Gebäudeteil von 1883/84 wurde überbaut,⁸⁶ 1960 die Fassaden renoviert. 2000–2010 fand die letzte, umfassende Renovation statt, bei der u.a. der Lichthof von 1883/84 wieder hergestellt wurde.⁸⁷

Bauanalyse⁸⁸

Stadthaus 1883/84. Dieses übernimmt als Eckbau an der Fraumünsterstrasse und der Kappelerstrasse die Blockrandstruktur im damals schrittweise erneuerten Kratzquartier (Abb. 96, 95). Es wurde im Stil der «italienischen Hochrenaissance»⁸⁹ erbaut und ist kaum von einem städtischen Wohn- und Geschäftshaus zu unterscheiden; der Zürcher Kalender lobte seine «republikanische Einfachheit».⁹⁰ Nur wenige Elemente weisen auf die öffentliche Funktion hin. Die Fassaden sind sorgfältig instrumentiert. Ein schwach vorspringender, drei Achsen



96

Stadthausquai 17. Stadthausenerweiterung von Gustav Gull. Ansicht der Hauptfassade gegen die Limmat. Foto wohl kurz nach 1900. BAZ. – Text S. 141.

breiter Mittelrisalit mit kolossaler Pilasterordnung in den zwei obersten Geschossen akzentuiert die Fassade gegen die Fraumünsterstrasse. Ursprünglich wies ein risalitbreiter Balkon im ersten Obergeschoss auf den ehemaligen Stadtratssaal hin. Der Haupteingang befindet sich wenig prominent an der Kappelergasse und ist durch ein schmales Sandsteinrelief mit von Akanthus umranktem Zürcher-Wappen und Löwenkopf hervorgehoben.

Das Innere wird im Geschäftsbericht des Stadtrats 1884 ausführlich beschrieben.⁹¹ Erwähnt seien der ursprünglich als Warteraum dienende Hof mit Oberlicht und Wandbrunnen und das mit Wandtäfer und einer bemalten Holzdecke ausgezeichnete ehemalige Trauzimmer im Erdgeschoss. Der ehemalige Stadtratssaal im ersten Obergeschoss ist im Stil der italienischen Renaissance ausgestaltet worden: Die Decke zeigt imitierte Intarsien «mit Anklängen an die Intarsien Perugia's».⁹² Im hofseitigen Sitzungs-

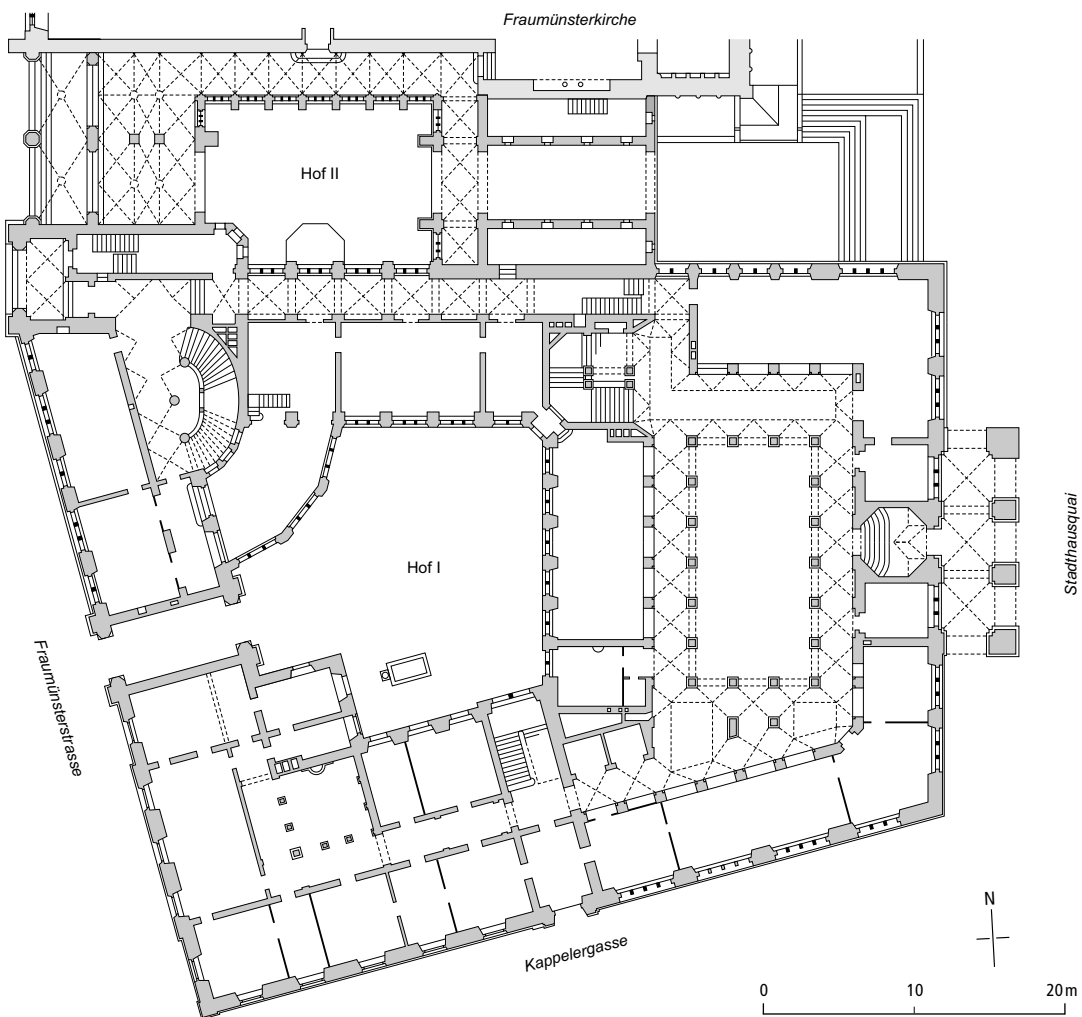
zimmer wurde auf Wunsch der antiquarischen Gesellschaft ein spätgotischer Fensterpfeiler und eine Frührenaissancedecke mit den Wappen der ehemaligen Zürcher Vogteien aus dem Schirmvogteiamt (1531, bis 1798 Stadtkanzlei) eingebaut.

Erweiterungsbau 1898–1901. Äusseres. Der südlich an die Fraumünsterkirche anschliessende, das Stadthaus von GEISER integrierende Erweiterungsbau ist um zwei Innenhöfe angelegt, wovon der eine überdacht ist. Die überwiegend schlicht gestalteten Fassaden mit Verblendmauerwerk aus Sandstein weisen mehrteilige, gotisch profilierte Fenster auf. Gegen die Limmat zeigt der Bau eine repräsentative Hauptfront in Formen der Neugotik und Neurenaissance. Sie ist von einem weit vorspringenden Mittelrisalit dominiert und wird an den Gebäudeecken von Türmchen gefasst. Der Risalit ist von einem Treppengiebel bekrönt – ein typisches Attribut der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen, vor

allem deutschen Rathausarchitektur.⁹³ Die Funktion als Stadthaus ist im Gegensatz zu GEISERS Bau also deutlich ablesbar.

Im Erdgeschoss sind die gefasten Fenstereinfassungen mit Reliefs ausgestattet, welche «in humorvoller Auffassung verschiedene stadtbekannte Köpfe erkennen lassen, die in ihrer naiven Harmlosigkeit dem Bau eine ansprechende Intimität verleihen».⁹⁴ Sie stellen verschiedene Berufsgruppen und Bürgertypen dar und wurden 1959–1961 nach den aufmodellierten Originalen neu geschaffen (KARL JOSEPH LEUCH, WILHELM SCHWERZMANN, H. WELSCH, JOHANNES ABEGLLEN).

GULL versuchte, Altes und Neues zu einem «pittoresken Ensemble» zu verbinden.⁹⁵ Das Stadthaus steht in bewusster Kontinuität mit den Vorgängerbauten, indem einzelne Elemente als Spolien (Kreuzgang, Stuckdecke des Musiksaals) übernommen oder kreativ weiterentwickelt wurden. Die dreiteiligen Fenster mit Blendgiebeln im zweiten Obergeschoss haben ihr Vorbild in einem Fenster der Limmatfassade des ehemaligen Fraumünsteramts.⁹⁶ Zwischen Stadthaus und Fraumünsterkirche ist eine Passage angelegt, in der GULL den sogenannten romanischen und gotischen Kreuzgang der ehemaligen Fraumünsterabtei frei rekonstruierte.⁹⁷



97

Stadthausquai 17/Fraumünsterstrasse 28. Das Stadthaus nach der Erweiterung durch Gustav Gull 1898–1901. Grundriss Erdgeschoss, 1:500. SBZ 1903/42, S. 2. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 139f., 142f.

Inneres. Im Inneren betritt man einen grosszügigen Lichthof (Wartehalle) im Stil der Neurenaissance (Abb. 97).⁹⁸ Er ist über drei, schmalseitig vier Geschosse von kreuzgewölbten Gängen mit Säulenarkaden umgeben (Abb. 98). Die Kapitelle zeigen ornamental, floralen und figürlichen Schmuck. Im ersten Obergeschoss sind in den Bogenzwickeln Sandsteinreliefs mit Vertretern der Zürcher Zünfte, das Zunftwappen haltend, angebracht. Die Brüstungsfelder zeigen im zweiten Obergeschoss Malereien zünftischer Handwerke umgeben von Blatt- und Rankenwerk, im dritten Obergeschoss die Wappen der eingemeindeten Vororte. Die Halle ist von einem Glasdach im System Falconnier überwölbt.⁹⁹ Die schmalseitigen Wandfelder unterhalb des Glasdachs sind mit zwei Ölgemälden ausgestattet. Südseitig eine historische Ansicht der Stadt vom See her (um 1650), nordseitig eine Ansicht des Grossmünsters und der rechtsufrigen Stadt um 1770 (WILHELM LUDWIG LEHMANN). Die «Fülle maleischer Durchblicke und kunstvoller Details [mutet], trotz aller Anlehnung an Motive aus Palasthöfen der italienischen Renaissance, nicht fremd an, sondern verleiht dem Raume durch mannigfaltige Anklänge an vergangenes und gegenwärtiges Leben der Stadt ein heimisches Gepräge, das ihn würdig dem so bodenständig gedachten und ausgeführten Bau einfügt».¹⁰⁰ Der Stadtratssaal im zweiten Obergeschoss verfügt in Anlehnung an den Vorgängerbau über Wand- und Deckentäfer in Eichenholz mit Schnitzereien im Stil der Spätgotik. Im darüberliegenden Sitzungssaal wurde die beim Abbruch des Fraumünsteramts ausgebaute Stuckdecke des Musiksaals von 1716/17 wieder eingebaut.¹⁰¹

Dokumentation

Quellen: SAZ, GB SR 1884ff.

Literatur: ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002, S.129–132 (Kreuzgang mit Dokumentation). – BAUR 1984. – GULL 1905/1. – GÜRTLER BERGER 2008–2010. – GÜRTLER BERGER 2011. – GUTBROD 2009, S.183–197, 359f. (mit Dokumentation). – GUTBROD 2011. – HANAK 2010. – HAUSER 2000, S.103. – INSA10, 1992, S.412. – NUSSBERGER 1944. – NUSSBERGER 1956. – PFISTER 2011. – SBZ 1884/4, S.68–70. – SBZ 1898/31, S.169–171. – SBZ 1903/42, S.1–7, 16–21, 46–50, 53–57. – WIDMER 1979.

Plandokumente: SAZ, IX K.15, Projekt zu einem Verwaltungsgebäude 1882. IX K.16, Archivpläne 1883–1885. IX K.110, Skizzen zur Stadthausenerweiterung von GUSTAV GULL um 1900. – SBZ 1884/4, S.69. – SBZ 1898/31, S.170f. – SBZ 1903/42, S.2–5, 6–17, 47, 50.



98

Stadthausquai 17. Lichthof. Unter dem Glasgewölbe die historische Ansicht Zürichs vom See (um 1650) von Wilhelm Ludwig Lehmann, 1901. Foto um 1960. BAZ. – Text S. 143.

WALCHEPLATZ 1/NEUMÜHLEQUAI 20,
WALCHEPLATZ 2
STAMPFENBACHSTRASSE 31,
WALCHESTRASSE 6/STAMPFEN-
BACHSTRASSE 35

Kantonale Verwaltungsbauten «Walche»

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekten	OTTO PFISTER, WERNER PFISTER.
1933–1935	Neubau.

Baugeschichte

1926 kaufte der Kanton die Brache des 1915 abgebrochenen Schlachthofs von der Stadt und schrieb 1927 einen Ideenwettbewerb für einen Komplex von Verwaltungsbauten aus. Der Bauplatz auf ansteigendem Terrain und das dichte Strassengefüge boten städtebaulich anspruchsvolle Voraussetzun-



99

Blick vom Walcheplatz gegen Norden. Links die Eingangsfront des Hauses «Neumühle». Foto Wilhelm Gallas, 1935. BAZ. – Text S. 144f.

gen.¹⁰² Die Jury¹⁰³ zeichnete die Gebrüder PFISTER sowie ex aequo HERMANN HERTER aus, und der Regierungsrat übertrug den Gebrüdern PFISTER im Herbst 1929 die Weiterbearbeitung. Die Architekten nahmen darauf wesentliche Änderungen an ihrem Projekt vor (u.a. Neuordnung des Turms, Neugestaltung des Verbindungstrakts gegen das Kaspar-Escher-Haus sowie Flach- anstelle von Walmdächern). Die moderne Architektursprache gab Anlass zu Diskussionen und war vielen Politikern nicht repräsentativ genug. Der neue Kantonsbaumeister HANS WIESMANN beurteilte das Projekt positiv: «Die Ansicht, dass diese [Fassaden] langweilig wirken, kann ich nicht teilen. Die Massengruppierung mit dem Turm, der leichten Kurve des Hauptgebäudes und die Bindungen der einzelnen Trakte mit dem Terrain, versprechen eine durchaus interessante Anlage, die gerade durch ihre Zurückhaltung besonders stark wirken wird inmitten der sehr unruhigen Architektur der Umgebung. Die Verhältnisse sind so gut abgewogen und studiert, dass jedes Mehr an Gliederung nur eine Beeinträchtigung bedeuten müsste. Die Architektur spricht die Sprache unserer Zeit.»¹⁰⁴

Auch die Architekten verteidigten ihren Entwurf und verglichen ihn mit dem Kaspar-Escher-Haus: «Die stark plastisch gestaltete Façade mit ihrem Bossenquader-Unterbau entspricht in keiner Weise der heutigen allgemeinen Auffassung über das Aussehen eines Geschäfts- & Bureauhauses.» Als Vorteile des Flachdachs nannten sie die freie Sicht auf die gestaffelte Hangbebauung und den Gewinn eines Vollgeschosses gegenüber der Walmdachlösung.

Sie wehrten sich auch dagegen, Fenster mit «nicht-tragenden, eingestellten Fensterpfosten» einzubauen.¹⁰⁵ Unterstützt wurden sie durch die Architektenverbände SIA und BSA.¹⁰⁶ In der Dachfrage setzte sich im Kantonsrat das Walmdach durch. Am 12. März 1933 nahm das Projekt die Hürde der kantonalen Volksabstimmung und am 4. Sept. 1933 erfolgte der Spatenstich.¹⁰⁷

Die kantonale Baudirektion schrieb 1933 zwei Wettbewerbe für Reliefs, Skulpturen und Mosaiken aus.¹⁰⁸ Das «Werk» kritisierte, dass dabei kein bestimmtes Thema vorgegeben wurde. Die Künstler seien «in möglichst allgemeine Allegorien, die tief-sinnig aussehen und sich auf nichts Spezielles festlegen» verfallen: «Aber was haben schliesslich noch so edle klassische Frauengestalten, heroische Jünglingsfiguren, wilde Amazonenkämpfe und sonstige Pferdeszenen mit dieser höchst unheroischen Angelegenheit [kantonale Verwaltung] zu tun?»¹⁰⁹

Bauanalyse

Der Verwaltungskomplex rund um den Walcheplatz umfasst neben dem Kaspar-Escher-Haus (1910–1912) die drei Gebäudetrakte «Walcheter», «Walcheturm» und «Neumühle» (1933–1935). Das Haus «Walcheter» ist über eine Gebäudebrücke mit dem Kaspar-Escher-Haus verbunden und folgt in leichter Krümmung dem Strassenverlauf der Walche- und der Stampfenbachstrasse (Abb. 100). Der Bau steht zugunsten des engen Strassenraums von der Baulinie an der Walchestrasse zurückversetzt. Dies ermöglichte die Anlage eines terrassenartigen Fusswegs, der die Ladenlokale im Erdgeschoss erschliesst. Als markanter Kopfbau ist gegen den Stampfenbachplatz der zehngeschossige «Walcheturm» angebaut, der zu den ersten Hochhäusern Zürichs gehört. Zwischen Neumühlequai und Walchestrasse steht das Gebäude «Neumühle». «Walcheter» und «Neumühle» sind vom Walcheplatz her jeweils schmalseitig erschlossen, wobei nur der Haupteingang der «Neumühle» durch eine Vorhalle betont in Erscheinung tritt.

Die kubisch-strengen Bauten präsentieren sich gemässigt modern und verzichten bis auf den Turm, die Eingangsportale und die Fassadenverkleidung auf repräsentative Gesten. Die Eisenbetonkonstruktion¹¹⁰ ermöglichte grosszügige Fensteröffnungen, auf durchgehende Fensterbänder wurde aber verzichtet. Die Fassaden sind mit Muschelkalkstein-



100

Luftansicht der kantonalen Verwaltungsbauten am Walcheplatz. Rechts das Kaspar-Escher-Haus, das über eine Gebäudebrücke mit dem «Walcheturm» verbunden ist. Links gegen den Stampfenbachplatz schliesst der «Walcheturm» an, im Vordergrund an der Limmat das Haus «Neumühle». Foto Walter Mittelholzer, 1935. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 143–145.

platten verkleidet. Vom Strassenraum her sind die schwach geneigten Walmdächer kaum sichtbar.

Der Haupteingang der «Neumühle» (Abb. 99) zeigt beim Treppenaufgang die Skulptur eines schreitenden Löwen (Muschelkalk, 1938/39, KARL GEISER). Monumentale Mosaiken nach Entwürfen von PAUL BODMER zieren die Eingangsfront in der Vorhalle (1934/35). KARL HÜGIN schuf das Mosaik «Der Staat» (1934/35), das den Eingang des «Walcheturms» einfasst. Entlang der Walchestrasse ist das Relief eines Rossbändigers (1935–1937) von WALTER SCHEUERMANN zu sehen. Ebenfalls von SCHEUERMANN stammt die weibliche Figur «Das Erwachen» (1936).¹¹¹ In der Eingangshalle der «Neumühle» ist ein Wandbild von VIKTOR SURBEK angebracht. Zwei mit dem Abbruch der Passage des Kaspar-Escher-Hauses entfernte Bronzegruppen sind heute im Zeughaushof aufgestellt.¹¹²

Dokumentation

Quellen: DPZH, Dok. Walcheplatz 1,2.

Literatur: AFFOLTER 1993. – FÜLSCHER 2012, S. 220. – HENAUER 1928. – HÜRLIMANN 1939, S. 135, 138. – MÜLLER 2001, S. 91–94. – SBZ 1927/90, S. 25, 289. – SBZ 1928/91, S. 32–37, 46–49. – SBZ 1932/100, S. 172–174. – SBZ 1933/102, S. 74. – SBZ 1934/103, S. 88. – SBZ 1935/105, S. 251–259. – THIEME 2004. – VON BURG 2000, S. 203–221, 234, 284 (mit Dokumentation). – Werk 1934/21, S. 151–158. – WIESMANN 1935/1. – WIESMANN 1935/2.

Plandokumente: WIESMANN 1935/1.

Regula Crottet

SPITALBAUTEN UND GEBÄUDE SOZIALER INSTITUTIONEN

Geschichte

Das gesamte Patientenspektrum eines Spitals reichte anfänglich von physisch und psychisch Kranken oder Behinderten bis zu Schwangeren. Im Rahmen der in den 1780er Jahren vorgenommenen Spitalreform lassen sich anhand der Bauten erstmals Ansätze einer Trennung der Spitalinsassen nach Krankheitsbild, Geschlecht und Alter erkennen. Diese wurde anlässlich der Ausscheidung zwischen Stadt und Staat 1803 weiter differenziert, indem Kanton und Stadt sich die Aufgaben teilten. So wurde das Spital zur Kantonalanstalt,¹ was zum Bau des alten Kantonsspitals 1837–1842 nach Plänen von [GUSTAV ALBERT WEGMANN](#) und [LEONHARD ZEUGHEER](#) führte; als sachkundiger Berater stand den Architekten der Kliniker [Johann Lucas Schönlein](#) zur Seite.² Der klassizistische, 178 m lange Neubau mit 305 Krankenbetten bildete eines der modernsten Spitäler Europas ([Abb. 101](#)).³ Zugehörig waren ein Absonderungshaus (Infektionen), ein Waschhaus sowie das Anatomiegebäude (Gloriastrasse 17), das als einziges vom Abbruch des Spitals ausgenommen wurde (Umbauten 1899–1901, 1918, 1983–1986).⁴ Das Hauptgebäude des heutigen Universitätsspitals wurde 1941–1953 erstellt ([HAEFELI/MOSER/STEIGER](#)).

Das alte Kantonsspital fusste auf einem in Bamberg realisierten Konzept. Kennzeichnend für die neue klinische Medizin umfasste es einen weiträumigen Operationstrakt. Das Hauptgebäude und das Absonderungshaus verfügten über eine zentrale Warmwasserversorgung, die wohl von der Firma [ESCHER & WYSS](#) erstellt wurde, die bereits 1812 in ihrem Fabrikgebäude eine Dampfzentralheizung betrieb; planender Ingenieur war der Engländer [ANGIER MARCH PERKINS](#).⁵

In der Kompetenz der Stadt verblieben Alters- und Kinderheime respektive Waisenhäuser für die Bürger der Stadt. Die privat geführte Blinden- und Taubstummenanstalt ging 1911 an den Kanton über. Im Kanton Zürich waren bis 1939 die Heimatge-

meinden für die Fürsorge zuständig, auch wenn die kantonalen Konkordate von 1923 und 1937 die Wohngemeinden unter finanzieller Beteiligung der Heimatgemeinde zur Fürsorge verpflichteten.⁶ Daher waren die Altenheime und das Waisenhaus bis 1923 allein Stadtbürgern vorbehalten. Daraus erklärt sich deren geringe Zahl im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert in der Stadt.

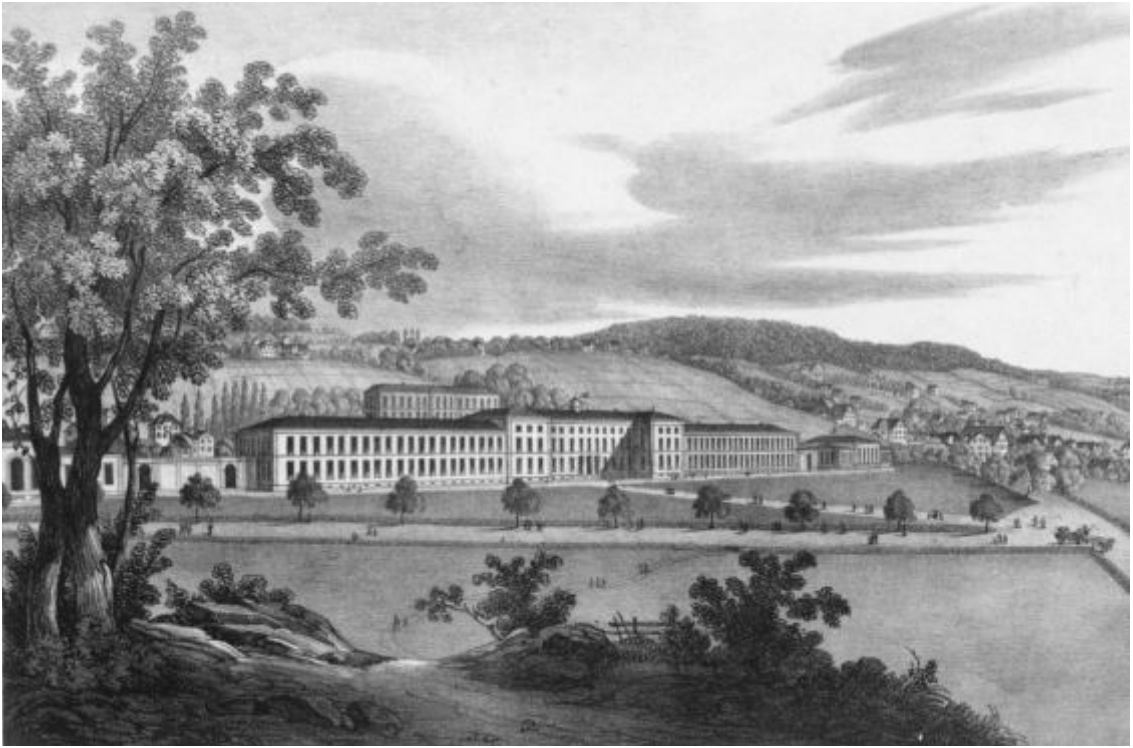
Neben den städtischen und kantonalen Institutionen waren es mehrere Stiftungen, die private Kliniken betrieben. Allen voran das Kinderspital. Weiter die schweizerische Pflegerinnenschule mit [Frauenspital \(Carmenstrasse 28, Bauherrschaft: Schweiz. Gemeinnütziger Frauenverein, Architekten: STADLER & USTERI 1899–1901, Gebrüder PFISTER 1933–1934, Abbruch 2000\)](#)⁷ und die ehemalige Krankenanstalt Theodosianum. Als weitere kirchlich geprägte Institutionen sind die beiden Diakonissenanstalten und Spitäler [Neumünster \(Heliosstrasse 22, Bauherrschaft: Evangelische Gesellschaft in Zürich, Architekten: Gebrüder REUTLINGER, 1880–1887, Abbruch 1974\)](#)⁸ und [Bethanien \(Bauherrschaft: Verein Bethanien, Architekten: VON SENER & VON MURALT 1911/12, MURALT & KELLER 1928/29\)](#) zu erwähnen.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

ASYLSTRASSE 130/132

Krankenanstalt Theodosianum
(Seniorenzentrum Klus)

Bauherrschaft	Barmherzige Schwestern von Ingenbohl.
Architekten	HERMANN STADLER, EMIL USTERI OTTO PFLEGHARD , MAX HAEFELI ⁹
1897–1899	Neubau.
1909–1911	Erweiterungsbau.
1965	Umbau, Renovation.
1985–1992	Umbau, Renovation.



101

Vedute des Kantonsspitals von 1838. Ganz rechts die Anatomie. Gustav Albert Wegmann, Leonhard Zeugheer. Lithografie Orell Füssli. STAZH Plan E 335. – Text S. 146.

Während der Typhusepidemie von 1884 wirkten im städtischen Notspital u.a. zwei Schwestern von Ingenbohl.¹⁰ Die Präsenz der Schwestern fand ihre Fortsetzung im 1885 eröffneten katholischen Kleinstspital für zehn Kranke. Dessen Kapazität war so gering, dass «Ende 1887 durch Ankauf des Hotels Schwanen [Mühlebach-/Kreuzstrasse] diesem Übelstand abgeholfen» wurde. Zwei Schwestern und zwei Ärzte betreuten dort 60 Kranke auf einer medizinischen und einer chirurgischen Abteilung. Auch diese Lösung vermochte nicht zu befriedigen. Als Standort für einen Spitalneubau wurde 1896 ein von der Strassenbahn gut erschlossener Bauplatz mit Südorientierung sowie Schutz vor Nord- und Ostwinden, also «von guter Beschaffenheit der Licht- und Luftverhältnisse», gewählt.¹¹ Planung und Bauleitung lagen bei HERMANN AUGUST STADLER und EMIL USTERI (Abb. 102). Neben der räumlichen Organisation, die in den Obergeschossen (u.a. Schlafräume der Professschwestern) nur gering von derjenigen des Erdgeschosses abwich, ist zu erwähnen, dass für den Krankentransport ein

«hydraulischer Krankenaufzug» bestand. Es war das Ziel, «den inneren Ausbau nach den neuesten Erfahrungen äusserst komfortabel und praktisch einzurichten». Bezüglich des Äusseren galt es «den in deutscher Spätrenaissance gehaltenen Fassaden ein freundliches Gepräge zu geben» und die Südfassade nur wenig zu gliedern, damit der freie Ausblick von allen Krankenzimmern nicht beeinträchtigt wurde. Das Theodosianum war ein Privatspital für gehobene Kundschaft, da die staatlichen Spitäler «trotz ihrer vorzüglichen Einrichtung und Leitung den besser situierten Privaten doch nicht eine so sorgfältige Pflege angedeihen lassen können, wie sie eine solche Privat-Anstalt zu bieten vermag».¹² Anzufügen ist, dass das Spital über eine Kapelle verfügt, da eine solche für die Professschwestern notwendig war.

Obwohl der Neubau 1899 «auf Jahrzehnte hinaus den Bedürfnissen» gerecht werden sollte,¹³ konnte er schon nach wenigen Jahren der Nachfrage nicht mehr genügen, sodass in dem offenen Winkel entlang der Asylstrasse ein Neubau erstellt wurde.



102, 103

Asylstrasse 130. Krankenhaus Theodosianum (Seniorenzentrum Klus). – Erweiterungsbau 1909–1911. Fotos BAZ. – Text S. 146–148.

PFLEGHARD & HAEFELI konnten am 28. Jan. 1911 den «nach allen neuesten Regeln der Hygiene» erstellten «Ergänzungsbau» der Bauherrschaft übergeben (Abb. 103).¹⁴ In der zwischen Seitenrisalite gesetzten Loggienfront brachten die Architekten ihre Erfahrung im Bau des Sanatoriums Schatzalp (Davos, 1899–1900) ein.

Nach dem Kauf der Anlage 1970 durch die Stadt Zürich erfolgten der Umbau zu einem Altersheim (1973–1976) und 1985–1992 in Zusammenhang mit dem Einrichten eines Seniorenzentrums z.T. massive Umbauten.¹⁵

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 25. – BZD 1991/92, S. 161–163. – INSA 3, 1982, S. 443f. – INSA 10, 1992, S. 301. – SBZ 1896/28, S. 95–98. – SBZ 1911/57, S. 58. – SCHMID 1900; S. 72f. – USTERI 1905, S. 380.

Plandokumente: SBZ 1896/28, S. 95–97.

BUTZENSTRASSE 49

Städtisches Waisenhaus Entlisberg

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	FRIEDRICH WILHELM FISSLER.
1909–1911	Neubau.
1962/63	Umbau, Renovation.

Geschichte

Im alten Zürich war es üblich, Waisen samt Mündelvermögen, für das zwei Bürgen gestellt werden mussten, an Pflegeeltern zu übergeben – eine Lösung, die allzu oft die Waisen um ihr Vermögen

brachte. Ab 1434 musste jedem unmündigen Waisen ein Vormund in Form eines Verwandten oder eines frommen Mannes bestellt werden. Der Vormund hatte jedes Jahr «der vogtey guet rechnung [zu] geben», was formal der Einführung der Amtsvormundschaft gleichkommt.¹⁶ Offenbar änderte sich am Schicksal der Waisen trotzdem wenig. Erst 1635 setzte die Synode der Geistlichkeit einigen Druck auf, um «gleich wie in etlichen Stätten ein Waisen-, Zucht- und Fündelihu» (Findelhaus) zu erstellen. Der Rat beschloss darauf, ein Waisen- und Zuchthaus zu errichten, um mit Zwangsarbeit und christlicher Bildung einen Erziehungsbeitrag zu leisten. Ziel war es, dass die Zöglinge später eine Arbeit annehmen und sich auf ehrliche Weise den Lebensunterhalt verdienen würden.¹⁷ Untergebracht wurde das Zucht- und Waisenhaus im leer stehenden Kloster Oetenbach. Das Waisen- wurde vom Zuchthaus 1771 mit einem separaten Neubau getrennt. Dieser diente bis 1911 als Waisenhaus für rund 100 Kinder.¹⁸

Baugeschichte

1898 fiel der Entscheid, das Oetenbachareal und damit auch das Waisenhaus der stark angewachsenen städtischen Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Wesentlich für die weitere Planung war der Umstand, dass sich das Konzept der Waisenhäuser von der Grossanstalt zu «kleinen Anstalten [wandelte], welche in einfache und gesunde ländliche Verhältnisse gestellt würden».¹⁹ Der Gemeinderat forderte ein Konzept für nur zwei kleine Waisenhäuser, da er der Fremdplatzierung der Waisen in Familien den Vorzug gab, obwohl Waisenvater Pfarrer Hofer auf die gravierenden Nachteile und

Risiken hinwies.²⁰ 1907 beschloss der Stadtrat den Bau von zwei kleinen Waisenhäusern für bis zu 30 «Zöglinge». Als Standorte wurden der Sonnenberg in Hottingen und der Entlisberg in Wollishofen bestimmt. Beide Anstalten sollten unabhängig voneinander geführt werden und Kinder aller Alterstufen und beiderlei Geschlechts aufnehmen. 1909 wurden die Abtretung des Waisenhauses von der Bürger- an die Einwohnergemeinde und die Kreditvorlagen für die Waisenhäuser in einer Volksabstimmung angenommen. 1911 konnten die von Stadtbaumeister FRIEDRICH FISSLER wohl unter Mitarbeit von Waisenvater August Tappolet²¹ geplanten Gebäude bezogen werden.²²

Geprägt wurden die Bauten durch die zeitgenössische Haltung der Waisenerziehung. «Die neuen Häuser befinden sich an prächtiger Lage, sie geniessen alle Vorzüge, die man einer an der Peripherie der Grossstadt gelegenen Erziehungsanstalt zuwenden kann; für Gesundheit und Wohlbefinden, auch für Haus- und Gartenarbeit ist in ausgiebiger Weise gesorgt; es sind also alle Bedingungen vorhanden, dass die Zöglinge wie in einem guten Privathaus erzogen werden. [...] Mit Rücksicht auf leibliche Bedürfnisse [...] sollen die Zöglinge gleich Kindern von ordnungsliebenden Bürgern des Mittelstandes gehalten werden.» So soll denn auch ein «freundlich-familiärer» Ton gepflegt und Knaben und



104

Butzenstrasse 49. Ehemaliges Waisenhaus Entlisberg, Südsicht. Foto Wolf-Bender. BAZ. – Text S. 149f.

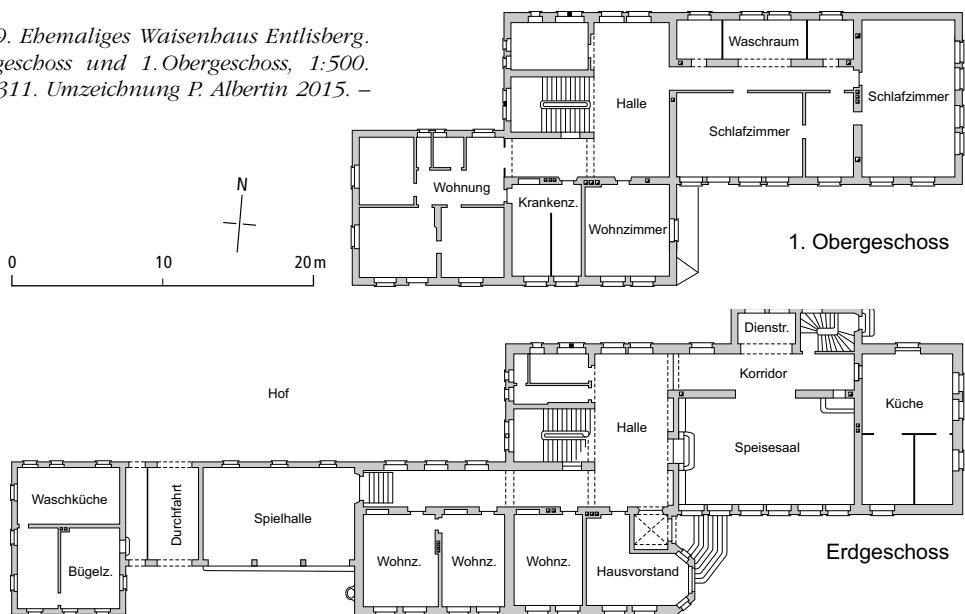
Mädchen wie in einer Familie gemeinsam erzogen werden. Die zweigeschlechtliche Anlage war auch im Bestreben begründet, dass Geschwister nicht getrennt werden sollten.²³

Bauanalyse

Situation: Am Stadtrand, auf einem leichten Plateau mit Blick auf See und Gebirge, erstellt, orientierte FISSLER den Bau mit langer Fassade gegen Süden (Abb. 104). Während nördlich gegen die Butzenstasse ein «Hof» liegt, legte FISSLER südlich direkt vor dem Haus einen Spielplatz an, dem die Nutzgartenanlage folgte. Erschlossen wird das

105

Butzenstrasse 49. Ehemaliges Waisenhaus Entlisberg. Grundrisse Erdgeschoss und 1. Obergeschoss, 1:500. SBZ 1912/60, S. 311. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 149f.





106, 107

Butzenstrasse 49. Ehemaliges Waisenhaus Entlisberg. Speisesaal Erdgeschoss. Foto Wolf-Bender, 1911. BAZ. – Frohalpstrasse 78. Gehörlosenschule, ehemalige Blinden- und Taubstummenanstalt. Erdgeschoss, Taubstummenklasse. Die Schulbänke sind im Rund positioniert, so dass jedem Schüler und jeder Schülerin das Lippenlesen am Lehrer möglich ist. Foto DPZH, 1915. BAZ. – Text S. 150f.

Gebäude an der Südostecke über einen Zugang mit Treppe; der Hauseingang wird von der Stube des «Hausvorstandes» im Erkeranbau aus überwacht.

Äusseres: Die Grundrissdisposition wird im Fasadenaufriiss nur bedingt gespiegelt. Ganz offenbar ging es FISSLER auch hier darum, das Raumprogramm eines Internats im Äusseren mit dem Leitbild des «gehobenen bürgerlichen Ambientes» zu kaschieren oder zu vereinen. Die Gliederung des Baus erfolgt in drei Kuben, die aneinander geschoben sind und Monumentalität zu vermeiden suchen, was an der Nordseite, die an zeitgenössische Schulhausbauten erinnert, nur bedingt gelingt. Als Hauptbau erscheint der dreigeschossige Mittelbau, der sich mit seinem Mansardgiebel gegen Süden öffnet. Östlich angeschoben und um eine Fensterachse zurückversetzt ist ein zweigeschossiger Flügel mit Mansardwalmdach, an dem die Fensterreihen die Schlafsäle markieren, während die gekoppelten und ornamental geschmückten Rundbogenfenster im Erdgeschoss den Speisesaal grosszügig belichten. Der kurze, zweigeschossige Westflügel mit Walmdach zeigt im Erdgeschoss die den Wohnzimmern vorbehaltenen schlichten Rundbogenfenster. Anschliessend die «Spielhalle», welche von einem eingeschossigen ehem. Waschhaus gefolgt wird.

Inneres: Die einzelnen Funktionen wurden geschossweise getrennt (Abb. 105). Im Erdgeschoss lagen die allgemeinen Räume wie Speisesaal (Abb. 106), Küche und «Wohnzimmer». Das erste (Mädchen) und das zweite (Knaben) Obergeschoss bargen gegen Süden die Schlafsäle, gegen Norden Toiletten und Waschraum; zwei Bäder und ein «Brausebad» lagen im Keller. Die Mädchen verfügten über ein eigenes Wohnzimmer, während ein solches für die Knaben nicht vorgesehen war.²⁴

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.115. – BUNZ 2011. – INSA 10, 1992, S.320. – SBZ 1912/60, S.311f. – SCHRENK 1924. – TAPPOLET 1913, S.1–3. – ZIEGLER 1971, S.133–140.

Plandokumente: SBZ 1912/60, S.310, 312, Taf.68–71.

FROHALPSTRASSE 78

Gehörlosenschule, ehem. Blinden- und Taubstummenanstalt

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	HERMANN I. FIETZ.
1914/15	Neubau.
2008	Renovation.

Baugeschichte

Die Blindenanstalt wurde als erste ihrer Art in der Schweiz 1809 im Haus zum Roten Ochsen (Storchengasse 23) eröffnet. 1810 folgte der Umzug in die Froschau (Froschaugasse 18), 1819 in den Brunnenturm (Obere Zäune 26), wo 1826 auch die ersten Taubstummen aufgenommen wurden. Der Blinden- und Taubstummenanstalt vermochte der Brunnenturm nicht mehr zu genügen, sodass die private Trägerschaft die Kronenporte erwarb, abbrechen und an ihrer Stelle von **LEONHARD ZEUGHEER** 1836–1838 einen Neubau errichten liess.²⁵

Der Neubau der Universität 1911–1914 beanspruchte u.a. die Parzelle der Anstalt an der Künstlergasse. In der Folge übernahm der Staat das bisher privat geführte Institut.

Bauanalyse

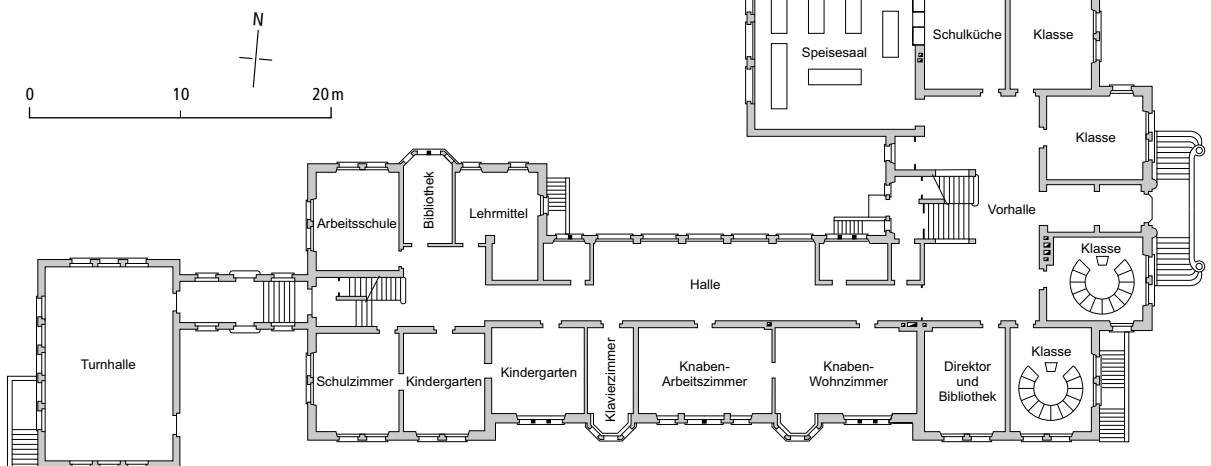
Für einen Neubau waren spezifische Prämissen zu erfüllen. Aus wohnhygienischer Sicht war eine «freie, luftige Lage» gefragt, die gut besonnt war, da die Taubstummen in gut belichteten Räumen die Kunst des Lippenlesens zu erlernen hatten. Eine weitere Voraussetzung war die gut erschlossene Lage (Strassenbahn, Eisenbahn), «weil die Anstalt nicht nur internen, sondern auch externen

Zöglingen zu dienen hat, die tagtäglich den Weg von ihrer Wohnung nach der Anstalt zurückzulegen haben».²⁶ Die Wahl fiel auf eine städtische Parzelle südlich des eben neu erstellten Waisenhauses Entlisberg.

Das Anforderungsprofil umfasste Klassenzimmer für den Taubstummenunterricht (**Abb. 107**), die so angelegt waren, dass sie von zwei Seiten Licht erhielten und räumlich vom Internat abgetrennt waren, da auch externe Schüler unterrichtet werden mussten (**Abb. 108**). Dieser Anspruch wurde in einem östlichen Kopfbau realisiert, der auch den Haupteingang birgt. Das Internat schloss sich südorientiert gegen Westen an und barg im Untergeschoss neben den Bädern auch eine Kartonage und eine Schreinerei. Weiter war eine Wohnung für den Direktor vorgesehen. Der westliche, kleinere Kopfbau, dem über einen Korridor erschlossen eine kleine Turnhalle angefügt ist, barg das Blindeninternat mit Arbeitszimmern und Klavierzimmer. In Heimatstilformen mit Mansardwalmdach erstellt, zeigt der dreigeschossige Bau über einem Hochparterre eine durch zweiachsige Eckrisalite und zwei Risaliterker betonte Südfassade (**Abb. 109**). Die Ostfront mit Haupteingang tritt als dreiachsiger Mittelrisalit mit Giebel in Erscheinung, während die Nordfassade ohne repräsentativen Anspruch als Rückfassade gestaltet ist.

108

Frohalpstrasse 78. Gehörlosenschule, ehemalige Blinden- und Taubstummenanstalt. Grundriss Erdgeschoss, 1:500. STAZH Plan D 2011. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 151.





109

Frobaldstrasse 78. Gehörlosenschule. Ehemalige Blinden- und Taubstummenanstalt. 1914–1915. Hermann Fietz. Foto DPZH, 1916. BAZ. – Text S. 151.

Dokumentation

Literatur: ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 310, 428, 430f. – Baukultur 2006, S. 117f. – INSA 10, 1992, S. 333. – MÜLLER 2001, S. 50, 52f. – SBZ 1916/68, S. 46–48, Taf. 10, 11. – SCHMID 1900, S. 75–78.

Bild- und Plandokumente: SBZ 1916/68, S. 46–48, Taf. 10, 11.

LENGGSTRASSE 31

Kantonale Psychiatrische
Universitätsklinik Burghölzli

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekt	JOHANN CASPAR WOLFF.
1858	Eröffnung des Baufonds.
1861	Kauf des Areals Burghölzli.
1862	Genehmigung des Bauprogramms.
1863/64	Planung durch JOHANN CASPAR WOLFF.
1865–1870	Neubau.
1883	Ankauf der Steffansburg.
1886	Anschluss an die Wasserversorgung.
1908	Anschluss an die Kanalisation.
1913	Psychiatrische Poliklinik.
1917	Elektrifizierung.
1920–1922	Bau der Personalhäuser.
1930–1934	Klinikerweiterung, Umbauten.
1947	Aufstockung Abt. D.
1967	Abbruch der Anstaltsmauern.
Ab 1969	Renovationen und Innenumbauten, Neubauten.

Geschichte

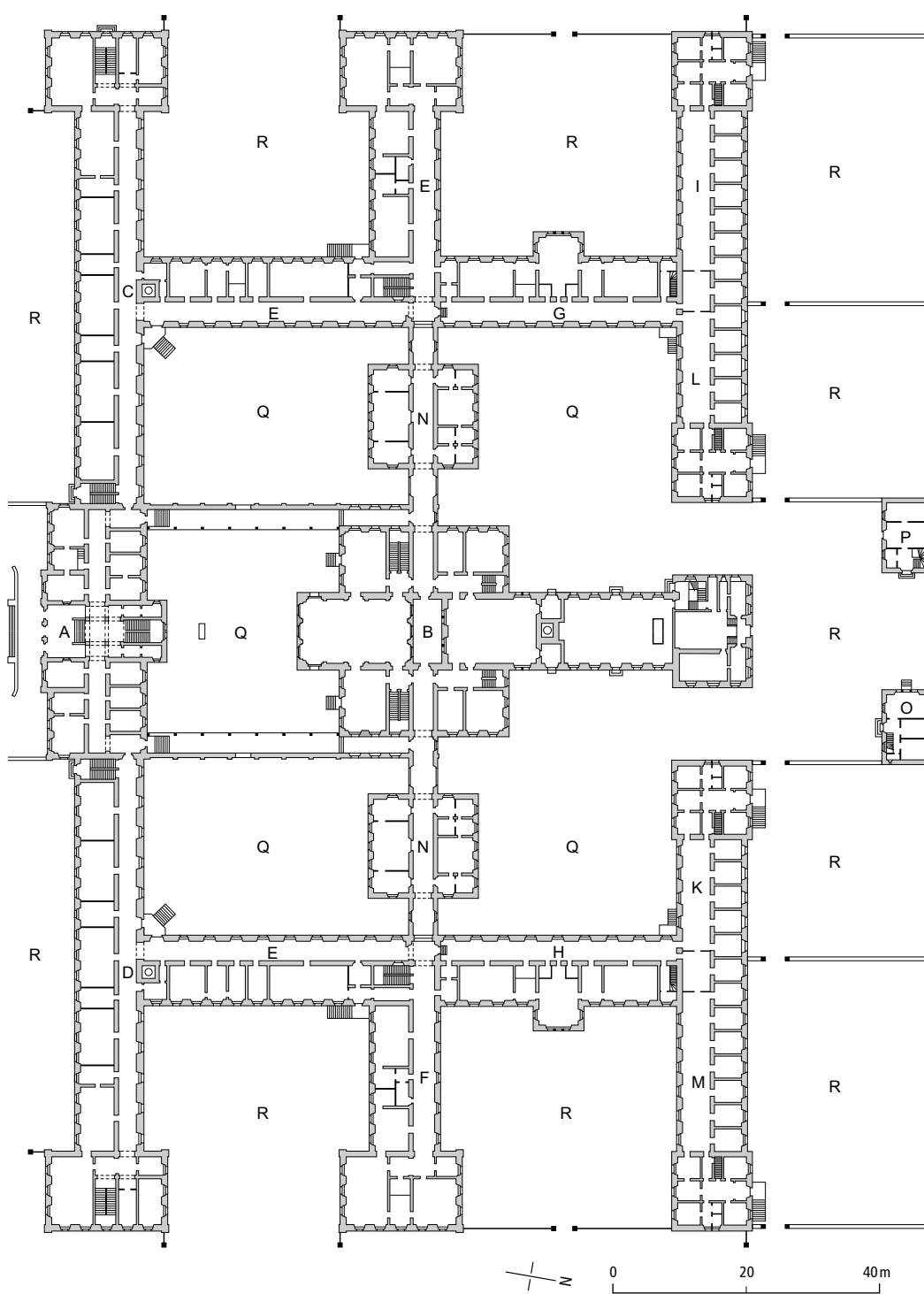
Planung und Bau des «Burghölzli» sind in keiner Weise mit dem innovativen Ansatz beim Bau des Kantonsspitals 1837–1842 zu vergleichen.²⁷ Vielmehr hinkte Zürich in Bezug auf den Bau «moderner Irrenheil und -pflegeanstalten» hinter mehreren Kantonen zurück. In Deutschland, Frankreich und England bestanden bereits eine ganze Reihe von Anstalten, die nach dem Schema gebaut waren, das schliesslich auch für Zürich massgebend wurde.²⁸ Die medizinisch-psychiatrischen Prämissen, mit denen sich die Planer konfrontiert sahen, wurden wesentlich von [Wilhelm Griesinger](#) geprägt. Der Begründer der modernen (natur-)wissenschaftlichen Psychiatrie wurde 1860 als Leiter der Klinik für Innere Medizin nach Zürich berufen. Als Mitglied der Medizinalkommission war er wesentlich an der Planung des Burghölzli beteiligt, bevor er 1864 dem Ruf nach Berlin (Charité) folgte.²⁹ Er vertrat als einer der Ersten die noch heute gültige Auffassung, dass Geistesstörungen Krankheiten seien, sodass in erster Linie ein Spital erstellt werden müsse. Weiter nahm er an, dass Geisteskrankheiten insgesamt Hirnkrankheiten seien. Zu seiner Zeit waren solche jedoch nicht aktiv behandelbar, sodass sein «Spital» in erster Linie dazu dienen musste, die Patienten ruhigzustellen und zu pflegen. Anliegen Griesingers war es auch, die anatomische Erforschung des Hirns zu fördern, um Behandlungsmöglichkeiten zu evaluieren. Auch wenn Griesingers Annahme sich als «Grundirrtum» erweisen sollte, so war sie doch ebenso bestimmend für den Bau des Burghölzli, wie die aufgrund neuer Erkenntnisse bezüglich Geistesstörungen sich ändernden Behandlungsmethoden später fortlaufend bauliche Anpassungen erforderten. Für die Struktur der «Anstalt» prägend war die Auffassung Griesingers und seiner Zeitgenossen, «dass im Grunde genommen alle Geisteskrankheiten in ihrem Wesen dasselbe seien und nur verschiedene Stadien eines und desselben Prozesses darstellten». Griesinger wollte nur für unheilbare und heilbare Kranke verschiedene Anstalten schaffen; erstere kamen ab 1867 im ehemaligen Kloster Rheinau unter, letztere im Burghölzli. Aus dieser monokausalen Sicht auf den Charakter psychischer Erkrankungen erklärt sich die zeitgenössische Standardisierung auf einen «Anstaltstypus». Gefragt war ein durchorganisiertes, auf mechanistisch-naturwissenschaftliche Behandlungen ausgerichtetes Gross-

krankenhaus. Allerdings setzte Griesinger das 1861 in seiner 2. Auflage von «Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten» von der englischen Psychiatrie (John Conolly) übernommene System des «no-restraint»³⁰ (keine Anwendung von mechanischem Zwang, z.B. Anketten oder Fesseln) zusammen mit WOLFF in der Planung des Burghölzli um. Der Neubau war nicht mehr «für die alten Zwangsmassnahmen eingerichtet» worden.³¹ Auch wenn der erste Direktor der Klinik, [Bernhard von Gudden](#), der sein Amt von 1870 bis 1872 bekleidete, sich ebenfalls zum No-restraint-Prinzip bekannte und sich um einen die Persönlichkeit der Patienten respektierenden Umgang der Ärzte und des Pflegepersonals bemühte, war sein Wirken im Burghölzli zu kurz bemessen, als dass er eine entsprechende Betriebskultur hätte etablieren können. Ihm folgte Gustav Hugenin, der nur von 1873 bis 1874 wirkte. Sein Nachfolger, [Eduard Hitzig](#), der sein Amt 1879 niederlegte, konnte [August Forel](#), Direktor bis 1898, keinen geordneten Betrieb übergeben.³² Überhaupt standen in den Anfängen der Klinik Konzept und (pflegerische) Realität in scharfem Kontrast. Forel stellte Korruption, Alkoholismus, sexuelle Übergriffe und Gewalt fest. Um die Situation zu erhellen, kann die 1883 angekaufte Steffansburg erwähnt werden. Der damalige Verwalter der Klinik, Schnurrenberger, hatte sie mit Zustimmung des zuständigen Regierungsrats «einem elsässischen Wirt verpachtet, der unter der Etikette der Wirtschaft ein Bordell darin betrieb», das u.a. dem männlichen Wachpersonal der Klinik diene. Weder in der Klinik noch in der Gemeinde Riesbach selbst, die Forel als durch und durch korrupt beschreibt, erweckte dieser Sachverhalt Opposition, da die Frau des Gemeindepräsidenten gemäss Forel selbst «ein Prostitutionshaus» hielt. Da Schnurrenberger dem Bordellwirt und weiteren Personen seines Umkreises zudem den Parkschlüssel zuhielt, konnten «alle möglichen und unbekannten Leute nach Belieben den Anstaltspark» betreten, sodass «die Bordellmädchen aus der Stephansburg gemächlich mit ihren Kumpanen im Park sich ergötzen». Forel reagierte mit einem Umbau des hinteren Parkeingangs und dem Auswechseln der Schlösser, damit der Park wieder den Patienten zur Verfügung stand.³³ Diesen Missständen standen allerdings die Arbeitsbedingungen gegenüber. Das Wartpersonal schlief in den Krankenschlafsälen oder auf den Abteilungskorridoren auf abbrechbaren Pritschen,

die Arbeitszeit belief sich auf 14 Stunden pro Tag bei einem halben Freitag pro Woche. Ferien gab es erst ab 1900. Bezüglich der Infrastruktur ist zu vermerken, dass es noch kein Telefon gab, was die Kommunikation erschwerte. Warmwasserleitungen wurden erst 1930 gelegt, zuvor musste Warmwasser vom Personal in Zubern auf die Abteilungen transportiert werden. Schliesslich war die Anstalt praktisch von Beginn weg überfüllt. Für 250 Patienten konzipiert, waren es 1871 185 bei zwei Ärzten, einem Oberwärter und je zehn Wärtern und Wärterinnen. 1880: 360 Patienten, zwei Ärzte und 47 Wärter und Wärterinnen. 1900: 391 Patienten, zwei Ärzte und 76 Wärter und Wärterinnen.³⁴ Während Forel die drängendsten Missstände behob, war es sein Nachfolger [Eugen Bleuler](#), der – bis auf die chronische Überbelegung – die Situation zu konsolidieren wusste.

Baugeschichte

Die Aufsichtskommission der kantonalen Krankenanstalten kam 1845 nach der Erhebung der «Verhältnisse im Irrenwesen» zum Schluss, «dass den Bedürfnissen am besten entsprochen wäre, wenn der Staat eine neue, besser situierte Irrenanstalt creiren würde». 1852 berief Regierungsrat Dr. med. [Ulrich Zehnder](#) eine «ärztliche Kommission» mit dem Auftrag, einen Programmentwurf auszuarbeiten, zu dem Staatsbauinspektor WOLFF Planskizzen anfertigen sollte. 1858 legte die Spitalkommission ein Gutachten vor, in dem die grundsätzlichen betrieblichen und baulichen Vorgaben eines Klinikneubaus festgelegt waren: Die Lage musste abgeschieden sein und über landwirtschaftliche Güter verfügen. Baulich war auf eine strikte Trennung der Geschlechter, des sozialen Stands und des Grads der Krankheit zu achten. Geplant war eine symmetrische Anlage, in der sich die Funktionen linear aufreihen sollten. Aufgrund des Gutachtens beschloss der Regierungsrat die Eröffnung eines Baufonds, der 1859 mit zwei Legaten von insgesamt Fr. 500 000.– dotiert wurde. 1861 erfolgte der Kauf des Burghölzli-Areals in Riesbach. Eine «Programmkommission» kam 1862 zum Schluss, dass eine rationelle Betriebsführung im Minimum mit 200 Patienten zu rechnen habe. Konkret für Zürich seien 250 Plätze vorzusehen, die hälftig auf beide Geschlechter zu teilen seien. Weiter wird eine Trennung der Verwaltungs- und Wirtschafts- von den Krankenabtei-



110

Lenggstrasse 31. Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli. Grundriss Erdgeschoss, 1:1000. Ursprüngliche funktionale Gliederung: A: Administrationsgebäude. B: Wirtschaftsgebäude. C: Weibliche ruhige Kranke 3. Klasse. D: Männliche ruhige Kranke 3. Klasse. E: Weibliche unruhige Kranke 3. Klasse. F: Männliche unruhige Kranke 3. Klasse. G: Weibliche Unreinliche. H: Männliche Unreinliche. I: Weibliche Isolierte. K: Männliche Isolierte. L: Weibliche Tobsüchtige. M: Männliche Tobsüchtige. N: Bäder. O: Pfortner. P: Leichenhaus. Q: Innere Höfe. R: Äussere Höfe mit Anlagen. StAZH Plan D 319, undatiert. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 155f.



111

Lenggstrasse 31. Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli. Luftansicht von Südosten. Foto Werner Friedli, 1949. ETH-Bibliothek, Bildarchiv; Stiftung Luftbild Schweiz – Text S. 156.

lungen gefordert (Abb. 110). Ausgehend von der symmetrischen Anlage sind die beiden ersten in die Mittelachse zu legen, die Krankenabteilungen flankieren nach Geschlechtern getrennt diese Achse. Die Strukturierung der Krankenabteilungen hatte zwei Argumenten zu gehorchen. Einerseits gab es drei Verpflegungsklassen. Reichen Pensionären war ein gewisser Komfort zu bieten (eigenes Schlafzimmer, Aufenthaltsraum). Normal zahlende Patienten wurden in einem Schlafzimmer mit 3–6 Betten untergebracht. Minderbemittelten standen Schlafsäle von 4–10 Betten zur Verfügung. Während die beiden ersten Kategorien in den Obergeschossen und den vorderen und seitlichen Teilen der Anlage untergebracht wurden, waren für die dritte Kategorie die Erdgeschosse in den rückwärtigen Teilen vorgesehen. Diese soziale Hierarchie wurde von derjenigen des Krankheitsgrades durchdrungen. Es wurden Oberabteilungen ausgeschieden: diejenigen für «zusammenlebende Kranke», für «isolierte Kranke» und für «tobsüchtige Kranke». Baulich waren die drei verschiedenen sozialen Abteilung in sich nach der Hierarchie der Krankheiten zu gliedern, wobei sie je über eine eigene Gartenanlage verfügten. Nach diesem Konzept er-

stellte WOLFF ab 1862 erste Pläne, Überarbeitungen führten u.a. zur Aufgabe der Position der Hauptfassade gegen Südwesten (Seesicht).³⁵ Der Grosse Rat genehmigte 1864 das Bauprogramm, welches der Regierungsrat als «auf einem derartig fortschrittlichen Entwicklungsstand» bezeichnete, dass es in all zu naher Zukunft kaum als überholt einzustufen sei. Bevor WOLFF die Ausführungspläne zeichnete, bereiste er Frankreich, Holland und England, um verschiedene «Irrenanstalten» zu besichtigen. 1865 legte er die Ausführungspläne samt Kostenvoranschlag vor.³⁶

Gleichen Jahrs setzten die Aushubarbeiten an, das Aufrichtefest konnte am 6. Okt. 1866 gefeiert werden, der Innenausbau begann im Frühjahr 1867 und dauerte bis zur Bauabnahme im Dezember 1870, wobei die ersten Patienten bereits im Juli eingezogen waren.

An Veränderungen und Ausbauten hervorzuheben sind die Anbringung von «Schutzgittern» in der Abteilung für Unruhige 1873, die Erstellung von Brandmauern 1880 und der teilweise Ersatz von Balkendecken in den Souterrains durch Pflasterdecken auf Geheiss der Feuerpolizei 1888. 1898 begann die Umgestaltung der Gartenanlage durch die

Firma OTTO FROEBEL. Die dauernde Überbelegung führte zu neuen «Wachsaalbauten» 1900–1903. 1921 wurde im Jahresbericht der Klinik eindringlich über die Unzweckmässigkeit sowie den schlechten baulichen Zustand der Gebäude berichtet. 1927 galt die Grundrissdisposition als völlig überholt und für die moderne Psychiatrie als in keiner Weise angemessen. Der Genehmigung des Baukredits 1929 durch das Volk folgte 1930–1935 ein eigentlicher Grossumbau mit Teilabbrüchen. Es entstand eine Klinik mit 500 Betten. Das 1944 erstellte Projekt zur Totalrenovation kam ab 1954 zur Ausführung. Es betraf u.a. eine Aussenrenovation, die das Quaderwerk der Erdgeschosszone bis auf Teile des Südflügels durch Verputz ersetzte. Vorkragende Fenstergesimse und Frontspitze wurden entfernt, so dass nun am Südflügel das repräsentative Element fehlte.³⁷ Ab 1965 wurden diverse Um- und Ausbauprojekte geplant und realisiert. 1970 schliesslich bewilligte das Volk einen Kredit für eine weitere umfangreiche Ausbautetappe.³⁸ 1974 erfolgte der Abbruch des Kesselhauses mit Hochkamin. Etappenweise wurden zwischen 1978 und 1995 Patiententrakte saniert und umgebaut. 2004–2006 Restaurierung des Mehrzweck- und des darüber gelegenen Hörsaals im Wirtschaftsgebäude B.³⁹

Bauanalyse

Der über axialsymmetrischem Grundriss erstellte Baukomplex verfügt über eine repräsentative dreigeschossige Hauptfassade, deren Mittelrisalit den Haupteingang birgt und als Verwaltungstrakt (Administrationsgebäude) fungierte (Abb. 111). In der Achse hinter dem Mittelrisalit folgten, durch einen Innenhof abgesetzt, die Wirtschaftsgebäude, zu denen neben Küche, Waschhaus und Maschinenhaus auch der Festsaal gerechnet wurde. An dieser der Verwaltung und Infrastruktur vorbehaltenen Achse spiegelten sich die übrigen Trakte und Bauteile; westlich die Abteilung für weibliche, östlich die Abteilung für männliche Patienten. Entsprechend der Unterteilung nach Krankheitsgraden staffeln sich drei Quertrakte von Süd nach Nord. Im dreigeschossigen Südflügel die ruhigen Kranken, im zweigeschossigen Mittelflügel die unruhigen Kranken und im eingeschossigen Nordflügel je die Isolierten und die «Tobsüchtigen». Die drei Flügel sind unter sich mit einem wiederum axial gelegten Längstrakt verbunden. In dessen Südteil lag die

Krankenstation, während der Nordteil für die «Unreinlichen» vorgesehen war. Durch das System von Längs- und Quertrakten wurden geschlossene und halboffene Höfe ausgeschieden, die – 1898 von FROEBEL neu gestaltet – den Patienten «zur Musse dienen sollten». Die vertikale Gliederung der Trakte spiegelte den sozialen Status der Patienten, indem das Erdgeschoss je den «ruhigen und unruhigen Kranken III. Klasse» vorbehalten war. Mit zunehmendem Krankheitsgrad reduzierten sich die Klassen. Im Südflügel, der über drei Geschosse verfügt, war es die Absicht, eine Art «Privatklinik» zu etablieren, in der vermögende Patienten aus dem In- und Ausland betreut würden. Für die unruhigen Patienten mussten – nicht zuletzt aus Sicherheitsgründen – zwei Geschosse und somit zwei Klassen genügen. Bei den Unreinlichen, Isolierten oder gar «Tobsüchtigen» fiel diese vertikale Hierarchie des Klassenunterschieds weg. Sicherheit und möglichst einfache Betreuung erhielten hier den Vorrang. Zu erwähnen sind die von einem Korridor erschlossenen Badehäuser, die als «Solitäre» in der Achse des Mitteltrakts nahe bei Küche und Waschhaus lagen; hier dürfte die Warmwasserversorgung mittels Zubern eine entscheidende Rolle bezüglich ihrer Lage gespielt haben.

Umgeben war die Klinik Burghölzli von einer «Anstaltsmauer» (Abbruch 1967/68).⁴⁰

Dokumentation

Literatur: BLEULER 1909. – Burghölzli 1989. – FOREL 2010. – HAGEN 1977. – HAUSER 2001, S. 94–100. MICHEL 2010. – SCHMID 1900. – Spitalgeschichte 1. – Spitalgeschichte 2, S. 377–426. – STEINEBRUNNER 1971.

Plandokumente: StAZH, Plan D 54, 276–282, 285–295, 308, 311, 318–325, 331, 335, 515, 542, 543, 545–549, 553–556, 558.

LEONHARDSTRASSE 16

Bürgerasyl

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	EMIL SCHMID-KEREZ.
1874–1877	Neubau.
1990–1992	Gesamtsanierung.

35 Jahre nach dem Bau des Pfundhauses bestand Bedarf nach einem «Asyl für ältere allein stehende Bürger der Stadt Zürich».



112

Leonhardstrasse 16. Bürgerasyl. Ansicht von Osten. Foto Wolf-Bender, 1938. BAZ. – Text S. 157.

An der ersten Sitzung der Baukommission erhielt EMIL SCHMID-KEREZ den Auftrag, «einen vorläufigen Plan für ein Kostgängerhaus» zu entwerfen.⁴¹ Der Bauplatz gleich westlich der Pfrundanstalt bot sich an und erlaubte es, der repräsentativen Kulisse von Polytechnikum und Pfrundhaus einen weiteren Mosaikstein zuzufügen. Das Gebäude kam mit drei Fassaden auf die Wälle der barocken Befestigung zu stehen, die Ostfassade reichte jedoch in den Graben, was Pfeilerfundationen bis gegen 9m notwendig machte. Als Baumaterialien kamen Kalkstein für den Sockel, Bolliger Sandstein im Parterre und Sichtbackstein für die Obergeschosse zur Anwendung. Hervorzuheben sind die Dampfheizung und die Gasbeleuchtung.⁴²

Während ZEUGHEER das benachbarte Pfrundhaus zentral in die Parzelle setzte und sich der zugehörige Garten (Stadtgärtner RUDOLF BLATTER) gegen Süden entwickeln konnte,⁴³ war SCHMID-KEREZ gezwungen, das Bürgerasyl auf einer wesentlich kleineren, jedoch etwas breiteren Parzelle zu platzieren (Abb. 112). Um das Raumprogramm zu erfüllen, setzte der Architekt das Gebäude nahe an die Strasse und versah es mit zwei Seitenflügeln, die gegen die Stadt einen kleinen Hof ausscheiden, der in einen Garten übergeht.

Walmdach, Geschosshöhe und Mittelrisalit korrespondieren mit ZEUGHEERS Pfrundanstalt, die Materialisierung ist jedoch dem üppigeren Historismus verpflichtet. Statt Fugenstrich – er ist der Obergeschossfront des Mittelrisalits vorbehalten – betonen Quader und Segmentbogenfenster das Hochparterre. Die Obergeschosse (Sichtbackstein) werden

durch Eckpilaster, Gesimse und Fensterverblenden ausgezeichnet. Ebenso war hier das Innere reicher gestaltet. Die Anpassungen an moderne Bedürfnisse 1990–1992 reduzierten die ursprünglichen Ausstattungsteile jedoch auf die Eingangshalle und das Treppenhaus mit Gusseisensäulen, Schmiedeeisengeländer und Sandsteinstufen.

Dokumentation

Quellen: SAZ, VJ.Pa.6.:1 Prot. BK, Bürgerasyl 1873–1880.
Literatur: BZD 1991/92, S.83–86. – INSA 10, 1992, S.363. – SCHMID 1900.– USTERI 1905, S.375f.
Plandokumente: USTERI 1905.

LEONHARDSTRASSE 18

Pfrundhaus

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	LEONHARD ZEUGHEER.
1837–1842	Planung, Neubau.
1861–1864, 1916, 1938	Umbauten.
1986–1990	Gesamtsanierung.

Baugeschichte

Die Anfänge des städtischen Pfrundhauses liegen im Kontext des mittelalterlichen Heiligeist-spitals sowie des 1221 als Stiftung des Spitals erstmals erwähnten Pfrundhauses St. Jakob.⁴⁴ Dieses nahm ab 1677 nur noch Betagte aus Stadt und Landschaft auf.



113, 114

Leonhardstrasse 18. Pfrundhaus. Ansicht von Südost. Foto Wilhelm Gallas, 1942. BAZ. – Oberer Heuelsteig 15. Ehemaliges Waisenhaus Sonnenberg. Ansicht von Süden. Foto Wilhelm Gallas, 1911/12. BAZ. – Text S. 158f.

Parallel zum Bau des Kantonsspitals errichtete die Stadt auf ehemaligem Schanzenland, anstelle der lang gestreckten Flanke der Leonhardbastion,⁴⁵ das Pfrundhaus, welches ab 1842 die Aufgabe von St. Jakob übernahm, jedoch allein Stadtbürgern vorbehalten war. Nachdem der Grosse Stadtrat 1836 eine Reform der Pfrundanstalt beschlossen hatte, gingen gleichen Jahres erste Planungen von Stadtbaumeister JOHANN CASPAR ULRICH aus. Zwei interne Wettbewerbe des Zürcher Architektenvereins (Areal St. Jakob, Areal Leonhardstrasse) brachten letztendlich HANS DIETRICH den ersten Preis. Der Pfrundhauskommission gefiel jedoch ZEUGHEERS Projekt besser, sodass dieser, als der Grosse Stadtrat sich 1839 für das ehemalige Schanzenareal entschieden hatte, den Zuschlag erhielt. Erstellt wurde ein Pfrundhaus für 48 weibliche und 34 männliche Pensionäre.⁴⁶

Bauanalyse

Die Bauführung lag bei LEONHARD ZEUGHEER, der einen lang gestreckten, dreigeschossigen Bau errichtete, dessen Mittel- und Seitenrisalite zu eigentlichen Quer- respektive Seitenflügeln tendieren (Abb. 113). Die gegen die Stadt gerichtete Fassade des dreigeschossigen Baus mit Hochparterre ist, an der Kante des schwach überbauten Hangs stehend, durch ihre insgesamt 13 Achsen karg gegliedert. Gegen die Leonhardstrasse, auf das ehemalige Plateau der Schanzenkurtine gesetzt, bilden Seiten- und axialer Querflügel zwei offene Höfe. Die Institution war für «ältere, ehrbare und würdige und in gedrückten ökonomischen Verhältnissen lebende Bürgerspersonen» bestimmt. Entsprechend ist das Innere schlicht gehalten. Als städtischer Institution

wurde jedoch der Repräsentation – Lage, Fassaden – in zeitgemässer biedermeierlich karger Ästhetik die angemessene Beachtung geschenkt. Aufnahme fanden Bürger und Bürgerinnen (Kost, Logis und Pflege auf Lebenszeit), die «beim Ableben ihr ganzes Vermögen dem Pfrundhaus vermachten».⁴⁷

Dokumentation

Literatur: BZD 1991/92, S. 83–86. – CLAVUOT 1993. – HAUSER 2000, S. 20–22. – INSA 10, 1992, S. 363. – SCHMID 1900. – SIA 1990, S. 1191–1194. – USTERI 1905, 375f. – ZEUGHEER 1994. – ZWChr 1915, S. 423f., 425f.

Plandokumente: BAZ, Zeu 22/22a–22l. – BAZ, J 64 a (Aufriss Nordostfassade).

OBERER HEUELSTEIG 15

Sonnenberg, ehem. Waisenhaus

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	FRIEDRICH WILHELM FISSLER.
1909–1911	Neubau.
1944–1946, 1999–2000	Umbau.

Geschichte und Baugeschichte

Vgl. S. 148f. (Butzenstrasse 49, Waisenhaus Entlisberg)

Bauanalyse

Situation: Peripher am Adlisberg in unmittelbarer Nähe zu einem nordöstlich gelegenen Waldstück steht das Waisenhaus in beherrschender Lage an einem stark abfallenden Hang (Abb. 114). Die Topografie bedingte die Ausrichtung der Hauptfas-



115

Oberer Heuelsteig 15. Ehemaliges Waisenhaus Sonnenberg. Halle im Erdgeschoss. Foto Wolf-Bender. BAZ. – Text S. 159.

sade gegen Südwesten. Vom Oberen Heuelsteig her führt eine Zufahrt auf den Hofplatz auf der Nordseite, Spielplatz und Gärten wurden vor der Hauptfront angelegt.

Äusseres: FISSLER hat dieses in bewusstem Kontrast zum Waisenhaus Entlisberg gestaltet. Letzteres trägt «dem dortigen ländlichen Charakter Rechnung», hier «klingt in der mehr städtischen Haltung [...] eine leise Erinnerung nach dem vornehmen Eindruck des Waisenhauses drunten in der Stadt» nach.⁴⁸ In der Tat erinnert die kubische Südansicht mit ihrer regelmässigen Befensterung, dem Walmdach mit Lukarnen, den gequaderten Ecklisenen und den Kreuzstockfenstern an spätbarocke Herrschaftshäuser. Auch auf der Rückseite spricht FISSLER mit der L-Form des Grundrisses, dem polygonen Treppenhausrisalit mit Zwiebelhelm barockes Formenrepertoire an, das bis in die Kaminhüte reicht.

Inneres: Im Erdgeschoss bestimmt die zentrale Halle die Raumorganisation (Abb. 115). Sie wurde südöstlich von den ehemaligen Wohn- und Arbeitszimmern, letztere bis in den Nordostanbau reichend, und nordwestlich von der Küche flankiert, der in einem eingeschossigen Anbau – das Souterrain birgt die offene «Spielhalle» – der «Speisesaal mit Bühne» angefügt ist. Im Erdgeschoss zeigt das ornamental reliefierte Würfelkapitell der Hallensäule ein Kleinkind. Die Obergeschosse bargen gegen Südosten, der Morgensonne zugewandt, die Schlafsäle.

Dokumentation

Literatur: GOSSAUER 1928. – INSA 10, 1992, S. 377. – SBZ 1912/60, S. 324f. – ZIEGLER 1971.

Plandokumente: SBZ 1912/60, S. 325.

STEINWIESSTRASSE 75/
HOFSTRASSE 47
STEINWIESSTRASSE 89, 91

Kinderspital (Beobachtungsstation,
Infektionshaus, Poliklinik)

Bauherrschaft	Eleonorenstiftung.
Architekten	RICHARD VON MURALT, OTTO RUDOLF SALVISBERG.
1915/16	Neubau Beobachtungsstation.
1931–1933	Erweiterungsbau (Infektionshaus).
1937–1939	Neubau Poliklinik.
1949	Anbau serologisches Labor (KARL KÜNDIG).
1972	Anbau Behandlungsräume, Anbau Labor (STEIGER Architekten und Planer).
1976/77	Umbau Beobachtungsstation und Infektionshaus (Fenster, Treppenhäuser).
1980/81	Umbau Hörsaal mit Foyer, Poliklinik (OSKAR BAENZIGER).
1997/98	Aussenrenovation Poliklinik.

Dr. med. Conrad Cramer-Myllus hatte 1868 im Andenken an seine Frau Eleonore der Stadt Zürich eine Startsumme von Fr. 50 000.– geschenkt, mit dem Ziel, ein Kinderspital zu errichten. 1874 nahm dieses den Betrieb auf (ALEXANDER KOCH, HEINRICH ERNST, Abbruch 1963, Neubau Bettenstation). Als Bauherrin fungierte die eigens gegründete Eleonorenstiftung, die noch heute Trägerin des Spitals ist.⁴⁹ 1919 schloss der Regierungsrat mit dem Kinderspital einen Vertrag, der diesem einerseits seinen privaten Charakter beliess, andererseits dient es zugleich dem Universitätsspital als Kinderklinik. Zwingend musste der Professor für Kinderheilkunde an der Universität zugleich Direktor des Kinderspitals sein. Der Kanton gewährte unter der Bedingung eines jährlich einzureichenden Budgets eine Defizitgarantie.⁵⁰ Für die Entwicklung der Institution im frühen 20. Jahrhundert war dessen Direktor Emil Feer bestimmend. Hervorzuheben ist, dass der Architekt RICHARD VON MURALT-BALLY, der Sohn von Wilhelm von Muralt-von Planta, welcher Mitbegründer und 1874–1909 leitender Arzt am Kinderspital war,⁵¹ zwischen 1913 und 1933 mit den Erweiterungs- und Neubauten am Kinderspital betraut war.

1929 begann die Planung einer umfassenden Neugestaltung (RICHARD VON MURALT unter Beizug des Spitalexperten OTTO RUDOLF SALVISBERG).⁵² Geplant und bis 1933 ausgeführt wurden die Reno-

vation des Haupthauses, der Neubau des Schwestern- und des Infektionshauses (Oberes Haus). Den Schlusspunkt setzte der Neubau der Poliklinik 1937–1939 (OTTO RUDOLF SALVISBERG).⁵³ Einen Quantensprung bildete schliesslich der Bau des Bettenhauses östlich der Anlage 1963–1968 (RUDOLF und PETER STEIGER).

Beobachtungsstation, Infektionshaus
(Steinwiesstrasse 89, 91)

Die Beobachtungsstation galt als vorbildlich und mit den auf der Südseite aufgereihten Glasboxen als wegweisend im Spitalbau. Der Neubau diente zur «Unterbringung von Kindern, deren vermutlich ansteckende Krankheit noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist». Die Neuheit der Station bestand in der räumlichen Isolierung der kleinen Patienten gegenüber der bis anhin üblichen Bettenisolation sowie in der Konzeption, welche den Pflegenden und Ärzten die Möglichkeit gab, vor jedem Betreten der Boxen «die zugehörigen Überkleider» anzuziehen, um so das Verschleppen von Infektionskeimen zu reduzieren (Hausinfektion, «Feersche Beobachtungsstation»). Die gesamte Anlage der Station war darauf angelegt, räumliche Isolation zu erreichen und gleichzeitig mit Glaswänden den optischen Kontakt zu ermöglichen. Das bisherige System von einzelnen Pavillons für die verschiedenen Infektionskrankheiten wurde aufgegeben, was eine neue Bebauungsstruktur (Zentralisierung) ergab.⁵⁴

Das Gebäude ist in klassizistischem Heimatstil mit Mittelrisalit an der Südfassade und Walmdach erstellt und dient heute als Kinderpsychiatrie.

In Zusammenhang mit den Plänen einer umfassenden Neuorganisation des Kinderspitals erfolgte als Erweiterung der Bau des «Infektionshauses» (Oberes Haus) nach den Plänen von RICHARD VON MURALT unter Beizug von OTTO RUDOLF SALVISBERG (Abb. 116, 117). Es ist in offenem Winkel der Beobachtungsstation angefügt. Der Neubau übernahm neben vielen Einzelzimmern das System der «Boxen mit höchstens fünf Betten». Im ersten und im zweiten Geschoss waren Zimmer «für je dreissig Patienten, mit Zwischenwänden aus Glas» sowie im Dachstock Einzelzimmer für die zugehörigen Assistenten und Schwestern vorgesehen. Das Dach diente als Station für Keuchhustenkranke. Es verfügt über eine Freiterrasse «zur Licht-, Luft- und Sonnenbehandlung».⁵⁵



116, 117, 118

Steinwiesstrasse 89. Kinderspital. Erweiterungsbau der Beobachtungsstation (Infektionshaus). Ansicht von Süden. Steinwiesstrasse 91 ganz rechts angeschnitten. – Erstes Obergeschoss. Blick durch die einzelnen «Boxen». Fotos Wolf-Bender, 1935. BAZ. – Steinwiesstrasse 75, Hofstrasse 47. Poliklinik des Kinderspitals. Ansicht von Süden. Foto L. Macher, 1939. BAZ. – Text S. 160, 162.



Der lang gestreckte, durch querrechteckige Fenster horizontal akzentuierte Bau umfasst drei Geschosse und ein zurückversetztes Attikageschoss, dessen Terrasse am Ostende des Baus rund geführt ist und durch die gestaffelt auskragenden Rundbalkone des ersten und zweiten Obergeschosses eine formale Betonung der Ostfront ergibt.

Poliklinik (Steinwiesstrasse 75/Hofstrasse 47)

Nach dem Beschluss zum Bau des neuen Infektionshauses und des Schwesternhauses (Spiegelhofstrasse 25) 1932 erfolgten nach einer kurzen zeitlichen Zäsur Planung und Bau der neuen Poliklinik mit Hörsaal durch OTTO RUDOLF SALVISBERG. Seine Wahl zuerst zum beratenden (1915/16) und schliesslich zum planenden Architekten verdankte er seiner grossen Erfahrung im Spitalbau. Als Referenzen galten sicherlich sein Lory-Spital (Bern, 1926–1929) und das Säuglings- und Mütterheim Elfenau (Bern 1928–1931). Die Berufung SALVISBERGS als Professor an die ETH 1929 dürfte seiner Tätigkeit fürs Kinderspital zudem förderlich gewesen sein.

Das flach gedeckte, sich mit seiner Längsfront an der leicht ansteigenden Hofstrasse orientierende Gebäude nimmt formal die Volumetrie des benachbarten Schwesternhauses wie des Infektionshauses auf (Abb. 118). Dreigeschossig angelegt, hangaufwärts gegen Nordosten mit eingetieftem Erdgeschoss, verfügt der Bau über ein Attikageschoss mit umlaufender Terrasse. Dem Kernkubus ist im Nordosten ein Hörsaal angefügt. Im Südwesten wird die Eingangszone durch einen breiten Kopfbau akzentuiert. Ursprünglich leitete er zu einem L-förmigen Pavillon über. Gegliedert wird der Bau durch die Fenster. Horizontal markieren die hochrechteckigen Fenster das mittlere als Hauptgeschoss, über dem mit querrechteckigen Fenstern das Obergeschoss liegt. Das Erdgeschoss zeichnet sich im Kopfbau durch den verglasten Haupteingang mit Vordach aus. Die Eingangshalle mit zwei ovalen Stützen erhält ihr Tageslicht über Glasbausteine. Eine Reihe Pilzstützen tragen das lang gezogene Vordach des ehemaligen Seiteneingangs, dessen Halle über das mit Glasbausteinen bestückte Flachdach zusätzlich belichtet wird. Die bemalten Fliesen, die hölzernen Sitzbänke entlang der Wände wie um die polygonalen Stützen, ein doppelter Handlauf für Kinder und Erwachsene nehmen auf

die Funktion als Kinderspital Bezug. Der nordöstlich anschliessende Hörsaal steht leicht schräg zum Hauptbau und endet an seinem Haupt in Segmentbogenform. Hier befindet sich der Hörsaaaleingang mit Treppenhaus. Die hofseitige Nordwestfassade ist viergeschossig. Weitgehend regelmässig befenstert, setzt die Vertikale des mit Glasbausteinen geschlossenen Treppenhauses einen Akzent. Dem Erdgeschoss ist ein Korridor vorgesetzt.

Das Innere erfuhr im Laufe der Zeit zahlreiche Umbauten. Generell blieb jedoch die Raumstruktur (Korridore, Zimmer) erhalten. Die Transparenz zwischen den einzelnen Zimmern und den Korridoren wurde aufgehoben. Das Obergeschoss verlor seine Funktion als Säuglingsstation, ebenso wurden die Verwalterwohnung und die Schwesternzimmer aufgegeben.

Die architektonische Bedeutung der Poliklinik wie des Oberen Hauses liegt in ihrer Modernität begründet. Sie heben sich, dem Neuen Bauen und strikter Funktionalität verpflichtet, klar von der Klinik Hirslanden ab, die 1930–1932 (HERMANN WEIDELI) noch neuklassizistisch geprägt ist.

Dokumentation

Literatur: FANCONI 1949. – INSA 10, 1992, S. 415. – Kinderspital 1974. – LÜÖND 2004. – DANGEL RÜMMELE 1995. – SBZ 1931/97, S. 70f. – Spitalgeschichte 2.

Bilddokumente: SBZ 1916/67, S. 281–284, Taf. 37, 38.

Plandokumente: Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich, Baueingabepläne. – Archiv Kinderspital Zürich. – gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass SALVISBERG. – SBZ 1916/67, S. 282f.

Karl Grunder

SCHULBAUTEN

VOLKSSCHULHÄUSER UND KINDERGÄRTEN

Schulgesetzgebung und Schulstruktur

Die Zeit der Regeneration (1830–1848) war im schweizerischen Schulwesen eine Epoche der Reformen. Auch im bürgerlich-liberalen Kanton Zürich war der Ausbau der Volksbildung ein zentrales Anliegen. Das 1832 erlassene Unterrichtsgesetz hatte zum Ziel, «die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig tätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich religiösen Menschen zu bilden».¹ Die Primarschule wurde in die Alltagsschule (3 Jahre Elementar-, 3 Jahre Realschule) und die dreijährige Repetierschule gegliedert (ab 1899 achtjährige Primarschule). Qualifizierte Schüler besuchten statt der Repetierschule die freiwillige, dreijährige Sekundarschule (Sekundarschulgesetz 1833).² Als leitende Organe entstanden der Erziehungsrat, die Bezirks- und die von der Schulgemeinde oder -genossenschaft gewählte Gemeindeschulpflege (in Zürich Schulrat).³ Die Städte Zürich und Winterthur konnten Ausnahmen vom neuen Gesetz erwirken.⁴

Die Schulgemeinden wurden zum Bau geeigneter Schullokale aufgefordert; 1835 veröffentlichte der Erziehungsrat eine «Anleitung über die Erbauung von Schulhäusern»,⁵ 1836 folgte eine Sammlung von Musterplänen für verschiedene Schulaustypen nach Entwürfen von Architekt HEINRICH BRÄM (Abb. 119, 120).⁶ Diese waren für den Schulhausbau im Kanton bis um 1900 prägend, mussten aber für städtische und vorstädtische Verhältnisse angepasst werden.

Neue Unterrichtsgesetze (1859 u.a. Turnobligatorium, Einführung der weiblichen Arbeitsschule), Anpassungen des Lehrplans sowie die Hygienebewegung und reformpädagogische Ansätze um 1900 prägten die Entwicklung des Schulhausbaus mit.

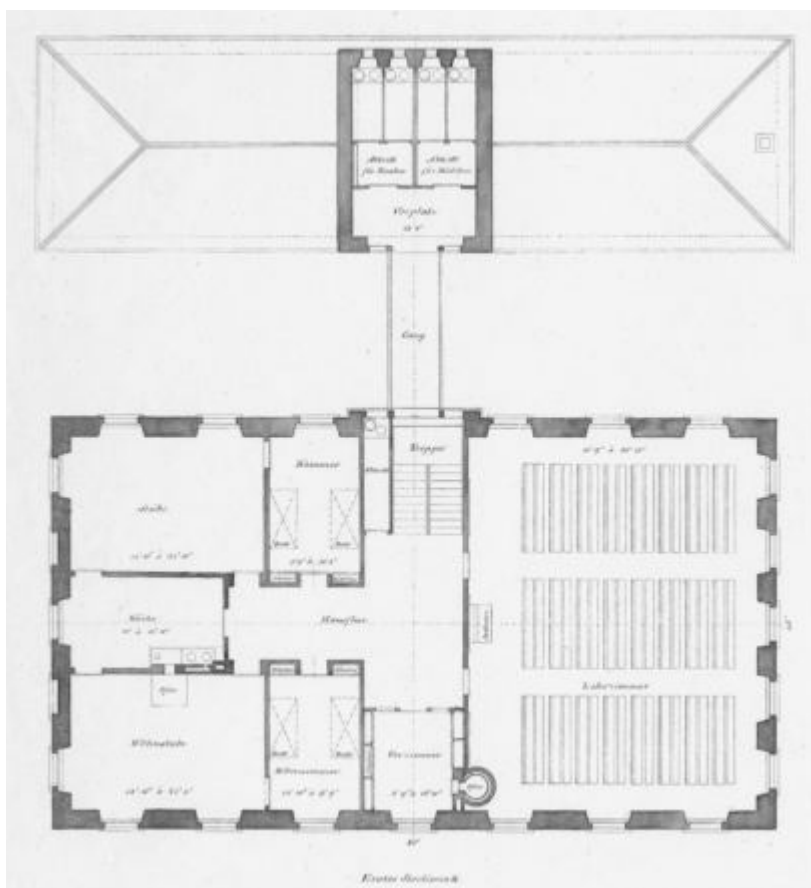
Schulbauten in den Ausgemeinden vor 1893

Typologie und Stil. In den Ausgemeinden entstanden in den 1820er Jahren noch vor der Neuorganisation der Volksschule mehrere Schulbauten. Standen Schulstuben vor 1800 oft in Verbindung mit einem Bethaus, wurde nun mehrfach Schul- und Gemeindehaus unter einem Dach vereint, z.B. [Badenerstrasse 65](#) in Aussersihl (1820), [Gemeindestrasse 54](#) in Hottingen (1820) und [Forchstrasse 217](#) in Hirslanden (1829/30).⁷

Die bestehende Schulinfrastruktur und die zögerliche Bevölkerungsentwicklung waren wohl Gründe, weshalb die 1836 veröffentlichten Musterpläne in den Ausgemeinden bis um 1860 kaum wirksam wurden. Von den wenigen erbauten Schulhäusern wurden einige wie [Leimbachstrasse 144](#) in Leimbach (1836) oder [Bederstrasse 28](#) in der Enge (1842) umgenutzt, andere wie Gotthelfstrasse 53 in Wiedikon (1842) abgebrochen. Das Schulhaus an der [Seefeldstrasse 131](#) (1846–1853) ist das älteste, das heute noch seiner Funktion dient.⁸

Für die vielen ab den 1860er Jahren erbauten Schulhäuser erwies sich das Musterschulhaus meist als zu klein. Ausgehend vom «dreyfachen» Schulaustyp, wurde ein Typ mit einer Abwartwohnung und zwei bis vier mehrseitig belichteten Schulzimmern pro Geschoss zum Standard, der je nach Schülerzahl und Finanzkraft der Gemeinde in Grösse, Raumprogramm und architektonischer Gestaltung variierte.

Bis in die 1890er Jahre waren Schulhäuser von spätklassizistischem Habitus vorherrschend. Sie wiesen in der Regel ein ausgeprägtes Sockelgeschoss mit Hochparterre, symmetrisch gegliederte Fassaden mit betonter Eingangsachse und ein Sattel- oder ein flach geneigtes Walmdach auf. Als späte Beispiele können die Schulhäuser [Brauerstrasse 66](#) in Aussersihl (1881), [Freiestrasse 160](#) in Hirslanden (1883/89) oder [Triemlistrasse 45](#) in Albisrieden (1895) genannt werden. Ohne dass eine scharfe Stilgrenze gezogen werden könnte, wurden zunehmend auch Formen



119, 120, 121

Heinrich Bräm. Musterplan. «Dreyfaches Schulhaus mit Lehrzimmer von 120 bis 150 Kinder und einer Lehrerwohnung auf jedem Stockwerke». Aufriss und Grundriss erstes Obergeschoss. 1836. StAZH Pläne D 2001.15, D 2001.16.

Ilgenstrasse 11, 13, 15. V.l. Schulhaus Ilgen A (1878), Turnhalle (1877) und Schulhaus Ilgen B (1890). Foto Stephany und Baumann, 1890. BAZ. – Text S. 163, 165.



der Neurenaissance wie Rustikamauerwerk oder Bogenfenster angewandt, der Eingangsrisalit wurde stark betont. Das viergeschossige Schulhaus Gabler in der Enge (1874) oder die Schulhäuser Ilgen A und B in Hottingen stellen besonders repräsentative Beispiele dar (Abb. 121). Ilgen A (1877) des Hottinger Architekten CASPAR OTTO WOLFF, Semper-Schüler und Sohn des früheren Zürcher Staatsbauinspektors JOHANN CASPAR WOLFF, war das Resultat eines Wettbewerbs. ALEXANDER KOCH trat dabei als Kritiker auf mit dem Ziel, in der Öffentlichkeit eine Diskussion über den Schulhausbau anzuregen.⁹ Gemeinderat Bleuler schlug aus Kostengründen bereits vor dem Bau von Ilgen A die unkonventionelle Lösung eines «Shed-Baus» vor, was als ungeeignet verworfen wurde. In einem Bericht hiess es noch optimistisch, «dass dieses System für Schulhäuser der Zukunft gehört und die bisherige Hochbautheorie sich überlebt» habe.¹⁰

Eine Abkehr vom Musterschulhausbau lässt sich zuerst in Aussersihl feststellen. Die Schulsituation war in der überdurchschnittlich schnell wachsenden Gemeinde in den 1870er/80er Jahren prekär.¹¹ 1887–1889 entstand nach einem Wettbewerb das viergeschossige Schulhaus Hohlstrasse 68 von WILHELM DÜRLER (Abb. 122). Verlangt war ein kostengünstiges Schulhaus für mindestens 1600 Kinder bei dennoch repräsentativer Fassadengestaltung. Pro Geschoss wurden fünf unterschiedlich belichtete Schulzimmer für je 80 Kinder über einen Längsgang und zwei Treppenhäuser erschlossen.¹²

Belichtung und Raumprogramm. In seiner Anleitung zum Schulhausbau befasste sich der Erziehungsrat 1835 u.a. mit den Dimensionen, der Ausstattung und der Bestuhlung der Schulzimmer. Besonders die Belichtung der Schulzimmer war seit den 1830er Jahren das zentrale Problem im Schulhausbau. Das Schulzimmer auf Basis der



122

Die Schulhäuser Feldstrasse 89 (1895, links) und Hohlstrasse 68 (1887–1889, rechts) an der Bäckeranlage in Aussersihl. Postkarte um 1900. BAZ. – Text S. 165.



123

Turnerstrasse 49. Das 1867/68 von Ferdinand Stadler erbaute Schulhaus Turner in Unterstrass, rechts die Kirche Unterstrass von 1884/85. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 166.

Musterpläne war zwei- oder dreiseitig belichtet, die Fenster mussten mindestens 4×6 Schuh gross sein.¹³ Ab den späten 1880er Jahren wurden die üblicherweise hochrechteckigen, klassizistischen Fenster vermehrt von grossflächigen, wandauflösenden Fensteröffnungen abgelöst; z.B. Schulhaus [Hohlstrasse 68](#) in Aussersihl (1888), [Ilgenstrasse 15](#) in Hottingen (1889), [Kartausstrasse 9](#) in Riesbach (1890), [Huttenstrasse 14](#) in Oberstrass (1893) oder [Dachslernstrasse 6](#) in Altstetten (1897).

Das Raumprogramm war vom Schulhaustyp (Primar- oder Sekundarschulhaus), vom zunehmend ausgeweiteten Lehrplan oder von gemeindespezifischen Bedürfnissen abhängig und umfasste anfangs wenig mehr als die Klassenzimmer, die Abwartwohnung, ein Lehrer- und ein Sammlungszimmer. Das Schulhaus Gabler enthielt aussergewöhnlich ein Magazin der Feuerwehr, einen Turnsaal, ein Laboratorium und einen Saal für Gemeindeversammlungen.¹⁴

Standortwahl. Nach der Anleitung von 1835 war ein offener Bauplatz zu wählen. «Landstrassen, geräuschvolle Gewerbe, so wie Gewerbe, welche einen üblen Geruch verbreiten», sollten vermieden werden. Der Schulweg sollte für alle Schulkinder möglichst gleich weit sein.¹⁵ Auf dem Stadtplan von 1900 ist gut zu erkennen, dass die Schulhäuser in der Regel am Siedlungsrand zu stehen kamen. Bei Dörfern an Hanglage besaßen die oft auf einer Hangkante positionierten Bauten eine starke – z.T. durch die unmittelbare Nähe der Kirche noch verstärkte – städtebauliche Präsenz ([Abb. 123](#)). Seltener wurden Schulhäuser zwischen mehreren Siedlungskernen auf freiem Feld errichtet; das Schulhaus [Kanzleistrasse 56](#) (1860–1863) mit Turnhalle (1881–1883) und Schulpavillon (1904, heute Kino Xenix) stand einst isoliert und kam erst mit dem Wachstum von Aussersihl zu seiner Zentrumsfunktion.

Die städtischen Schulhäuser vor 1893

Aufgrund von Sonderregelungen unterstand das Stadtzürcher Schulwesen der Bürgergemeinde, welche die Organisation dem Grösseren Stadtrat übertrug. Die Schulen standen zwar allen Bewohnern (Bürgern und Niedergelassenen) offen,¹⁶ allerdings konnten sich nicht alle Familien das Schulgeld leisten. Daher existierte neben der Stadtschule auch die private Armenschule, die bis 1858 an der **Oberen Zäune 26** untergebracht war.¹⁷ Sie wurde mit dem kantonalen Unterrichtsgesetz von 1859 aufgehoben. Dies hatte Raumnot in den bestehenden Klassenzimmern zur Folge: Die Knaben gingen im Konventsgebäude des Fraumünsters zur Schule, dessen West- und Südflügel 1834/35 und 1840–1842 zu Schulzwecken umgebaut worden waren.¹⁸ Den Mädchen stand ab 1853 das Grossmünsterschulhaus von GUSTAV ALBERT WEGMANN zur Verfügung (Töcherschule).¹⁹ Daneben mussten verschiedene Provisorien bezogen werden und die Stadt begann mit der Planung von Neubauten beidseits der Limmat.²⁰ 1864–1866 entstand rechtsufrig das Primarschulhaus Wolfbach für Knaben und Mädchen von Stadtbaumeister LOUIS HANHART. Die dazugehörige Turnhalle ist die älteste auf dem heutigen Stadtgebiet.

1871 wurde der Bau eines Schulhauses mit 20 bis 22 Schulzimmern für je 60 Schüler und eine Turnhalle beim Linth-Escher-Platz (Pestalozzianlage) im Bahnhofquartier beschlossen (**Abb. 124**). Ein Wettbewerb blieb ohne Resultat. Da der Bau eines grossen Zentralschulhauses als unzweckmässig kritisiert

wurde, beschloss die Stadtschulgemeinde 1873, ein zweites Schulhaus beim Basteiplatz am Schanzengraben zu errichten.²¹ Während die im Wettbewerb drittrangierten Architekten **ALEXANDER KOCH** und **HEINRICH ERNST** den Auftrag für das Knabensekundarschulhaus Linth-Escher erhielten (1873–1875, 1967 Globusneubau), führten die zweitrangierten Gebrüder REUTLINGER 1874–1876 das Primarschulhaus Schanzengraben aus. 1891–1895 folgte in der rechtsufrigen Stadt das Mädchenschulhaus am Hirschengraben von **ALEXANDER KOCH**.

Die Musterpläne von 1836 waren für grosse, städtische Schulhäuser ungeeignet. Der üblicherweise kompakte Kubus (etwa noch Schulhaus Wolfbach) wurde – je nach Bauplatz – zunehmend aufgelöst. Das Schulhaus Linth-Escher verfügte über einen u-förmigen, das Schulhaus Schanzengraben über einen längsrechteckigen Grundriss mit einbündiger Binnenstruktur. Nebst der grossen Anzahl an Klassenzimmern waren vor allem in Sekundarschulhäusern auch vermehrt Spezialräume wie Zeichen- oder Singsäle unterzubringen.

Während das Schulhaus Wolfbach neugotisch gestaltet ist, lassen die Schulhäuser Linth-Escher und Schanzengraben mit Stilformen des Klassizismus und der Neurenaissance die Ausbildung der Architekten **KOCH**, **ERNST** und **REUTLINGER** bei **GOTTFRIED SEMPER** am Polytechnikum erkennen. Die formale Ähnlichkeit mit **SEMPERS** ETH-Gebäude fällt besonders beim Schulhaus Schanzengraben auf und war darin damals über Zürich hinaus kein Einzelfall.



124

Linth-Escher-Gasse 9. Das abgebrochene Schulhaus Linth-Escher. Foto um 1890. BAZ. – Text S. 167, 172.



125

Röslistrasse 14. Turnhalle und Schulhaus Rösli. Foto 1901. BAZ. – Text S. 168.

Die Schulhäuser des Historismus

Mit der Eingemeindung 1893 zählte die Stadt 39 Schulhäuser. Die Schulbauentwicklung bis 1905 beschrieb Stadtbaumeister [ARNOLD GEISER](#) wie folgt: «Nicht nur die Schulzeit und das Lehrprogramm wurden seit dieser Zeit [1830er Jahre] bedeutend erweitert, sondern auch an die Schullokale wurden erheblich gesteigerte Anforderungen gestellt. Auf dem Gebiete des Schulhausbaues hat im Verlaufe der Zeit eine förmliche Umwälzung stattgefunden, die durch die Erkenntnis von der Einwirkung der baulichen Beschaffenheit von Schul- resp. Wohnräumen überhaupt auf die Gesundheit der Kinder veranlasst wurde.» Die Stadt bemühe sich, «auf diesem Gebiete das Beste und Vollkommenste zu leisten, was in hygienischer Beziehung und nach dem Stand der technischen Neuerungen möglich» sei.²² Die zwölf zwischen 1889 und 1901 erbauten Schulhäuser verfügten alle über Arbeitszimmer für Mädchen und ab 1899 über Räume für Knabenhandarbeit. Die Sekundarschulhäuser besaßen in der Regel ein Zeichen- und ein Singzimmer. Ab 1889 waren Bäder üblich, eine erste Schulküche wurde 1898 im Sekundarschulhaus Lavater eingerichtet. Chemiezimmer oder Horträume konnten das Raumangebot ergänzen.²³ Das Schulhaus Hirschengraben verfügte über eine Aula und eine gedeckte Pausenhalle, die nach 1900 zum üblichen Bestandteil der Schulhausarchitektur wurde.

Die meisten Schulhäuser führte das städtische Hochbauamt aus. [ARNOLD GEISER](#) entwarf u.a. die Anlage [Feldstrasse 75/89](#) (1895/96), das typologisch

interessante Schulhaus [Röslistrasse 14](#) mit Turnhalle und darüber liegenden Schulzimmern (1899–1901) ([Abb. 125](#)), [Bühlstrasse 6/Goldbrunnenstrasse 78, 80](#) (1898–1901) oder [Kernstrasse 41, 45](#) (1902–1904). [GUSTAV GULL](#) führte als zweiter Stadtbaumeister die Schulhäuser [Schulhausstrasse 1](#) (1896/97) und [Aemtlersstrasse 101/Bertastrasse 50](#) (1907/08) aus.

Das Schulhaus Hirschengraben (1891–1895) von [ALEXANDER KOCH](#) war das erste von mehreren palastartigen Grossschulhäusern, das sich stilistisch vom Spätklassizismus und der italienischen Renaissance abwandte. Es setzte hinsichtlich der künstlerischen und technischen Ausstattung neue, kaum mehr erreichte Massstäbe. Die späthistoristischen Schulbauten lassen sich durch ihre üppige Instrumentierung charakterisieren, die oft an die Architektur der Gotik und der deutschen oder englischen Renaissance erinnert. In Grund- und Aufriss weichen sie zunehmend von der Symmetrie ab, zeigen oft Rustikamauerwerk, mehrteilige, differenzierte Fensterformen und bewegte Dachlandschaften.

Schulhäuser im Zeichen der Reformarchitektur

Durch die anhaltende Raumnot blieb der Schulhausbau eine vordringliche Aufgabe der Stadt, die dabei auch nach neuen Lösungen suchte. So testete sie 1904 von verschiedenen Herstellern fabrizierte, provisorische «Schulpavillons» nach dem Vorbild von Lazarettbaracken.²⁴ Ein Projekt für eine Pavillonschule an der Aemtlersstrasse wurde aus Kostengründen verworfen.

Die Wettbewerbe für das Riedtischulhaus und die Höhere Töcherschule brachten um 1905 den Durchbruch der Reformarchitektur.²⁵ Mit der Gründung des Schweizer Heimatschutzes 1905 oder des BSA 1908 wurde der Schulhausbau zu einem zentralen Thema im Architekturdiskurs. Nach Pfarrer und Heimatschutzpionier [RUDOLF WERNLY](#) sollten «moderne» Schulhäuser «nach ihrer Form und Anlage, nach ihrer ganzen Aussenerscheinung ein Ausdruck des Volkscharakters, ein integrierter Teil des gesamten Stadt- und Dorfbildes, ein bodenständiges Stück Heimat» sein. Er kritisierte, dass Preisgerichte «meist vor allen Dingen Wert auf eine gute Grundrisslösung, auf richtige Lage, Einteilung und Grösse der Schulzimmer, Korridore usw., kurz auf die innere Gliederung und Gestaltung legen und dabei den Aspekt von und nach aussen fast ganz vernachlässigen».²⁶ Das Kind sollte sich im Schul-



126

Mühlebachstrasse 178/180. Schulhaus Münchhalde in Riesbach. Foto 1912. BAZ. – Text S. 169.

haus wohlfühlen, aber auch hinsichtlich dessen erzogen werden, «was einfach und edel, was heimatisch und vaterländisch» sei.²⁷ Dem «kasernenhaften» Schulhaustyp stellt er plakativ u.a. das Zürcher Riedtischulhaus als Vorbild gegenüber. Die Schulhäuser des Heimatstils waren jedoch nicht weniger monumental als diejenigen des Historismus. Man versuchte, die Monumentalität durch die Gliederung der Schulanlagen in verschiedene Funktionsbereiche, durch asymmetrische Grundrissgestaltung und verspielte Fassadeninstrumentierung (Erker und Türmchen, mannigfache Fensterformen, Farbigkeit, freies Anknüpfen an lokale Bautraditionen) zu mindern. Bei vielen Heimatstil-Schulhäusern wurden die malerische Anlage oder Aspekte wie Einfachheit und Zweckmässigkeit gelobt.

Die Schulhäuser zeichnen sich durch baukünstlerischen Schmuck von symbolhaftem und/oder erzieherischem Charakter in kindergerechter Bildsprache aus. Das Schulhaus Münchhalde (1909–1911) (Abb. 126), Mühlebachstrasse 178/180 von JAKOB EMIL MEIER-BRAUN und JAKOB AUGUST ARTER weist in den Brüstungsfeldern des zweiten Obergeschosses Medaillons mit Kinderszenen von CHRISTIAN CONRADIN und WILHELM HARTUNG auf. Die von WILHELM SCHWERZMANN gestalteten Portale zeigen nebst abstrahierten Pflanzenmotiven einmal Werkzeuge, einmal Tierdarstellungen. Weitere Bildhauerarbeiten stammen von OTTO KAPPELER.²⁸

Das Schulhaus Letten (1913–1915), Rousseaustrasse 43, der Gebrüder ADOLF und HEINRICH BRÄM stellt den Mittelpunkt eines städtebaulich umfassend geplanten Quartiers mit genossenschaftlichen Wohnsiedlungen dar (Abb. 127). Acht Lünen in der Spielhalle des Schulhauses wurden von den Malern PAUL BODMER und REINHOLD KÜNDIG

mit naiven Kinderdarstellungen ausgestattet. Da jedoch die Lehrerschaft den darin betonten kindlichen Spieltrieb als unpädagogisch beurteilte und der Zeichenlehrer den fehlenden Naturalismus bemängelte, wurden die Malereien ersetzt. Weitere Malereien von BODMER finden sich im Inneren des Schulhauses. Erwähnenswert sind auch ein Brunnen auf dem Pausenhof und weitere Bildhauerarbeiten von OTTO KAPPELER.²⁹

Als weitere Schulhäuser sind zu nennen: Altstetterstrasse 171/173 von OTTO und WERNER PFISTER (1910), Kilchbergstrasse 26–30 (1911) und Sihlfeldstrasse 161/165 (1913–1918) von Stadtbaumeister FRIEDRICH WILHELM FISSLER.

1917 fand HENRY BAUDIN folgende Worte zum Zürcher Schulhausbau: «Et l'on peut dire que les constructions scolaires, conçues avec ampleur, selon les principes et les lois de l'hygiène et de l'art public, comptent parmi les plus belles, non seulement de la Suisse, mais du monde entier.»³⁰

Schulhäuser der Zwischenkriegszeit

Die zwei in den 1920er Jahren erbauten, neoklassizistischen Schulhäuser Liguster (1922–1924) und Milchbuck (1928–1930)³¹ gingen beide auf Wettbewerbe im Jahre 1918 zurück. Sie bringen für kurze Zeit eine Rückkehr zur streng symmetrisch gestalteten Schulanlage. Bei beiden wurde der Umgebungsgestaltung grossen Wert beigemessen; das Schulhaus Milchbuck wurde zudem als Teil eines Wohnquartiers mit genossenschaftlichen Wohnsiedlungen städtebaulich besonders inszeniert.

1932 realisierten die Kunstgewerbemuseen Zürich und Basel mit einer Gruppe junger Architekten die Wanderausstellung «Der neue Schulbau».³²



127

Rousseaustrasse 43. Das Schulhaus Letten steht im Mittelpunkt mehrerer genossenschaftlicher Wohnsiedlungen. Flugaufnahme um 1925. BAZ. – Text S. 169.

Dabei diene u.a. das Milchbuck-Schulhaus in einer plakativen Gegenüberstellung als schlechtes Beispiel.³³ Die Ausstellung wandte sich gegen das «palastartige» Schulhaus,³⁴ «das in seinem Streben nach Monumentalität den Willen zur Repräsentation» ausdrücke.³⁵ Gefordert wurden Schulhäuser von kindgerechtem Massstab, Schulzimmer mit freier Bestuhlung, direktem Ausgang ins Freie und gleichmässiger Belichtung durch Fensterbänder. «Das Ideal des Schulhauses ist nicht mehr der eindrucksvollkolossale Baublock, dessen hochragende Masse weithin die Finanzkraft der betreffenden Gemeinde manifestiert, sondern die Pavillon-Schule, deren anspruchslose Trakte sich unter den Bäumen der Grünanlagen hinziehen. Selbstverständlich wird sich dieses Ideal nur da verwirklichen lassen, wo das Bauprogramm nicht gar zu umfangreich und der Baugrund nicht zu teuer oder doch von vorn-

herein in öffentlicher Hand ist. [...] Es ist klar, dass alle diese Bestrebungen ihre Grenzen da finden, wo sie wesentliche Verteuerungen des Schulbaus im Gefolge haben. Nur in seltenen Fällen wird sich alles, was sich der moderne Architekt und Lehrer an Verbesserungen ausdenkt, restlos realisieren lassen.»³⁶ Diese Ideale sind vor allem beim Kindergarten Wiedikon (1928–1932) beispielhaft verwirklicht worden. Die Schulhäuser der 1930er Jahre stellen in der Regel nach Funktionen gegliederte, asymmetrische Anlagen (Schulzimmer- und Turnhallentrakt, Verbindungsgänge und Pausenhallen) dar, oft unter Walm- statt Flachdach. Die zwei- bis viergeschossigen, einbündigen Schulzimmertrakte weisen regelmässig eng gereimte Fenster oder Fensterbänder auf. Neu schenkte man auch der Anlage und Belichtung der Erschliessungszonen grosse Beachtung. Die nach Raumfunktionen differenzier-



128, 129, 130

Wibichstrasse 65. Schulhaus Waidhalde, 1932 erbaut von [Hermann Herter](#). Foto Wolf-Bender, 1933. BAZ. – Buhnrain 40/42. Schulhaus Buhnrain, 1933 erbaut von Roland Rohn. Foto Wilhelm Pleyer, um 1933. BAZ. – Tannenrauchstrasse 8/10. Schulhaus Manegg, 1935 erbaut von Roland Rohn. Foto Wolf-Bender, 1935. BAZ. – Text S. 171.



ten Fensterformen gliedern die Bauten auf einfache Weise. Das Vermeiden von historisierenden Gliederungs- und Gestaltungselementen nimmt den Bauten ihren repräsentativen Charakter, verleiht ihnen aber auch eine gewisse Strenge.³⁷

Als erstes Schulhaus des Neuen Bauens wurde 1931 das Schulhaus Friesenberg eröffnet ([HenaUER & WITSCHI](#)). Von denselben Architekten stammt auch das Schulhaus [In der Ey 20](#) in Albisrieden (1934). Stadtbaumeister [HERMANN HERTER](#) realisierte 1931/32 das Schulhaus Waidhalde ([Weiersteig 7](#), [Wibichstrasse 65](#)) ([Abb. 128](#)) und 1938/39 das Schul- und Turngebäude Hofacker ([Streulistrasse 78](#), [Freiestrasse 189](#)). Bei beiden werden zwei übereinanderliegende Turnhallen unter einem Dach vereint.³⁸

Ebenfalls bedeutende Vertreter des Neuen Bauens sind die Schulhäuser [Buhnrain 40/42](#) (1931–1934) und [Tannenrauchstrasse 8/10](#) (1935) von [ROLAND](#)

[ROHN](#) ([Abb. 129, 130](#)). Weiter sind zu nennen: Schulhaus Langmatt in Witikon (1933, [KARL KÜNDIG](#), [HEINRICH OETIKER](#)), Schulhaus Kappeli in Altstetten (1935–1937, [ALFRED](#) und [HEINRICH OESCHGER](#)), Schulhaus Fluntern (1937–1942, [WALTER NIEHUS](#)).

Von den wenigen in den Kriegsjahren erbauten Schulhäusern im «Landstil» ist das Schulhaus Kornhausbrücke (1941–1943, Stadtbaumeister [ALBERT HEINRICH STEINER](#)) hervorzuheben. Das Bauvolumen wurde nach Funktionen aufgegliedert, Kindergärten sind in eingeschossigen Pavillons untergebracht.³⁹ 1946–1951 realisierte [STEINER](#) das Schulhaus Probstei in Schwamendingen, wo das Pavillonsystem erstmals in grösserem Massstab umgesetzt wurde.⁴⁰



131

Grütlistrasse 76. Kindergarten, 1937 erbaut von Hermann Herter. Foto Wilhelm Gallas, 1940. BAZ. – Text S. 172.

Kindergärten

1845 wurde in Riesbach ein erster Kindergarten nach dem Konzept von Friedrich Wilhelm August Fröbel eingerichtet.⁴¹ Bei der Stadtvereinigung 1893 wurden in den Ausgemeinden 7 Kindergärten gezählt, bis 1909 stieg die Anzahl auf 54. Von diesen waren 16 in Schulhäusern und Schulbaracken untergebracht, die übrigen belegten «teils gute, teils weniger empfehlenswerte Provisorien, meist frühere Ladenlokale».⁴²

In den 1920er/30er Jahren wurden zahlreiche Kindergärten in die Anlage gemeinnütziger Wohnsiedlungen integriert. Es entstanden erste frei stehende, meist eingeschossige Kindergartengebäude, die abseits von Lärm und Verkehr oft in Innenhöfen erstellt wurden. Vgl. etwa die Siedlungen Roter (1919/20) und Brauner Block (1925–1927) an der Röntgenstrasse der Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals (BEP), der städtische Kindergarten von HERMANN HERTER im Herzen der Siedlung Vrenelisgärtli am Zanggerweg (1927) oder das Kindergartengebäude im Hof des Erismannhofs (1928). Zwei fast identische Kindergartengebäude von HERTER stehen an der Grütlistrasse 76 (Abb. 181) und am Meiliweg 6 (beide 1937). Als hervorragendes Beispiel des Neuen Bauens ist der Kindergarten Wiedikon hervorzuheben. Die Kindergärten wurden oft durch Wandmalereien künstlerisch ausgestattet.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

BASTEIPLATZ 11, BALDERNGASSE 10

Primarschulhaus Schanzengraben

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	JOHANN HEINRICH REUTLINGER, HERMANN REUTLINGER.
1874–1876	Neubau.
1987–1989	Gesamtrenovation.

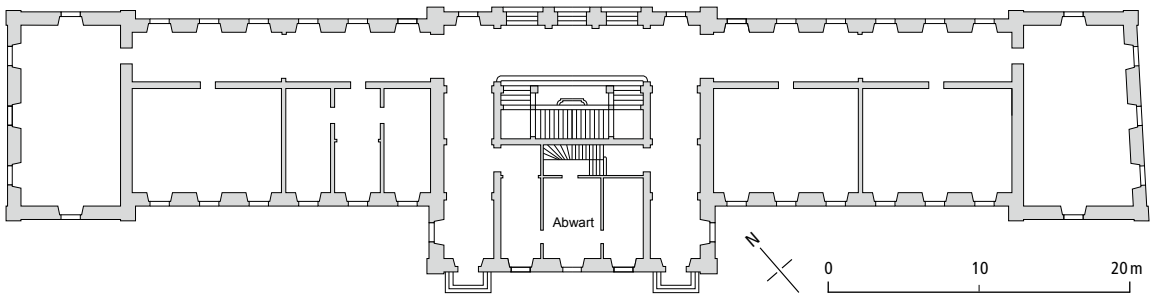
Baugeschichte

Mit dem Primarschulhaus Schanzengraben und dem gleichzeitig entstandenen Knabensekundarschulhaus Linth-Escher erhielt die linksufrige Stadt in den 1870er Jahren eine zeitgemässe Schulinfrastruktur. Bei Umbauten 1929 und 1937 wurde unter anderem die Turnhalle vergrössert und ein neuer Turn- und Spielplatz eingerichtet. Im Schulhaus unterteilte man die Aula in zwei Klassenzimmer. Anlässlich der Gesamtrenovation 1987–1989 wurden nachträgliche Einbauten in den Erschliessungsräumen entfernt, Wandbemalungen und Bodenbeläge freigelegt und die Aula samt Malereien nach Befund und Detailplänen rekonstruierend wiederhergestellt.⁴³

Bauanalyse

Situation. Das Schulhaus steht nordöstlich des Schanzengrabens. Bis zum Brand der Kaserne am Talacker 1871 wurde das Areal zwischen Pelikan-, Talstrasse und Bäregasse als Exerzierplatz genutzt. Die knapp bemessene, unregelmässige Bauparzelle, die kaum einen Viertel des Platzes ausmachte, konnte nur durch einen langrechteckigen Baukörper mit winklig angeordneter Turnhalle optimal ausgenutzt werden.

Äusseres. Der 75 m lange, dreigeschossige Neurenaissancebau mit Mittelrisalit und zwei schmalen Seitenrisaliten ist mit seiner Schauffront zum Schanzengraben orientiert (Abb. 132). Die symmetrischen Putzfassaden mit regelmässiger, geschossweise differenzierter Befensterung weisen gliedernde Elemente in Sandstein auf (Sockelgeschoss, Gesimse, Zahnschnitt, Fenstereinfassungen). Die Eckpartien sind durch kräftige Eckquader gefasst. Das Hochparterre hat seine ursprüngliche Akzentuierung



132, 133

Basteiplatz 11, Balderngasse 10. Primarschulhaus Schanzengraben. Ansicht von Südwesten der Gebrüder Reutlinger. Tusche koloriert, 3.3.1883. Kunstsammlung HBA des Kantons Zürich. Foto BAZ. – Grundriss Erdgeschoss, 1:500. SAZ, IX L.9. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 172f.

durch Fugenschnitt verloren. Wie auch beim Linth-Escher-Schulhaus dominiert ein stark vorspringender Mittelrisalit, der südwestseitig im obersten Geschoss hinter drei hohen Rundbogenfenstern einen Saal birgt. Vorbildlich war [GOTTFRIED SEMPERS](#) ETH-Gebäude. Strassenseitig führen drei in der Mittelachse unter horizontaler Verdachung zusammengefasste Türen ins Innere. Über der mittleren ist die Datierung «1876» zu lesen.

Inneres. Dieses gliedert sich in einen Längskorridor mit zentralem Treppenhaus und die zum Schanzengraben orientierten Schulzimmer ([Abb. 133](#)). Ein Wandbrunnen empfängt die Eintretenden, dahinter

steigt die Treppe mit schmiedeeisernem Geländer an. Das Treppenhaus öffnet sich durch toskanische, im zweiten Obergeschoss durch ionische Säulen gegen den Flur. Das ursprüngliche Raumprogramm umfasste 16 zwischen 70 und 144 m² grosse Schulzimmer.⁴⁴ Die Lage am Schanzengraben ermöglichte dank des grossen Gebäudeabstands eine gute Belichtung der Klassenzimmer. Im Bereich des Mittelrisalits ist im Hochparterre die Abwartwohnung untergebracht. Im zweiten Obergeschoss wurde die stuckierte und polychrom gefasste Aula im Stil der italienischen Renaissance wiederhergestellt.

Dokumentation

Literatur: INSA 10, 1992, S.312. – SONDEREGGER/STUTZ 1989/90. – Zürich 1877, S.63–65.

Plandokumente: SAZ, IX L.9, 10.

**BÜHLSTRASSE 6,
GOLDBRUNNENSTRASSE 78, 80**
Primar- und Sekundarschulhaus Bühl

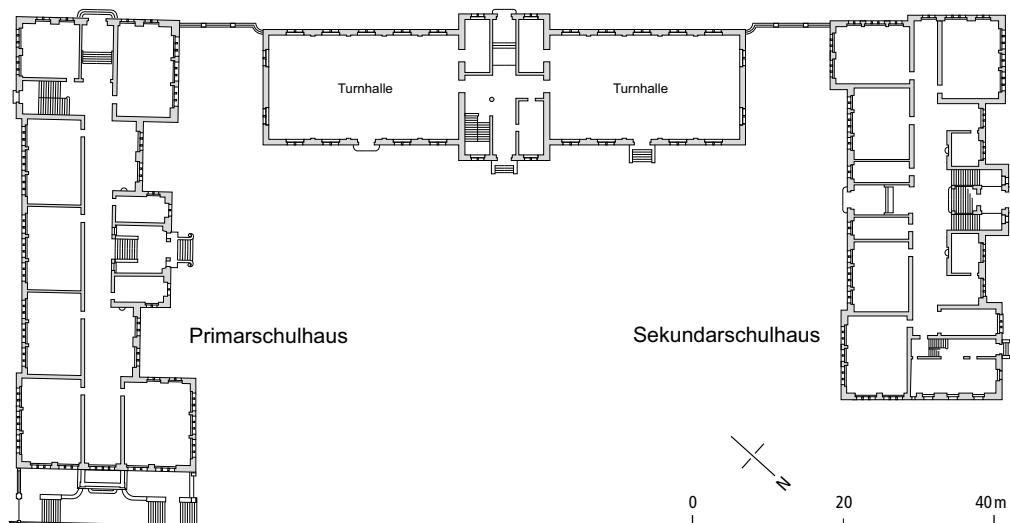
Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	ARNOLD GEISER.
Bauplastik	URS EGGENSCHWYLER.
1898–1901	Neubau.

Nach der Eingemeindung 1893 war der Bau neuer Schulhäuser eine prioritäre Aufgabe der Stadt. Es gab oft zu grosse und aufgrund der rasch steigenden Schülerzahl in Provisorien untergebrachte Schulklassen.⁴⁵ Von den zahlreichen Schulhäusern des Stadtbaumeisters ARNOLD GEISER⁴⁶ stellt die Anlage Bühl das städtebaulich eindrucklichste Ensemble dar (Abb. 135). Sie steht zusammen mit der südöstlich befindlichen Kirche Bühl (1895–1896) prominent auf dem Bühlhügel in Wiedikon. Typologisch ist sie eines der seltenen Beispiele einer Doppelschulanlage⁴⁷ mit einem frei stehenden Pri-

mar-, einem etwas kleineren Sekundarschulhaus und einer frei stehenden Doppelturnhalle (Abb. 134). Die einander gegenüberstehenden Schulhäuser sind mit ihren Schmalseiten zur Goldbrunnenstrasse orientiert. Zwischen ihnen liegt ein grosszügiger Pausenplatz, der gegen die Strasse vom Turnhallengebäude begrenzt wird. Dieses besitzt zwischen den niedrigen Turnhallen einen dreigeschossigen Mittelteil mit Garderoben, Geräteräumen und Schulzimmern.

Die palastartigen Bauten zeigen alle Sandsteinmauerwerk im schottischen Verband sowie Sockel, Türeinfassungen und Entlastungsbögen in hellem Kalkstein. Die Fassaden weisen grosszügige, mehrteilige Fenster auf, die an die Architektur der englischen Renaissance erinnern. Stark vorspringende Risalite und zahlreiche Giebelaufbauten verleihen den Schulhäusern ein bewegtes Erscheinungsbild. Die gekehlten Dachüberstände sind durch florale Ornamente bemalt, die Turnhalle weist einen gemalten Fries mit turnenden Putti in Rankenwerk auf.

Die relativ hohen Baukosten von gut Fr. 1760 000 hatten u.a. mit dem Baumaterial (Bollinger Sandstein) und den Transportkosten (Entfernung vom Bahnhof) zu tun.⁴⁸ Umbauten und Restaurierungen erfolgten ab den 1970er Jahren; etwa Bibliothekseinbau 2004.⁴⁹



134, 135

Bühlstrasse 6, Goldbrunnenstrasse 78, 80. Primar- und Sekundarschulhaus Bühl. Grundriss Erdgeschoss, 1:1000. SBZ 1899/33, S. 77. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Schulanlage und links die Kirche Bühl. Foto 1896. BAZ. – Text S. 174.



Dokumentation

Literatur: Baukultur 2005, S. 46. – BZD 2003–2006, S. 96. – GEISER 1905, S. 309f., 314f. – INSA 10, 1992, S. 319. – SBZ 1899/33, S. 74, 76–79, 89–91. – ZWCh 1900/2, S. 138, 141. – ZWCh 1904/6, S. 401, 405.

Plandokumente: SAZ, IX L.17. – SBZ 1899/33, S. 77.

HIRSCHENGRABEN 46/46a/46b

Mädchenschulhaus Hirschengraben

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	ALEXANDER KOCH.
1891–1895	Neubau.
1967–1975	Gesamtrenovation.

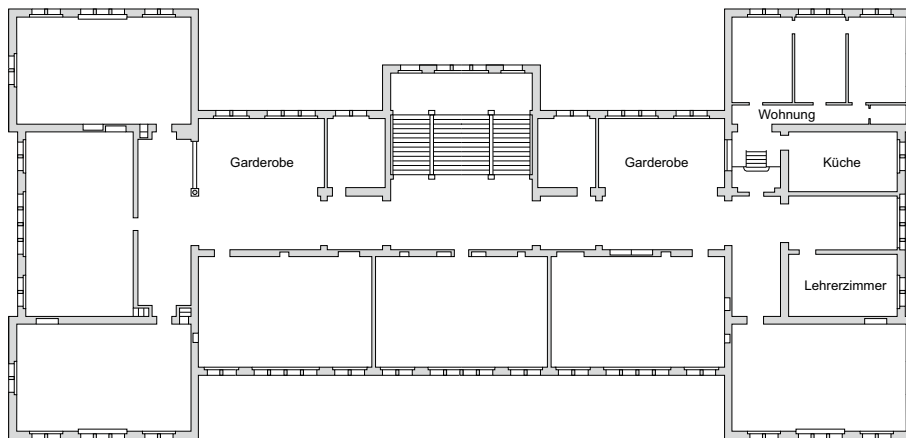
Baugeschichte

1889 beschloss die Stadt den Bau eines Mädchenschulhauses und schrieb 1890 einen Wettbewerb aus. Das Raumprogramm sah 22 Schulzimmer mit Zentralheizung und Ventilation, drei grössere Säle, eine Abwartwohnung, zwei Turnhallen sowie einen oder zwei Spielplätze vor. Zudem waren eine einfache äussere Ausstattung und eine «hübsche Gruppierung» der Gebäudeteile unter freier Wahl des Baustils und Materials gefordert.⁵⁰ Der Bauplatz, Reb- und Gartenland im südlichen Teil des Stockarguts, wurde von den Erben des Hans Conrad Stockar-von Orelli erworben.⁵¹

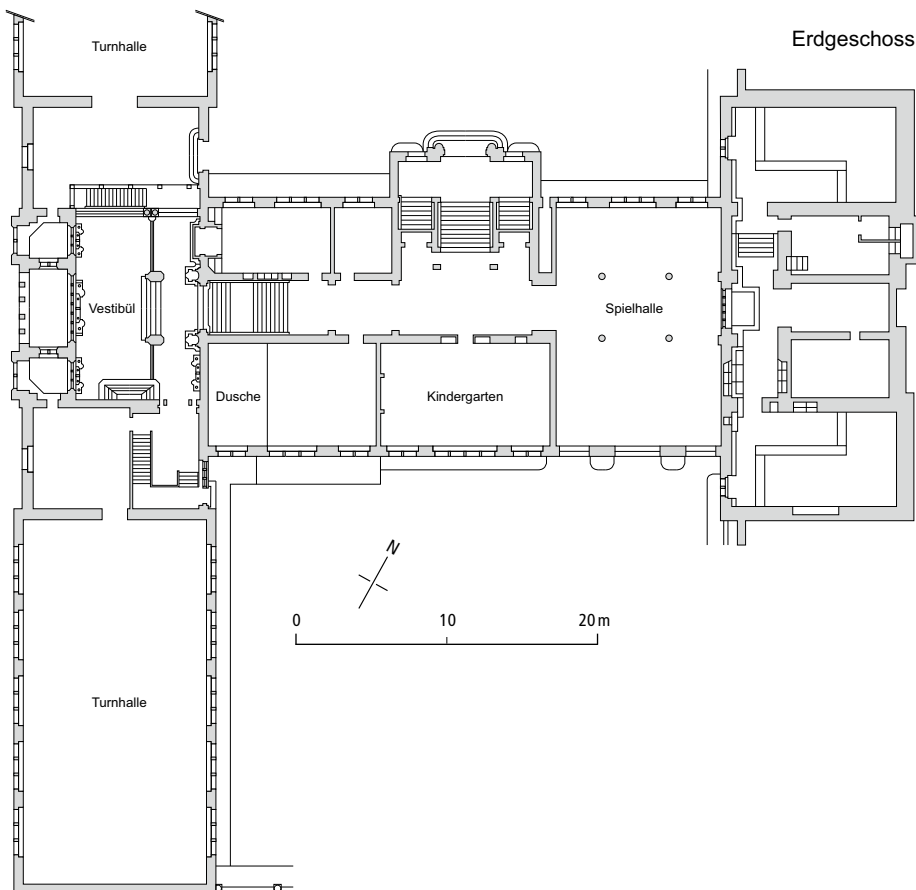
Die Jury lehnte Entwürfe mit ungünstiger Gesamtdisposition, zu nüchterner oder unbefriedigender Architektur, mit rundbogig belichteten Schul-

zimmern und mit überbauten oder übereinander angeordneten Turnhallen ab.⁵² Der erste Preis ging an HERMANN WEINSCHENK (Zürich/München) mit einem Entwurf im Stil der italienischen Renaissance.⁵³ Als Einziger stellte er den Baukörper senkrecht zum Hang bzw. schmalseitig zur Strasse, woraus eine günstigere Belichtung der Schulzimmer, aber auch höhere Ausgaben für Erdarbeiten und Terrassierungen resultierten. Um dem Schulhaus Richtung Hirschengraben mehr Präsenz zu verleihen, fügte er winkelförmig zwei Turnhallen an. Als weiterer Vorzug war das Schulhaus ohne Freitreppenanlage direkt vom Hirschengraben aus zugänglich, was im Winter die Gefahren für Kinder reduzierte. Den zweiten Preis erhielt ALEXANDER KOCH mit einem Projekt im «englischen (gotischen) Cotage-Styl», obwohl sich das Preisgericht mit der Fassadengestaltung, die mit den «zürcherischen Bauverhältnissen und namentlich mit der Umgebung selbst in einem ziemlich starken Contraste» stehe, nicht recht anfreunden konnte.⁵⁴ Auf der Grundlage des Entwurfs von WEINSCHENK arbeitete ALEXANDER KOCH, der den Auftrag vermutlich aufgrund seiner bisherigen Erfahrungen im Schulhausbau erhielt, das definitive Projekt aus.⁵⁵

Im Herbst 1893 konnte das Schulhaus bezogen werden. Im selben Jahr wurde der Direktor der Kunstgewerbeschule, ALBERT AUGUST MÜLLER, für die Ausschmückung der Aula angefragt. Im Februar 1894 wurden die ersten Arbeiten vergeben, u.a. führte der Zürcher Holzbildhauer GUSTAV VOLKART die Fruchtkränze auf dem Firsträhm nach Tonmodellen aus; 1895 war der Innenausbau vollendet.



1. Obergeschoss



Erdgeschoss



137, 138

*Hirschengraben 46. Mädchenschulhaus
Hirschengraben. Ansicht von Südwesten.
Foto 1930. BAZ. – Eingangsballe im
Erdgeschoss. Foto Küenzi, 1975. BAZ. –
Text S. 178f.*



Zur modernen technischen Ausstattung gehörten eine elektrische Turmuhr, teilweise elektrische Beleuchtung, ein Duschraum und eine Warmwasserheizung mit Ventilation. Die erwärmte Raumluft entwich hauptsächlich über die beiden seitlichen Dachreiter. Die Wasserklosetts nach dem System Robert Adams (London) verfügten über Mahagonisitze und ein Spülwasserreservoir im Dachgeschoss.⁵⁶

KOCH wehrte sich gegen die Schubladisierung des Neubaus unter den «englischen» Stilbegriff. BÜRKLI meinte 1894: «Jeder Engländer würde eine solche Behauptung einfach belächeln, und es habe auch nie in seiner Absicht gelegen, den englischen Stil zur Anwendung zu bringen. Er [KOCH] habe lediglich aus seinem Vorrath ausgekramt, was

ihm passend geschienen habe, nachdem er allen Schulkrum und alle Theorie vorerst an den Nagel gehängt habe. So sei denn das Schulhaus das geworden, was es jetzt sei, und ein Rundgang werde jedem Sachverständigen zeigen, dass gar kein Stil bei der Wahl zu kurz gekommen sei; der Eine werde es daher loben, der Andere tadeln, es habe ihm aber ganz besondere Freude gemacht, ein Schulhaus anders als die andern zu bauen, und falls sich dasselbe praktisch und solid erweise, werde man sich wohl auch mit der Form zufrieden geben können.»⁵⁷

1967 wurden Neubaupläne fallengelassen, da sie keine bessere Ausnützung brachten. Es folgte eine Gesamtrenovation.⁵⁸



139

Hirschengraben 46. Mädchenschulhaus. Aula im 3. Obergeschoss. Foto Heinz Dieter Finck, 1982. BAZ. – Text S. 178f.

Bauanalyse

Äusseres. Das Schulhaus steht nordöstlich des Hirschengrabens quer zum Hang (Abb. 137), wodurch die meisten Schulzimmer Tageslicht aus Südosten erhalten. Dem hoch aufragenden, viergeschossigen Schulhaus über H-förmigem Grundriss sind gegen den Hirschengraben winklig zwei eingeschossige Turnhallen unter Flachdach angefügt. Diese grenzen zwei Spielplätze von der Strasse ab.

Der Bau ist in hellem Sichtbackstein ausgeführt. Horizontale Streifen in rotem Backstein gliedern und beleben die schlichten, ungewöhnlich reich durchfensterten Fassaden. Gauben und übergiebelte Zwerchhäuser bilden eine lebendige Dachlandschaft. Die Giebelbegrünungen zeigen die Wappen der 1893 eingemeindeten Vororte von Zürich.

Die neubarocken Eingangsportale am Hirschengraben und am Sempersteig sind mit Sandsteinskulpturen nach Entwürfen KOCHS ausgestaltet, die von AUGUST BÖSCH und JOSEPH REGL, Lehrer an der Kunstgewerbeschule Zürich, ausgeführt wurden.

Über dem Rundbogenportal am Hirschengraben ist eine Fratze nach dem Vorbild der Skulpturen ARNOLD BÖCKLINS an der Kunsthalle Basel angebracht. Der von REGL ausgeführte Schlussstein «fand jedoch vor den massgebenden Behörden keine Gnade», weshalb er durch Beton verhüllt wurde.⁵⁹ Heute ist die Fratze rekonstruiert wieder sichtbar. Das Portal wird von zwei Fenstern flankiert, die von den Büsten Johann Heinrich Pestalozzis und des Gründers der Zürcher Töchter Schule, Leonhard Usteri, bekrönt werden (AUGUST BÖSCH). Das nördliche Nebenportal weist in der volutenbekrönten Verdachung nebst Fruchtgirlanden einen Fuchs und einen Hasen, über dem Zürcher Wappen die von BÖSCH ausgeführte Büste der Stauffacherin auf.⁶⁰ Zwei Konsolen zeigen das Gesicht eines Kriegers und einer barmherzigen Schwester (REGL), in der Türleibung blicken zwei Kinderköpfe auf die Eintretenden hinab.

Die Brüstungen über den Turnhallen sind mit Reliefs ausgestattet, die neben dem umkränzten Zürcherwappen Sportgeräte zeigen (Tennis und Krocket).

Inneres (Abb. 136). Dieses wurde mit einem für Zürich einzigartigen Aufwand ausgestattet. Das palastartige Vestibül zeichnet sich durch reiche Mosaik-, Schreiner-, Marmor- und Stuckarbeiten in Formen der Neurenaissance und des Neubarocks aus. Ein Cheminée birgt den Heizkörper. Glasmalereien stellen die Märchen «Hans im Glück», «Aschenputtel», «Der gestiefelte Kater» und «Schneewittchen» dar (Abb. 138).

Die Spielhalle im Erdgeschoss weist eine bemalte, bretterverkleidete Decke auf, die einer barocken Holzbalkendecke nachempfunden ist. Sie kaschiert wohl eine Eisenkonstruktion und ruht auf eisernen, bemalten Säulen, deren Kapitelle von je zwei plastischen Kinderköpfen geziert werden. Wandkonsolen aus Sandstein zeigen Motive aus der Märchenwelt: Rotkäppchen mit dem Wolf, Hänsel und Gretel mit der Hexe, Dornröschen mit Prinz und Eule, Max und Moritz mit Schneider Böck – die Mädchenköpfe sind Porträts von Schülerinnen (AUGUST BÖSCH). Auf einer Fensterbank liegt eine Katze, die mit einer Pfote eine Maus festhält (URS EGGENSCHWYLER zugewiesen).⁶¹

Den Höhepunkt setzt die festliche Aula im dritten Obergeschoss (Abb. 139). Sie ist von einer hölzernen Spitztonne überwölbt. Das Figurenprogramm umfasst geschnitzte und bemalte Konsolen mit den Dar-

stellungen exotischer Tierarten und Volksgruppen sowie Mädchenporträts (AUGUST BÖSCH). Weiter sind die Familienwappen von vier Mitgliedern der Baukommission zu sehen: von Stadtpräsident Hans Pestalozzi, den Stadträten Paul Usteri und Johann Kaspar Grob sowie Paul Hirzel, dem Präsidenten der Stadtschulpflege. Das Wappen des Architekten findet sich links des Haupteingangs, als Pendant dazu rechts das Baudatum 1891–1895. Die Felder des Wandtäfers zeigen Fabeln wie die Geschichte vom Raben und vom Fuchs (CHRISTIAN I. SCHMIDT).

Dokumentation

Literatur: BIRKNER 1972. – BÜRKLI 1894. – BZD 1970–1974, S. 265–268. – BZD 1974–1979, S. 28f. – GEISER 1905, S. 306f., 314f. – INSA 10, 1992, S. 347. – SBZ 1890/15, S. 96. – SBZ 1890/16, S. 50, 56, 61f., 69, 79–83, 88. – SBZ 1894/24, S. 35–38, 44f., 47–49. – ZIEGLER 1994.

Plandokumente: SAZ, IX L.11, 12, 29, 30. – SBZ 1894/24, S. 35f., 44, 48.

KANTONSSCHULSTRASSE 3, HEIMSTRASSE 3

Primarschulhaus Wolfbach

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	LOUIS HANHART.
1864–1866	Neubau.
1923	Turnhallenanbau. ⁶²
1981–1984	Renovation, Umnutzung der Turnhalle. ⁶³
2013/14	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

Aufgrund des Unterrichtsgesetzes von 1859 wurde 1860 die von Alfred Escher präsiidierte Stadtschulpflege gegründet, die mit der Projektierung neuer Schulhäuser und – besonders dringlich – Turnhallen begann. Aus vier möglichen Standorten wählte die Stadt das Gartenland beim Wolfbach und erwarb es von vier privaten Eigentümern.⁶⁴ Die Baukommission beauftragte 1862 Stadtbaumeister LOUIS HANHART mit der Planung, obwohl Bau und Unterhalt noch nicht dem städtischen Bauamt oblagen.⁶⁵ Die Pläne der Turnhalle wurden am 26. Sept. 1863 bewilligt,⁶⁶ im November lagen die Pläne des Schulhauses vor. Die Baukommission hiess die Einteilung und Dimension der Räume bis auf den zu schma-

len Korridor gut. Sie beschloss, die Geschlechter nach Geschossen zu trennen, und sprach sich für eine Zentralheizung aus. Zu diskutieren gab die Fensterform, die segmentbogenförmig geplant und schliesslich rechteckig ausgeführt wurde.⁶⁷

Im November 1864 wurde mit dem Turngebäude die erste moderne Turnhalle der Stadt in Betrieb genommen; die Baukommission hatte Herrn Kloss, Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden um Pläne angefragt.⁶⁸ Am 30. April 1866 wurde das Schulhaus eingeweiht.

Das Raumprogramm umfasste 16 Schulzimmer, ein Handarbeitszimmer für die Mädchen, ein Lehrer- und Sammlungszimmer sowie eine Abwartwohnung.⁶⁹ Im Untergeschoss befand sich ein «Turnsäli», das 1899 zu einer Schulküche umgebaut wurde, da der hauswirtschaftliche Unterricht in den Stundenplan der Mädchen der achten Primarklasse aufgenommen wurde (Volksschulgesetz 1899).⁷⁰

Bauanalyse

Situation. Das Schulhaus Wolfbach steht östlich abgesetzt vom Hirschengraben. Im Osten befand sich der Turnplatz der alten Kantonsschule mit dem später eingedeckten Wolfbachbassin, das bis 1882 u.a. als Eisplatz diente.⁷¹ Der unmittelbar südlich des Schulhauses verlaufende Wolfbach wurde im Winter 1863/64 eingedohlt.⁷²

Äusseres. Das Schulhaus ist der einzige erhaltene Bau von LOUIS HANHART und war nach dem Grossmünsterschulhaus das zweite Volksschulhaus, das die Stadt nach 1832 erbaute. Von den kantonalen Musterplänen weicht es in Dimension, Grundriss und Gestaltung ab. Der dreigeschossige, blockhafte Bau unter schwach geneigtem Walmdach ist mit seiner Hauptfassade zum mauerumfangenen Schulhof ausgerichtet. Die Hoffassade mit stark vorspringenden Mittel- und Seitenrisaliten weist ein ebenerdig zugängliches Kellergeschoss aus bossierten Sandsteinquadern auf. Sandsteinmauerwerk zeigen auch der Mittelrisalit und die Lisenen, während der übrige Bau verputzt ist. Der zentrale Haupteingang ist über eine mächtige, zweiarmlige Freitreppe mit schlichtem Nischenbrunnen erschlossen. Das ursprünglich mit Masswerk verzierte, steinerne Treppengeländer wurde ersetzt.

Der wehrhaft erscheinende, an Kasernenarchitektur erinnernde Bau weist sorgfältig ausgearbeitete Details wie die Sohlbankgesimse oder das Kranz-

gesims mit Spitzbogenfries auf. Die durch Pfosten unterteilten Rechteckfenster zeigen gotisierende Sandsteingewände, z.T. mit Schulter- und Tudorbogen. Die Oberlichter der Eingangstüren sind mit Glasmalereien von **JOHANN JAKOB RÖTTINGER** ausgestattet.⁷³

Inneres. Das seit 1975 umgenutzte Schulhaus ist über eine zentrale Querachse mit Treppenhaus im Bereich des Mittelrisalits und einen Längsgang erschlossen. Je Geschoss sind sechs Schulzimmer mit neugotisch gestalteten Türen u-förmig entlang der Nord-, Ost- und Südfassade gereiht (2013/14 zu Büros umgebaut).

Turnhalle. Die frei stehende, niedrige Turnhalle war ursprünglich als Doppeltturnhalle ohne Garderobe und Duschräume angelegt, ein Vorhang unterteilte den Raum. Das tragende Gerüst ist ausen anhand schlichter Lisenen ablesbar. Zwischen diese sind neuromanische Drillingsfenster gesetzt,

deren Fensterpfosten Halbsäulen mit Würfelkapitellen vorgelegt sind.

Dokumentation

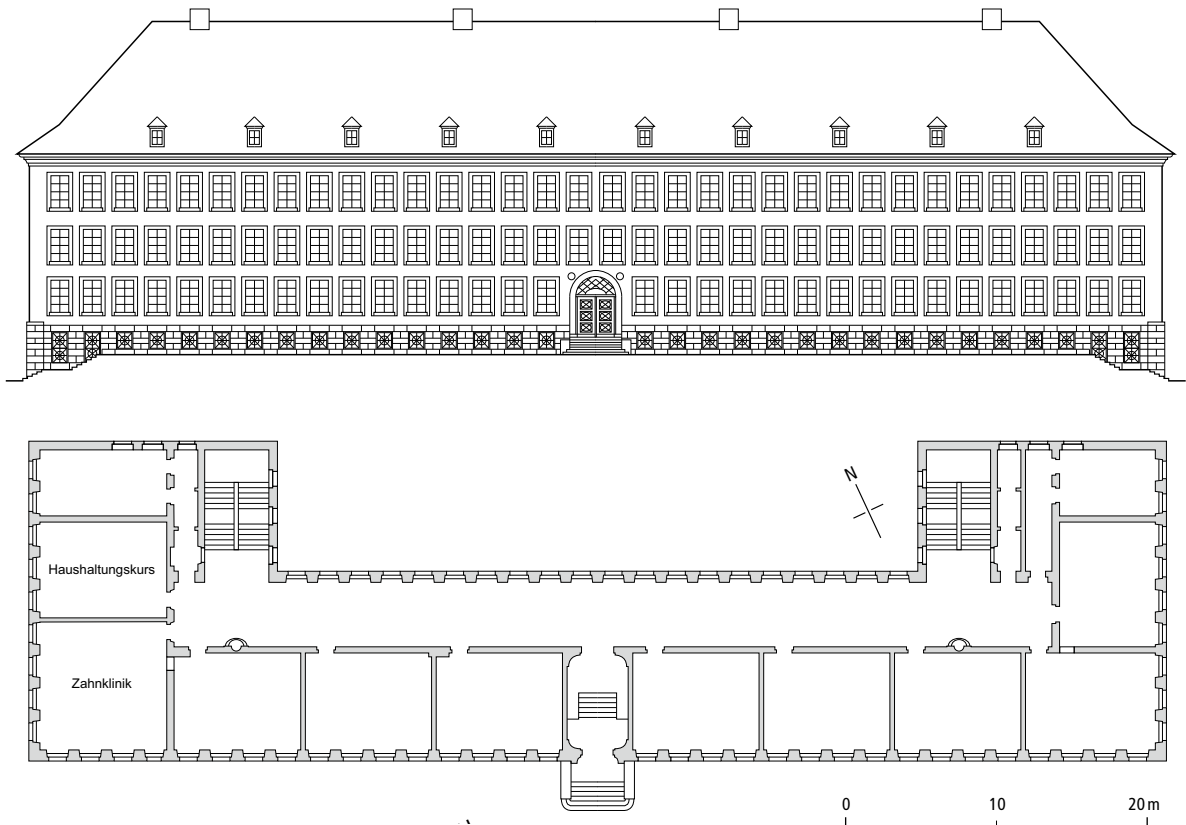
Literatur: BOSSHARD 1966. – BZD 1980–1984, S. 140f. – HAUSER 2000, S. 62f. – INSA 10, 1992, S. 354. – MICHEL 1999. – ZWCh 1900/14, S. 105, 108f.

Plandokumente: SAZ, Baueingabeplan der Turnhalle 1863.

LIGUSTERSTRASSE 20

Sekundarschulhaus Liguster

Bauherrschaft	Schulgemeinde Oerlikon/ Schwamendingen.
Architekten	HANS VOGELSANGER, ALBERT MAURER.
1922–1924	Neubau.
1985–1987	Renovation. ⁷⁴



140, 141

Ligusterstrasse 20. Sekundarschulhaus Liguster. Aufriss der Südfassade, Grundriss Erdgeschoss, 1:500. SBZ 1925/86, S. 51. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 181.

Baugeschichte

Das Schulhaus Liguster entstand nach einem 1918 durchgeführten Wettbewerb. Als Bauplatz diente eine ehemalige Kiesgrube an erhöhter Lage westlich der reformierten Kirche Oerlikon, nordöstlich standen bereits die Schulhäuser Regensbergstrasse 108, 112 (1874, 1894). Eine bestehende Turnhalle war in die Anlage zu integrieren. Die erstrangierten Architekten HANS VOGELSANGER und ALBERT MAURER in Rüschlikon erhielten den Auftrag.⁷⁵ Aus finanziellen Gründen musste die Schulgemeinde die Realisierung aber zurückstellen. Das geplante Schulhaus erwies sich bald als zu klein und wurde 1922–1924 um ein Geschoss erhöht ausgeführt. Die Umgebungsgestaltung (Allee als Umfassung des Pausenhofs, Rasenflächen) war ein wichtiger Bestandteil der Planung und korrespondiert in der symmetrischen Anlage mit der neoklassizistischen Erscheinung des Schulhauses. Auf die Anlage eines botanischen Gartens wurde zugunsten eines Schulgartens verzichtet.⁷⁶

Bauanalyse

Der u-förmige, verputzte Baukörper unter Walm-dach mit Aufschieblingen ist regelmässig und symmetrisch gegliedert (Abb. 140, 141). Nordseitig ist das Schulhaus über eine Pausenhalle mit rundbogigen Öffnungen und zwei seitlichen Eingängen im Kellergeschoss erschlossen. Darüber erheben sich drei Geschosse mit eng gereihten, hochrechteckigen Einzelfenstern mit Kunststeineinfassungen. Die Mittelachse wird nordseitig nur durch die Attika mit klassizistischem Relieffries (Singsaal), südseitig durch die rundbogige Eingangstür hervorgehoben. Der einbündige Grundriss ist durch den Längskorridor und die entlang der Südfassade gereihten Schulzimmer sowie die Treppenhäuser und Abortanlagen in den kurzen Seitenflügeln klar strukturiert. Der bauplastische Schmuck stammt von OTTO MÜNCH. Er schuf den hofseitigen Brunnen aus Tessiner Granit mit bronzenen Schwänen, die Reliefs an Portal und Attika sowie die zierlich stuckierten Decken in den Korridoren und im Singsaal. Die Wandbrunnen in den Korridoren stehen farblich in komplementärem Kontrast zur übrigen Ausstattung.⁷⁷ Die Kelchkratere auf der Attika wurden 1988 rekonstruiert.

Das Schulhaus ist das ältere von zwei sehr ähnlichen, neoklassizistischen Schulhäusern (Milchbuck

1929), die den Übergang vom malerischen Heimatstil zum schmucklosen Neuen Bauen repräsentieren. Die Bauzeitung beschreibt das Schulhaus wie folgt: «Formal ist das Gebäude in einem wohlthuend unaufdringlichen Klassizismus gehalten, sodass als Hauptsache der kubisch-klare Block wirkt. Im Einzelnen erscheinen die klassischen Formelemente individuell und anders zusammengefügt, als man es nach dem klassischen Kanon, dem sie ursprünglich entstammen, erwarten sollte.»⁷⁸ Bald nach ihrer Vollendung dienten die zwei Schulhäuser als Angriffsfläche der Gegner der «Schulkaserne».

Dokumentation

Literatur: BZD 1987/88, S.182–184. – Oerlikon-Schwamendingen 1924. – SBZ 1918/72, S.37, 172–176, 182–185. – SBZ 1925/86, S.48–51. – Werk 1924/11, S.169–182.

Plandokumente: SBZ 1925/86, S.50f.

LIMMATSTRASSE 80/84/90

AUSSTELLUNGSSTRASSE 77/79/81

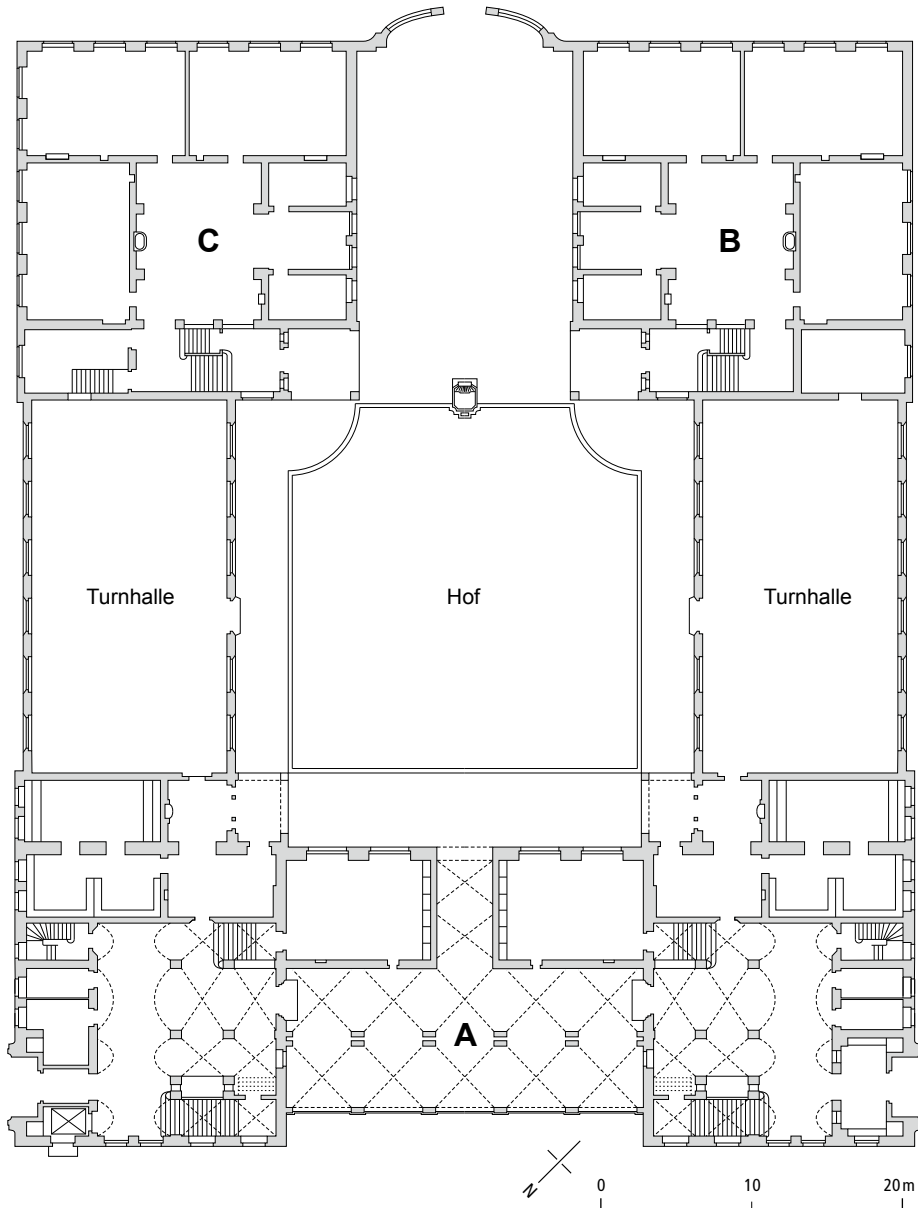
Primar- und Sekundarschulhaus

Limmat A, B und C

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	OTTO PFISTER, WERNER PFISTER.
1908–1911	Neubau.

Ab 1906 plante das Schulamt auf städtischem Land im Industriequartier ein neues Schulhaus und beauftragte die Gebrüder PFISTER mit der Projektierung.⁷⁹

Der Bauplatz war mit seiner Schmalseite nach Südosten gegen die heutige Klingenanlage orientiert. Um eine optimale Belichtung der Schulzimmer zu erreichen, gliederten die Architekten das Bauvolumen in einen viergeschossigen Hauptbau (Limmat A, Oberstufe) und zwei dreigeschossige Eckbauten (Limmat B und C, Primarschule), die mittels eingeschossiger Turnhallen u-förmig miteinander verbunden wurden. Die Anlage umschliesst einen Pausenhof mit einem Brunnen aus Muschelkalk (JOHANN JAKOB WILHELM SCHWERZMANN) (Abb. 142). Im Norden ist ein Turnplatz angegliedert, der von einer Mauer mit Eckpavillon umfassen ist. Der polygonale Pavillon unter Glockendach ist mit konsolenartigen Tierköpfen, einer bemal-



142

Limmatstrasse 80/84/90, Ausstellungsstrasse 77–81. Primar- und Sekundarschulhaus Limmat A, B, C. Grundriss Erdgeschoss, 1:500. Plan BAZ IX L 19i, 1907. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 181–183.

ten Holzdecke sowie zwei Brunnen ausgestattet (SCHWERZMANN).

Limmat A weist zwei knappe Seitenflügel mit Quergiebeln (Treppenhäuser, Aborte, Abwartwohnungen) unter einem mächtigen Mansarddach auf. Nordseitig ist eine Spielhalle mit Kreuzgratgewöl-

be angegliedert, welche einen offenen Durchgang zum Pausenhof und zwei seitliche Eingänge birgt. Die Pfeiler der Halle stattete SCHWERZMANN mit Reliefs aus, die Tiere oder florale und ornamentale Motive vor farbig gefasstem Hintergrund zeigen. Der Bildhauer liess «einen reichen Fabelsinn wal-



143

Limmatstrasse 80, Ausstellungsstrasse 81.
Schulhaus Limmat A. Ansicht von Nordwesten. Foto um 1915. BAZ. – Text S. 181–183.

ten, der an die gotischen Meister gemahnt und wie bei ihnen trotz allem Humor sich immer streng in den Grenzen des Stils zu halten» wisse.⁸⁰

In der für den frühen Heimatsstil typischen, wulstig-abstrahierenden Formensprache sind auch die Reliefs mit Schnecken, Füllhörnern und Fruchtkörben auf Traufhöhe des Gebäudes ausgeführt. Das Motiv der fleissigen Biene ist u.a. am zentralen Erker angebracht. Über dem Eingang an der Limmatstrasse findet sich die Figur eines lesenden Mädchens. Von [ARNOLD HÜNERWADEL](#) stammen zwei Puten mit Füllhörnern, die das Portal zum Hof flankieren. [WILHELM HARTUNG](#) führte im Inneren Malereien mit Ornament-, Tier- und Pflanzenmotiven aus. Die Pfeiler in den Treppenhäusern zeigen behauenen Sichtbeton.⁸¹

Das aussen wie innen purifizierte Schulhaus (z.B. Sgraffiti) gilt als exemplarisches Beispiel eines Schulhauses im Sinne des 1905 gegründeten Schweizer Heimatschutzes ([Abb. 143](#)). Der im Auge der Kritiker fabrik- oder kasernenartige Charakter früherer Schulhäuser⁸² wurde durch das Aufbrechen des Kubus in mehrere Baukörper überwunden; die starke Betonung der Symmetrie bleibt im Vergleich zu anderen Zürcher Schulhäusern der Zeit eher eine Ausnahme. Bei modernster Ausstattung zeigt das Schulhaus formal abstrahierende Anlehnungen an die barocke Palastarchitektur oder die mittelalterliche Skulpturenkunst. BAER schreibt: «Bei der äusseren Gestaltung der Häuser wurde versucht, mit möglichst geringen Mitteln allein durch Gruppierung, Verhältnisse und kräftige Farbgebung zu wirken.» Der Bau wurde in der Lokal- und der Fachpresse als heiter, harmonisch, freundlich und kindergerecht beschrieben. Hervorgehoben wurde

auch, dass sich Skulptur und Architektur im Sinne eines Gesamtkunstwerks «überall mit Glück zu einheitlicher Schöpfung vereinen».⁸³ Das Schulhaus gilt als Vorreiter des Pavillonsystems,⁸⁴ auch wenn die Aufgliederung in verschiedene Baukörper weniger reformpädagogische denn funktionale Gründe hatte (Bauplatz, Belichtung, Trennung von Primar- und Sekundarschule).

Dokumentation

Literatur: BAER um 1911. – BAUDIN 1917, S. 455–466. – BZD 1995/96, S. 203f. – CRETZAZ-STÜRZEL 2005, Bd. 1, S. 246–248. – INSA 10, 1992, S. 366. – VON BURG 2000, S. 54, 124–135. – SB 1911/3, S. 185–195. – SBZ 1906/48, S. 267. – SBZ 1908/51, S. 128. – ZWCh 1908/10, S. 152f. – ZWCh 1910/12, S. 63f. – ZWCh 1911/13, S. 2f.

Plandokumente: SAZ, IX L.19–19o. – SB 1911/3, S. 186, 188.

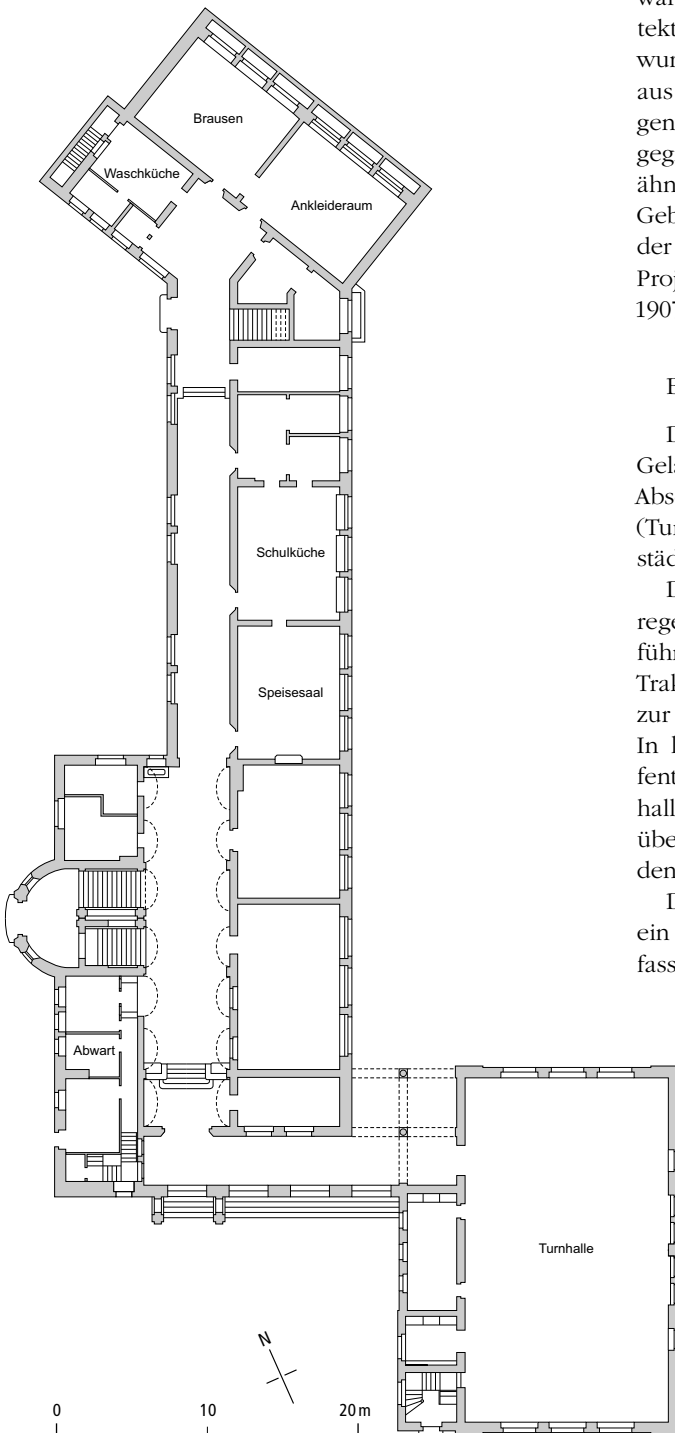
RIEDTLISTRASSE 41

Sekundarschulhaus Riedtli

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	ROBERT BISCHOFF , HERMANN WEIDELI .
1905–1908	Neubau.
1974–1976	Neubau einer Turnhalle mit Schulschwimmbad.
1996–1999	Gesamtrenovation. ⁸⁵

Baugeschichte

1905 schrieb die Stadt einen Wettbewerb für ein Sekundarschulhaus mit Turnhalle an der Ecke Riedtli-/Röslistrasse in Unterstrass aus. Das Gebäude



war in einfachen und zweckentsprechenden Architekturformen zu entwerfen,⁸⁶ besonders beachtet wurde die günstige Belichtung der Klassenzimmer aus Südosten. Bei 78 eingereichten Projekten gingen der erste und der zweite Preis an das 1905 gegründete Büro von **BISCHOFF & WEIDEL** mit zwei ähnlichen Entwürfen, je ein dritter Preis an die Gebrüder **PFISTER** und **JAKOB EMIL MEIER-BRAUN**, der vierte an **ARNOLD MEIER**.⁸⁷ Das erstprämierte Projekt gelangte leicht überarbeitet zwischen April 1907 und Oktober 1908 zur Ausführung.

Bauanalyse

Das städtebaulich prägnante, auf terrassiertem Gelände erstellte Schulhaus bildet den nördlichen Abschluss einer Gruppe von drei Schulhäusern (Turner 1867, Rösli 1899–1901). Östlich schliesst die städtische Wohnsiedlung «Riedtli» an (1911–1919).

Der hohe, viergeschossige Baukörper über unregelmässigem Grundriss folgt der hangaufwärts führenden Röslistrasse, während der nordöstliche Trakt in schiefem Winkel zum Hauptbau parallel zur Scheuchzerstrasse orientiert ist (Abb. 145, 144). In letzterem waren nebst Schulzimmern auch öffentliche Brausebäder – unabhängig von der Turnhalle – untergebracht. Die im Süden ursprünglich über eine Pausenhalle mit dem Schulhaus verbundene Turnhalle wurde erneuert.⁸⁸

Der Wechsel von Putz und Hausteinmauerwerk, ein Treppenturm, Erker, das talseitig zusammengefasste und farbig betonte Attika- und Dachgeschoss

144

Riedtlistrasse 41. Sekundarschulhaus Riedtli. Grundriss Untergeschoss, 1:500. SBZ 1909/54, S. 146. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 184.



145

Riedtlistrasse 41. Sekundarschulhaus Riedtli. Ansicht von Südwesten. Foto Hofer & Co., um 1909. BAZ. – Text S. 184f.

sowie ein Mansardhalbwalmdach mit Zwerchhäusern verleihen dem Bau ein lebendiges Erscheinungsbild. Die Steinhauerarbeiten stammen von ADOLF MEYER und PAUL ABRY.⁸⁹

Das wegweisende Schulhaus zählte mit seinem Stilkonglomerat aus Späthistorismus, Jugend- und Reformstil zu den bedeutendsten Schulhäusern der damaligen Zeit.⁹⁰ Die «Bauzeitung» hob 1909 besonders dessen Modernität und Vorbildfunktion im Kontext der bisherigen Quartierbebauung hervor: «Grosse Befriedigung dagegen gewährt es, wenn sich anlässlich der Ausführung eines öffentlichen Bauwerkes die Gelegenheit bietet, mit grossen kräftigen Zügen vorbildlich auf den Baucharakter eines Quartiers einzuwirken.»⁹¹

Dokumentation

Literatur: BAER 1912. – BAUDIN 1917, S.478–486. – BAUER 1997/98/1. – INSA 10, 1992, S.389. – SBZ 1905/46, S.144, 285. – SBZ 1906/47, S.19–21, 41–45, 68–75. – SBZ 1908/52, S.298. – SBZ 1909/54, S.145–149, 161–165. – ZWCh 1906/50, S.411f. – ZWCh 1908/49, S.461. – ZWCh 1909/11, S.490–493.

Plandokumente: SAZ, IX L.18. – SBZ 1909/54, S.146.

SCHULHAUSSTRASSE 21

Primarschulhaus Gabler

Bauherrschaft	Gemeinde Enge.
Architekt	ADOLF BRUNNER-STAUß.
1872–1874	Neubau.
1919/20	Neubau Turnhalle.
1990–1993	Fassadenrenovation.

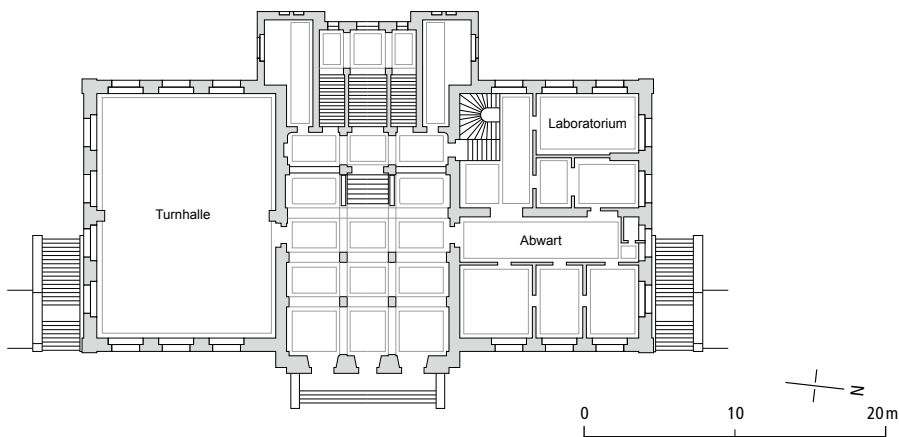
Baugeschichte

Ein erstes Schulhausprojekt am Bleicherweg aus dem Jahre 1871 wurde von der Gemeindeversammlung Enge verworfen. Eine daraufhin neu gewählte Baukommission liess durch Architekt und Kommissionsmitglied ADOLF BRUNNER-STAUß ein neues Projekt auf dem Gabler ausarbeiten.⁹² Dieses wurde 1872 genehmigt, die Ausführung erfolgte bis 1874.⁹³ Östlich des Schulhauses errichtete FRIEDRICH FISSLER 1919/20 eine Turnhalle. Im 20. Jahrhundert wurde das Schulhaus mehrmals unter teilweiser Veränderung der Binnenstruktur umgebaut. 1990–1993 erfolgten eine Fassadenrenovation von Schulhaus und Turnhalle und eine Neugestaltung der Umgebung.⁹⁴



146, 147

Schulhausstrasse 21. Schulhaus Gabler. Foto Jean Gut, um 1875. BAZ. – Schulhaus Gabler. Grundriss Erdgeschoss, 1:500. Zürich 1877, S. 73. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 186.



Bauanalyse

Das Primarschulhaus Gabler steht in locker bebauter Umgebung auf dem parallel zum Seeufer verlaufenden, linksufrigen Moränenzug und prägt die seeseitige Silhouette von Enge wesentlich mit. Für eine Zürcher Ausgemeinde setzte der Bau in Bezug auf Grösse, Repräsentationsanspruch und Raumprogramm neue Massstäbe und widerspiegelte die finanzielle Potenz der Gemeinde Enge. Stilistisch lässt sich die Hinwendung vom Klassizismus zur Neurenaissance beobachten.

Der viergeschossige, symmetrisch gestaltete Kubus unter Walmdach ist an Hanglage positioniert (Abb. 146, 147). Die ostseitige Hauptfassade wird durch ein rustiziertes Sockelgeschoss mit Bogenöffnungen und einen übergebelteten, dreiachsigen

Mittelrisalit mit Kolossalpilastern und Rundbogenfenstern akzentuiert. Im Tympanon wird die Schulhausuhr von Pflanzenreliefs umrahmt. Das Treppenhaus mit flankierenden Aborten tritt westseitig als stark vorstehender Mittelrisalit in Erscheinung.

Eine grosse Eingangshalle dient bei schlechtem Wetter als Pausenplatz. Das Raumprogramm umfasste im Sockelgeschoss eine 5,25 m hohe Turnhalle von 11,5 × 15,5 m Grundfläche und in der Nordhälfte ein Feuerwehrmagazin, die Wohnung des Abwarts und ein Laboratorium. Pro Geschoss sind vier bis fünf Schul- und Spezialzimmer untergebracht. Im zweiten Obergeschoss befand sich ein Sitzungssaal für die Schul- und Gemeindebehörden, im dritten Obergeschoss nebst zwei Schulzimmern eine Bibliothek und ein provisorischer Saal für Gemeindeversammlungen.⁹⁵

Dokumentation

Literatur: BZD 1993/94, S.189f. – ESCHER 1918, S.84f. – INSA 10, 1992, S.399. – Zürich 1877, S.69–73. – ZWCh 1911/31, S.335.

Plandokumente: SAZ, IX L.32. – Zürich 1877, S.73.

SCHWEIGHOFSTRASSE 201 /
IM HAGACKER 8/IM ROSSWEIDL 38
Primarschulhaus Friesenberg

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	WALTER HENAUER, ERNST WITSCHI.
1928–1931	Neubau.
1944	Erweiterungsbau.

Am Friesenberg hang entstanden ab den 1920er Jahren zahlreiche gemeinnützige Wohnsiedlungen, u.a. von der städtischen Stiftung «Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien»,⁹⁶ die auch den Bau eines Primarschulhauses verlangten. Der Auftrag ging 1928 an das Büro HENAUER & WITSCHI, die das erste städtische Schulhaus im Stil des Neuen Bauens realisierten. Im Verlaufe der Projektierung wurde

das Raumprogramm erweitert und umfasste bei der Eröffnung 1931 nebst elf Schulzimmern auch zwei Kindergärten, einen Hort und eine Turnhalle. Ziel war nicht die Errichtung eines repräsentativen Schulpalasts, sondern die Integration der Anlage in die bestehende Reihenhausbauung. Die «SBZ» schrieb: «Das Schulhaus – in natürlicher Bescheidenheit und selbstverständlicher Architektur, die alles Unnötige vermeidet – passt sich sehr gut dem Gartenstadt-Charakter und der Landschaft des nahen Uetlibergs an.»⁹⁷ Zusammen mit dem Stampfenacker-Schulhaus in Bern-Bümpliz hatte das Schulhaus zu Beginn der 1930er Jahre Vorbildcharakter.⁹⁸ Der relativ kostengünstige Bauplatz ermöglichte eine grosszügige Umgebungsgestaltung und Gebäude-disposition (Abb. 148). Zwei zueinander verschobene, winklig verbundene, zweigeschossige Flügel bergen je eine Reihe von Klassenzimmern. Im Winkel befinden sich die Eingangshalle und der Zugang zur rechtwinklig angebauten Turnhalle. Am östlichen Ende ist in einem dreigeschossigen Trakt die Abwartwohnung untergebracht.

Das Sockelgeschoss und die Eingänge sind durch Mauerwerk in Granit betont, während die darüber liegenden Geschosse mit Rillenputz versehen sind.



148

Schweighofstrasse 201/Im Hagacker 8/Im Rossweidl 38. Primarschulhaus Friesenberg von Norden; im Vordergrund ein Planschbecken. Foto Wolf-Bender, 1932. BAZ. – Text S. 187f.

Aus praktischen Gründen und mit Rücksicht auf die bestehende Bebauung erhielt das Schulhaus Giebel- und Walm- anstelle von Flachdächern. Der Forderung nach Licht und Luft entsprachen die schulzimmerbreiten, vierteiligen Fensterbänder mit Schiebefenstern. Die Schulzimmer wurden versuchsweise mit einer losen Bestuhlung ausgestattet. Im Duschaum fanden sich erstmals «Mundspül- und Zähneputzanlagen». Eine gedeckte Terrasse im ersten Obergeschoss des Turnhallenflügels konnte für den Unterricht im Freien genutzt werden (heute befenstert). Die terrassierte Umgebung umfasste einen Pausen- und Turnplatz, eine öffentliche Spielwiese mit Bassin und Schülergärten.⁹⁹ Beim Haupteingang und in der Halle im ersten Obergeschoss sind Mosaiken von [KARL OTTO HÜGIN](#) angebracht. Sie zeigen Pferde, Segelboote und Schwäne. Ein viertes Mosaik des Künstlers von 1935/41 zeigt die Göttinnen Diana, Ceres und Pomona und befand sich ursprünglich in der städtischen Volksküche am Escher-Wyss-Platz.¹⁰⁰

1944 wurde das Schulhaus – wie bereits ursprünglich angedacht – von denselben Architekten um einen bergseitigen, dreigeschossigen Flügel erweitert. 1970 erfolgte ein Umbau.¹⁰¹

Dokumentation

Literatur: SBZ 1930/95, S. 59. – SBZ 1933/101, S. 20f. – VOLKART 1987. – Werk 1932/19, S. 29f.

Plandokumente: SAZ, IX L.26. – SBZ 1933/101, S. 20f.

ZENTRALSTRASSE 105

Kindergarten

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	HANS HOFMANN , ADOLF KELLERMÜLLER.
1928–1932	Neubau.
2001/02	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

1927 beschloss der Stadtrat den Bau eines Kindergartens mit Hortlokal, Speiseräumen, einer Abwartwohnung und einem Vortragssaal in Wiedikon. 1928 schrieb das Hochbauamt einen Wettbewerb aus. Ausgezeichnet wurde [HANS HOFMANN](#) vor [MARTIN RISCH](#), EDUARD und Sohn ALFRED OESCHGER sowie ERNST MERKI.¹⁰² Da keines der Projekte restlos überzeugte, wurde unter den Preisträgern ein zweiter Wettbewerb durchgeführt; erneut siegte HOFMANN. Er hatte die kammförmige Struktur seines ersten Entwurfs zugunsten eines L-förmigen Grundrisses überarbeitet. In Zusammenarbeit mit ADOLF KELLERMÜLLER wurde das Projekt nochmals optimiert: Die acht aneinandergereihten Kindergartenzimmer wurden mit ihrer Schmal- statt der Langseite zum Spielplatz orientiert. Das Problem der Belichtung wurde durch raumhohe Glaswände mit Schiebetür Richtung Spielplatz und Oberlichtlaternen gelöst. Zur Überprüfung dieses Lösungsvorschlags wurde im Juli 1929 ein Modell im Massstab



149, 150

Zentralstrasse 105. Kindergarten. Aufsicht der Gesamtanlage von Südosten. – Kindergartenraum mit Fensterfront und seitlichem Oblicht. Fotos Finsler, um 1932. BAZ. – Text S. 188f.

1:1 erstellt, das die Fachleute und die Baukommission überzeugte.¹⁰³ 1930 wurde das Projekt genehmigt, 1932 konnte der Kindergarten eingeweiht werden.

Vor allem der Saaltrakt wurde mehrmals renoviert; 1953 Umnutzung des einstigen Mehrzwecksaals zur Turnhalle, 1975 eingreifender Umbau im Erdgeschoss, 1989 Umbau der Abwartwohnung in einen Mittagshort.¹⁰⁴ 2001/02 erfolgte eine Gesamtrenovation unter teilweiser Rekonstruktion des ursprünglichen Zustands.¹⁰⁵

Bauanalyse

Der Kindergarten gehört zu den herausragenden Vertretern des Neuen Bauens in der Schweiz. Der Gebäudekomplex umfasst drei L-förmig gruppierte, funktional geschiedene und in die Höhe gestaffelte Baukörper unter Flachdach (Abb. 149, 150). Der eingeschossige Kindergarten trakt ist entlang der Zentralstrasse untergebracht. Die über einen Längskorridor verbundenen Zimmer verfügen über separate Eingänge, Aborte und je einen direkten Ausgang zum Spielplatz. Erstmals in Zürich wurde das Pavillonsystem realisiert, wobei die einzelnen Zimmer nicht frei stehen, sondern in einer Art Modulsystem aneinandergereiht sind. Sie entsprachen den Forderungen der Reformpädagogik nach einer kindergerechten Architektur, nach Naturnähe, mehr Licht und Luft. An künstlerischer Ausstattung sind die Bilderfriese auf Sperrholzplatten in den Kindergarten zimmern zu nennen. Sie zeigen Tiere, Pflanzen und figürliche Szenen der Zürcher Künstler **BERTHA SUSANNA TAPPOLET**, **LUISE STRASSER**, **HERMANN FISCHER** und **EUGEN HARTUNG**.

Dokumentation

Quellen: SAZ, WILLI VON GONZENBACH. Beurteilung des Kindergartenraum-Modells auf dem Sihlfeld. Bericht vom 15.7.1929.

Literatur: Kindergarten 2003. – RÜEGG 2002. – RÜEGG 2003. – SBZ 1928/92, S. 58–63. – SBZ 1932/99, S. 234f. – Werk 1932/19, S. 290–301. – WIESER 2003.

Plandokumente: Werk 1932/19, S. 292.

Regula Crottet

MITTEL- UND HOCHSCHULEN

Die älteste kantonale Lehranstalt war das 1832 gegründete Lehrerseminar Küsnacht (heute Kantonsschule Küsnacht).

1831/32 beschloss der Grosse Rat die Schaffung einer kantonalen Mittelschule (Gymnasium und Industrieschule) sowie einer Hochschule mit Standort in Zürich.¹⁰⁶ Während für die Universität bis zu ihrer Ansiedlung im Südflügel des Eidgenössischen Polytechnikums 1864 vorerst Räumlichkeiten im ehemaligen Augustinerkloster genügen mussten, war die Kantonsschule im alten Stiftsgebäude des Grossmünsters untergebracht. Ab 1842 stand ihr die «alte Kantonsschule» an der **Rämistrasse 59** zur Verfügung, die 1909 durch die neue Kantonsschule (**Rämistrasse 74**) ergänzt wurde.¹⁰⁷ Aufgabe dieser «höheren Schulen» war es, für die liberale, bildungsbürgerliche Elite, für die Intellektuellen der Stadt und hier vorzüglich für Ärzte und Juristen die Institutionen bereitzustellen, «um durch die Pflege der Wissenschaft den weiteren Fortschritt der Gesellschaft zu garantieren». Eng mit der Kantons- und der Hochschule verbunden muss die Eröffnung des nahe gelegenen Kantonsspitals auf der Platte (1842) als eines der modernsten Krankenhäuser Europas gesehen werden.¹⁰⁸

Da die Mittel- wie die Hochschule nur männlichen Bewerbern offen standen, ging es weiter darum, die schon 1774 eröffnete private «Töchterschule» den Bedürfnissen der neuen Zeit anzupassen. 1803 ging diese zusammen mit der ebenfalls privaten «Meisenschule» an die Stadt über. 1833 entstand die Mädchensekundarschule mit spezifischem Lehrplan. 1853 dislozierte sie in das Grossmünsterschulhaus (heute theologisches Institut der Universität).

1860 setzte sich der städtische Lehrerkonvent dafür ein, eine «höhere Töchterschule» zu gründen, um so der Mädchensekundarschule eine weiterführende schulische Ausbildung anzugliedern. 1874 genehmigte die Schulgemeinde den Antrag zur Errichtung einer höheren Töchterschule. Die Nachfrage im Bereich Lehrerinnenbildung führte 1876 zur Eröffnung eines Lehrerinnenseminars; die neue Bezeichnung der städtischen Schule lautete «Höhere Töchterschule und Lehrerinnenseminar in Zürich». Das Lehrangebot umfasste ab 1895 das Lehrerinnenseminar, das auch auf die Maturitätsprüfung vorbereitete, die Handelsschule sowie eine Fortbil-



dungsschule, die u.a. Kindergärtnerinnen ausbildete. Die Zunahme der Schülerinnen führte 1908 zur Teilung in eine Handelsabteilung und die «ältere Abteilung» mit Seminar-, Gymnasial- und Fortbildungsklassen. Während die Handelsabteilung im Grossmünsterschulhaus verblieb, wurde 1913 für die «ältere Abteilung» an der [Promenadengasse 11](#) ein eigenes Schulhaus erbaut.¹⁰⁹ Der Kanton wiederum sah sich bis weit ins 20. Jahrhundert nicht verpflichtet, die Mittelschulbildung für Mädchen zu übernehmen.

Universität und Eidgenössisches Polytechnikum

Eine Sonderstellung im Gefüge der höheren Schulen nimmt das Eidgenössische Polytechnikum ein (ab 1911 Eidgenössische Technische Hochschule ETH). Vorbild war die Polytechnische Schule in Paris. Der Unterrichtsminister der helvetischen Republik, [Philipp Albert Stapfer](#), hatte seine Vision einer Zentralakademie in einer Botschaft des Helvetischen Direktoriums bereits 1798 formuliert. Sein Ziel war «ein allumfassendes Institut, worin alle nützlichen Wissenschaften und Künste in möglichster Ausdehnung und Vollständigkeit gelehrt und durch die vereinten Nationalkräfte von den reichsten Hilfsmitteln umringt würden». Ziel war eine Institution, aus der «einsichtsvolle und sorgfältige Ärzte, aufgeklärte Sittenlehrer, hell denkende Gesetzgeber, fähige Regenten, sachkundige Richter, sinnvolle Gelehrte» sowie «erfindungsreiche Künstler, geschickte Baumeister und Ingenieure» hervorgehen sollten. Vorerst blieben die Hochschulen jedoch eine kantonale Angelegenheit.¹¹⁰ Erst in der liberalen Ära gewann der Gedanke einer schweizerischen oder doch zumindest ostschweizerischen Universität in Zürich wieder an Aktualität. Die Zürcher Gesandten für die Tagsatzung von 1832 erhielten den Auftrag, «bei den Gesandtschaften der in Frage kommenden Kantone zu sondieren». An der gleichen Tagsatzung schlug der Kanton Waadt in aller Form die Gründung einer eidgenössischen

Gesamthochschule vor. Dies brachte den Kanton Zürich in Zugzwang. Der Vorteile einer gesamteidgenössischen Hochschule in Zürich war man sich bewusst. Der Tagsatzungsgesandte, Bürgermeister [Johann Jakob Hess](#), schrieb noch von Luzern aus, dass eine solche Schule nur da ihren Sitz finden werde, wo schon eine derartige Anstalt – wie etwa in Basel – bestehe. Wenn Zürich nicht mit dem Beispiel vorangehe, werde weder an das Zustandekommen einer Eidgenössischen Hochschule überhaupt noch an die Wahl Zürichs zu ihrem Sitze zu denken sein. Obwohl der Erziehungsrat das Unterrichtsgesetz umgehend anpasste und dieses noch 1832 verabschiedet wurde, kam es aufgrund der Partikularinteressen der Hochschulkantone und eines breiten Widerstands gerade auch im Kanton Zürich nicht zu einer Einigung bezüglich des Standorts der neuen Hochschule. In Zürich blieb damit auch die Gründung einer kantonsübergreifenden Universität auf der Strecke.¹¹¹

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

(Abb. 151)

PROMENADENGASSE 11

Lehrerinnenseminar und Mädchengymnasium

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	GUSTAV GULL , JOHANN RUDOLF STREIFF , GOTTFRIED SCHINDLER .
Künstler	PAUL OSSWALD , HANS GISLER , ARNOLD HÜNERWADEL , AUGUSTO GIACOMETTI , CARL ROESCH .
1905	Wettbewerb.
1906–1911	Projektierung.
1913	Neubau.
1960	Anbau.
2008–2010	Innenrenovation.

Nachdem ein Wettbewerb 1905 zu keinem befriedigenden Resultat geführt hatte,¹¹² beauftragte die Stadt ihren Stadtbaumeister mit der Ausarbeitung eines Projekts, das in der Folge durch die Architekten [STREIFF & SCHINDLER](#), die bereits am Wettbewerb beteiligt waren, bearbeitet und 1913 zur Ausführung gebracht wurde.¹¹³ Die Raumausstattung sowie die Fassadengestaltung lagen in

151

Situationsplan des Hochschulquartiers mit den Mittel- und Hochschulgebäuden. Ausschnitt aus dem Übersichtsplan der Stadt Zürich, 1910/1915. BAZ C136.



152

Promenadengasse 11. Ehemaliges Lehrerinnenseminar und Mädchengymnasium von Gustav Gull. Foto Wilhelm Gallas, 1913. BAZ. – Text S. 192.

den Händen von STREIFF & SCHINDLER.¹¹⁴ Auffallen dürften die formalen Parallelen zum Sekundarschulhaus Riedtlistrasse von BISCHOFF & WEIDELI.

Der Bau mit Mansardwalmdach verfügt über eine zweigeschossige, gequaderte Sockelzone, über der zwei Obergeschosse in einer Kolossalordnung zusammengefasst sind (Abb. 152). Die Strenge der klassizistisch geprägten Fassaden wird durch die Dachform, die Rundformen von Segmentgiebel, Treppenhausrisalit und Mansardfenster gemildert und dem Habitus des Heimatstils angenähert. Die nordwestliche, gegen die Rämistrasse gerichtete Schmalseite des Hauptbaus bildet die Hauptfassade, deren Kolossalordnung mit einer axialen Säulensstellung ausgezeichnet wird.¹¹⁵ Es handelt sich um eine Dreiflügelanlage mit Kopfbau (Eingangshalle/Rektorat), dem rechtwinklig der Trakt mit den naturwissenschaftlichen Räumen und der Mediathek folgt. Den dritten Flügel bildet der eigentliche Klassentrakt, ehemals mit Singsaal, heute mit Aula im Dachgeschoss. Bestehend war das Konzept der in den Zwischenflügel einbezogenen Turnhalle und Aula, die von breiten Korridoren umschlossen wird, die auch als Galerie dienten. Mit dem Umbau der Turnhalle zur Mediathek anlässlich der Innenrenovation 2008–2010 ging dieses Konzept verloren.

Farbgebung und künstlerische Gestaltung lagen in den Händen von JOHANN RUDOLF STREIFF.¹¹⁶ HANS GISLER gestaltete die Reliefs des Haupteingangs, welche programmatisch die klugen Jungfrauen in antikisierenden Gewändern darstellen. Die Wandmalereien in der Eingangshalle von PAUL OSSWALD nehmen das Thema auf. Ein Reigen junger Frauen wird belehrt: «Nicht für die Schule, für das Leben

lernen wir» und «Kraft und Gesundheit gibt uns die Arbeit». Der Wandbrunnen im zweiten Obergeschoss zeigt in Relief zwei schreitende Frauen mit Krug und Kelch (ARNOLD HÜNERWADEL). Im zweiten Obergeschoss findet sich das Wandgemälde «blumengeschmückte Frau» (AUGUSTO GIACOMETTI), am Pfeiler des südöstlichen Treppenhauses ein Frauenbild von CARL ROESCH.

Dokumentation

Literatur: BAUR 2012. – HUNZIKER 1933, S.270–278. – INSA 10, 1992, S.383. – SBZ 1905/46, S.155. – SBZ 1906/47, S.14, 53, 64, 92f., 170–175, 179–183. – SBZ 1910/56, S.204. – SBZ 1911/58, S.357. – SBZ 1912/59, S.110. – SBZ 1913/62, 252. – SBZ 1958/76, S.602, 737–745. – SBZ 1959/77, S.163, 244–247. – Werk 1915, S.137–144.

RÄMISTRASSE 59

Alte Kantonsschule

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekt	GUSTAV ALBERT WEGMANN.
1832–1838	Planung, Wettbewerbe.
1837–1842	Neubau.
1881–1885	Innenumbauten.
1892	Aufstockung.
1892–1902	Renovationen, Umbauten.
1893–1895	Fassadenrenovation.
1905–1910	Innenumbau, Renovation (HERMANN I. FIETZ).
1912	Neubau Lehrerbibliothek im Dachgeschoss.
1951	Umbau Zeichensaal.
1958/59	Aussenrenovation, neuer Eingang an der Südostfassade.
1970/71	Innenumbau mit Grundrissveränderung.
1986–1988	Innenumbau, Restaurierung. ¹¹⁷
2014/15	Innenrenovation.

Baugeschichte

Der Bau der Alten Kantonsschule erfolgte auf Grund des Unterrichtsgesetzes von 1832. In ihm wurde die «Organisation der höheren Unterrichtsanstalten» festgelegt.¹¹⁸ Die langwierige Evaluation nur schon des Standorts des Neubaus führte erst 1837 zum Entscheid des Regierungsrats, die Kantonsschule nach den Plänen WEGMANNs «auf dem Rämibollwerk» zu bauen.¹¹⁹ Am 26. Juli 1838 erfolgte die Baubewilligung, die Ausführungspläne wurden im Juli 1839 genehmigt.¹²⁰



153

Rämistrasse 59. Alte Kantonsschule. Ansicht von Süden. Im Vordergrund der Turnplatz mit Wolfbachbassin und Turnhalle. Im Hintergrund links der Kantonsschule die Bierbrauerei «Zum Schanzenberg» (Schönberggasse 1), welche das alte Kantonsspital halb verdeckt. Kolorierter Stich um 1850. BAZ Format I. – Text S. 193.

WEGMANN verlegte den Bauplatz hangaufwärts in den Kessel der ehemaligen Rämibastion (Abbruch 1834/36).¹²¹ Damit einher ging der Wechsel von der Drei- zur Vierflügelanlage, denn «es zeigt sich nämlich, dass eine Grundform mit vier Seiten und geschlossenem Hofe sich dem Terrain auf dem Rämi-Bollwerk viel besser anpasst, als die andern» (Abb. 153). Bestimmt wurde der Wechsel auch vom anspruchsvollen Raumprogramm, denn im vierten, lichtgünstig gegen Nordosten gewandten Flügel konnten zwei grosse Zeichensäle untergebracht werden. Der Wechsel zur Vierflügelanlage geht zusätzlich darauf zurück, dass WEGMANN 1838/39 Kenntnis von SCHINKELS Bauakademie in Berlin erhalten hatte.¹²² Neben der formalen Angleichung hob WEGMANN auch die konstruktiv-räumliche Konzeption hervor. Die massiven Zwischenwände setzte er neu zwischen die Klassenzimmer, wodurch nicht nur eine grössere Stabilität, sondern auch

die Leitungen der Heizung einfacher verlegt und der Schallschutz zwischen den Räumen verbessert wurden. Die Entlastung der Fassade ermöglichte grössere Fenster und damit eine bessere Belichtung, was «in ästhetischer Beziehung dem Gebäude ein mehr charakteristisches Aussehen» gab. «Das Vorbild dieses Fenstersystems ist die Bauschule in Berlin, das beste Meisterwerk des berühmten Architekten unserer Zeit, Schinkel.»¹²³

Die Bauausführung erfolgte zwischen 1839 und 1842.¹²⁴ Mit dem Neubau von 1905–1909 (Rämistrasse 74/76) wurde die alte Kantonsschule grundlegend umgebaut (Kantonsbaumeister HERMANN I. FIETZ).¹²⁵ Ein erneuter Inneumbau erfolgte 1970/71. Anlässlich der Restaurierung 1986–1988 wurden in der Aula im zweiten Obergeschoss Partien der ursprünglichen Wand- und Deckenmalerei freigelegt und die Schablonenmalerei nach Befund rekonstruiert.¹²⁶

Bauanalyse

WEGMANN erstellte eine viergeschossige Vierflügelanlage mit zwei Eingangsseiten von sieben Achsen. Die axialen, dreiteiligen Eingangshallen werden durch Pilaster ausgezeichnet. Die Längsseiten zählen acht Achsen. Das Erdgeschoss wird von den Obergeschossen durch ein Gurtgesims getrennt. Der Raster, gebildet durch Sohlbankgesimse und Lisenen, in den dreiteilige Kreuzstockfenster eingesetzt sind, wiederholt sich allseitig, was dem Bau neben der angedeuteten Kolossalordnung Monumentalität verleiht. Das vierte, niedrigere Geschoss hat WEGMANN von SCHINKELS Bauakademie übernommen und wie dort trennt er es, obwohl es de facto ein Attikageschoss wäre, nicht durch ein Gebälk ab, sondern setzt dem Bau ein opulentes Kranzgesims auf.

Dokumentation

Quellen: StAZH, V II 12.1, 12.2, 12.3 (Bauakten 1832–1875, 1877–1904, 1905–1917). – StAZH, RR I 222c, Ass.-Nr. 776.

Literatur: ESCHER KdS ZH 1939, S. 368–371. – FIETZ 1905/2, S. 316f. – HAUSER 2001/1, S. 67f. – HUNZIKER 1933. – KRONBICHLER 1983. – INSA 10, 1992, S. 384f. – REINLE 1962, S. 87f. – SBZ 1905/45, S. 297. – SBZ 1905/46, S. 14. – SBZ 1909/53, S. 235. – SBZ 1911/57, S. 95. – VONESCH 1976, S. 79–126. – HAGEN/KUNZ BOLT/REBSAMEN 1997, S. 372–379. – ZMch 1933/5.

Plandokumente: HBA Archiv: Aufnahmepläne, Umbaupläne 1891/92, 1899/1900, 1908/1909, 1958, 1970/71, 1981. – StAZH, Plan D 52c–e, D 69–77, D 1230, 1231, D 1802–1807, D 1809, D 1813, D 1815–1816, D 1818–1820, D 1824–1825.

Bilddokumente: ZBZ, GraphSlg.

RÄMISTRASSE 71

Universität Hauptgebäude

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekt	KARL MOSER.
Ingenieur	ROBERT MAILLART.
Künstler	HEINRICH ALTHERR, PAUL BODMER, AUGUSTO GIACOMETTI, HERMANN HALLER, HERMANN HUBER, OTTO KAPPELER, REINHOLD KÜNDIG, PAUL OSSWALD, MARGHERITA OSSWALD-TOPPI, WILHELM SCHWERZMANN, OTTO SEQUIN.
1833	Gründung der Universität.
1838	Standort an der Augustinergasse (Hinteramtsgebäude).

1864	Umzug in den Südflügel der ETH.
1907	Bauprogramm mit Planungsskizzen von ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI, Eröffnung des Wettbewerbs.
1911–1914	Neubau (Innenausstattung bis 1917).
1969–1972	Renovation (Ersatz der Möblierung von KARL MOSER, Lifteinbauten).
1968/69	Neubau Mensa, Künstlergasse 10 (WERNER FREI).
1984–1991	Einbau im nördlichen Lichthof (ERNST GISEL)
1994–2007	Sanierungsarbeiten.
1998–2002	Neubau Hörsaal, Künstlergasse 12 (ANNETTE GIGON, MIKE GUJER).

Geschichte

Vorerst in Gebäuden des Fraumünsterstifts untergebracht, konnte die 1833 gegründete Universität 1838 das ehemalige Hinteramt beziehen.¹²⁷ Zugehörig zur Universität war der 1837/38 erbaute botanische Garten von GUSTAV ALBERT WEGMANN und THEODOR FROEBEL (Pelikanstrasse 40 / Talstrasse 71, Völkerkundemuseum).¹²⁸ Verbunden war die Universität auch mit dem 1837–1842 erbauten Kantonsspital (GUSTAV ALBERT WEGMANN), das zugleich Universitätsspital ist.

Ihren ersten Standort, der nicht als Provisorium zu taxieren ist, erhielt die Universität 1864 im Südflügel des Eidgenössischen Polytechnikums.

Die zunehmende Spezialisierung sowie der Zuwachs an Studenten zwangen zu Provisorien und einzelnen Neubauten. 1884–1885 wurde an der Rämistrasse 69 das Institut für Physiologie und Physik erstellt.¹²⁹ In der Villa Belmont (Schönberggasse 2/4) wurde 1913 das Hirnanatomische Institut zusammen mit der neurologischen Poliklinik eingerichtet.¹³⁰ Noch kurz vor dem Neubau der Universität erfolgte der Bau des Chemischen Instituts, das in Kombination mit der neuen Kantonsschule an der Rämistrasse 74/76 erstellt wurde. 1915–1917 wurde nach den Plänen von HERMANN I. FIETZ die Universitätsbibliothek (Zentralbibliothek) am Zähringerplatz erstellt.¹³¹

Baugeschichte

Im Absonderungsvertrag vom 28. Dez. 1905/9. Juni 1908 zwischen Bund und Kanton Zürich wurde der Auszug der Universität aus dem Südflügel des Polytechnikums geregelt.¹³² Insgesamt

standen 1911 für den Neubau der Universität, bestehend aus Kollegiengebäude und Zoologischem Institut einerseits und dem separaten Bau des Hygienischen Instituts andererseits, Fr. 603000.– zur Verfügung.¹³³

Bereits 1906 hatte der Regierungsrat eine Baukommission eingesetzt, der u.a. [ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI](#) und Kantonsbaumeister [HERMANN FIETZ](#) als Fachleute angehörten. Die Kommission erarbeitete ein Bauprogramm, das [BLUNTSCHLI](#) zur Ausarbeitung vorbereitender Pläne dienen sollte.¹³⁴ Dessen Entwürfe wurden von einer zusätzlich bestellten, hochkarätigen Kommission begutachtet.¹³⁵ [BLUNTSCHLI](#)s Pläne dienten als Grundlage des Wettbewerbs.¹³⁶ Als Bauplatz wurde das Gelände westlich der Rämistrasse und südlich des Polytechnikums ausersehen. Dafür musste die Blinden- und Taubstummenanstalt erworben und abgebrochen werden, ebenso die Liegenschaft «im Berg» und das Künstlergut an der Künstlergasse.¹³⁷

Im Herbst 1907 eröffnete die Baudirektion unter in der Schweiz niedergelassenen oder schweizerischen Architekten eine «Ideenkonkurrenz zur Erlangung von Entwürfen für Neubauten der Universität Zürich».¹³⁸ Im Februar 1908 wurde «dem Entwurf von [Curjel & Moser](#)» der erste Preis zugesprochen.¹³⁹ Nach intensiver Überarbeitung konnte das Bauprojekt 1910 dem Regierungsrat zur Genehmigung vorgelegt werden. Die «äussere Grundrissanordnung sowie die Gruppierung der Massen sind in grossen Zügen beibehalten worden», die Binneneinteilung sowie Details hatten jedoch unter Einfluss der in einer Spezialkommission zugezogenen zukünftigen Nutzer eine «wesentliche Umarbeitung» erfahren.¹⁴⁰ Für die Gestaltung des Turms sowie des Haupteingangs zeugen zahlreiche Planvarianten sowie Modelle für [MOSER](#)s intensive Beschäftigung mit diesen repräsentativen Elementen.¹⁴¹ Im Dezember 1910 wurde mit den Aushub- und Fundamentsarbeiten begonnen, da diese von der noch ausstehenden Volksabstimmung über einen Zusatzkredit nicht betroffen waren.¹⁴²

Nachdem 1913 ein Wettbewerb für die Wandbilder im Senats- und Dozentenzimmer ausgeschrieben worden war,¹⁴³ erhielt Ende des Jahrs [HERMANN HUBER](#) den Zuschlag für das Senatszimmer und [OTTO SEQUIN](#) denjenigen für das Dozentenzimmer. Mit den Bildern für die Aula und die vier Fakultätszimmer wurden [FERDINAND HODLER](#) und [HEINRICH ALTHERR](#) beauftragt ([HODLER](#)s Entwürfe wurden

aufgrund seines Todes 1918 nicht ausgeführt).¹⁴⁴ Die Reliefs und Skulpturen wurden den beiden Bildhauern [HERMANN HALLER](#) und [PAUL OSSWALD](#) in Auftrag gegeben, wobei hervorzuheben ist, dass neben [PAUL OSSWALD](#) auch seine 16-jährige Gattin [MARGHERITA OSSWALD-TOPPI](#) an den Werken arbeitete.¹⁴⁵ 1933 wurde der Auftrag zum Wandbild in der Aula erneut vergeben. Zum Zug kam [PAUL BODMER](#), der auch Fresken in der Vorhalle des Zoologischen Instituts anfertigte, die jedoch nach Protesten übermalt werden mussten.¹⁴⁶

Der 1968/69 realisierte Bau Mensa Künstlergasse 10 ([WERNER FREI](#)) ersetzt die westlich dem Hauptbau vorgelagerte Gartenanlage; durch den Neubau eines unterirdischen Hörsaals 1998–2002 an der Künstlergasse 12 wurde die Situation erneut verändert.

Bauanalyse

Situation (vgl. [Abb. 151](#)) unmittelbar südlich der ETH positioniert, ergänzt das Universitätsgebäude die östlich über der Altstadt gelegene Stadtsilhouette ([Abb. 154](#)). Neben diesem städtebaulichen Aspekt war es vordringlich die Nähe zum Kantons- und Universitätsspital, welche den Standort bestimmte. So verfügt denn die Universität in Analogie zu der von [GULL](#) erweiterten ETH über zwei Schauffassaden: Die westliche und breit gelagerte, zusätzlich durch einen dominanten Turm vertikal betonte, richtet sich gegen die Stadt. Die andere öffnet sich, über einen Vorplatz von der Rämistrasse abgesetzt, gegen das von Hochschulbauten durchsetzte Spitalquartier, während sich die gleichzeitig mit der Universität erstellte Gloriatrasse axial auf den Haupteingang ausrichtet.

Eine Herausforderung bildete die Topografie, da das Gelände etwa zu drei Vierteln aus einer von Nord nach Süd geneigten Fläche besteht, die zudem gegen Westen steil gegen die Künstlergasse abfällt. Für die Erschliessung der Universität resp. die Lage des Haupteingangs ist bemerkenswert, dass sich [BLUNTSCHLI](#) in seinem Vorprojekt «nach der Lage der örtlichen Verhältnisse» richtet, «da die grosse Mehrzahl der Studierenden und Professoren östlich von der Rämistrasse wohnt. Es erschien sonach am Platz, den eigentlichen Haupteingang nach dieser Seite zu nehmen und den Grundriss dementsprechend auszubilden, wenn schon die Rücksichtnahme auf das Stadtbild die Ausbildung



154

Rämistrasse 71. Universität Zürich, Hauptgebäude. Ansicht von Südwesten. Im Vordergrund rechts das Schulhaus Hirschengraben 46. Links die ETH, sichtbar ist der Südtrakt (ebemals Universität). Foto J. Gasser-Legler, um 1915. BAZ. – Text S. 195f.

der Westfassade als die eigentliche Hauptfassade bedingt, ähnlich wie dies am Polytechnikum der Fall ist.¹⁴⁷

Ausseres. Das über einem vorgeschobenen Sockelgeschoss an der Westfassade dreigeschossige Kollegiengebäude barg 1914 alle Haupträume der Universität (Aula, Hörsäle, Seminarien und Verwaltung). Es dominiert das ihm versetzt angeschobene, westseitig ebenfalls mit einem Sockelgeschoss ausgestattete, zweigeschossige Zoologisch-Botanische Institut, zumal der 65 m hohe Turm von Westen her gesehen als Teil des Kollegiengebäudes erscheint. Die breit gelagerte Ostfassade mit dem gestelzten Halbrund des Mittelrisalits und den überhohen Rundbogenfenstern der Aula setzt einen weiteren Akzent. Der Fassadenaufriß der Hauptgeschosse besteht aus übergreifenden Pfeilerartigen Wandflächen, zwischen die grossflächige Fenster mit Brüstungsfeldern gesetzt sind. Während den Pfeilern des Nordtrakts über einer Plinthe direkt ein Kranzgesims aufliegt, ist am Kollegiengebäude das dritte Obergeschoss in Allusion zum Mezzanin ausgebildet, indem es niedriger ist und der Wandpfeiler hier

mit einer stark abstrahierten Form von Kapitell und Kämpfer ein Kranzgesims trägt.

Der Turm tritt in seiner ganzen Dimension einzig mit seiner Westfassade (Altstadtseite) in Erscheinung und dient damit ganz offensichtlich städtebaulich-ästhetischen Ansprüchen. Wie sehr MOSER über ein klassizistisches Formenrepertoire hinaus sich historischer Stile kreativ bediente und sich somit ganz seiner Zeit verpflichtet sah, sich also trotz neuer Bauaufgaben und Bautechniken ästhetisch nach wie vor historistisch verhielt, zeigt sich hier in auffallender Weise. Über dem Portalportikus mit Kapitellen ist «dem sonst glatten Turmschaft ein über vier Geschosse reichender Scheinerker (oriel-window) vorgeblendet, wie er in der Tudorgotik um 1600 gebräuchlich war».¹⁴⁸ Eine fünfschichtige Fensterzone im fünften Geschoss lockert die Fassade auf. Der zurückspringende Turmabschluss wird von einem umlaufenden Balkon mit Balustergeländer über Konsolen vom Turmschaft abgesetzt. Dieser nimmt die Fassadengliederung des Kollegiengebäudes auf, indem zwischen die als auschwingende Pilasterbündel gestalteten Pfeiler



155, 156

Rämistrasse 71. Universität Zürich. Haupteingang Ost. Foto Wilhelm Gallas, um 1920. BAZ. – Vorplatz Haupteingang West mit Pferdegruppe von Otto Kappeler. Foto 1943. BAZ. – Text S. 197f.

einschwingende vertikale Fensterbahnen gesetzt sind, denen ein Mezzanin mit Pultdach folgt. Über quadratischem Grundriss folgt ein Tambour, dem die welsche Haube mit Laterne aufsitzt.

Portale. Haupteingang Ost (Rämistrasse). Die Portalanlage ist dreiachsig in das gestelzte Halbrund des siebenachsigen Risalits gesetzt (Abb. 155). Die Auszeichnung des Risalits durch die Monumentalordnung mit kannelierten Pilastern reichte als architektonische Auszeichnung aus, sodass die drei Portale – in Analogie zum Hauptportal Künstlergasse – lediglich mit Supraporten ausgezeichnet werden. Im mittleren Relief eine Frauenfigur mit ausgebreiteten Armen, die flankierenden Reliefs mit fliegenden Genien (PAUL OSSWALD). Überliefert ist der Titel: «Die Menschheit empfängt den göttlichen Funken der Erkenntnis.»¹⁴⁹ Auf Postamenten der Umfassungsmauern öffnen zwei liegende Aktfiguren – eine männliche und eine weibliche – (PAUL OSSWALD) den Vorplatz gegen die Rämistrasse.

Haupteingang West (Künstlergasse). Hier bildet das vorgezogene Sockelgeschoss einen dreiteiligen Portikus, der mit ausladenden Kapitellen und kas-

settierten und reliefierten Bogenlaibungen reich geschmückt ist. Das Portal selbst ist schlicht gehalten, jedoch politisch aufgeladen, indem hier, gegen die Altstadt mit Rathaus und Stadthaus gerichtet, die Supraporte zwei Schildhalterlöwen zeigt, die eine «Pergamentrolle» mit der Inschrift «DURCH DEN WILLEN DES VOLKES/1911–1914» zeigen. In einer der Kassetten der mittleren Bogenlaibung die Inschrift «ZU BEGINN DES GROSSEN KRIEGES VOLLENDET OKT. 1914». Flankiert wird das Portal von einem Wandbrunnen mit ornamental reliefierter Schale; zwei Pfauen rahmen das Rohr (WILHELM SCHWERZMANN).¹⁵⁰ Dem Portal weit vorgesetzt an der Künstlergasse stehen zwei allegorische Pferdegruppen (OTTO KAPPELER). Er benannte sie als das «passive Element» und das «aktive fortschreitende Element».¹⁵¹ Einerseits wird das Pferd von einem Dämon zurückgehalten, während ein alter Mann dem Geschehen passiv zuschaut. Das andere Pferd mit einem jugendlichen Reiter wird von Minerva, der Göttin der Weisheit, geführt (Abb. 156). Die antithetische Verwendung von Dämon (Affekt) und passivem Alter einerseits sowie Minerva (Ratio)



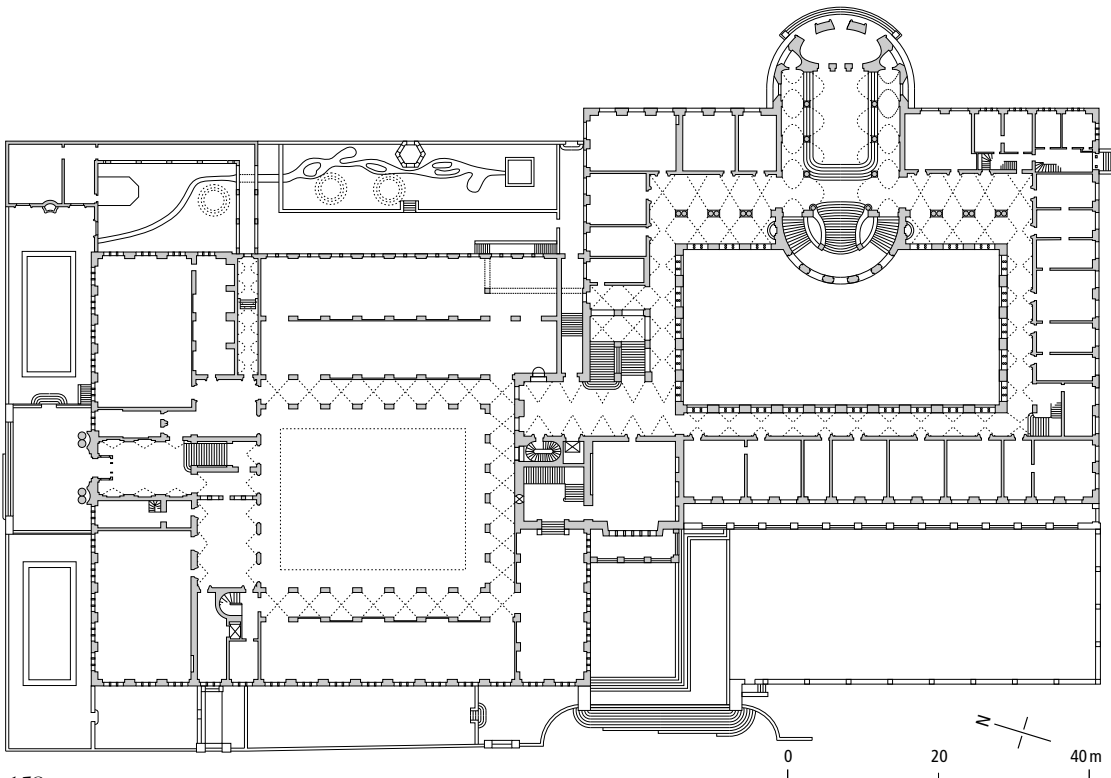
157

Karl-Schmid-Strasse 4. Universität Zürich. Ehemaliges Zoologisches Institut, Hauptportal. Foto BAZ. – Text S. 198.

und aktiver Jugend andererseits lässt an die Stoa erinnern (Logik und Kontrolle der Affekte als Weg zur Objektivität), die hier offenbar als Garant für Lehre und Forschung proklamiert wird.

Eingang Karl-Schmid-Strasse 4. Hervorzuheben ist der Eingang zum Zoologisch-Biologischen Institut (Abb. 157). Er ist in eine monumentale Portalarchitektur gesetzt und mit einem reich mit zoo- und biomorphen Ornamenten in Anlehnung an den Knorpelstil des 17. Jahrhunderts reliefiertes Gewände versehen. Ein Doppelsäulenpaar (links Palmettenkapitelle für Biologie, rechts Muschelkapitelle für Zoologie) trägt den Rundgiebel, in dessen Konche ein Relief Minerva (Göttin der Weisheit) auf der Weltkugel sitzend zeigt.¹⁵² Das Relief korrespondiert mit den Aktfiguren auf den Postamenten, die den Vorplatz flankieren (HERMANN HALLER).

Nebeneingänge. Der Nebeneingang zum Zoologischen Institut an der Künstlergasse wird auf den Postamenten der Umfassungsmauer überraschend von den lebensgrossen Figuren von Maria und Joseph flankiert (PAUL OSSWALD). Der zweite Nebeneingang an dieser Gasse wird von einer balkontragenden Säulenstellung flankiert und zeigt ein weiteres kniendes Paar (OTTO KAPPELER).¹⁵³



158

Rämistrasse 71. Universität Zürich, Hauptgebäude. Grundriss Erdgeschoss, 1:1000. SBZ 1914/63, S. 360. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 199f.

Inneres. Grundlegend für die Binnenstruktur waren das Raumprogramm sowie das Splitten der übergeordneten Bauaufgaben (Abb. 158). Nachdem das Institut für Hygiene, Bakteriologie und Pharmakologie in einem separaten Bau untergebracht worden war (Gloriastrasse 32), blieben das Kollegiengebäude und das Biologische Institut als separate, aber in einem Gebäudekomplex zu organisierende Bauaufgaben. Der Grundriss umfasst daher zwei gegeneinander nach Osten verschobene Vierflügelanlagen mit glasüberdachtem Innenhof, der von Korridorgalerien umfasst wird (Abb. 160). Der 65 m hohe, in die Südwestecke des Kollegiengebäudes gesetzte Turm tritt im Inneren nicht als solcher in Erscheinung, sondern verschränkt Räume der beiden Bauteile und dient deren horizontaler Erschliessung.

Untergeschoss. Hier sind die elf Lünettenbema- lung (REINHOLD KÜNDIG) über den Nischen der Eingangshalle des Portals Künstlergasse zu erwä- hen. Der Künstler verstand seine in Form und Kolo- rit reduzierten flächigen Darstellungen als «zeichen- hafte Lebensbilder».¹⁵⁴

Erdgeschoss. Als Pendant zum Rund des Mittel- risalits mit Eingangshalle und Aula schwingt die Haupttreppe halbrund in den Lichthof vor. Dem querovalen, farbig gefassten Windfang folgt die relativ niedrige, von schwarz polierten Säulen ge- gliederte Eingangshalle, die über eine umlaufende Treppe auf das Niveau des Erdgeschosses führt (Abb. 159). An ihrer Stirnseite gegen den Vorraum, als Supraporte in gedrücktem Segmentbogen, das Relief mit Apollo als kniendem Akt, der von sich aufbäumenden Pferden flankiert wird. Die Tre- penanlage (je zwei geschwungene, gegenständige Läufe) öffnet sich analog zu den umlaufenden Korridoren mit Rundbogen gegen den Lichthof. Lichthof, säulengestützte Wandelhalle und reprä- sentativ ausladende Treppenanlage fassen in der Kloster- wie in der barocken Herrschaftsarchitektur und wurden bereits im ausgehenden 19. Jahrhun- dert für Hochschulbauten adaptiert (Universitäten Wien, Graz, Strassburg, ETH Zürich). Die Wandel- halle und die umlaufenden Korridore werden ähn- lich einem romanischen Kreuzgang mit Doppelsä- ulen mit gekoppelten Kapitellen ausgezeichnet. An den Stirnseiten der Wandelhalle des Erdgeschosses findet sich je ein dekorativer Wandbrunnen mit flachem Becken, über dem ein Rundbogen, der mit den Tierkreiszeichen versehen ist, als Aedikula ei-



159, 160

Rämistrasse 71. Universität Zürich, Hauptgebäude. Ein- gangshalle mit dem Apollo-Relief. Foto 2007. DPZH. – Lichthof. Als archäologischer Sammlungshof konzipiert, repräsentierte er 1914 das bürgerlich-klassische Bildungs- ideal. Rechts die halbrund geschwungene Haupttreppe zur Aula. Foto 1914. BAZ. – Text S. 199.

nen Männer- resp. Frauenakt als Wandfigur birgt (OTTO KAPPELER). Von ihm stammen auch das Türgewände des Rektoratszimmers mit den Perso- nifikationen der Fakultäten und dem bekrönenden

Rundbild mit Minerva (Abb. 161) sowie das Türge-
wände des Fakultätszimmers mit dem Relief eines
knienden Jünglings. Das Senatszimmer besticht
durch seine ursprüngliche Raumausstattung (Ent-
wurf KARL MOSER), in welche die Leinwandgemäl-
de von HEINRICH ALTHERR eingelassen sind. Diese
zeigen in einem klassisch gebändigten, expressiven
Symbolismus an den Schmalseiten des Raums die
Steinigung des Orpheus durch die Mänaden, Niobe,
welche ihre Kinder verteidigt, den Sturz des Ikarus
und Laokoons Kampf mit den Schlangen. Diesen
ikonografisch die Tragik des menschlichen Seins
thematisierenden Bildern stellt ALTHERR an der Lang-
seite mit dem querrechteckigen Wandbild «das
Dyonisische», das rauschhafte und vergängliche
Glück, entgegen.¹⁵⁵

Hervorzuheben sind die schlichten Reliefs mit Akt-
figuren der damals kaum 20-jährigen MARGHERITA
OSSWALD-TOPPI, welche im Lichthof in die Wandfel-
der zwischen den Galerieöffnungen des ersten und
des zweiten Obergeschosses eingelassen sind.¹⁵⁶

Erstes Obergeschoss. Hier mündet die Treppe auf
den Vorplatz zum grossen Hörsaal, zwischen des-
sen Eingängen an prominenter Stelle das Wandbild
«Lehren und Lernen» von HERMANN HUBER ange-

bracht ist.¹⁵⁷ Drei nackte, an der Böschung eines
Hügels sitzende Jünglinge lauschen den Worten
eines stehenden Mannes. KARL MOSER sah HUBERS
Stil in der Nachfolge der pathetisch bewegten Ge-
stalten HODLERS.¹⁵⁸ Gleich neben dem grossen Hör-
saal befand sich das ehemalige Kunsthistorische
Seminar, dessen Wandmalereizyklus (OTTO BAUM-
BERGER) Architektur, Malerei und Skulptur darstellt.
Während PAUL OSSWALD die Reliefs mit den Per-
sonifikationen in den Supraporten des ehemali-
gen Historischen und des Juristischen Seminars
schuf, stammt der Reliefschmuck am Trog und
an der Brunnenwand des Wandbrunnens (Satyrn,
fratzenhaftes Löwengesicht) von OTTO KAPPELER.
Das Mosaik im Rundbogenfeld wurde 1914 nach
dem Entwurf von AUGUSTO GIACOMETTI ausge-
führt (Abb. 162). Dargestellt sind zwei Frauen, die
Blumen und Gräser pflegen und so die Entfaltung
der menschlichen Begabung in Wissenschaft und
Bildung symbolisieren.

Zweites Obergeschoss. Hier münden die zwei
Arme der Haupttreppe axial vor die beiden Portale
der Aula. Ihre Supraporten zeigen je einen Phoenix,
zwei flankierende Tafeln nennen die Donatoren
Gottfried Keller und Albert Barth. Die Aula umfasst



161, 162

Rämistrasse 71. Universität Zürich, Hauptgebäude. Erdgeschoss, Eingang Rektoratszimmer. Foto BAZ. – Erstes Ober-
geschoss, Südostflügel, Gang. Wandbrunnen mit Mosaik von August Giacometti. Foto 2007. DPZH. – Text S. 199f.



163

Rämistrasse 71. Universität Zürich, Hauptgebäude. Aula, Wandbild von [Paul Bodmer](#), 1933. Foto Philipp Hitz, SIK. – Text S. 201.

zwei Geschosse, sodass seitliche Emporen angebracht werden konnten, die südliche mit einer Orgel der Firma THEODOR KUHN, Männedorf. Bis zu den Bogenanfängern der Fenster reicht eine polychrome Marmorverkleidung in grauem Grundton, die Kassettendecke wird von einem Fries mit Konsolgesims unterfangen. [PAUL BODMER](#) erhielt 1933 den Auftrag zu seinem Wandbild mit dem Titel «Nicht-Wissen» oder «Nicht-Wissen-Können», was er in einem zweiten Entwurf durch die Versammlung von Frauen in antikisierenden Gewändern in einem Hain symbolisiert ([Abb. 163](#)).¹⁵⁹ BODMER suchte so dem Handeln und mithin auch Denken als aktivem Sein – es wird durch das Brustbild einer Frau in Bluse und «verlorenem Blick» im Bildzentrum symbolisiert – das kontemplative, passiv-intuitive Erkennen entgegenzusetzen. Die Figuren werden in der Mittelachse des Bildes durch eine Lücke getrennt, die den Blick im Vordergrund auf eine Königskerze ohne Blütenstand, dann auf das Brustbild der Frau sowie im Hintergrund auf einen jungen Baum freigibt, der als einziger nicht über die Bildfläche hinauswächst, was zusammen mit der Königskerze ohne Blüten wohl Aufbruch und Zukunft symbolisiert. Ein Paradox bilden die Figuren, sind sie doch – obwohl «Traumfiguren» – im Gegensatz zum Brustbild mit offenem Blick auch gegen den Betrachter dargestellt.

Auf die Kritik, vor allem des Kunsthistorikers Heinrich Wölfflin, dass die männlichen Gestalten

im Bild fehlten (der erste Entwurf sah solche vor), belebte BODMER die Darstellung zusätzlich mit männlichen Akten, die jedoch nicht eingebunden erscheinen. Die Divergenz und der Gegensatz von nackter Wahrheit (Männerakte), der Ratio (Brustbild der Frau) und verhüllter, intuitiver Wahrheit, symbolisiert durch die bekleideten Frauen, erzeugt eine fast mystische Atmosphäre, die RAFFAELS Schule der Philosophen paraphrasiert und auch kritisiert, aber ohne deren Existenz kaum denkbar wäre. Als kompositorische Inspiration kann PUVIS DE CHAVANNES Wandgemälde in der Aula der Sorbonne genannt werden.

Dokumentation

Literatur: CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980. – GAGLIARDI 1938. – JÄGGI 2005. – LANG 1914. – MEYER VON KNONAU 1914. – MICHEL 2010, S.220–229 – MOSER 1914. – MÜLLER 2001, S.48–51. – MÜLLER 2014. – SBZ 1906/47, S.13, 112, 151. – SBZ 1906/48, S.10, 11, 254. – SBZ 1907/49, S.103. – SBZ 1907/50, S.96–100 (Skizzen BLUNTSCHLI), 115, 208. – SBZ 1908/51, S.75, 104, 145–149, 162–167, 191–195. – SBZ 1910/55, S.59. – SBZ 1910/56, S.68, 90–93, 345. – SBZ 1911/57, S.169, 201. – SBZ 1913/62, S.140, 195, 225f., 362. – SBZ 1914/63, S.41, 102, 117, 201, 246. – SBZ 1914/63, S.221–225, 357–366. – SBZ 1914/64, S.168ff. – SBZ 1916/68, S.8. – SBZ 1981, S.306, 1173. – VON MOOS/HILDEBRAND 2014. – VON WYSS 1883. – VOGEL 2014. – Werk 1914/4, S.1–13. – Werk 1933/20, S.321–323. – ZMch 1933/5.

Plandokumente: HBA. – FS Universität Zürich 1914. – SBZ 1914/63/64.



164

Rämistrasse 74/76. Ehem. Neue Kantonsschule und Chemisches Laboratorium der Universität. Ansicht von Süden. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 202f.

GLORIASTRASSE 32

Aufgrund der optimalen Ausnutzung der Bauparzelle war es anlässlich des Neubaus der Universität notwendig, das Institut für Hygiene und Pharmakologie 1911/12 als separates Gebäude anstelle der ehemaligen «Spitalscheune» zu errichten. Nach den Plänen von Kantonsbaumeister HERMANN I. FIETZ entstand ein schlichter zweiflügliger und dreigeschossiger Bau mit Mansardwalmdach und Eckrisaliten. Der Hörsaal in der Südecke diente beiden Instituten; im Inneren weitestgehend modernisiert (Biomedizinische Technik, Medizinische Informatik, Medizinische Mikrobiologie).¹⁶⁰

RÄMISTRASSE 69

Südöstlich des Hauptgebäudes liegt das ehemalige Physik- und Physiologiegebäude, das dreigeschossig mit Eckrisaliten, Freitreppe in der Mittelachse und Walmdach nach Plänen von OTTO WEBER im Stil einer kargen Neurenaissance 1884/85 erstellt wurde (heute Medizinhistorisches Museum).¹⁶¹

RÄMISTRASSE 73

Die alte Augenklinik wurde 1893–1895 nach Plänen von Staatsbauinspektor OTTO WEBER erstellt und 1980–1984 ausgebaut. Sie verstellt die Ostansicht des Nordflügels der Universität (Zoologisches Institut) und flankiert das Kollegiengebäude nordöstlich. Der zweigeschossige Bau verfügt über

einen Mittelrisalit mit Kolossalordnung sowie eine Freitreppe ins Hochparterre (Archäologisches und Kunsthistorisches Institut der Universität).

RÄMISTRASSE 74/76

Neue Kantonsschule und chemisches Laboratorium der Universität

Bauherrschaft	Kanton Zürich.
Architekt	HERMANN I. FIETZ.
1906–1909	Neubau.
1930	Aufstockung Nordflügel.
2000–2004	Umbau (SANTIAGO CALATRAVA).

Baugeschichte

Anlass zum Neubau war die fast doppelte Überbelegung der alten Kantonsschule. Bereits 1898 hatte der Kantonsrat den Regierungsrat beauftragt, eine Vorlage für die Beschaffung neuer Unterrichtsräume vorzubereiten. Die Staatsrechnung verhinderte jedoch die Konkretisierung, sodass es bis 1905 dauerte, bis das Volk über eine Gesamtvorlage abstimmen konnte.¹⁶² Mit den Bauarbeiten wurde im Januar 1906 begonnen. Zahlreiche Streiks, schlechte Witterung und der Umstand, dass der Neubau in die alten Gräben der barocken Befestigung zu liegen kam, verzögerten den Baufortschritt.¹⁶³ 1930 erfolgte die Aufstockung des Nordflügels, 2002–2004 der Umbau zum Rechtswissenschaftlichen Institut der Universität mit dem Einbau einer Bibliothek in den Innenhof.

Unverändert sind die West- und die Südfassade erhalten, beide repräsentative Strassenfassaden (Abb. 164). Von der Rämistrasse führt eine symmetrische Treppenanlage zu den beiden Haupteingängen, die in Achse zwei und sieben der achtsigen Fassade liegen. Ausgezeichnet werden die Portale durch Risalite, die je mit einem neubarock geschwungenen Giebel abgeschlossen werden. Das Gebäude steht auf einem durchgehenden befestigten Sockel, über dem sich drei Geschosse erheben, die durch breite Lisenen gegliedert werden. Dem lang gezogenen Bau fehlen horizontale Gliederungselemente. Einzig die rasterartige Reihung der Fenster setzt Vertikale und Horizontale in ein Gleichgewicht.¹⁶⁴ Die Bauausführung erfolgte an den repräsentativen Fassaden (West und Süd) in Bruchstein, der mit Bollinger Sandstein verkleidet wurde. Alle übrigen Mauern wurden in Backstein erstellt und verputzt.¹⁶⁵

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S.148. – INSA10, 1992, S.388. – MÜLLER 2001, S.44–47. – SBZ 1905/45, S.297–299. – SBZ 1911/57, S.6–11, 95–99.

Plandokumente: SBZ 1911/57, S.6–11. – SBZ 1914/63, S.222, 224, 359–363. – StAZH, Plan D 455.1–22.

RÄMISTRASSE 101

ETH Zentrum, Hauptgebäude

Bauherrschaft	Schweizerische Eidgenossenschaft.
Architekten	GOTTFRIED SEMPER, GUSTAV GULL.
1859–1864	Neubau.
1865	Bezug Antikensaal.
1868	Bezug der Aula mit Stiftungsfeier der Universität.
1864–1914	Universität im Südflügel des Neubaus.
1908	Wettbewerb zum Umbau.
1914–1925	Vergrößerung, Umbau, Renovation (GUSTAV GULL).
1964–1978	Ausbau, Überbauung der Innenhöfe (CHARLES EDOUARD GEISENDORF).
2001–2009	Umbau.

Geschichte und Baugeschichte

Mit der Bundesverfassung von 1848 hatte die Eidgenossenschaft wohl das Recht, nicht aber die Pflicht erhalten, eine Universität und ein Polytechnikum zu errichten. Mit Bern als Bundesstadt war der hauptsächlichste Mitkonkurrent für den Hoch-

schulstandort weggefallen. Bis 1851 hatte Bundesrat Stefano Franscini einen statistischen Bericht über die kantonalen Hochschulen der Schweiz erstellt, aus dem eine überwiegende Ablehnung gegenüber einer eidgenössischen Hochschule abzulesen ist. Bern, Luzern und Zürich befürworteten jedoch mit weiteren 6½ Kantonen das Vorhaben.¹⁶⁶ Es wurde eine Hochschulkommission eingesetzt, deren treibende Kraft Alfred Escher werden sollte.¹⁶⁷ Wiederum waren es Partikularinteressen, welche die Realisierung des Projekts verhinderten.¹⁶⁸ Die Frage einer eidgenössischen Universität scheiterte 1854 an der Zustimmung des Ständerats,¹⁶⁹ während er mit dem Gründungsgesetz vom 7. Feb. 1854 das Eidgenössische Polytechnikum ins Leben rief. Nachdem der Grosse Rat den Standort Zürich bestätigt hatte, waren die Bedingungen für das Inkrafttreten des Bundesbeschlusses gegeben.¹⁷⁰ Im Reglement vom 31. Juli 1854 gab sich die Hochschule ihr Profil. Formal enthält es die «scharfe Abgrenzung» von den Mittelschulen. Die Industrie- und Gewerbeschulen erhielten den Status von auf das Polytechnikum vorbereitenden Schulen. Man entschied sich für das «streng durchgeführte Fachschulsystem». Das Polytechnikum sollte sich baulich in sechs selbstständige Abteilungen gliedern: 1) die Bauschule (Architektur) – 2) die Ingenieurschule (Strassen-, Eisenbahn-, Brücken- und Wasserbau) – 3) die mechanisch-technische Schule (Maschinenbau, Technologie und Leitung «mechanischer Fabrikationszweige») – 4) die chemisch-technische Schule (Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geografie, Baukonstruktions- und Baumateriallehre, technische Physik, Pharmazie) – 5) die Forstschule mit zahlreichen Nebenfächern, die bis zum Privatrecht reichten – 6) eine Abteilung, welche die einzelnen berufsspezifisch angelegten Abteilungen mit einem «studium generale» zu ergänzen hatte.¹⁷¹

Mit diesem Reglement war auch das Raumprogramm des zukünftigen Polytechnikums gegeben. Vorgesehen war ein Hauptgebäude, das Hör- und Zeichensäle, eine Aula sowie die Verwaltung beherbergen sollte. Ebenfalls im Hauptgebäude wurde die kantonale Universität untergebracht, die vertikal getrennt über einen eigenen Eingang und ein separates Treppenhaus erschlossen werden sollte. Für die Sammlungen beider Institutionen waren mehrere Gebäude vorgesehen, ebenso sollten die chemische Schule und die Werkstätten ein eigenes Gebäude erhalten.¹⁷²

Bis 1925 waren neben dem Hauptgebäude die folgenden Institutsgebäude ausgeführt: 1) Rämistrasse 101: Hauptgebäude – 2) Universitätsstrasse 2: Institut für Land- und Forstwirtschaft – 3) Schmelzbergstrasse 25: Eidgenössische Sternwarte – 4) Sternwartstrasse: Physikalisches Institut (abgebrochen) – 5) Universitätsstrasse 6: Chemisches Institut – 6) Sonneggstrasse 3: Maschinenlaboratorium (Neubau [SALVISBERG](#)) – 7) Leonhardstrasse 27: Eidgenössische Materialprüfungsanstalt – 8) Sonneggstrasse 5: Naturwissenschaftliches Institut.

Bis auf die etwas abgelegene Sternwarte und das dezentral gelegene Physikalische Institut bildeten die Bauten 1925 den Kern eines eigentlichen Hochschulquartiers, das sich gegen West und Nord an das Areal des 1842 vollendeten Kantonsspitals anschloss. Mit dem Bau der Universität südlich des Hauptgebäudes der ETH, den weiteren Nebengebäuden der Universität sowie den Kantonsschulen wurde das Quartier der «Hochschulbauten» abgerundet.

[SEMPER](#) *Polytechnikum*. Das Hochschuleröffnungsgesetz vom 7. Feb. 1854 verpflichtete den Kanton Zürich, «die Gebäude für das Eidgenössische Polytechnikum zu errichten und zu unterhalten». ¹⁷³ Diese Baupflicht sowie der Umstand, dass die kantonale Universität im Hinteramtsgebäude des ehemaligen Augustinerklosters nur eine provisorische Bleibe hatte, machten es nachvollziehbar, dass der Kanton die Universität ins Raumprogramm eines Neubaus integrieren wollte. Ein 1857 erfolgter Wettbewerb blieb ohne Resultat. In der Folge beschloss der Regierungsrat, «den Bau dem Manne zu übertragen, der allerdings der gegebene war, von dem man aber besorgte, dass er nur an das Schöne, nicht an die Kosten denken werde, Semper». Wohl um die Kosten im Griff zu haben, wurde [GOTTFRIED SEMPER](#) Staatsbauinspektor [JOHANN CASPAR WOLFF](#) «als gleichgeordneter Mitarbeiter» zur Seite gestellt. ¹⁷⁴ Am 5. Juni 1858 erhielten die beiden Architekten den Auftrag. Der Lehrkörper von Polytechnikum und Universität musste zugleich seine Bedürfnisse bezüglich der Einrichtung anmelden. Während [WOLFF](#) extra nach Paris reiste, um sich dort über «die neuesten Einrichtungen ähnlicher Anstalten» zu informieren, legte [SEMPER](#) bereits im November 1858 die Pläne vor ([Abb. 166, 165](#)). Es war ihm gelungen, die divergierenden Interessen und Ansprüche in seinem Projekt so zu vereinen, dass Funktionalität, Form

und Repräsentation des geplanten Bauwerks rundum auf Zustimmung stiessen. Man sah sich aber auch in den Befürchtungen bezüglich der Kosten bestätigt, da das Kostendach von einer Million um rund Fr. 740 000.– überschritten wurde. Ein Teil der Mehrkosten generierte sich aus dem Umstand, dass [SEMPER](#) die Raumgrössen des Bauprogramms als Minimum betrachtete. Er vergrösserte die Kubatur von 92 000 Kubikfuss auf deren 116 000, da dies der räumlichen Qualität des Baus diene und sich offenbar auch aus konstruktiven Gründen anbot. ¹⁷⁵ Der Regierungsrat wie der Grosse Rat unterstützten [SEMPER](#)s Projekt gegen eine kleine Minderheit vollumfänglich, worauf der Bundesrat am 21. Feb. 1859 das Projekt genehmigte.

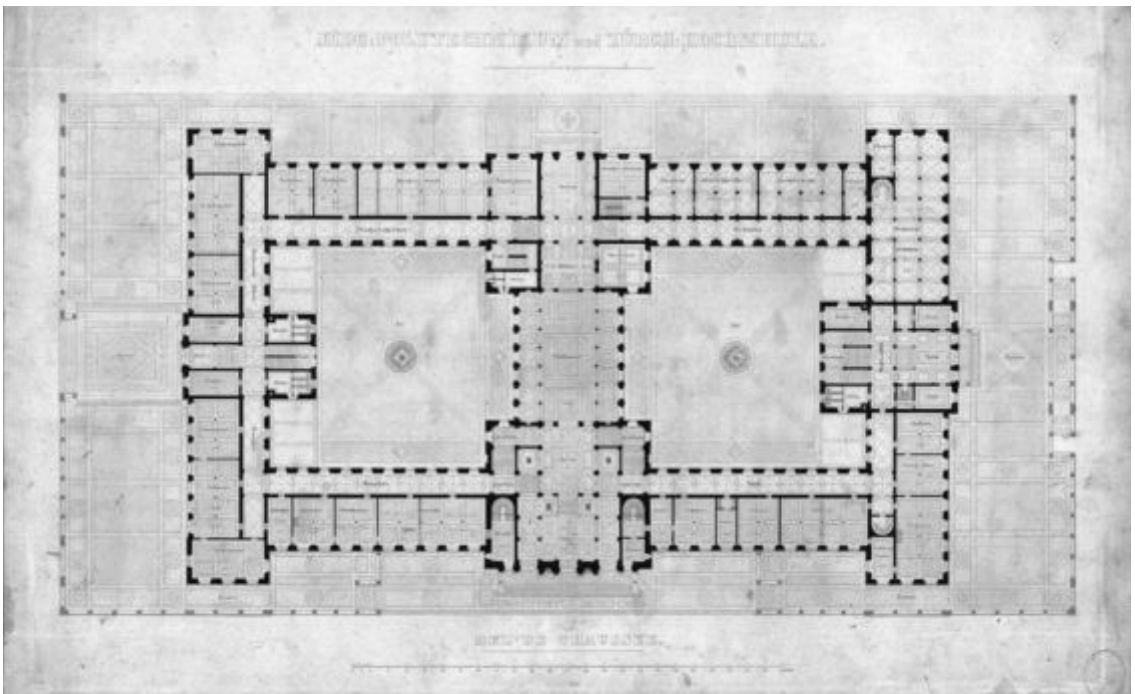
Während man mit den Arbeiten am Chemiegebäude bereits im August 1859 startete, war für das Hauptgebäude erst im Juli 1861 Baubeginn. Zuvor mussten Stadt, Kanton und Bund Fragen der Möblierung, der zu integrierenden naturwissenschaftlichen Sammlung sowie den Kostenteiler klären, was Voraussetzung für die Detailplanung war. Da die Raumnot in den Provisorien äusserst gross war, fand der Bezug des Gebäudes 1863/64 etappenweise statt. Die Prestigeräume (Antikensaal, Aula) waren erst 1865 respektive 1868 fertiggestellt. ¹⁷⁶ Die überaus kurze Bauzeit von gut drei Jahren unter der Bauleitung von [WOLFF](#) führte zusammen mit dem «Drang nach Kosteneinsparungen [zur] schlechten konstruktiven Qualität des Gebäudes», wobei die Meinungsverschiedenheiten zwischen [SEMPER](#) und [WOLFF](#) das ihre zum Problem beigetragen haben dürften. [SEMPER](#) leugnete schliesslich gar seine Autorschaft am Bau. ¹⁷⁷ Wie berechtigt seine Kritik war, zeigt der Bericht von [GUSTAV GULL](#), den er anlässlich der Renovation und des Umbaus des Hauptgebäudes 1914–1925 erstellt hatte. Alle Deckenunterzüge mussten aus Beton neu erstellt werden, der Steinmantel der Fassaden wurde neu in Kunststein ausgeführt, da der ursprüngliche Sandstein völlig verwittert war. ¹⁷⁸

Der Umbau mit Erweiterung gegen Osten griff massiv in die Bausubstanz von 1864 ein: Das Chemiegebäude an der Rämistrasse, der Verbindungsflügel Ost-West sowie Teile des Ostflügels (Rückfassade) von [SEMPER](#)s Hauptgebäude wurden zugunsten der Erweiterung abgebrochen. An ihre Stelle setzte [GULL](#) in der Mittelachse die Haupthalle mit den flankierenden Grossauditorien und die Bibliotheksrotunde, die er mit einer Kuppel be-



165

Rämistrasse 101. ETH. Blick von Südwesten zur ETH auf die Westfront (Stadtseite) und den südlichen Flügel, welcher der Universität vorbehalten war. Foto Jean Gut, um 1880. BAZ. – Text S. 208.



166

Rämistrasse 101. Gottfried Semper. Eidgenössisches Polytechnikum und Zürcher Hochschule. Grundriss Erdgeschoss. ETH gta-Archiv. – Text S. 204.

krönte. Die neue Hauptfassade gegen die Rämistrasse wurde als Dreiflügelanlage mit offenem Hof konzipiert (Abb. 168).

1964–1978 erfolgte ein erneuter Ausbau mit Erweiterung und Überbauung der Innenhöfe (CHARLES EDOUARD GEISENDORF, ALFRED ROTH).

Durch GULLS Ausbau wurde der ehemals vertikal abgetrennte Südflügel intern erschlossen und die ehemalige Hauptfassade gegen die Stadt wurde zur Rückfassade. Weiter reduzierten die Umbauten die Substanz des Semperbaus erheblich: Es blieben die Nordfassade mit dem Sgraffito nach SEMPERS Entwurf, ein Teil der Stützmauern der Westseite sowie die West- und Südfassade. Im Inneren blieben das Vestibül des Südflügels und die westliche Eingangs- und Treppenanlage sowie die reich geschmückte Aula im zweiten Obergeschoss bewahrt.¹⁷⁹ Der gesamte Umbau GULLS bedeutete letztlich den Schlusspunkt einer räumlichen Entwicklung des Polytechnikums, die grob in zwei Ausbauphasen gegliedert werden kann.

Während die ersten drei Jahrzehnte des Polytechnikums schwergewichtig der Disziplinenentwicklung galten, so lässt sich ab 1880 die Dynamik der industriellen Revolution in einer ersten Ausbauphase fassen, deren Endpunkt der Bau des Maschinenlaboratoriums setzt, das bereits an der Schwelle zu einer neuen Entwicklung steht, welche der praxisorientierten Forschung einen immer grösseren Stellenwert zumass, denn «jeder Tag kann neue Erfindungen bringen, welche den

ausübenden Techniker zu experimentalen Untersuchungen, als der letzten Instanz in technischen Dingen zwingen».¹⁸⁰

1. *Ausbauphase.* Im ausgehenden 19. Jahrhundert erfolgte rund um das Hauptgebäude des Polytechnikums ein Ausbau zu einer Art Campus, da den weiteren Hochschulbauten der Bau von Privathäusern – meist Mehrfamilienhäusern (etwa an der Clausius- und an der Universitätsstrasse) – auf dem Fuss folgte.

An der Universitätsstrasse 2 wurde nach den Plänen von Staatsbauinspektor JOHANN JAKOB MÜLLER-HONEGGER 1872–1874 das Land- und Forstwirtschaftliche Institut erstellt. Der Kubus mit Mittelrisalit und Säulenportal im Stil der Neurenaissance wurde 1912 zugunsten eines Neubaus bis auf die Grundmauern abgebrochen (vgl. 2. Ausbauphase).

1883–1886 folgte gleich benachbart (Universitätsstrasse 6) der Neubau des chemischen Laboratoriums (FRIEDRICH BLUNTSCHLI, GEORG LASIUS).¹⁸¹ Der über eine Terrassierung leicht über die Universitätsstrasse gehobene Sichtbacksteinbau gliedert sich in einen viergeschossigen Hauptbau, dem gegen die Strasse ein Hof mit Treppenanlage vorgelagert ist, der von zwei doppelgeschossigen Seitenflügeln begrenzt wird, die sich spiegelbildlich auf der Rückseite des Gebäudes wiederholen (Abb. 167). Verbunden werden die Seitenflügel je durch einen dreigeschossigen Risalit mit Seiteneingang, der an die Schmalseite des Hauptbaus gesetzt ist. Zusammengefasst werden die Gebäudeteile durch ein einheitlich gestaltetes Erdgeschoss, das durch den als horizontale Bänderung gestalteten Farbwechsel Ziegelrot/Ocker markiert wird. 2001–2006 Gesamtrenovation.

1887–1890 wurde am Abhang des Schmelzbergs – damals noch mitten in Rebhängen – an der Sternwartstrasse das Physikgebäude erbaut, welches wiederum von BLUNTSCHLI und LASIUS geplant wurde.¹⁸² Das dreigeschossige, 1977 abgebrochene Gebäude bediente sich formal der Neurenaissance, die geradezu als «Polytechnikumsstil» bezeichnet werden könnte. Die zwölfachsige Hauptfront ohne Portal wurde von zwei flach gedeckten, vierachsigen Seitenrisaliten mit Attikageschoss markiert, welche auf ihrer neunachsigen Seitenfront die Eingänge bargen. Neubauten, Ausbau und Erweiterung 1967–1969 (KARL FLATZ).¹⁸³

An der Leonhardstrasse 27 wurde 1891, wohl nach Plänen von HANS WILHELM AUER, als «statt-



167
Universitätsstrasse 6. Chemiegebäude der ETH. Ansicht der Hauptfassade von Nordwesten. Foto 2010. BAZ. – Text S. 206.



168

Rämistrasse 101. ETH. Blick von Nordosten auf den Bau von Gustav Gull. Rechts unten das Land- und Forstwirtschaftliche Institut. Links der Neubau des Universitätsspitals. Foto B. E. Lindross, 1950. BAZ. – Text S. 205f., 208–211.

licher Neurenaissance-Palazzo» mit zweigeschossigem Hauptbau und mit je einem eingeschossigen Flügelbau die «Anstalt zur Prüfung von Baumaterialien», die Vorgängerin der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt EMPA, erstellt.¹⁸⁴

1897–1900 folgte an der Sonneggstrasse 3/Clausiusstrasse 2 der Bau eines Maschinenlaboratoriums nach den Plänen von [BENJAMIN RECDON](#).¹⁸⁵ Nachdem ab 1909 Um- und Erweiterungsbauten für ein Heizkraftwerk erfolgt waren, kam es 1930–1935 zu einem Neubau durch [OTTO RUDOLF SALVISBERG](#), der Teile des Altbaus integrierte.¹⁸⁶

Alle hier erwähnten Bauten – soweit nicht abgebrochen – wurden im Laufe der Zeit im Inneren modernen Bedürfnissen angepasst, teilweise aufgestockt und umgebaut. Ihr Äusseres ist nach wie vor als bauliches Zeugnis der Entwicklung des «Hochschulquartiers» zu werten.

2. *Ausbauphase.* Um- und Neubauten durch [GUSTAV GULL](#): Anlass für die geplanten Neu- und

Umbauten war einerseits die kontinuierliche Zunahme der Studenten und Hörer; 1904/05 waren es 2028. In diese Zeit fällt die Reorganisation des Studiums, die u.a. für Absolventen der Mittelschulen den prüfungsfreien Zugang zum Studium vorsah.¹⁸⁷ Weiter erhielt die praxisorientierte und experimentelle Forschung immer grösseres Gewicht und beanspruchte daher immer mehr Raum. Das Hauptgebäude war baulich in einem derart schlechten Zustand, dass eine Sanierung unumgänglich war. Vor diesem Hintergrund eröffnete das Eidgenössische Departement des Inneren im März 1909 einen Wettbewerb bezüglich der «Um- und Neubauten für das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich».¹⁸⁸ Von den 14 eingereichten Entwürfen wurde derjenige von [GUSTAV GULL](#), seit 1901 Professor für Architektur am Polytechnikum, vom Preisgericht bevorzugt, «da die Grundlagen vorhanden sind, nach welchen die Um- und Neubauten der eidg. polytechnischen Schule in Angriff genommen werden

könnten».¹⁸⁹ GULL ging mit seinem Projekt über «das der Konkurrenz zu Grunde gelegte Programm» hinaus, da es ihm ein Anliegen war, «die gesamte künftige Gestaltung der Bauten für das Polytechnikum ins Auge zu fassen und zu versuchen, ob es nicht möglich sei, die Bauten zu einer grossen, einheitlichen, ihrer Bedeutung entsprechenden Anlage zusammenwirken zu lassen». In seine Planung zusätzlich mit eingeflossen ist die Vergrösserung des Maschinenlaboratoriums, der Materialprüfungsanstalt und der Forst- und Landwirtschaftlichen Schule. Die Erweiterung nach Wettbewerbsprogramm betrafen lediglich das Hauptgebäude sowie den Neubau eines «Sammlungsgebäudes» (Naturwissenschaftliches Institut, 1912-1916) an der Sonneggstrasse 5/Clausiusstrasse 25/26/28.¹⁹⁰

Offenbar war GULLS Projekt derart überzeugend, dass der Bundesrat am 25. Okt. 1911 die Kredite für die «Erweiterung der Technischen Hochschule in Zürich» bewilligte.

Bauanalyse

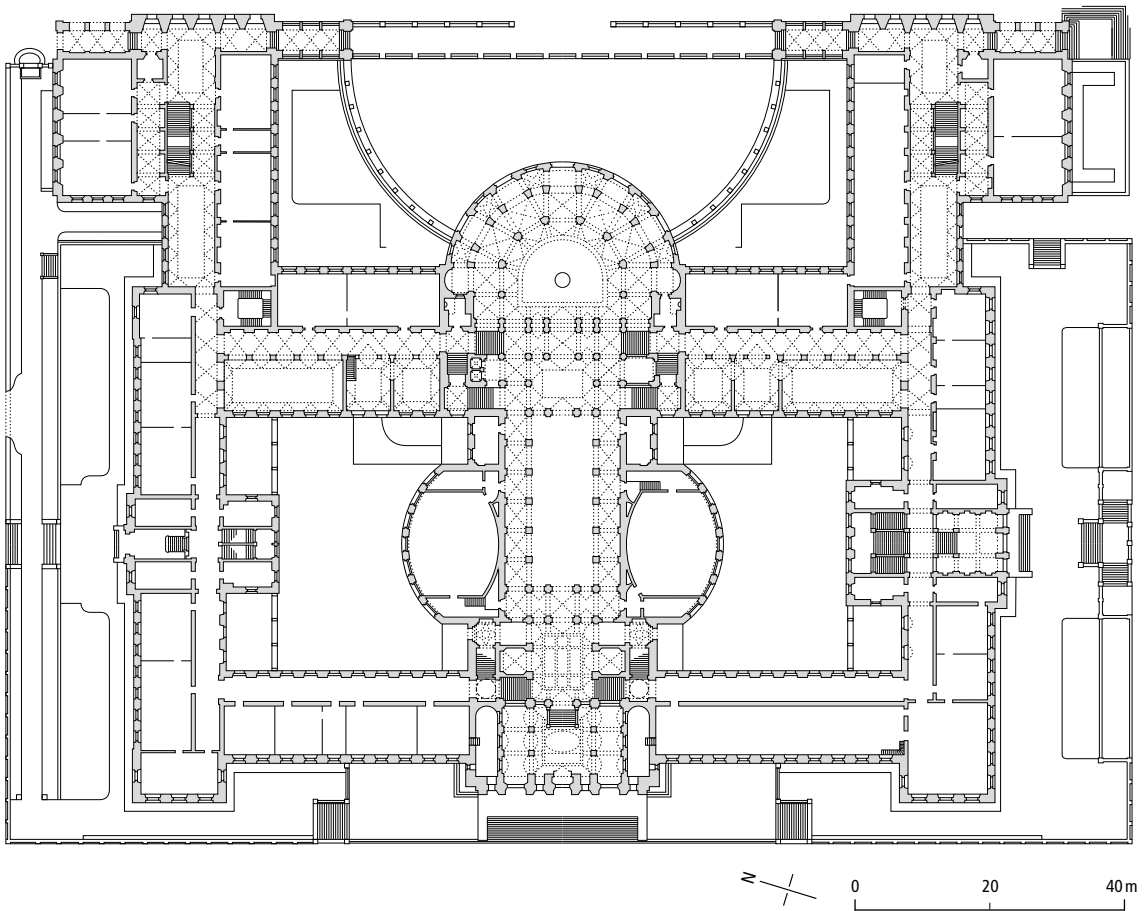
Situation. Die Lage des Polytechnikums erklärt sich damit, dass der Kanton auf der ersten Hangstufe über der Altstadt über ehemaliges Schanzengelande verfügte. Dieses war trotz der Anlage der Rämistrasse 1836, die bis zum Bau der Quaibrücke 1882–1884 primär die Winterthurerstrasse mit dem Kornhaus am See verband, nur schlecht erschlossen und daher schwer verkäuflich. Aus der Not wurde – erstmals mit dem Bau des Kantonsspitals und der Alten Kantonsschule (1842) – eine Tugend, indem das Schanzenterrain für öffentliche Bauten verwendet wurde.

SEMPERS *Polytechnikum* kam in den Kessel der ehemaligen Kronenbastion zu liegen, wobei die gegen die Stadt gewandte Hauptfassade in etwa der Hangkante respektive der Kehle der ehemaligen Bastion entspricht, ein axialer Zugang zum Hauptzugang bestand nicht (Abb. 168).¹⁹¹ Zeitgleich mit dem Bau des Polytechnikums wurden die Bahnhofbrücke sowie die Leonhardstrasse erstellt. Letztere bildet eine regelrechte Vorfahrt zum Polytechnikum. Auch wenn die Gebäude der Firma ESCHER WYSS & Co. an der Limmat eine direkte Anbindung der Leonhardstrasse an die Brücke und somit den Bahnhof nicht zuließen, scheint die Intention eine klare zu sein: Geradezu sinnfällig bilden Bahnhof und Polytechnikum ein durch die Leonhardstras-

se verkehrstechnisch verbundenes Pendant; hinter beiden Bauten stand **Alfred Escher**, einflussreicher Politiker, Eisenbahnpionier und Förderer des Polytechnikums.

Zum Zeitpunkt der Erweiterung durch **GUSTAV GULL** war die städtebauliche Situation eine völlig andere. Bereits 1882–1884 war die Quaibrücke als Teil der Quaianlagen erstellt worden. Im gleichen Zeitraum erfolgte der Ausbau der Rämistrasse als Teil einer eigentlichen Ringstrasse, die nicht zuletzt das Oberklassequartier Enge mit dem Hochschul- und Spitalquartier verband. Der Ausbau der Ringstrasse, die zudem über die Universitätsstrasse die Ausfallachse nach Winterthur bediente, war ausschlaggebend für die Neuorientierung des Polytechnikums gegen die Rämi-/Universitätsstrasse, wodurch **SEMPERS** Hauptfassade sowohl formal wie funktional zur Rückfassade wurde.

Inneres und Äusseres. Die innere Organisation bestimmte die äussere Erscheinung wesentlich mit. Bei **SEMPERS** Bau war die vertikale Trennung von Polytechnikum und Universität grundlegend (vgl. Abb. 166). Letztere befand sich im Südflügel und war über einen eigenen Eingang von der Künstlergasse her erschlossen. In **SEMPERS** Westflügel lagen die repräsentativen Räume des Polytechnikums: Aula, Schulrat, Bibliothek und grosse Hörsäle. Der Nordflügel barg die Zeichensäle, die mit grösseren Fenstern versehen waren, was die Gestaltung der Fassade mitbestimmte. **SEMPER** versah sie in Allusion an den umfassenden Anspruch der Hochschule mit einem in Sgraffitotechnik ausgeführten ikonografischen Programm (Ausführung 1863 Semperschüler **ADOLF WILHELM WALTHER**). Am Mittelrisalit im zweiten Obergeschoss zwei thronende Frauenfiguren, die von Standartenträgern flankiert werden. Es sind die Personifikationen von Kunst und Wissenschaft, die über die krönenden, von Seneca entlehnten Inschriften «non fuerat nasci / nisi ad has» als einzig lohnenswertes Lebensziel bestimmt werden. Zwischen den Fenstern die Embleme der verschiedenen Sparten von Technik und Wissenschaft. Diesem Überbau sind zwischen den Rundbogen der Fenster des ersten Obergeschosses die studentischen Tugenden als Voraussetzungen des akademischen Lebenslaufes unterstellt. Als Fundament dienen die in 17 Medaillons in den Fries über dem Erdgeschoss gesetzten Vorbilder, die von Homer über Michelangelo und Newton bis zu Laplace reichen.



169

Rämistrasse 101. ETH. Grundriss Erdgeschoss nach der 1924 abgeschlossenen Erweiterung, 1:1000. Gustav Gull 1925, Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 209–211.

Der Ostflügel (Abbruch 1915) war den Sammlungen vorbehalten. In den Innenhof der Vierflügelanlage setzte **SEMPER** in der Mittelachse einen Verbindungsbau (Antikenhalle, Abbruch 1915).

Das Chemiegebäude (Abbruch 1920) kam aus Sicherheitsgründen östlich vom Hauptbau abgesetzt an die Rämistrasse zu liegen.¹⁹²

GULLS *Eidgenössische Technische Hochschule*. Der Umbau des Hauptgebäudes bildete den vorläufigen Schlusspunkt einer gänzlichen Neuorganisation des Polytechnikums, wie er ab 1908 geplant und bis 1925 durchgeführt wurde (Abb. 169).

GULLS Anliegen war es, «dass keine Beeinträchtigung der Süd-, West- und Nordfront des Semperischen Baues erfolge und dass die neue Ostfront als eigentliche Eingangsfassade eine der idealen Zweckbestimmung des Baues würdige Gestaltung

erhalte». Die Neuorientierung gegen die Rämistrasse bedeutete eine Umkehrung der Verhältnisse. **SEMPERs** Hauptfassade wird zur Rückfassade, der **GULL** ihre Legitimation durch das Bewahren der Aula erhielt. Dies zwang ihn zu einer überaus grossen Geste, wenn er die Ostfront zur Hauptfassade aufwerten wollte. Kernstück bildet der durch einen regelrechten Cour d'honneur von der Strasse abgesetzte Kuppelbau, der im Erdgeschoss eine durch fünf Portale erschlossene Eingangshalle birgt, über der sich das Auditorium Maximum befindet, ausgezeichnet durch eine Kolossalordnung. **GULL** begründete diesen «über die Anforderungen des Programms» hinausreichenden Bauteil mit der «Zweckmässigkeit eines grossen für rund 500 Zuhörer berechneten Auditoriums» und mit der Feststellung, dass «in jüngster Zeit bei grösseren Hochschulen



derartige Auditorien erstellt werden und [er] es für erwünscht [hält], dass die höchste eidgen. Lehranstalt hierin nicht zurückstehe»¹⁹³.

Im Mittelbau zwischen Aula und Auditorium sah GULL «die Sempersche Idee der Durchgangshalle in einer den neuen Verhältnissen angemessenen Form aufgenommen, sodass zwischen der westlichen und der östlichen Eingangshalle eine mit Glasgewölbe überdeckte Arkadenhalle den Zugang zu den links und rechts davon in die Höfe eingebauten Räumen für die Archäologische Sammlung im Erdgeschoss und die grossen Auditorien [...] im 1. Stock vermittelt und die Verbindung zwischen der Aula und dem Auditorium Maximum im 2. Stock herstellt». Entgegen den Vorgaben des Wettbewerbsprogramms, das in der Flucht der Rämistrasse einen Verbindungsbau vorsah, hat GULL diesen aus ästhetischen wie praktischen Gründen weggelassen. Die portikusartigen Vorhallen entlang der Rämistrasse beabsichtigte GULL durch eine «Abgrenzungsmauer» mit Portal zu verbinden, um eine «Abgrenzung vom Strassenverkehr» zu erreichen.¹⁹⁴ Der SEMPERSCHE Osttrakt verlor so seine Ostfenster, was GULL dazu bewog, ihn für Sammlungsräume zu verwenden, «die vom Hof her beleuchtet sind und von denen ein Korridor nur durch Säulen und

170, 171

Rämistrasse 101. ETH. Aula des Semperbaus. Blick auf die nördliche Empore mit Rednertribüne. Foto um 1905 – Entwurf zur Deckenbemalung von Gottfried Semper, 1861. gta Archiv / ETH Zürich (Nachlass Gottfried Semper) – Text S. 210f.

eventuell durch Glaswände abgetrennt würde». Besonders hervorgehoben wird von GULL der Umstand, dass der Sammlungsraum von Gipsabgüssen und Baumodellen direkt neben den Zeichnungssälen des Nordflügels zu liegen kommen sollte, denn «die Anregungen, die aus der zwanglosen und freiwilligen Betrachtung der Sammlungsobjekte erfolgen, gehören nach des Verfassers eigener Erfahrung zu den wertvollsten».¹⁹⁵

Zusammen mit der Neukonzeption des Ostteils mit Kuppelbau muss der Neubau des axialen Verbindungsbau gesehen werden (vgl. Abb. 168). Zwischen den Treppenanlagen West und Ost fügte GULL als Ersatz fürs SEMPERS Verbindungsbauelement die sogenannte Haupthalle ein, deren Arkaden und Galerien von einer Kassettendecke überhöht werden. Seitlich flankiert wurde die Halle von zwei gestelzten Segmentbogenanbauten, die im Erdgeschoss die archäologische Sammlung und im Obergeschoss zwei Auditorien bargen (heute Innenhofüberbauung [1966–1978]).

An ursprünglichen Innenräumen speziell zu erwähnen sind «über dem Westeingang die Treppe und Vorräume der Amtszimmer von Rektor und Präsident der Schule». Martin Fröhlich identifizierte den plastischen Schmuck der Wände und Decken anhand von Entwürfen als Werk SEMPERS.¹⁹⁶

Hervorzuheben ist insbesondere die Aula des SEMPERSCHEN Westtrakts, ist sie doch der einzige Raum, der eine Ausmalung erfuhr (Abb. 170, 171). Diese erfolgte – soweit ausgeführt –¹⁹⁷ genau nach SEMPERS Vorgaben.¹⁹⁸ Mit ihrer Funktion als «Ehrenhalle beider Hochschulen» war sie für eine opulente Ausstattung prädestiniert. Im zweiten Obergeschoss des westlichen Mittelrisalits gelegen, nimmt sie die traditionelle Position eines Festsaals ein. Ganz im SEMPERSCHEN Sinn ist auch ihre Lage über dem ehemaligen Sitzungssaal des Schulrats und den Amtsbüros von Rektor und Schulpräsident. Diese vertikale Gliederung repräsentativer Räume – heute beinahe alle verändert – rechtfertigte denn auch die «reiche Folge von Räumen, die auf der Freitreppe beginnt und durch die Vestibüls, Treppen und Hal-

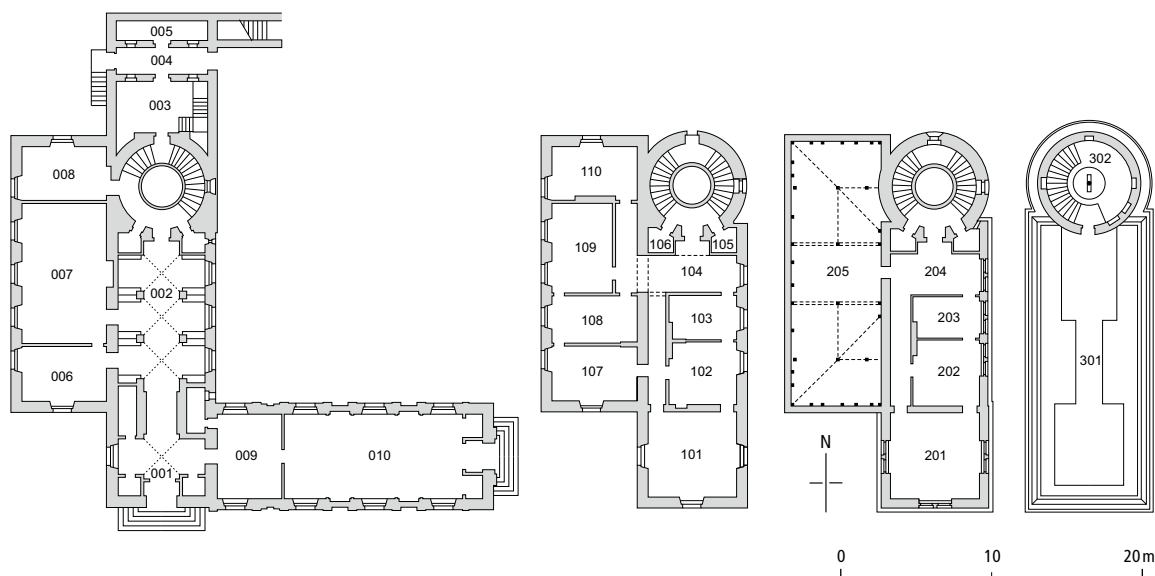


len zur Aula hinaufführt.¹⁹⁹ Die Aula, von Westen über drei hohe Rundbogenfenster belichtet, wird von Osten her betreten. Das «akademische Parterre» wird seitlich durch je eine Empore flankiert, die eine diente als Besucherloge, die andere als Rednertribüne. Gegliedert werden die Raumkompartimente durch korinthische Säulen und Pilaster, ergänzt durch Medaillons über Rundbogenmotiven und Aedikulen. Treppen führen von den Emporen ins Parterre. Über einem Gebälk liegt die figürlich bemalte, kassettierte Decke. Ikonografisch ist die Malerei Athene, der Göttin der Weisheit gewidmet. Im zentralen Medaillon ist die Geburt der Athene aus dem Haupt von Zeus dargestellt. Links von ihr schwebt Eos (Morgenröte) mit der Fackel und dem Morgenstern, rechts Clymene, die Abendsonne mit der Mondsichel. Lokalisiert wird der Ort der Handlung (Athen) durch die beiden Flussgötter Ilipus und Cephissus. Am Fuss von Zeus' Thron u.a. Hephaistos (Gott des Feuers und der Schmiede), Eileithyia (Schutzgöttin der Geburt), Eros (Gott der begehrliehen Liebe) und Hermes (Schutzgott der Kaufleute, des Verkehrs). In den Rundbogenfeldern, die jeweils jedem Pilasterpaar des Saals entsprechen, tritt Athene als sitzende Minerva auf: 1. Minerva Pronoea in Waffen (die vordenkende, wachsame und streitbare Minerva) als Allegorie des strebenden und kämpfenden Geistes. 2. Minerva Medica, die Heilgöttin mit der Schlange des Aeskulap, dessen Mutter sie ist. 3. Minerva Ergane (Mechanitis), die Künstlerin, deren Attribute Friedenstracht, Spindel und Fackel sind. 4. Minerva Musica als Erfinderin der Beredsamkeit, der Poesie und der Musik. In den vier monochromen ovalen Medail-

lons in Grün treten Genien (Horen als Göttinnen des geregelten Lebens und Zeitgöttinnen) mit den Attributen des Sieges, der Musik, des Kunstfleisses und des Reichtums auf. In den Rundmedaillons die Begeisterung auf einem Adler emporsteigend und Alke (Tatkraft), welche ein Drachengespann bändigt, das **SEMPER** als Allegorie der Dampfmaschine setzte. Die beiden Gemälde an den Schmalseiten der Decke zeigen den Kampf der Giganten. Diese suchen, verfolgt von Athene, Apoll, Herkules und weiteren Göttern, Schutz im Schosse von Gäa, der Personifikation der Erde und Mutter der Titanen. Das Bild ist eine Allegorie der Weisheit gegen die rohen Gewalten der Natur, der Wissenschaft, die sich die Natur unterjocht. Auf der Gegenseite wird Athene als «kunstbelebende Göttin» gefeiert. Die Bilder der Emporen zeigen einerseits die Personifikationen der vier Fakultäten, andererseits die drei Grazien «als die Symbole des Schönen und des Kunstschönen im Besonderen». Flankiert werden diese Gemälde jeweils vom eidgenössischen wie vom Wappen des Standes Zürich.²⁰⁰

Dokumentation

Literatur: ESCHER 1939. – FRÖHLICH 1974. – FRÖHLICH 1976, S.84–90. – FRÖHLICH 1979. – GUGERLI 1999. – GUGERLI 2005. – GULL 1925. – HANHART 1967, S.867–871. – HAUSER 2001, S.67. – INSA 10, 1992, S.232–245, 386f., 422f. – Kantonsgeschichte 1994. – KRONBICHLER 1983. – LASIUS 1905, S.322–330. – OECHSLI 1905. – OECHSLIN 2005. – REINLE 1962. – SBZ 1884/3, S.69–71, 76. – SBZ 1903/42, S.187, 200–203, 207–210, 229–235, 239–242, 279–284, 305. – SBZ 1904/43, S.36–39, 56f., 71–76, 97–99, 297–299. – SBZ 1909/53, S.129, 171, 196, 317. – SBZ 1909/54, S.231, 277, 304, 331, 347f. – SBZ



172

Schmelzbergstrasse 25. Sternwarte. Grundrisspläne 1997 mit den Raumfunktionen von 1864, 1:500. Erdgeschoss: 001 Vestibule, 002 Sammlung, 003 Holz, 004 Durchgang, 005 Holz, 006 Professor, 007 Hörsaal, 008 Assistent, 009 Bibliothek, 010 Meridianzimmer. Erstes Obergeschoss, Wohnung Professor: 101 Salon, 102 Schlafkammer, 103 Vorzimmer, 104 Vestibule, 105 Abtritt, 106 Speisekammer, 107 Studierzimmer, 108 Bibliothek, 109 Speisezimmer, 110 Küche. Zweites Obergeschoss: 201 Rechnungssaal, 202 Schlafzimmer, 203 Schlafzimmer, 204 Vestibule, 205 Estrich. Drittes Obergeschoss: 301 Dachterrasse, 302 Observatorium. Friedli 1998. – Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S.213.

1910/55, S.45–54, 64–69, 109. – SBZ 1911/58, S.260. – SBZ 1919/74, S.172–175. – SBZ 1920/75, S.281. – SBZ 1920/76, S.92, 106, 292, 299. – SBZ 1934/103, S.51, 73. – SBZ 1943/21, S.137. – SBZ 1948, S.190–197. – SBZ 1952, S.199ff. – SBZ 1955, S.119–120. – SBZ 1967, S.876–887. – SEMPER 1980, S.275–277. – SUTER 2013, S.216–225, 249–260. – WEGMANN 1985, S.139–141. – Werk 1948, S.277ff. – Werk 1953, S.37ff.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Plankonvolut SEMPER und GULL.

SCHMELZBERGSTRASSE 25

Eidgenössische Sternwarte

Baugeschichte

Im gleichen Zug wie das Polytechnikum wurde ab 1861 nach [SEMPER](#)s Plänen und dem Bauprogramm des Mathematikers und Astronomen [Rudolf Wolf](#), seit 1855 Professor für Astronomie am Polytechnikum, die Sternwarte erbaut und 1864 eröffnet. 1928 wurde das Unverbaubarkeitsservitut vom Kanton abgelöst und in der Folge durch das zuse-

hends verdichtete Bauen rund um die Sternwarte die Beobachtungssphäre massiv eingeschränkt: 1945 erfolgte die Verbauung des Meridians durch das neue Kantonsspital. Der Bau des neuen Landwirtschafts- und Forstinstituts schränkte die Sonnenbeobachtung ein, sodass 1950/51 neben der Sternwarte ein neuer Sonnenbeobachtungsturm erstellt wurde (MAX LÜTHI). LÜTHI war gleichzeitig mit dem umfangreichen Umbau der Sternwarte befasst. Setzungen im Gelände und Rissbildung aufgrund von Kanalisationsarbeiten sowie der Neubau der Spöndlistrasse 1970–1979 erforderten eine Gebäudesanierung sowie die Instandsetzung von Treppe, Hof und Vorplatz.

1980 erfolgte die Betriebseinstellung. Nachdem das Gebäude 1981 von der Denkmalpflege als Schutzobjekt deklariert worden war, erfolgte 1995–1997 die Restaurierung unter teilweiser Rekonstruktion nach den Plänen von [SEMPER](#); spätere Anbauten wurden entfernt. Seit 1997 Nutzung als «Collegium Helveticum».²⁰¹

Bauanalyse

Der Bau der Sternwarte an einem gegen Südwesten abfallenden Hang machte einiges an Fundationen und Umgebungsarbeiten nötig, da sich ein Observatorium zwingend nach dem Himmelsmeridian ausrichten muss, der den Nord- und den Südpunkt des Horizonts enthält. Daher musste der Bau genau in der Nord-Süd-Achse angelegt werden. **SEMPER** brachte Wolfs Raumprogramm in einem dreigeschossigen Hauptbau mit dem Turm der Sternwarte als Kopfbau unter (Abb. 173, 172). Im Westen, um eine Achse gegen Norden verschoben, fügt sich über hohem Sockel ein zweigeschossiger Anbau an, während im Süden rechtwinklig ein eingeschossiger Anbau gegen Osten fluchtet. **Rudolf Wolf** lobte **SEMPER**s Bau «als kompakte, sparsame und zugleich raffinierte Anlage».²⁰² Durch die Verwendung von Sandsteinquadern und einem Gurtrespektive Traufgesims an den Fassaden des Erdgeschosses, bildet dieses einen Sockel, über dem sich, durch Lisenen gliedert, das Obergeschoss des westlichen Anbaus unter einem angeschleppten Pultdach sowie die beiden Obergeschosse des flach gedeckten Hauptbaus in gelbem Putz erheben. Der eingeschossige, ebenfalls flach gedeckte Südflügel ist dem Hauptbau über die Fassadengestaltung nahtlos eingebunden, sodass eine lang gestreckte, auch aufgrund der vorgelagerten Beobachtungsterrasse repräsentative Südfront entsteht, der das Ober- und Attikageschoss des Hauptbaus aufgesetzt erscheint. Hervorzuheben ist, dass die drei verschiedenen Bauteile jeweils nur eine einachsige Schmalseite aufweisen. Anlässlich der Restaurierung des Gebäudes wurden die Sgraffiti am

Tambour des Beobachtungsturms nach den Plänen **SEMPER**s rekonstruiert.

Dokumentation

Literatur: Deutsche Bauzeitung 1880/25, S.129, 145. – FIETZ 1905/2, S.330f. – FRIEDLI 1998. – FRÖHLICH 1974. – FRÖHLICH 1976. – FRÖHLICH 1991. – LASIUS 1880. – MÜLLER 1992. – REBSAMEN 2001.

Plandokumente: BAZ, Katasterplan Oberstrass 1861. – gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass **SEMPER**.

**SONNEGGSTRASSE 3/
CLAUSIUSSTRASSE 2**

Maschinenlaboratorium und Fernheizkraftwerk

Bauherrschaft	Schweizerische Eidgenossenschaft.
Architekt	OTTO RUDOLF SALVISBERG .
1930–1935	Neubau.
1946–1948	Aufstockung, Hörsaalneubau (ALFRED ROTH).
1969–1972	Erweiterung (CHARLES EDOUARD GEISENDORF).
1994–2000	Sanierung, Umnutzung.

Baugeschichte

Das 1897–1900 von **BENJAMIN RECORDON** erstellte, ab 1909 umgebaute und erweiterte Maschinenlaboratorium genügte in den 1920er Jahren den damaligen Bedürfnissen nicht mehr. 1929/30 bewilligten die Eidgenössischen Räte einen Gesamtkredit «für die zeitgemässe Erneuerung», die sowohl als dringende Notwendigkeit wie auch als «volkswirtschaftliches Bedürfnis in Bezug auf etwelche Linderung der Baukrise» gewertet wurde.



173

Schmelzbergstrasse 25. Sternwarte. Ansicht von Süden. Lichtdruck Brunner & Hauser, um 1895. BAZ. – Text S. 213.

Vorgegeben war ein Neubau, der «das alte Lehrgebäude in die erweiterte Anlage unter grösstmöglicher Beibehaltung der Räume» mit einbezog.²⁰³ Übernommen wurden – mit neuer Fassadengestaltung – Teile der Rohbausubstanz des Lehrgebäudes des alten Laboratoriums. Den Wasserturm, das mechanische Laboratorium und die Fernheizanlage brach man ab, ebenso die Eidgenössische Prüfungsanstalt für Brennstoffe.²⁰⁴ Erstellt wurde der Neubau 1930–1935 in vier Etappen, wobei bereits 1928 geologische Vorabklärungen vorgenommen worden waren.

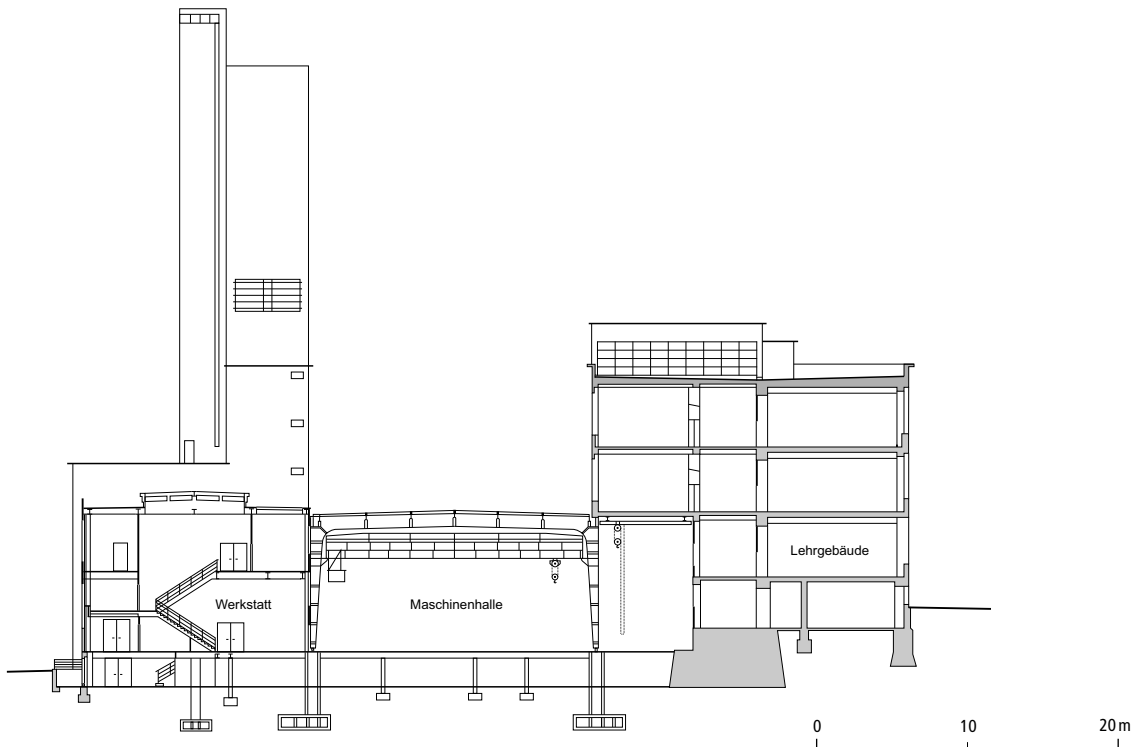
Die erste Bauetappe umfasste den Neubau des Fernheizkraftwerks. Dieses wurde über einen 33 m tiefen Schacht und einen 15 m langen Querstollen mit dem Letten-Tunnel der SBB verbunden, sodass mittels einer pneumatischen Förderanlage Kohle direkt von den Bahnwagen in den Kohlesilo entladen werden konnte.²⁰⁵

In der zweiten Bauetappe erfolgten der Abbruch der alten Maschinenhalle, der Westwand und der Brandmauer des Lehrgebäudes von 1899, dessen

Granitsockel und Backsteinverblendung auf die Rohbauflucht des Neubaus zurückgearbeitet wurden. Das neu erstellte Lehrgebäude der mechanisch-technischen Abteilung (Bauteil an der Sonneggstrasse) wurde «als Eisenbetonskelettbau mit unterzugslosen Rohrzellendecken hochgeführt». Er stellt wurde auch die Maschinenhalle.²⁰⁶

In der dritten Bauetappe wurde das alte Lehrgebäude umgebaut und neu mit einer Kunststeinplattenverkleidung «mit wärmeisolierender Kork- und Luftschicht» versehen, sodass die Hauptfassaden identisch mit denjenigen des neuen Lehrgebäudes sind.

Die vierte Bauetappe umfasste den Bau der aerodynamischen Abteilung und Werkstätten neben dem Kesselhaus an der Clausiusstrasse, die als Stahlskelettbau einen Annex der Maschinenhalle bilden. Im Rahmen des ganzen Planungsprozesses ist hervorzuheben, das **OTTO RUDOLF SALVISBERG**, seit 1929 Nachfolger von **KARL MOSER** als ordentlicher Professor für Architektur an der ETH, seinen Neubau des Maschinenlaboratoriums in einen grösseren



städtebaulichen Kontext setzte. Er betrachtete den Neubau als Teil einer «Vorstufe zur endgültigen Blockbebauung» des Gevierts Leonhard-/Tannen-/Sonneggstrasse/Kennngottweg, die er in Plänen und Modellen erarbeitet hatte. Darüber hinaus verstand er sein Fernheizkraftwerk mit Maschinenlaboratorium als städtebauliche Leistung, «so zeigt doch die Stellung des Kühlturms mit Schornstein, des Fern-Heiz-Kraftwerks, dass diese zur Hauptfront des Polytechnikums und zur Universität keine zufällige ist, dass vielmehr durch sie in Verbindung mit den projektierten horizontal gelagerten Baumassen eine Ergänzung der «Stadtkrone» erstrebt wird».²⁰⁷

Bereits 1946–1948 erfolgte durch **ALFRED ROTH** aufgrund des «akuten Raummangels» die Aufstockung des Lehrgebäudes um ein von der Traufe zurückversetztes Attikageschoss. Man war sich gleichzeitig bewusst, dass «dem Bedürfnis nach neuen Arbeitsräumen [...] auf weite Sicht nur mit einem umfangreichen Erweiterungsbau gegen die Tannenstrasse» – die Parzellen befanden sich in Privatbesitz – entsprochen werden könnte.²⁰⁸ Diese Erweiterung erfolgte 1969–1972 nach den Plänen von **CHARLES EDOURAD GEISENDORF**.²⁰⁹

Bauanalyse

Situation. «Mit der grundlegenden Erneuerung der maschinellen Ausstattung war die Schaffung eines entsprechenden Zweckbaues [...] gegeben [...], der nicht im Widerspruch zu seinem Inhalt steht».²¹⁰ Die Situierung des Neubaus wurde geprägt durch die für das Bauprogramm doch kleine Bauparzelle und die städtebaulichen Ansprüche.²¹¹ Zusätzlich war **SALVISBERG** gezwungen, den Vorgängerbau so weit wie möglich in den Neubau zu integrieren, denn «abgesehen von baugesetzlichen Vorteilen ergab der Umbau des alten Hauses gegenüber völligem Abbruch und Neubau immerhin eine Einsparung von rund Fr. 120 000».²¹²

Raumprogramm, Konstruktion und Erscheinung. In die Baulücke zwischen dem alten Laboratorium und **GULLS** Neubau an der Sonneggstrasse 5 setzte **SALVISBERG** den Haupteingang mit Treppenhaus (freitragende Eisenbetontritte), von dem aus das doppelbündige Korridorsystem erschlossen ist, «das durch ein, durch alle Geschosse gehendes Kopflicht nebst hohem Seitenlicht erhellt wird» (vgl. Abb. 39, S. 88, 174, 175). Die Hör- und Zeichensäle, Professorenzimmer, Laboratorien unterwarf **SALVISBERG**



175

Sonneggstrasse 3, Clausiusstrasse 2. Maschinenlaboratorium und Fernheizkraftwerk. Treppenhaus Sonneggstrasse 3, Lehrgebäude. Foto Wolf-Bender, 1934. BAZ. – Text S. 215.

«einfachen Raumverhältnissen», die vor allem durch «volle Belichtung gekennzeichnet» sind.²¹³ Dieser Anspruch bestimmt denn auch die Fassaden von Alt- und Umbau, die über die regelmässige, grossflächige Befensterung sowie strassenseitig mittels der Verkleidung mit hinterlüfteten Kunststeinplatten eine einheitliche Gestaltung erfahren.²¹⁴ Vor der Aufstockung bestand über den Studienräumen und Laboratorien «ein weit geöffneter Aufenthaltsraum für Studierende mit aussichtsreicher Dachterrasse».²¹⁵ Herausfordernd war für **SALVISBERG** die notwendige Zusammenfassung «der ihrer Zweckbestimmung nach grundverschiedenen Raumgruppen der maschinellen wie kalorischen, hydraulischen, elektrischen und aerodynamischen Abteilungen». Es wurde versucht, «die natürlichen Färb- und Strukturwerte der Werkstoffe durch gegengesetzte komplementäre Farben zu verstärken und durch ein Spiel vom reinen Weiss bis zum hell leuchtenden Farbglanz den lichten Grundton ohne Pathos durchwegs durchzuführen».²¹⁶ Die Gestaltung des Lehrgebäudes wurde bestimmt durch die Geschosshöhe (5,4 m) und die Trauflinie des Altbaus. Ebenso war

die Höhe der westlich anschliessenden Halle durch das Niveau des ersten Obergeschosses gegeben, damit das begehbare Dach von hier aus betreten werden konnte.

Die Dimensionen des Fernheizkraftwerks (Kesselhaus, Kohlebunker) wiederum wurden durch die Abmessungen des Kessels sowie den erforderlichen Kohlevorrat bestimmt. Die Höhe des Kamins (63 m bei einem lichten Querschnitt von 3,65 m²) steht in direkter Abhängigkeit zur Rauchgasmenge respektive zum notwendigen Zug. In Kombination mit dem Kamin wurde ein Kühlturm erstellt, der dem Bau seine prägnante Vertikale gibt. Die Materialisierung erfolgte beim Heizwerk in Eisenbeton, für die Umfassungswände des Kesselhauses gelangten bei den Aussenfassaden Betonsprossen mit Rohglas-Verglasung zwischen schlanken Betonpfählen zur Anwendung, während die weiteren Wände in Eisenbeton Rohrleitungen und Messgeräte aufnehmen.

Zwischen Fernheizwerk und Lehrgebäude ist die Maschinenhalle gesetzt (64×30 m). Sie wird durch sechs Eisenbinder auf eine Breite von 22,40 m frei überspannt und ist mit einem begehbaren Eisenbeton-Glasdach versehen.²¹⁷

Dokumentation

Quellen: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass SALVISBERG.

Literatur: GÜRTLER BERGER 2000. – GÜRTLER BERGER 2010. – HANHART 1967, S. 872f. – SALVISBERG 1935. – LICHTENSTEIN 1985 S. 191–195. – OECHSLIN 2005, S. 177–182. – SBZ 1930/95, S. 202f., 332. – SBZ 1930/96, S. 235f., 270f. – SBZ 1932/99, S. 222. – SBZ 1934/104, S. 1–9, 17–21. – SBZ 1935/106, S. 141, 166, 205. – SBZ 1937/109, S. 111, 211. – SBZ 1948/66, S. 190, 708. – SBZ 1955/73, S. 119f. – SBZ 1967/85, S. 872. – Werk 1935, S. 296ff. – Werk 1948, S. 280. – Werk 1968, S. 49. – Werk 1977, S. 3ff.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass SALVISBERG.

UNIVERSITÄTSSTRASSE 2

Land- und Forstwirtschaftliches Institut

Das «Land- und Forstwirtschaftliche Institut der Eidgenössischen Technischen Hochschule», so die Inschrift im Fries des Neubaus, nimmt städtebaulich eine prägnante Rolle ein. Es liegt direkt in der Achse der Tannenstrasse, die dadurch von der reinen Erschliessungsstrasse zwischen Rämli-/Universitätsstrasse und Leonhardstrasse zur repräsentativen Achse aufgewertet wird. Der Bau wurde 1912–1915

von GUSTAV GULL erstellt und integriert die Grundstruktur eines 1872–1874 erbauten Vorgängers (OTTO WEBER nach Plänen von JOHANN JAKOB MÜLLER). Dem neunachsigen Hauptbau mit einem auf die eingeschossigen Flügelbauten ausgreifenden Sockelgeschoss sind in einer Kolossalordnung zusammengefasst zwei Obergeschosse aufgesetzt. Durch Aufstockungen und Ausbauten verunklärt, behielt die Hauptfassade ihren Charakter, die mit ihren Rustikaquadern als Synonym für Forst- und Landwirtschaft sinnfällig von der Bestimmung des Gebäudes spricht. Um- und Anbau 1987–1993.²¹⁸

FLORHOF GASSE 6

Musikschule / Konservatorium

Bauherrschaft	Stiftung Musikschule Zürich.
Architekten	JACQUES (JAKOB) KEHRER, KARL I. KNELL.
1899–1901	Neubau.
1924	Verlegen der Hauswartwohnung ins Dachgeschoss.
1945	Ausbau.
1958–1962	Ausbauten, Aufstockung des Dachgeschosses.
1984–1987	Statische Sanierung, Aus- und Umbauten, Restaurierungen.

Baugeschichte

Die Kumulation nach 1849 geflüchteter deutsch-nationaler Wissenschaftler und Künstler in Zürich – unter den Musikern an erster Stelle RICHARD WAGNER (1850–1855 in Zürich) – befruchtete das kulturelle Leben der Stadt ungemein. Für das lokale Musikleben von Bedeutung war der mit WAGNER befreundete Ignaz Heim, der nach der badischen Revolution (1848/49) 1850 nach Zürich zog, wo er ab 1852 Kirchenchöre und ab 1853 den Männerchor Harmonie leitete. Der Thurgauer Komponist Wilhelm Baumgartner wirkte ebenfalls als Chordirigent in Zürich. Er leitete 1849–1866 den Studentengesangsverein Zürich (Singstudenten), 1851–1862 den von «Sängervater» Hans Georg Nägeli gegründeten Stadsängerverein Zürich und 1852–1862 den Kantonalen Sängerverein. Er wurde 1859 Musikdirektor der Universität Zürich. Vor diesem Hintergrund des Aufschwungs der Chor- und Volksmusik erfolgte 1863 die Berufung von Friedrich Hegar als Kapellmeister des Orchestervereins (Tonhalleverein). Mit ihm wurde ein neues Kapitel in der

Zürcher Musikgeschichte aufgeschlagen. Einem Ruf nach Basel gab Hegar nur unter der Bedingung nicht nach, dass «sofort eine Musikschule ins Leben gerufen werde».²¹⁹ Er stand der 1875 gegründeten Musikschule im Haus zum Napf bis 1914 vor.²²⁰ Die Entwicklung der Schule rief schon bald nach einem Neubau, der jedoch durch die Suche nach einem geeigneten Bauplatz – er sollte im Stadtkreis 1 nahe den Schulen und in ruhiger Lage liegen – erheblich verzögert wurde. Schliesslich gelang es der Stiftung Musikschule Zürich 1899, den Garten der Liegenschaft «Zum Unteren Schönenberg» zu erwerben.²²¹ Ein Landabtausch mit den Eigentümern des nördlich angrenzenden Rechbergs, der im Oktober 1899 in Staatsbesitz überging, gab der Parzelle eine für den Bau geeignete Form. Um in der engen Florhofgasse für «den Neubau eine recht freie Lage zu gewinnen», wurde die Bauflucht 5 m hinter die Baulinie verlegt.²²²

1899–1901 wurde nach den Plänen und unter der Bauleitung von KEHRER & KNELL die Musikschule erstellt. Ein grundlegender Eingriff erfolgte zwischen 1984 und 1987. Es musste ein stark erweitertes Raumprogramm (zusätzlich 800 m²) innerhalb der historischen Gebäudehülle untergebracht werden, was zu neuen, verdichteten Raumeinteilungen führte. Einzig das Haupttreppenhaus und der grosse, in den 1930er Jahren purifizierte Konzertsaal sowie die Fassaden blieben unangetastet. Die Innenhöfe wurden ab dem Erdgeschoss ausgebaut, ebenso das Dach- und das Untergeschoss.²²³

Bauanalyse

Situation. Das Gebäude kam an den Fuss des östlich gelegenen Hangs zu stehen, der für das Bauvorhaben abgetragen werden musste. Nördlich schliesst der «Rechberg» (Hirschengraben 40) mit seinem Gartenpark und den Nebengebäuden an, südlich folgt unmittelbar der «Untere Schönenberg» (Hotel Florhof, Florhofgasse 2, 4), gegen Westen liegt die schmale Florhofgasse, die mit dem Hinteren Florhof (Florhofgasse 11) und dem Wohnhaus Florhofgasse 13 der Repräsentationsfassade des Konservatoriums kleinvolumige Wohn- und Gewerbebauten gegenüberstellt, sodass die auf Frontalsicht angelegte Hauptfassade ihre Wirkung kaum entfalten kann.²²⁴ Die Konzeption rechnete mit dem Abbruch der Gebäude des Florhofquartiers, wie sie in Zusammenhang mit der damaligen Quartierpla-



176

Florhofgasse 6. Musikschule und Konservatorium. Ansicht von Süden. Foto Emil Linck, 1905. BAZ. – Text S. 217.

nung des Zähringer- und des Hirschengrabenquartiers zur Diskussion stand. Das Konservatorium hätte neben dem Rechberg die zweite repräsentativ gegen den Hirschengraben und das Obergericht geöffnete Repräsentationsfassade gezeigt.

Ausseres. Dieselbe Stilrichtung prägt auch die Fassaden. Obwohl die Seitenfassaden mit einem breiten Mittelrisalit nicht ohne Wirkung bleiben, bildet die Hauptfassade die einzige Schauseite (Abb. 176). Mittel- und Seitenrisalite gliedern zusammen mit den Pilastern vertikal. Horizontal ist es die Aufteilung in Sockel (Hochparterre) und Kolossalordnung (erstes und zweites Obergeschoss) im Mittelrisalit mit korinthischer Säulensstellung, welche zusammen mit den Fenstern der Fassade einen Raster zugrunde legen.

Inneres. Die Hauptachse des Grundrisses bilden Eingangshalle und Treppenhaus, die zum grossen Konzertsaal im Osten führen. Zwei seitliche Lichthöfe werden zusammen mit dem Treppenhaus von einem querrechteckig angelegten Korridor gefasst, der die Musikzimmer und Büros erschliesst. Eingangshalle und Treppenhaus sind mit Stuck und ornamentalen Deckenmalereien geschmückt. Stilistisch orientiert sich das Innere am höfischen Barock Frankreichs.

Dokumentation

Literatur: GEISER 1905. – INSA 10, 1992, S. 328. – NIEVERGELT 1991. – SBZ 1899/33, S. 131–133. – ZWCh 1901, S. 237–241.

Karl Grunder

SAKRALBAUTEN

KONFESSIONELLE SITUATION

Reformierte Landeskirche. Mit der Kantonsverfassung von 1869 (Art. 63) wurde die Autonomie der reformierten Landeskirche im Bereich des Kults festgelegt, während der Staat sich auf die Oberaufsicht zu beschränken und ein Organisationsgesetz zu erlassen hatte. 1895 wurde dieser Auftrag mit dem Gesetz betreffend die Kirchensynode erfüllt. Es vollzog den Wechsel von der Geistlichen- zur gemischten Synode. Dadurch wurde diese zur kirchlichen Volksvertretung. Die Landeskirche erhielt das Recht, innerhalb der Schranken des staatlichen Rechts die kirchlichen Angelegenheiten und damit auch den Kirchenbau selbständig zu ordnen. Wesentlich wurde die Kirchenordnung von 1905, die auf Grundlage des Kirchengesetzes von 1902 entstanden war. Sie bildete die «erste autonom und demokratisch verfasste innerkirchliche Ordnung der evangelischen Landeskirche des Kantons Zürich». Es wurde ein wichtiger Schritt zur Autonomie der Landeskirche gegenüber dem Staat vollzogen.¹

Katholische Landeskirche. Die liberale Verfassung von 1831 garantierte zwar die Religionsfreiheit, die katholische Konfession wurde aber nicht als Landeskirche zugelassen. Die Ausübung des katholischen Ritus und der Bau katholischer Kirchen waren nach wie vor Beschränkungen unterworfen.²

1848 wurde bundesweit die Niederlassungsfreiheit für Personen christlicher Konfession eingeführt. Der Bund schloss zudem mit den Nachbarländern Niederlassungsabkommen ab; 1864 mit Frankreich, 1868 mit Italien, 1875 mit Österreich und 1876 mit Deutschland.³ Das Wachstum der Industrie und der Dienstleistungsunternehmen in Zürich führte zu einer konfessionell durchmischten Zuwanderung. Der Anteil der Katholiken an der Stadtbevölkerung stieg von unter 10% um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf rund 30% 1934.⁴

Die Zuwanderung von Menschen katholischer Konfession machte eine Revision des Toleranz-

edikts von 1807, das erstmals nach der Reformation wieder eine katholische Pfarrei in Zürich erlaubt hatte, überfällig. 1863 trat das katholische Kirchengesetz in Kraft. Es konnten nun im ganzen Kanton katholische Niederlassungen gegründet werden; Rechtsform war der Verein. Den bisherigen katholischen Pfarreien Dietikon und Rheinau wurden neu diejenigen in Winterthur und Zürich zur Seite gestellt. Deren Finanzierung erfolgte vorerst aus dem Vermögen des 1862 aufgelassenen Klosters Rheinau.⁵ Die Gemeindewahl des Pfarrers wurde 1869 mit der Kantonsverfassung eingeführt. Die katholischen Pfarreien wurden nun gleich behandelt wie die reformierten Kirchgemeinden.⁶ In finanzieller Hinsicht bestand jedoch ein gravierender Unterschied, indem die evangelisch-reformierten Kirchgemeinden über die staatliche Kirchensteuer finanziert wurden, während die katholischen Pfarreien auf «freiwillige Kirchensteuern» und ausserkantonale Spenden angewiesen waren; einzig ein Pfarrer und ein Helfer – beide vom Regierungsrat gewählt – wurden über den neu gebildeten katholischen Kirchenfonds besoldet.⁷ Für Kirchenbauten wurden in der Regel Vereine gegründet, um so eine Rechtsperson als Trägerschaft zu erhalten. Mit der Gründung des Diözesan-Kultusvereins 1908 wurde die Aufgabe erleichtert, da es sich dieser zur Aufgabe machte, werdende Pfarreien der Diaspora mit dem nötigen Kapital zu versorgen.⁸ Erst das Kirchengesetz von 1963 brachte die rechtliche Gleichstellung und damit das Recht, Kirchensteuern zu erheben.⁹

Jüdische Glaubensgemeinschaft. Zu erwähnen sind in Zusammenhang mit Zuwanderung, Stadtwachstum und Religiosität ebenfalls die Juden. 1862 hatte der Grosse Rat ein Gesetz erlassen, das die «Aufhebung aller rechtlichen Beschränkungen für die Juden im Kanton» (Emanzipationsgesetz) enthielt und ihnen die Bildung einer Gemeinde wie die Einbürgerung ermöglichte. Noch gleichen Jahres wurde der «Israelitische Cultusverein» gegründet (ab 1880 «Israelitische Cultusgemeinde»). An der

Brunngasse bezog die jüdische Gemeinde 1864 den ersten Betsaal,¹⁰ 1866 eröffnete sie den Friedhof «Unterer Friesenberg», 1883/84 erfolgte der Bau der ersten Synagoge.

Urbanisierung und Kirche. Mit der Zuwanderung sowie der beschränkten Infrastruktur der kirchlichen Organisationen ging eine Profanierung oder zumindest religiöse Gleichgültigkeit vieler Zuzüger einher.¹¹ Es lässt sich erhellen, dass die Entfremdung zwischen industrieller, städtischer Arbeitswelt und kirchlichem Gemeinschaftsleben in kirchlichen wie politischen Führungskreisen als problematisch gewertet wurde. Die nach wie vor autoritär-obrigkeitsstaatliche Vorstellung einer einheitlichen christlichen Gemeinschaft dürfte Triebfeder genug gewesen sein, die innere Mission, d.h. das Zurückgewinnen der Menschen für eine Glaubensgemeinschaft zu fördern. Neben dem Bevölkerungswachstum ist hier ein weiterer Grund für den Aufschwung des Kirchenbaus in der Stadt auszumachen.

DIE ZÜRCHER KIRCHENLANDSCHAFT ZWISCHEN 1880 UND 1940

Der protestantische Kirchenbau

Die Kirchenbautätigkeit in der Stadt war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert primär eine Reaktion auf die Bevölkerungszunahme, die zur Bildung zusätzlicher Kirchgemeinden führte. Diese mussten jeweils über eine eigene Kirche verfügen, der ein Pfarrhaus und ab den 1920er Jahren oft auch ein Kirchgemeindehaus beigelegt wurde.

Im protestantischen Kirchenbau blieb das seit der Reformation bestehende Thema Predigtkirche allgegenwärtig; ebenso kam es letztlich zu keinen neuen Raumschöpfungen. Emporen, Zentralbautendenz, liturgisches Zentrum waren die bestimmenden Faktoren für Grund- und Aufriss. Wir stossen in der Kirchenbaudiskussion des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts auf dieselben Lösungsansätze, wie sie schon LEONHARD CHRISTOPH STURM 1712 formuliert hatte.¹² Das kreative Moment lag in der Herausforderung, die liturgischen Vorgaben in zeitgemässen Formen zu realisieren. Wie schwierig dies sein konnte, zeigen Bauten der Zeit zwi-

schen Historismus und Moderne, wie etwa die Kreuzkirche, oder auch modernere Bauten wie die Kirche Fluntern und die an sich modern gedachten Kirchen Oberstrass oder Paulus (Unterstrass), die in einer ambivalenten Haltung zu Tradition und Innovation stehen.

Neben den architektonischen Fragen und Lösungsansätzen war für den protestantischen Kirchenbau der Stadt ebenso die finanziell-organisatorische Situation wichtig. 1909 war es die Gründung des Verbands der Städtischen Kirchgemeinden, mit der ein gewisser Finanzausgleich unter den Kirchgemeinden einherging. Bis 1923 wurde der Verband mit einer Zentralkirchenpflege und einer kirchlichen Zentralkasse zu einem übergreifenden Steuerungsinstrument ausgebaut.¹³ In der Folge konnten Kirchenbauten oder der Bau von Kirchgemeindehäusern über die Zentralkasse mitfinanziert werden, was für ärmere Kirchgemeinden eine erhebliche Entlastung bedeutete.

Der katholische Kirchenbau¹⁴

Der katholische Kirchenbau hing im Wesentlichen von zwei Faktoren ab. Nach dem Konzil von 1873 kam es zur Aufspaltung in die alt- oder christkatholische und die römisch-katholische Kirche. Da erstere in Zürich die Mehrheit bildete, wurde ihr die Augustinerkirche, welche 1842 von der katholischen Genossenschaft gemietet und 1864 in deren Eigentum übergegangen war, zugesprochen.¹⁵ Umgehend wurden unter der Ägide von Pfarrer Karl Reichlin¹⁶ Spenden für einen römisch-katholischen Kirchenbau gesammelt. Bereits im August 1874 konnte als erster katholischer Kirchenneubau seit der Reformation die zwar unfertige, aber eingeseignete Kirche St. Peter und Paul (Werdstrasse 63) benutzt werden.¹⁷

Den anderen Faktor bildete die Zunahme der katholischen Bevölkerung. Die 1891 rund 9000 Seelen zählende katholische Gemeinde wurde 1893 in zwei Pfarreien aufgeteilt. St. Peter und Paul blieb bestehen, neu geschaffen wurde die Pfarrei Hotttingen-Zürich, die das gesamte rechtsufrige Stadtgebiet sowie die angrenzenden Gemeinden von Höngg bis Männedorf am Zürichsee umfasste. Oerlikon – ein aufstrebender Industriestandort – löste sich 1894 ab, 1898 folgten Küsnacht und Männedorf. 1908 wurde mit der Tochterpfarre Hottingen auf die stark gewachsene rechtsufrige Gemeinde reagiert.¹⁸ Weitere

Pfarreregründungen und mit ihnen Kirchenbauten folgten in der Zwischenkriegszeit: 1922/23 Guthirt (Nordstrasse 250),¹⁹ 1932/33 Bruder Klaus (Milchbuckstrasse 75)²⁰ und 1938/39 St. Martin (Krähhühlstrasse 45).²¹ Bereits 1898 war die Missione Cattolica Italiana eingerichtet worden, ein Kirchenbau folgte 1903. Bis 1966 erhielt jeder Stadtkreis seine eigene Pfarrei und Kirche.²²

Die Kirchen des Historismus

Im ausgehenden 19. Jahrhundert und noch bis ins frühe 20. Jahrhundert bestanden zwei Konzepte des protestantischen Kirchenbaus. Das eine stützte sich auf das Eisenacher Regulativ (Vorschriftenkatalog zur Gestaltung von protestantischen Kirchenbauten in Deutschland) von 1861, das andere auf das Wiesbadener Programm von 1891.²³

Das Wiesbadener Programm rückte vom Zwang ab, romanischen oder gotischen Vorbildern zu folgen. Es ging darum, den protestantischen Kirchenraum von der traditionellen, vom katholischen Ritus geprägten Organisation mit Langhaus und Chor zu etablieren. Zwar hätten sich in Zürich etwa mit der Predigerkirche und ihrer Kanzelwand oder mit dem in der Tendenz zentralisierenden Querkirchenkonzept schon ab dem 17. Jahrhundert alternative Konzepte angeboten; im Verständnis gerade des monumentalen Kirchenbaus des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts boten sie offenbar aber keine Alternativen.

Der damalige katholische Kirchenbau wurde wie auch der protestantische von der Liturgie bestimmt. Hochaltar und Nebentaltäre als numinose Orte prägten die Anlage, welche mit ihrer Fokussierung auf den Hauptaltar axial ausgerichtet war. Ebenso verlangte die Liturgie die Trennung in Laienkirche und Altarhaus. Die innere Organisation war eindeutig festgelegt. Für den katholischen Kirchenbau ging es in Zürich primär darum, sich in die bestehende Kirchenlandschaft städtebaulich einzuordnen, ohne an Eigenständigkeit und Präsenz einzubüssen.

Die Kirchen zwischen Historismus und Moderne

Es fällt der Kunstgeschichte schwer, die Architektur und damit auch die Kirchenbauten, die nicht mehr dem Historismus und noch nicht der

Moderne zuzurechnen sind, zu klassifizieren: Reformstil, Heimatstil und Neuklassizismus sind die Begriffe, mit denen die stilistischen Tendenzen zwischen 1900 und 1925 benannt werden. Im Zürcher Kirchenbau sind die städtebaulichen und stilistischen Komponenten für protestantische wie römisch-katholische Kirchen dieselben und werden grosso modo auch gleich angegangen. Ausnahmen bilden – neben der protestantischen Kreuzkirche – zwei katholische Kirchen. Die 1912–1914 durch CURJEL & MOSER erbaute Josefskirche (Heinrichstrasse 132)²⁴ und die 1922 von ANTON HIGI erbaute Kirche Guthirt (Nordstrasse 250) sind konsequent neubarock gestaltet.

Die Kirchen der Moderne bis 1940

Die Kirchenbaudiskussion auf protestantischer Seite schlug sich auch noch 1935 mit denselben Problemen herum, wie sie das Wiesbadener Programm benannte: Wie ist ein protestantischer Kirchenraum zu konzipieren, ohne dass er dem römisch-katholischen Schema mit Langhaus und Chor folgt und ohne dass er zum Konzert- oder gar nur Vortragssaal verkommt? Eine kontroverse Konstante blieb in diesem Zusammenhang die Kanzelwand, die zusammen mit Sängerempore und Orgel als Ersatz für den Hauptaltar diente, die Kernfrage Konzert- und Vortragssaal versus Kirche jedoch nicht zu lösen vermochte.²⁵ Als Ausnahme hervorzuheben ist die 1908–1910 erbaute Kirche Oberstrass. Hier sind die stilistischen Allusionen an die Romanik derart stark zugunsten eines modernen und innovativen Verständnisses von Raum, Masse und Form zurückgenommen, dass diese Kirche als erster Kirchenbau der Moderne in Zürich gelten kann.

Anders stellte sich das Thema der Modernität beim römisch-katholischen Kirchenbau. Mit den Altären, insbesondere dem Hochaltar, bestehen numinose Orte, auf die sich die Liturgie und damit Priester und Laien fokussieren. Da ein klar definierter Inhalt bestand, den es räumlich adäquat zu fassen galt, war es wohl einfacher, sich auf modernes Formengut und neue Raumkonzeptionen einzulassen, da das Wesen des sakralen Raums weder in Frage gestellt noch erfunden werden musste. LINUS BIRCHLER äusserte sich 1933 prägnant zur Situation des katholischen Kirchenbaus in der Schweiz: «Im katholischen Kirchenbau unseres Landes herrscht eine rege Tätigkeit. Einige Architekten, die man ob

ihres Ansehens in geistlichen Kreisen als «offizielle» bezeichnen möchte, bauen weiter ihre Kirchen mit «persönlichen» Abwandlungen der historischen Stile, [...] zu ihnen gesellt sich seit einiger Zeit ein süddeutscher Architekt [OTTO LINDER], dessen romantische Rundbauten das neudeutsche Formenrepertoire [...] gefällig mixen». Als Alternative nennt er **FRITZ METZGER**, denn «seit **Karl Mosers** Antoniuskirche in Basel bedeuten die Kirchenbauten des Zürchers Fritz Metzger die interessantesten und geradezu stärksten Leistungen des katholischen Sakralbaus in der Schweiz [...]».²⁶

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

AEMTLERSTRASSE 23/25

Reformierte Zwinglikirche (Zwinglihaus)

Bauherrschaft	Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Wiedikon.
Architekten	ADOLF BRÄM, HEINRICH II. BRÄM.
Wandmalereien	HERMANN HUBER, PAUL BODMER, REINHOLD KÜNDIG, CARL ROESCH.
Glasmalerei	OTTO MEYER-AMDEN.
Plastik	OTTO KAPPELER.
1915	Wettbewerb.
1923–1925	Neubau.
2010–2015	Aussenrenovation.

Baugeschichte

1861 erhielt Wiedikon eine eigene Pfarrstelle und löste sich 1883 von der Mutterpfarrei St. Peter. Das reformierte Wiedikon wuchs von rund 3000 Seelen im Jahr 1880 auf knapp 20000 bis 1920. Dies machte zusätzlich zur Kirche Bühl einen weiteren Kirchenraum notwendig. 1911 erwarb die Kirchgemeinde an der Ecke Ämtler-/Kalkbreitestrasse ein Grundstück.²⁷ Die Evaluation des Bauvorhabens dauerte bis 1914, da man sich zwischen Kirche oder Kirchgemeindehaus entscheiden musste. Schliesslich setzte sich die zweite Option durch, da man «vor allem Lokale für Unterricht und Abendveranstaltungen und einen grossen Saal benötigte».²⁸ Innovativ, letztlich aus den finanziellen Rahmenbedingungen erwachsen, ist der Bau eines Kirchgemeindehauses, in welchen der Predigtraum als Kirche integriert wurde.



177

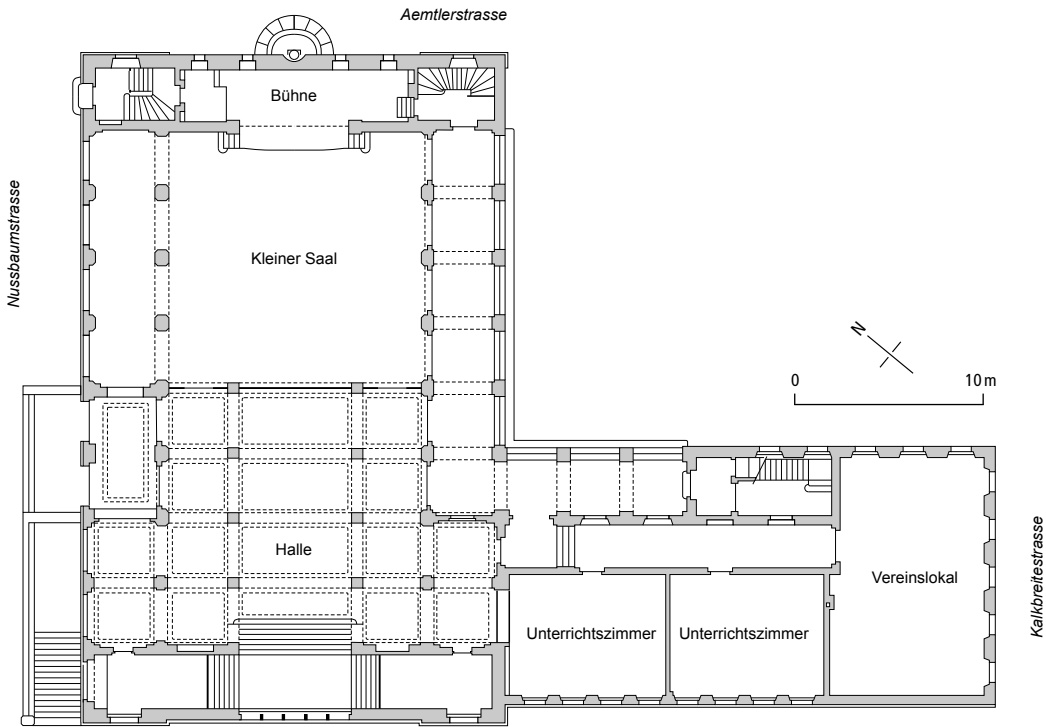
Aemterstrasse 23/25. Zwinglihaus. Links das Kirchgemeindehaus, rechts die Kirche. Foto 1954. BAZ. – Text S. 221–223.

Den Wettbewerb gewannen 1915 die Gebrüder BRÄM,²⁹ welche ihr Projekt bis 1917 überarbeiteten.³⁰ Der Erste Weltkrieg und die ausserordentliche Teuerung blockierten das Bauvorhaben, sodass erst 1923 mit dem Bau begonnen werden konnte. Die Einweihung fand am 29. März 1925 statt. Heute befindet sich im Zwinglihaus der soziale Kulturbetrieb «Kulturmarkt». Der Kirchenraum dient seit 2001 der Chiesa evangelica Zurigo (Waldenser).

Bauanalyse

Situation. Das Kirchgemeindehaus kam mitten in ein mit Blockrandbebauungen verdichtetes Quartier zu stehen. Der L-förmige Bau nimmt auf die Ecksituation Kalkbreite-/Aemterstrasse Bezug und gleicht sich insbesondere mit dem Wohntrakt seiner Umgebung an (Abb. 178). Ein Vorplatz gibt den Blick auf den grossvolumigen Hauptbau frei, der sich durch die eigenwillige Befensterung mit Rund- und Rundbogenfenstern deutlich vom profanen Umfeld abhebt.

Äusseres. Als Haupttrakt steht das Saal- und Kirchengebäude giebelständig zur Aemterstrasse (Abb. 177). Die innere Struktur mit Haupt- und Nebenschiff des Predigtraums drückt sich am Äusseren durch das Gurtgesims und durch die Eckrisalite der Giebelfassade aus. Die dominierende Fensterform bildet der Rundbogen in den traufseitigen Fensterreihen des Attikageschosses, der auch in den Zugangsarkaden und in der Belichtung des Erdgeschosses angewandt wird. Die in die Mauermasse



178

Aemtlerstrasse 23/25. Zwinglibaus. Grundriss Erdgeschoss mit Kirche und rechtwinklig angebautem Kirchgemeindehaus, 1:400. Werk 1925/12, S. 294. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 223.

eingeschnittenen Fenster wecken die Allusion an Romanik, während Gurtgesimse, Dreieckgiebel und Risalite dem klassischen Formenrepertoire entstammen. An der nordöstlichen Giebelseite gegen die Aemtlerstrasse ist axial ein Wandbrunnen angebracht. In der Konche über dem Becken steht die Skulptur von Ulrich Zwingli (OTTO KAPPELER).

Der Nebentrakt, ursprünglich mit Unterrichtsräumen im Erd-, je einer Pfarrwohnung im ersten und im zweiten Obergeschoss sowie der Sigristen- und «Krankenschwesternwohnung» im dritten, als Attikageschoss ausgeführten Obergeschoss, ordnet sich mit tieferem Giebel und Walmdach dem Hauptbau unter und wird diesem durch die Gurt-



179

Aemtlerstrasse 25. Zwinglibaus. Nord-östliche Orgelempore mit Orgel von 1924 und Rundfenster nach Entwurf von Otto Meyer Amden. Foto 2012. DPZH. – Text S. 223.



180

Aemtlersstrasse 25. Zwinglibaus. Kämpferkapitell mit Herodes, ecce homo, Kreuztragung und Kreuzigung (Otto Kappeler). Foto 1990. BAZ. – Text S. 223.

gesimse sowie die Rundbogenfenster des Erdgeschosses formal verbunden.

Inneres. Der Bau besteht aus einem Haupttrakt mit Mehrzwecksaal im Erdgeschoss, dem eine Halle vorgelagert ist, die einerseits der Erschliessung der «Kirche» im Obergeschoss und andererseits dem Zusammenschluss von Haupt- und Nebentrakt dient. Der «Kirchensaal», der das erste Obergeschoss sowie den Luftraum des zweiten Obergeschosses umfasst, erreicht die Dimensionen einer eigentlichen Kirche. Die Ausstattung folgt dem Schema mit Kanzelwand und Orgelepore. Der dreischiffige, durch Rundbogenarkaden gegliederte Raum weist Seitenemporen sowie eine Orgelepore auf.

Die Ausstattung mit Wandgemälden wurde durch Bund, Kanton und Stadt Zürich subventioniert.³¹ Die vier Engelsfiguren stammen von PAUL BODMER, die sechs Oktogone mit biblischen Themen von HERMANN HUBER (Flucht nach Ägypten, der verlorene Sohn als Schweinehirt, Christus mit Kindern, Christus und die Sünderin, Christus am Brunnen, der schlafende Christus im Sturm). CARL ROESCH schuf die Darstellungen der vier Lebensalter. Die Wandmalereien am Chorbogen, die den Sündenfall thematisieren, fertigte REINHOLD KÜNDIG (Adam und Eva, im Bogenscheitel die Schlange mit Weinlaub, Vogel und Traube). Die romanisierenden Kämpferkapitelle zeigen in Reliefs Szenen aus dem Leben Christi (OTTO KAPPELER) (Abb. 180). Hervorzuheben ist der Orgelprospekt der Kanzelwand, der sich über die gesamte Breite des Hauptschiffs ausdehnt. In sein Mittelteil ist ein Rundfenster integriert, das ein Glasgemälde von OTTO MEYER-AMDEN fasst, «das zunächst durch seine Farbkomposition das Auge erfreut, und aus dem bei längerem Betrachten die aufmerksamen Köpfe eines Jugendgottesdienstes hervortreten» (Abb. 179).³² Die Orgel von 1924 (Orgelbau KUHN, Männedorf) wurde 1986 durch

eine zweite der Firma METZLER Orgelbau AG ergänzt. Insgesamt ist der Kirchenraum formal und in seiner Farbigkeit – die Vorgaben stammen von PAUL BODMER³³ – durch ein vom Heimatstil beeinflusstes Stilkonglomerat bestimmt, in dem sich neuromanische und klassizistische Elemente am klarsten abheben.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2005, S. 28. – ETTER 1950. – INSA 10, 1992, S. 297. – SB 1915, S. 72. – SBZ 1915/65, S. 67. – Werk 1925/12, S. VII, 277–293.

BORRWEG 78, 80

Katholische Kirche St. Theresia

Bauherrschaft	Diözesan-Kultus-Verein.
Architekt	Fritz Metzger.
1927–1931	Kauf der Bauparzelle.
1932	Planung.
1932/33	Bauausführung.
1945/46	Bilderzyklus.
1978/79	Umbau, Renovation. ³⁴
2001/02	Umbau, Rekonstruktion. ³⁵

Baugeschichte

Nach dem Ersten Weltkrieg setzte im Friesenbergquartier eine intensive Bautätigkeit ein. Die 1924 gegründete Familienheim-Genossenschaft Zürich realisierte von 1925 bis 1935 in hohem Rhythmus Wohnungen für kinderreiche Familien.³⁶ Das starke Wachstum des Quartiers veranlasste die katholische Pfarrei wie die reformierte Kirchgemeinde Wiedikon, ihre Aktivitäten am Friesenberg zu intensivieren. 1921 wurde die katholische Pfarrei installiert und an der Aemtlersstrasse 49, unweit des Zwingli-

hauses, die Kirche Herz Jesu erstellt (JOSEF STEINER, Umbau, Renovation und Neubauten 1968/69).

Am Beginn der Pfarrei Friesenberg stand Pfarrer Herrmann, der sich 1926 mit dem Gedanken trug, in dem kinderreichen Quartier «ein Gotteshaus zu Ehren St. Theresien v. Kinde Jesu» zu bauen.³⁷ 1927 bis 1931 erwarb der Diözesan-Kultus-Verein in drei Etappen eine Bauparzelle. Es gelang, FRITZ METZGER zur unentgeltlichen Projektierung zu gewinnen. Im Gegenzug verlangte dieser eine Garantie für die Auftragserteilung. 1932 erhielt er den Direktauftrag, 1933 war Grundsteinlegung. Die Einsegnung der Kirche und die Gründung der Pfarrei erfolgten am 10. Dez. 1933.³⁸ Obwohl CARL ROESCH auf Anregung von METZGER bereits 1932 einen Entwurf für Wandmalereien im Chor angefertigt hatte, blieb das Innere der Kirche aus finanziellen Gründen vorerst schmucklos. 1942 trat der von METZGER favorisierte FERDINAND GEHR in Konkurrenz mit dem von der Pfarrei bevorzugten RICHARD SEEWALD. SEEWALD legte 1944 erste Entwürfe vor, die er bis 1945 bereinigte und 1946/47 realisierte.³⁹ Eine Orgel wurde erst 1940 eingebaut.

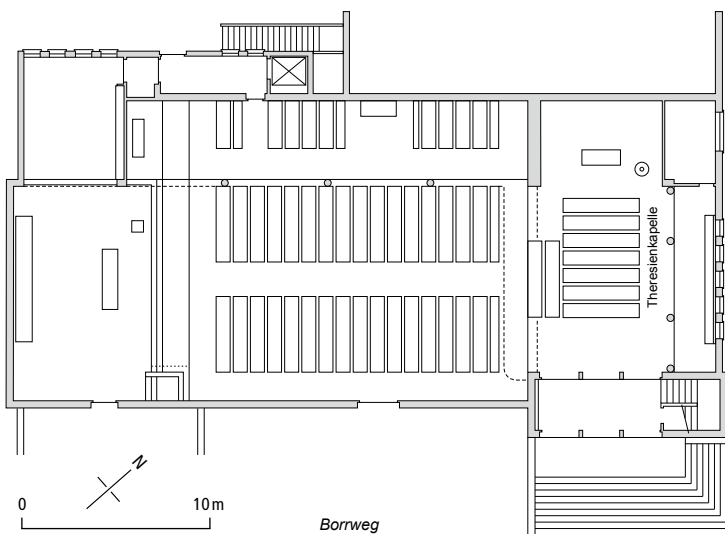
Bauanalyse

Situation. Die Kirche wurde in eine Wohnsiedlung mit Reiheneinfamilienhäusern gesetzt. Ihre Langseite steht parallel zum Borrweg, jedoch von diesem zurückversetzt, sodass der an der Südecke rechtwinklig angebaute zweigeschossige Arm

(Sakristei, Pfarrwohnung) mit dem Kirchenschiff zusammen einen Platz generiert, der über eine Treppenanlage vom Borrweg aus erreicht wird.

Äusseres. Die hochrechteckige Wandscheibe der Turmfront wird durch das drei Türen umfassende, nach links versetzte Kirchenportal mit stützenlosem Vordach und das axial darüber gesetzte, offene und ebenfalls dreiachsige Glockengeschoss als sakraler Bau definiert (Abb. 108). Die rechts des Glockengeschosses angebrachte Turmuhr sowie das den Turm bekrönende Kreuz vervollständigen die sakrale Konnotation. Das Kirchenschiff – in seiner einfachen, schmucklosen Kubatur durch den 1960 erfolgten Saalanbau auf der Nordseite verunklärt – würde allein mit seinen hoch liegenden Fenstern, dem rechtwinklig angebauten zweigeschossigen Nebenflügel ohne den Turm nur schwer als Sakralbau erkannt werden.

Inneres. METZGER hielt sich in der Organisation des Raums an das übliche Schema, obwohl das dreitürige Kirchenportal an der südöstlichen Langseite angebracht und die Kirche somit quer und nicht in der Mittelachse erschlossen ist (Abb. 181). Man betritt erst die ehemalige Werktagsskapelle, die Tauf- und Beichtkirche (heute Theresienkapelle mit Beichtzimmer), die quer zum saalförmigen Hauptschiff liegt. Die nordwestlich angefügte niedere Nebenkirche wird durch zwei Rundstützen zusätzlich ausgeschieden. Ein Wandgemälde (die hl. Theresia kniet vor dem Gekreuzigten) von SEEWALD bildet das Retabel des Nebenschiffaltars. METZGER konsti-



181

Borrweg 78. Kirche St. Theresia. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 224f.



182, 183

Borrweg 78. Kirche St. Theresia. Ansicht von Osten. Foto 1933. BAZ. – Blick gegen den Chor. Foto 2012. BAZ. – Text S. 224f.

tuierte eine «Kirche in der Kirche», die bei starker Besetzung zum Seitenschiff werden kann.

Das Altarhaus der Saalkirche ist räumlich nicht ausgeschieden (Abb. 183). Ursprünglich stand der Hochaltar von 1933 stark erhöht über einer mehrfachen Stufenanlage. Mit ihrem Rückbau des Umbaus von 1978/79 wurde 2001/02 ein neuer Altar gesetzt, der von drei Wandbildern von SEEWALD hinterfangen wird. Die Kanzel ist leicht erhöht an der südöstlichen Seitenwand angebracht. Schiff und Chor werden über direkt unter die Schiffsdecke gesetzte Reihenfenster, das Altarhaus durch vier zusätzliche, an der Nordwestflanke liegende Fenster belichtet. Durch die grössere Helligkeit im Altarhaus wird auf dezente Weise Hierarchie erzeugt. Die vier Fenster markieren auch den Zugang zur ehemaligen Chorkapelle (heute Meditationsraum), die über ihre vier Fenster das Altarhaus zusätzlich mit diffusem Licht versorgt.

Über zehn Jahre blieb die Kirche ohne Bilder. Dies verführte zu allzu engen Vergleichen mit der Fronleichnamskapelle in Aachen (1928–1930) von RUDOLF SCHWARZ,⁴⁰ in welcher der fehlende Schmuck Programm war. Mit ihrem hohen Saal ist sie jedoch auf eine gänzlich andere Raumwirkung aus, als sie METZGER intendiert hat. Sein Raum ist breiter als hoch und insofern mehr «Quartierkirche» als meditativer Kultraum. Ganz dem Sinn der Quartierkirche folgt auch SEEWALDS Malerei. Im Chor stellt das mittlere der drei Bilder die Maria Nikopoia dar, wie sie das Christuskind dem Betrachter zur Anbetung frontal entgegenhält. Zwei der Drei Heiligen Könige knien seitlich, der dritte steht rechts zurückversetzt mit geneigtem Kopf. Die Könige sind einerseits Vorbilder für den Be-

trachter, andererseits leiten sie zu den zwei flankierenden Bildern über. Links die Verkündigung an die Hirten. Sie stehen stellvertretend für das «einfache Volk», dem die Geburt Christi verkündet wird. Die Verkündigung ist auch im rechten Bild thematisiert, wo der Engel Maria die frohe Botschaft ihrer Gottesmatterschaft überbringt. Die Dreiheit der Bilder vermittelt in absolut verkürzter Form die Glaubenslehre und den Auftrag der Verkündigung des Wortes Gottes. Ergänzt wird der «Tryptichon» durch die Bilderfolge an der linken Seitenwand des Schiffs. Hier thematisiert SEEWALD – man halte sich vor Augen, dass die Bilder während des Zweiten Weltkriegs entworfen und 1946 realisiert wurden – einen Zyklus aus der Kindheit Jesu. Er nimmt einerseits auf die hl. Theresia Bezug («Thérèse de l'enfant Jesus»). Andererseits spricht er in geradezu christozentrischer Sozialkritik und direkter Ansprache Ausgrenzung (Verweigerung der Herberge), Leben in materieller Not (Geburt im Stall) und die Rettung durch den Glauben an. Der Darbringung im Tempel (Synonym für Taufe) folgt die durch den Engel geleitete Flucht ins Exil, welcher mit dem zwölfjährigen Jesus im Tempel die erste Verkündigung des Glaubens und mit der Heiligen Familie in der Zimmermannswerkstatt die Familienidylle zugesellt werden. Mit dem Bild der Anbetung des Kruzifixus durch die hl. Theresia im Seitenschiff wird ein Gegenpol gesetzt, indem hier mit dem leidenden Erlöser auf die letzten Dinge (Tod, jüngstes Gericht, Himmel und Hölle) und die vorbildhafte Rolle der Heiligen verwiesen wird. In diesem Sinn sind die Kirche und mit ihr die künstlerische Ausstattung ein auf die Gemeinde und ihre einzelnen Mitglieder fokussiertes Kunstwerk.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2005, S. 43. – BAUR 1956. – BAUR 2014, S. 180–187. – BIRCHLER 1933. – BRENTINI 1994. – BRENTINI 2005. – BRÜTSCH 1994. – Helvetia Christiana 1942, S. 200, 261f. – MUCK 1959. – SAD 1999–2002, S. 54–58. – SAILER 1977. – SEEWALD 1979. – SONDEREGGER 2003. – St. Theresia 1956. TRUFFER 1989, S. 194.

BÜRGLISTRASSE 15

Reformierte Kirche Enge

Bauherrschaft	Reformierte Kirchgemeinde Enge.
Architekt	ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI.
Bauführer	HERMANN I. FIETZ.
Maurerarbeiten	RUDOLF GOTTLIEB GULL.
Bildhauerarbeiten, Schnitzereien	JOSEPH REGL (Modelle). Ausführung durch SCHMIDT & SCHMIDWEBER (Riesbach), W. GÖTSCHI (Enge), J. BECK (Zürich).
Fresken	CONRAD EUGEN OTT.
Glasmalerei	FRIEDRICH BERBIG.
Orgel	Orgelbau KUHN, Männedorf.
Orgelgehäuse,	
Portale	Mechanische Schreinerei AMMANN-BODMER.
Kanzel	Schreinerei MEYER & HINNEN.
Taufstein,	
Inscriptplatten	EMIL SCHNEEBELI.
Glocken	JAKOB KELLER (Unterstrass).
Turmuh	Gebrüder UNGERER (Strassburg).
1890	Wettbewerb.
1892–1894	Neubau.
2000–2002	Restaurierung Turm, Kuppel.

Baugeschichte

Die Gemeinde Enge – Villenvorort der Stadt Zürich – zählte 1880 3357 Protestanten. Als 1882 die Loslösung von der Pfarrei St. Peter erfolgte, drängte sich ein Kirchenneubau auf.⁴¹ 1887 entschied sich die Kirchgemeindeversammlung für den Standort auf der Bürglitrassse mit dem Ausflugsrestaurant. Dessen Eigentümer, der liberale Kantonsrat und Unternehmer Adolf Guyer-Zeller, war jedoch nicht zum Verkauf bereit, da er seine persönliche Vision der städtebaulichen Entwicklung von Enge realisieren wollte. Erst die Enteignungsermächtigung des Bundesgerichts schien den Bau zu ermöglichen. Die hohe Entschädigungssumme von Fr. 213 000.– liess das Projekt jedoch fraglich scheinen. 1890

entschied sich die Kirchgemeindeversammlung erneut für die Bürglitrassse, da sie «unbedingt einer der schönsten Punkte in ganz Zürich und für den Bau einer Kirche wie gemacht» sei. Ein Wettbewerb vermochte nicht zu überzeugen.⁴² Das Preisgericht gab die Empfehlung ab, den Architekten ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI – er war Mitglied der Baukommission und Verfasser von Vorentwürfen – als «anerkanntermassen mit der Problematik vertrauten Fachmann um einen [...] Entwurf anzugehen». Gewünscht war ein Projekt im Stil der Renaissance.⁴³ BLUNTSCHLIS Entwurf und die Baukosten wurden am 16. August 1891 von der Kirchgemeindeversammlung genehmigt. Der Vertrag umfasste neben dem Bau die gesamte Ausstattung sowie die Gestaltung der Umgebung inklusive der Erschliessung.⁴⁴ Für BLUNTSCHLI war der Auftrag ein Meilenstein in seinem Schaffen, weil er ihm «eigentlich die einzige Gelegenheit gab, ein grösseres Werk von öffentlichem und zugleich monumentalem Charakter, ganz selbständig [...] zur Ausführung zu bringen».⁴⁵

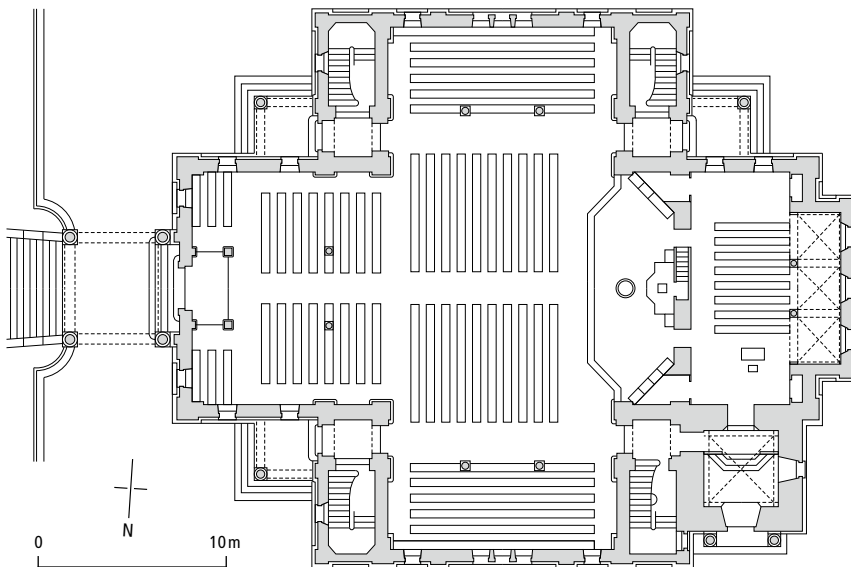
Bauanalyse

Die Wahl des Renaissancestils, die Kreuzform wie auch die Anordnung von Empore und Orgel «im Angesicht der Gemeinde» und der Kanzel in der Mittelachse hinter dem Taufstein entsprachen den Intentionen des Wiesbadener Programms von 1891.⁴⁶ «Die Disposition sollte zeigen, dass die reformierte Kirche im Gegensatz zur katholischen nicht Opferstätte und Haus Gottes, sondern Versammlungs- und Bethaus der Gemeinde und ihr wichtigstes Element die axial gesetzte Kanzel sind.» Das Äussere sollte so wenig wie möglich an katholische Kirchen erinnern, «die durch ihre Hauptbestandteile, Altar und Chorraum sowie das als dessen Annex anzusehende Schiff, für die Gemeinde die gestreckte Orientierung auf das Messopfer hin charakterisiert».⁴⁷ Zu einer Kirche mit Zentralbautendenz, im konkreten Fall mit Kreuzgrundriss, war es somit nur ein kleiner Schritt (Abb. 185). Neben dem Umstand, dass BLUNTSCHLI den Renaissancestil für die «formale Gestaltung des Innenraums» wie des «Äusseren Aufbaus» als «sehr gut geeignet» erachtete, argumentierte er auch städtebaulich, da die Enge ein gänzlich moderner Stadtteil sei, dem sich der Stil der Kirche anzupassen habe.⁴⁸ Der repräsentative Charakter der Kirche wird durch die doppelläufige Freitreppe, die ursprünglich vom



184

Bürglistrasse 15. Kirche Enge. Ansicht von Osten. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 226, 228.



185

Bürglistrasse 15. Kirche Enge. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. SBZ 1895/25, S. 40. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 226.



186

Bürglistrasse 15, Kirche Enge. Innenansicht vom Haupteingang Richtung Westen. Foto Jürg Zimmermann (SKF 975), 2015. – Text S. 228f.

Friedhof am Fuss der Kirche zum Hauptportal führt, zusätzlich gesteigert.

Äusseres. Das Hauptelement der Kirche ist die Vierung mit Kuppel, an welche die vier Kreuzarme als Giebelbauten angeschoben sind; an die Nordwestecke wurde der Glocken- und Uhrturm positioniert (Abb. 184).⁴⁹ BLUNTSCHLI war sich der Problematik des Nebeneinanders von Turm und Kuppel bewusst. Er sah sie als gleichwertig, denn «keines beherrscht den Bau für sich allein vollkommen. Daraus ergibt sich eine Schwierigkeit [...] indem von gewissen Stellen sich Kuppel und Turm ungünstig in einander verschieben». Die Unterordnung des Turms unter die Kuppel kam jedoch nicht in Frage, da dies «bei der erhöhten und weithin sichtbaren Lage der Kirche keine auf die Nähe und Ferne gleich wirksame Gebäudemasse ergeben hätte».⁵⁰

Dominierend erscheint das Kuppeldach mit Laterne, welches über einem Ring von dreifach gekoppelten Rundbogenfenstern steht. Die Turmhaube versucht zusammen mit den pyramidenförmigen Fialen, den Schallöffnungen und einer Aedikula sowie dem Uhrgeschoss ein Gegengewicht dazu zu schaffen. Für die Gesamtwirkung wichtig war neben deren Gliederung auch die Verkleidung des Rohbaus (Sandstein) mit Tuff; Gotthardgneis kam am Sockel, an den beiden unteren und oberen Geschossen sowie den Ecklisenen des Turms zum Einsatz. Die Wandgliederung, die Gewände und das Säulenportal des Turms, also alle stärker plastisch gearbeiteten Elemente, sowie die Bildhauerarbeiten wurden in Savonnière-Kalkstein ausgeführt.

Inneres (Abb. 186). Um jeglichen Seitenschub zu verhindern, verwendete BLUNTSCHLI über den Kreuzarmen Dachstühle in Eisenkonstruktion, an

denen ein Eisengerippe aufgehängt ist, auf welches der Putz der tonnengewölbten Decken angebracht wurde. Der Tambour der Kuppel ruht nicht auf den Gewölbezwickeln, sondern auf eisernen Trägern, so dass die Gurtbogen der Vierung (Sandstein und Gneis) ebenfalls nur mit senkrechtem Druck belastet werden. Unterhalb der Tambourkuppel ist ein kalottenförmiges Vierungsgewölbe mit verglastem Opai-on angebracht (Putz auf Drahtgeflecht), wodurch eine Fokussierung auf die Kanzelwand mit Orgel-empore entsteht (Orgelprospekt 1951/52 umgestaltet).⁵¹ Der Wortgottesdienst verlangte nach einem Predigtraum, in dem die der spirituellen Dimension zugeeignete Vertikale störend gewirkt hätte. In gleichem Sinn ist die Ausmalung der Kirche gehalten. Dem Primat des Wortes darf keine bildliche Konkurrenz erwachsen. Neben den Evangelisten-symbolen in den Pendentifs des Vierungsgewölbes und den Bäumen mit verschiedenen Tieren und Drachen in den untern Spitzen der Zwickel sind es einzig stereotype Symbole des christlichen Glaubens, die in die Friese des Gebälks gemalt sind: Anker, Taube, Reben, Kelch, Ähren, Trinität und die Leidenswerkzeuge im Wechsel mit solchen des Alten Bundes wie Gesetzestafeln, siebenarmigem Leuchter, Arche Noah, Harfe und Taube mit dem Ölzweig (CONRAD EUGEN OTT). Ansonsten ist die Kirche nur mit Architekturmalerei versehen. Es sollte eine die Rezeption der Predigt unterstützen- de besinnliche Atmosphäre geschaffen werden, ein Anliegen, das im damaligen protestantischen Kirchenbau omnipräsent war.

Das Vierungsgewölbe ist mit einer illusionistischen Kassettierung versehen. Die von Stichkap-pen gefassten Zwillingsfenster der Emporen wei-sen Fenster mit Figuren auf (König David und zwei musizierende Engel). Die Eingänge zeigen – in An-lehnung an das Schema von Typus und Antitypus – Petrus und Paulus sowie Luther und Zwingli.

Dreh- und Angelpunkt bildet die Kanzel. Die Unterkante des querrechteckigen Kanzelkorbs, der über steinernem balusterartigem Sockel steht, ist mit dem Kranzgesimse des Dorsale der zehn Haupt-erstützungen identisch. In die Brüstung gesetzt sind die Figuren von Christus zwischen Moses und Elias (Verklärung auf dem Berg Tabor). Wortgottesdienst, Taufe und Abendmahl als Zentren der Liturgie erzeugen die axiale Aufstellung der Kanzel und des Taufsteins (Pavonazzomarmor), über dem der Abendmahlstisch aufgestellt werden kann.⁵²

Dokumentation

Quellen: KgdA Enge: II B 6a 1 (Verträge), III B 6 (kirchliche Gebäude, Prot. Kirchenbaukommission).

Literatur: ALTMANN 2000, Teil I, S.84f., Teil II, Kat. Nr.5., S.13–28. – Baukultur 2006, S.44f. – BLUNTSCHLI 1905, S.276f. – ESCHER 1918, S.117–121. – GANZ 1891. – GUERX O.J. – GUYER 1980, S.139–146. – GUYER-ZELLER 1888. – HEFTI 1944. – INSA 10, 1992, S.319. – Kirche Enge 1888. – Kirche Enge 1895. – MÜLLER 2005/1. – Re-formierte Kirchen 2006. – SBZ 1890/16, S.127f. – SBZ 1891/18, S.130f., 141–143. – SBZ 1895/25, S.21, 26, 30, 40f., 45f, 61f., 64f., 79. – SBZ 1897/29, S.42–44, 48–52. – STÜCKELBERGER 2015. – WALTER 1969. – WALTER 1982. – ZWCh 1900, S.290–293.

Plandokumente: KgdA Enge, II B 6a 1. – gta Archiv, ETH Zürich, 11-O53 bis 131, Projektpläne 1888, 1889, Pläne 1891ff. – SBZ 1895/25, S.40, 46.

DOLDERSTRASSE 58

Reformierte Kreuzkirche

Bauherrschaft	Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Hottingen.
Architekten	OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI.
Bildhauer	AUGUST BÖSCH, PAUL ABRY, GUSTAV VOLKART.
Glasmaler	GEORG RÖTTINGER, ERNST WEHRLI.
1895	Baubeschluss.
1898	Wettbewerb.
1902–1905	Neubau.
1964/65	Aussenrenovation.
1974/75	Innenrenovation.
2005/2007	Aussenrenovation.

Baugeschichte

Die Kirchgemeinde Neumünster zählte 1870 22000 Mitglieder, so dass in der 1600 Sitzplätze um-fassenden Kirche Neumünster Platznot herrschte. 1895 fiel der Beschluss, in Hottingen an peripherer Lage auf dem «Gütli» eine zweite Kirche zu erstellen. 1898 wurde das drittrangierte Wettbewerbsprojekt der Architekten PFLEGHARD & HAEFELI zur Ausar-beitung bestimmt. Da sich die Quartierplanung mit den Zufahrtsstrassen verzögerte, erfolgte der Bau erst 1902–1905.⁵³

Die Wahl des vornehm-aristokratischen Stils des Louis XVI – die Architekten bildeten ihn «für den vorliegenden Zweck und unsere Zeit weiter» – drängte sich den Architekten aufgrund der Lage «frei am Hang» und «nahe den vornehmen Villen der

wohlhabenden Kirchgemeindegossen» auf. Der Bau als Kuppelkirche sahen sie zudem als Pendant zur Kirche Enge.⁵⁴

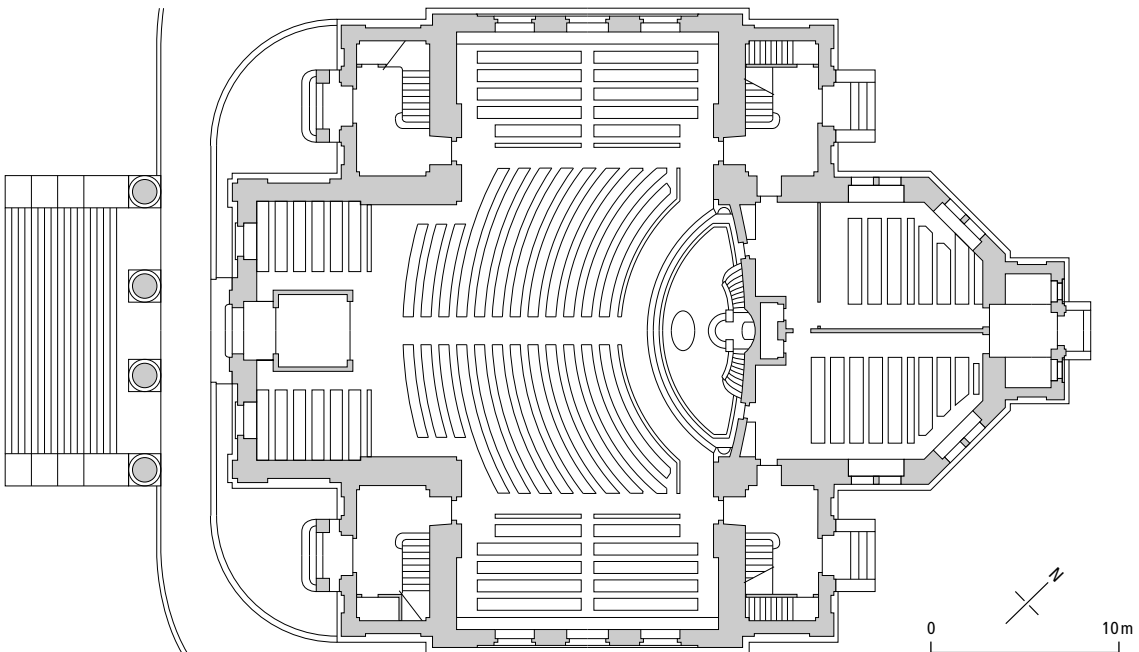
Der Weg vom Projekt zum Bau war geprägt durch die zunehmende Dominanz der Neurenaissance gegenüber dem Neurokoko bei der Innenausstattung. Formal mussten PFLEGHARD & HAEFELI die Chorlösung des Projekts von CURJEL & MOSER in ihr Projekt einarbeiten, da dieses die «beste Lösung» der polygonalen Chorpartie bot.⁵⁵ Die Grünanlage rund um die Kirche (Ausführung EVARISTE MERTENS) und die repräsentative, den Kreuzgrundriss aufnehmende mehrläufige Treppenanlage wurden von PFLEGHARD & HAEFELI geplant.⁵⁶

Bauanalyse

Situation. Die Hanglage führte zu einer Terrassierung, welche den Zugang nicht nur über die frontal zum Portikus des Hauptportals angelegte Treppenanlage mit Brunnenwand, sondern auch über einen Treppenweg her verlangte. Für «Wagen» führte eine «Fahrstrasse um die Kirche herum», so dass der Portikus auch als «Vorfahrt» diente.⁵⁷

Äusseres. Ehemals stand die Kirche in nur schwach überbauter Lage, sodass der repräsentative Anspruch seine Wirkung entfalten konnte (Abb. 188). Obwohl der kreuzförmige Grundriss schon von den Architekten betont und symbolisch gedeutet wurde, dominiert auch am Äusseren der Zentralbaugedanke. Dieser wird durch den überkuppelten Vierungsturm mit hohem, säulenbestücktem, als Glocken- und Uhrgeschoss genutztem Tambour visualisiert. An den hohen Zentralbau sind die Kreuzarme untergeordnet angeschoben. In einer weiteren tieferen Hierarchie sind die flach gedeckten Treppenhäuser zu den Emporen als Kuben in die Winkel der Kreuzarme gesetzt. Die Eingangsfassade mit ihrem Portikus (GUSTAV VOLKART)⁵⁸ nimmt die Würdeform des Kuppelturms auf und definiert – zusammen mit der Treppenanlage – die Südwestfront als Hauptansicht.

Inneres. Die Wahl des Kreuzgrundrisses begründeten die Architekten mit dem Umstand, dass es nur so möglich sei, «eine so grosse Zahl Zuhörer in so geringer und gleichmässiger Entfernung zur Kanzel zu setzen und dabei doch jedem der Plätze unbehinderten Blick auf die Kanzel zu geben»





188, 189

Dolderstrasse 58. Kreuzkirche. Ansicht von Süden. Foto 1905. BAZ. – Blick gegen die Kanzelwand mit dem Relief des Gleichnisses der törichten und der klugen Jungfrauen von Paul Abry. Foto BAZ. – Text S. 230, 232.



(Abb. 187). Der «weite helle Raum» und die Konzentration des Schmucks allein auf Kanzel und Abendmahlstisch sollten den Blick auf das liturgische Zentrum fokussieren (Abb. 189).⁵⁹ Die Kreuzform entwickelt sich jedoch nur im Emporengeschoss, während das Erdgeschoss eine Querkirche mit Zentralraumtendenz bildet.

Ausgezeichnet wird die Kanzelwand durch zwei neuklassizistische Reliefs (AUGUST BÖSCH), die das Gleichnis der törichten und der klugen Jungfrauen zum Thema haben (Mat 25, 1–13). Axial zwischen den Reliefs steht die Kanzel (Modell PAUL ABRY). Die flankierenden, geschwungenen Treppenwangen sowie die Rückwand, die in einer Nische mit goldenem Mosaik (HEATON & Cie., Neuenburg) belegt ist, zeichnen die Kanzel als liturgisches Zentrum aus; so deutet Christus vor der Triumphsäule im linken Relief mit vollplastischer Hand gegen die Kanzel.

In farbigem Kontrast ist der Abendmahlstisch aus schwarzem Granit der Kanzel vorgestellt. Ausgezeichnet wird er durch ein Wellenband aus Messing als Symbol des ewigen Lebens. In der gesamten Inszenierung schloss der im Stil der Neurenaissance gestaltete Orgelprospekt (Modell GUSTAV VOLKART, Erneuerung 1973/74) das Motiv der Würdeform ab.

Die Emporen sind über vier breite gedrückte Bogen in die Kreuzarme gesetzt. Über diese belichtet, lebt der Predigtraum vom Seitenlicht (Thermenfenster GEORG RÖTTINGER, unter den Seitenemporen je drei Rechteckfenster von ERNST WEHRLI). Die Vierung ist mit einem flachen Gewölbe mit Okulus geschlossen, sodass die Vierungskuppel für den Innenraum ohne Belang bleibt. Ausgezeichnet wird das Gewölbe durch die dekorative Malerei, indem von der Öffnung im Kuppelzentrum goldene Strahlen auf lila Grund ausgehen. Das Symbol der Sonne – zu denken ist an Christus als «sol invictus» – wird von den drei programmatischen Inschriften der Emporenbrüstungen umgeben. Eingangsempore: «Gott ist Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten» (Joh 4, 24). Südostempore: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben» (Joh 14, 6). Nordwestempore: «Suchet zum ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit» (Mat 6, 33).

Dokumentation

Quellen: KgdA Zürich Hottingen. – KgdA Neumünster, Zürich-Riesbach.

Literatur: ABEGG 2010. – BZD 9.2, S. 96–99. – Kreuzkirche 1905. – Neumünster 1889. – Reformierte Kirchen 2006, S. 160–163. – REBSAMEN 1992. – SBZ 1898/31, S. 16, 128, 178–181, 189, 193f. – SBZ 1898/32, S. 6f. – SBZ 1905/45, S. 91–96, 123–126. – SBZ 1941/117, S. 261–264. – WINZELER/HAUFF 1994.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass PFLEGHARD & HAEFELI. – Privatbesitz, Skizzenbücher MAX HAEFELI. – ZBZ KartSlg, 3 Lc 46: 10, Plan der Kirchgemeinde Neumünster mit den Bauplätzen für eine neue Kirche, 27.8.1895.

GELLERTSTRASSE 1

Reformierte Kirche Fluntern

Bauherrschaft	Kirchgemeinde Fluntern.
Architekt	KARL MOSER.
Bildhauer	AUGUST SUTER-MOSER, ⁶⁰ WILHELM MEIER.
Orgel	Orgelbau KUHN, Männedorf.
Glocken	RÜETSCHI AG, Aarau.
Turmuhr	Firma MÄDER, Andelfingen.
1893	Gründung der Kirchgemeinde.
1908	Überbauungsstudie (Baumeister OECHSLI).
1910	Überbauungsstudie (PFLEGHARD & HAEFELI).
1915	Auftrag an CURJEL & MOSER.
1917	Baubeschluss Kirche und Pfarrhaus.
1918–1920	Bau von Kirche und Pfarrhaus.
1954	Sanierung der Fassaden und des Inneren, Innenumbau.
1998	Sanierung Turm, Westfassade.
2001	Sanierung Fassaden, Dach.
2005	Sanierung Schiff.

Baugeschichte

Bereits 1888 ist der Gedanke, eine neue Kirche zu bauen, in Fluntern fassbar.⁶¹ 1896/97 wurde ein Bauplatz erworben und zwischen 1906 und 1911 durch Landzukauf sukzessive erweitert. Geplant wurde ein Quartier mit Kirche, Pfarrhaus, Kirchgemeindehaus und Villen. Ein Konsortium zur Überbauung des gesamten Areals zu bilden, gelang jedoch nicht.⁶² Der Wettbewerb von 1913/14 konnte nicht befriedigen, da das Problem, «am Berghang eine Kirche zu bauen, die sich mit ihrer Masse in die nähere Umgebung gut einfügte und zugleich das aus der Ferne gesehene Bild des Zürichberghanges harmonisch ergänzte», nicht bewältigt schien.⁶³ Im



190, 191

Gellertstrasse 1. Kirche Fluntern. Ansicht aus Nordwesten von der Voltastrasse aus. Foto BAZ. – Blick gegen die Kanzelwand. Foto BAZ. – Text S. 232f.



Hinblick auf die nahe Kreuzkirche wurden zwar die Vorzüge des Zentralbaus erwähnt, für Fluntern jedoch bei allen Vorbehalten eine Saalkirche vorgezogen, obwohl diese, «oft nüchtern [wirkt und] zum Konzertsaal [wird], wenn es nicht gelingt, eine Raumteilung zu finden, die den Eindruck der festlichen Feierlichkeit erweckt».⁶⁴ Mit dieser Haltung beauftragte die Baukommission die Architekten PESTALOZZI & SCHUCAN sowie CURJEL & MOSER, ihre Projekte zu überarbeiten. Am 12. Dez. 1915 übertrug die Kirchgemeindeversammlung die Ausarbeitung der Detailpläne und des Kostenvoranschlags CURJEL & MOSER. Weiter vollendete KARL MOSER einen Quartierbebauungsplan mit Modell.

Aufgrund der Folgen des Ersten Weltkriegs sind jedoch bis 1922 nach seinen Plänen nur gerade zwei Häuser an der Kantstrasse erstellt worden.⁶⁵ Weitere Villen und Doppelwohnhäuser wurden erst ab 1928 erbaut.

Ende 1917 erfolgte der Baubeschluss für Kirche und Pfarrhaus. Der Entscheid fiel «nicht leichthin», denn «das Jahre andauernde Vernichten von Menschenleben und Sachwerten hat seine Folgen [...] dahin geäussert, dass die Arbeitskräfte gesucht und deshalb höher zu bezahlen waren, dass die Baumaterialien, von den Kriegführenden im neutralen Ausland aufgekauft, in gleicher Weise kostspieliger wurden. Dazu kam noch eine phantasti-

sche Teuerung aller übrigen Waren, namentlich der Lebensmittel [...] Es ging Hand in Hand mit all diesen Erscheinungen ein unsinniges Aufkäufer- und Schieberwesen, das die knapp und teuer gewordenen Waren noch mehr verteuerte. Auf der einen Seite standen Riesengewinne, auf der andern Teuerung und drohende Not.»⁶⁶ Gründe für den Baubeschluss mitten im Ersten Weltkrieg waren folgende: 1. Platznot in der alten Kirche. 2. Tram- und Autolärm, die den Gottesdienst stören. 3. Kein Sinken der Baupreise auf das Vorkriegsniveau in Sicht. 4. Arbeitsbeschaffung für Unternehmer und Arbeiter. 5. Finanzierung gesichert. 6. Permanentes Wachstum der Gemeinde, Anstieg des Steuerfaktors von Fr. 27 000.– (1906) auf Fr. 50 000.– (1917), sodass die Steuerkraft der Gemeinde der Belastung durch das Bauvorhaben gewachsen sei.⁶⁷

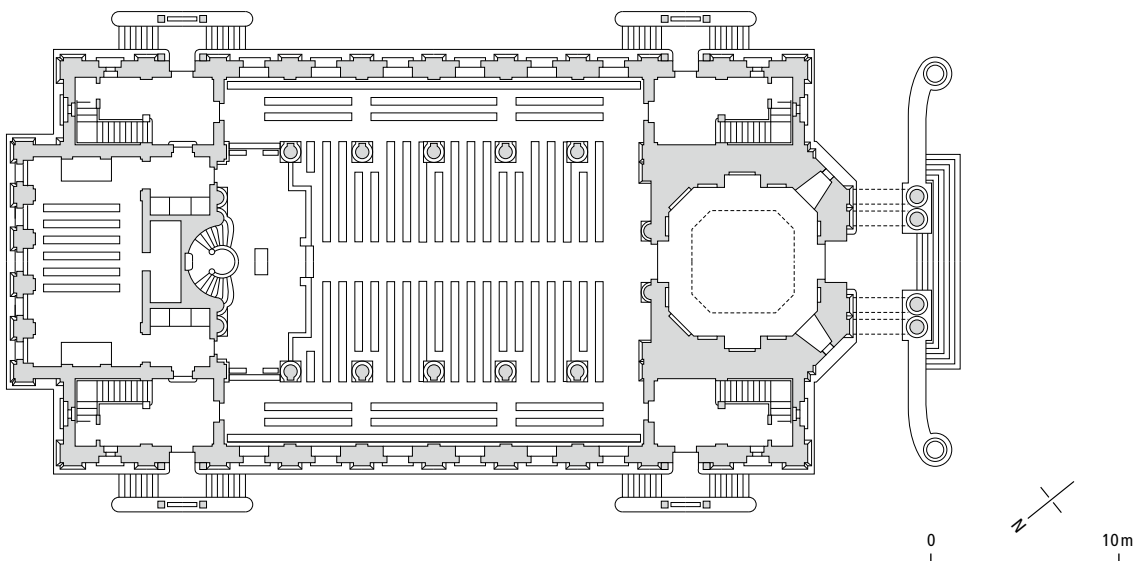
Bauanalyse

Entscheidend für die formale Gestaltung der neuen Kirche waren die Vorgaben des Wettbewerbs, die eine klassische Lösung insinuierten. Weiter waren es die Betonung der städtebaulichen Situation sowie das Einbinden der Kirche in ein Quartier, die dem Äusseren deutlich mehr Gewicht zumassen als der Konzeption des Inneren, wo das gängige

Thema der freien Sicht auf die Kanzel Hauptthema war. Die «Feierlichkeit» des gesamten Baus und insbesondere des Innenraums sollte durch eine dem klassischen Kanon verpflichtete Architektur erreicht werden.⁶⁸ Säulen, Pilaster, Gebälk – und am Äusseren als Chorsatz ein Risalit – sowie Proportion wurden als Mittel für Repräsentation und Monumentalisierung herangezogen.

Situation. Bereits mit dem Kauf des Bauplatzes – er liegt zwischen Hinter- und Vorderberg, den beiden Kernsiedlungen von Fluntern – kam die Absicht zum Ausdruck, funktional eine reine Quartierkirche zu erstellen (Abb. 190). Zugleich war es jedoch explizites Anliegen, einen städtebaulichen Akzent zu setzen. Dies wurde durch die Fronttürmanlage und die Baubeschränkung für die der Stadt zugewandten Bereiche erreicht.⁶⁹

Das Einbinden des Turms in die Seitenfassaden mildert dessen Monumentalität in der Seitenansicht, sodass sich der Bau dem Quartier besser eingliedert. Irritierend ist das Verwerfen der von MOSER geplanten repräsentativen Treppenanlage von der Gloriastrasse her durch das Preisgericht.⁷⁰ Die Abschottung gegen die Stadt gewichtete offenbar das Bemühen um soziale Segregation stärker als die Monumentalisierung des Kirchenbezirks. Das privilegierte Villenquartier mit Villen (bis zu 15 Zimmern)



und Ein- oder Zweifamilienhäusern (mit 6–9 Zimmern) fand seine Anbindung an die Stadt (Gloriastrasse) ursprünglich lediglich über zwei Quartierstrassen (Kant- und Hochstrasse).⁷¹

Äusseres. Der geschlossene Kubus mit Walmdach wird im Nordosten durch einen Risalit aufgebrochen, welcher den Chor ersetzt. Im Südwesten tritt die Turmfront polygonal vor die Fassade; der Haupteingang wird durch eine «Vorfahrt» mit doppelter ionischer Säulenstellung markiert und über das Gebälk dem Baukubus eingebunden. Die vertikale Gliederung der Fassade strukturiert sich durch einen Sockel und ionische Pilaster, zwischen die hohe Rundbogenfenster gesetzt sind. Über das Gebälk mit Fries und Zahnschnitt ist eine mit Luziden bestückte Attika gesetzt. Der Turm trägt über einem massigen Schaft die Glockenstube mit Schallfenstern, denen seitlich doppelte ionische Säulen vorgestellt sind, die wiederum ein Gebälk mit Attika tragen, die von einer Laterne überhöht wird. Aus Kostengründen wurde Kunststein und Putz verwendet.

Vor dem rückwärtigen Risalit steht ein breit gelagertes, rechteckiges Brunnenbecken, dessen vierstrahliger Aufsatz einem Männerakt aus Bronze (AUGUST SUTER-MOSER, um 1920) als Sockel dient.

Inneres. Dieses gliedert sich über einen geschlossenen, längsrechteckigen Grundriss mit drei Raumabschnitten (Abb. 192). Das Erdgeschoss des Turms birgt einen durch ein Rundbogenportal zugänglichen polygonalen Vorraum, dem die durch Seitenportale erschlossenen Annexbauten mit den Treppenhäusern zum Emporengeschoss und den Seiteneingängen in die Seitenschiffe angefügt sind. Das Kirchenschiff erstreckt sich als dreischiffige Halle über sechs Achsen. Die Seitenemporen sind zwischen fünf korinthischen Säulen eingespannt, die ein Gebälk mit breitem Fries tragen; über diesem liegt die kassettierte Flachdecke.

Das Schiff schliesst im Nordosten mit zwei doppelten Säulenstellungen, die vom Prospekt der Orgel hinterfangen sind (Abb. 191). Sie flankieren die Kanzel, welche in die zentrale Nische gesetzt ist. Unter der Orgel- und Sängerempore wurden die Sakristei sowie ein Unterrichtsraum platziert. Über der Orgelempore sah MOSER einen Gemeindesaal vor. Zur Erschliessung ist den Seitenfassaden je ein kleiner Portikus mit Portal vorgestellt.

Der Abendmahlstisch wird von den Evangelistensymbolen getragen. An der Kanzel wird in Relief ein Sämman (Christus als Sämman, Mt 13, 1–9) von



193

Kantstrasse 21. Pfarrhaus Fluntern. Foto 2010. BAZ. – Text S. 235f.

je zwei Frauenfiguren, die Trauben respektive Korn ernten (Wein und Brot), flankiert (AUGUST SUTER-MOSER). Die zwei Reliefs über den die Kanzel flankierenden Türen (WILHELM MEIER) stellen auf drei Figuren reduziert die Geburt Christi und die Taufe im Jordan dar. Der Orgelprospekt fasst in seiner Achse ein Glasgemälde mit der Kreuzigung Christi (AUGUST SUTER-MOSER). Das Rundfenster über dem Haupteingang zeigt als Medaillon das Porträt Ulrich Zwinglis von einem Kreuz hinterlegt und von einem Kranz gefasst (AUGUST SUTER-MOSER).

Geplant waren alle Räume mit einer intensiven Farbfassung. Ausgeführt wurde sie – unter der Leitung von PAUL BODMER – im Kirchenvorraum, im Konfirmandenzimmer und im Gemeindesaal. Das Schiff wurde aus Kostengründen in «Elfenbeinweiss» gestrichen.⁷² Wohl um 1934 entstand das Gemälde «Gemeinschaft» auf der Westempore (PAUL BODMER).⁷³

Pfarrhaus und Wohnhäuser

Das Pfarrhaus (Abb. 193) und die beiden Wohnhäuser Kantstrasse 12 und 14 bilden die einzigen Gebäude, die von KARL MOSER anhand der Quartierplanung 1918 realisiert wurden.⁷⁴ Allen drei Häusern gemeinsam sind die mit Lukarnen bestückten Walmdächer sowie der allgemein klassizistisch geprägte, verhaltene Heimatstil, der «alle Vorzüge des alten heimeligen Zürcher Bürgerhauses» zeigt.⁷⁵

Für MOSER war das geplante Kirchgemeindehaus «der nördliche Eckpfeiler der ganzen Anlage,

das Gegenstück zum Pfarrhaus, durch dessen Ausführung die ganze Anlage erst verständlich wird».⁷⁶

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S.122f. – BAUR 2006, S.152–155. – FEHR 1922. – HATT-HALLER 1928, S.37–39, 90. – INSA 10, 1992, S.335. – SB 1920/12, S.42f. – SBZ 1913/62, S.311. – SBZ 1914/63, S.102, 120, 280, 314. – SBZ 1914/64, S.12, 32–36, 46, 48–50. – SBZ 1915/66, S.270. – SBZ 1916/67, S.47–51. – Werk 1920/7, S.103–107.

GOLDBRUNNENSTRASSE 54

Reformierte Kirche Bühl

Bauherrschaft	Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Wiedikon.
Architekt	PAUL REBER.
Bauleitung	HERMANN AUGUST STADLER, EMIL USTERI. ⁷⁷
Maler- und Dekorationsarbeit	MAXIMILIAN POSER.
Kanzel	EMIL BAUMANN, Horgen.
Orgel	Firma GOLL, Luzern.
Geläute und Glockenstuhl	Giesserei RÜETSCHI AG, Aarau.
Turmuhre	Firma MÄDER, Andelfingen.
Gartenanlage	OTTO FROEBEL. ⁷⁸
1894	Planungsbeginn.
1895/96	Neubau.
1983/84	Gesamtrenovation (PETER FÄSSLER).
2011	Aussenrenovation.

Baugeschichte

An der Kirchgemeindeversammlung vom 29. April 1894 votierte Stadtrat Benjamin Fritsch-Zinggeler gegen die geplante Vergrösserung des Bethauses und für einen Kirchenneubau.⁷⁹ Der Antrag fand Zustimmung. Zwischen Mai 1894 und Juli 1895 wurde die gesamte Planungsarbeit erledigt. Mit der Wahl des Architekten PAUL REBER hatte sich die Kirchgemeinde für einen bestimmten Baustil entschieden. Dieser hatte sich bereits 1889 dezidiert zum Bau evangelisch-reformierter Kirchen geäussert.⁸⁰ Er favorisierte die Predigtkirche mit Kanzelwand. Aus akustischen Gründen plädierte er für eine Innenausstattung mit Holztäfelung und eine Deckenkonstruktion mit Holz oder Gips, denn «dass ein nach solchen Grundsätzen aufgebauter Innenraum auch kirchlich-decorativ schön und würdig ausgestattet werden kann, ist selbstverständlich». Als Stil stan-



194

Goldbrunnenstrasse 54. Kirche Bühl. Ansicht von Nord-osten. Foto um 1898. BAZ. – Text S. 236f.

den für ihn Gotik oder Romanik zur Wahl, Renaissanceformen lehnte er ab.⁸¹

Die Renovation 1983/84 hatte zum Ziel, die Purifizierungen des Inneren rückgängig zu machen und der Kirche damit ihr ursprüngliches Gesicht wiederzugeben.⁸²

Bauanalyse

Situation. Die «Bühlkirche» ist auf einen von Nordwest nach Südost verlaufenden Moränenzug gesetzt und präsentierte sich 1896 in einem noch weitgehend unüberbauten Terrain. Bereits 1901 hatte sich die Situation verändert, denn von 1899–1901 wurde unmittelbar südöstlich eine Schulanlage mit zwei grossvolumigen, viergeschossigen Schulhäusern und einer Turnhalle erstellt.

Grundriss. REBER brachte die direkte Beziehung zwischen Bauaufgabe und formaler Gestaltung auf den Punkt: «Der Grundriss lässt sich rubrizieren unter Centralbau mit vorgelegtem Langschiff, eine Anlage, welche gegenwärtig bei vielen protestanti-

schen Kirchen in Deutschland Anwendung findet und die es ermöglicht, in knapp umrissenen Linien im Schiff und auf den Emporen eine angemessene Sitzzahl unterzubringen.»⁸³

Gegliedert ist der Grundriss in einen Querriegel im Nordwesten, der sich aus Vorhalle, nordöstlich anschliessendem Turm und südwestlich angefügtem, kapellenartig ausgestaltetem Treppenhaus zusammensetzt. Diesem «Westwerk» folgt der «Centralbau mit vorgelegtem Langschiff», eine Dreikonchenanlage, die jedoch aufgrund der Emporeneinbauten in den seitlichen Konchen, der Kanzelwand mit Sängerempore und Orgelprospekt eine Tendenz zum Langbau aufweist. REBER bediente sich eines additiven Systems. Der Predigtkirche sind die funktional bestimmten Räume wie Erschliessung (Treppentürme zu den Emporen, Portalanlagen), der Unterweisungsraum mit der darüber liegenden Orgelempore (Konche im Südosten) als eigene Baukörper angefügt. Daraus erwuchsen der verschränkte Grundriss und die vielfältige Dachlandschaft.

Äusseres. Dieses folgt dem Vorbild der Backsteingotik und ist schlicht gehalten. Strebepfeiler, Fialen und Wimperge verzichten weitgehend auf feingliedrige Ornamentik (Abb. 194). Der fugenbetonte Backstein, die Gurten, Profile und Gesimse müssen als Ornament genügen. Lediglich Farbwechsel an den Fensterbogen und die Ornamentik der Brüstungsfelder der grossflächigen Fenster der

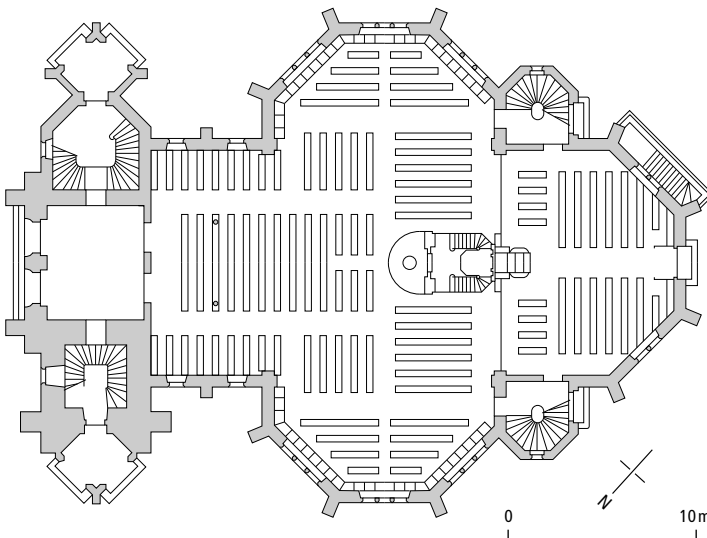


196

Goldbrunnenstrasse 54. Kirche Bühl. Blick gegen die Kanzelwand und die Orgelempore. Foto Kirchgemeinde Wiedikon, 1995. BAZ. – Text S. 237f.

Seitenkonchen und der Schallöffnungen des Turms weichen von diesem Kanon ab.

Inneres. Die technische Herausforderung, einen möglichst stützenlosen Raum ohne Gewölbe in akustischer Hinsicht optimal zu überdecken, löste REBER mit einer Holzkonstruktion, die «durch verschraubte Bögen getragen wird» (Abb. 195, 196).⁸⁴



195

Goldbrunnenstrasse 54. Kirche Bühl. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. SBZ 1896, 28/23, Tafel. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 236f.

Die an die englische Gotik erinnernde Deckenkonstruktion (Wanddienste aus Holz, Hängesäulen, als Gurtbogen und Rippen gestaltete Tragkonstruktion) täuscht einen offenen Dachstuhl vor (Abb. 196). Ihre farbliche Fassung mit Schablonenmalerei imitiert wie auch an den Emporenbrüstungen Intarsien. Die Goldknöpfe der Hängesäulen sind darauf angelegt, zusammen mit der rötlichbraunen Fugenstrichmalerei und dem mannshohen Täfer im Predigtraum einen stimmungsvollen Raum zu erzeugen. Offenbar bewegte sich REBER mit seinem Farb- und Materialkonzept auf unkonventionellem Terrain; er bemühte sich deshalb in seiner Würdigung des Baus quasi präventiv, sein Konzept zu verteidigen, indem die Farbigeit in keiner Weise «an den katholischen Kultus erinnern» würde. Vielmehr preist er in Überwindung «rigoros puritanischer Anschauungen» eine der «Ton- und Farbenkunst freundlichere Gesinnung», unter welcher «das echt evangelisch empfindende Gewissen sicherlich nicht [...] zu leiden» habe.⁸⁵

Dokumentation

Literatur: ABEGG/MENGHINI 2010. – Baukultur 2005, S. 56. – BAUR 1980–1984. – BAUR 2006. – BLUNTSCHLI 1905, S. 280. – GERMANN 1974. – INSA 10, 1992, Zürich, S. 319. – MEYER 1973. – NIEVERGELT 1985. – REBER 1889. – REBER 1896. – Reformierte Kirchen 2006. – SBZ 1896/28, S. 161ff.

Plandokumente: REBER 1896. – SBZ 1896/28, S. 161ff.

LIMMATSTRASSE 112

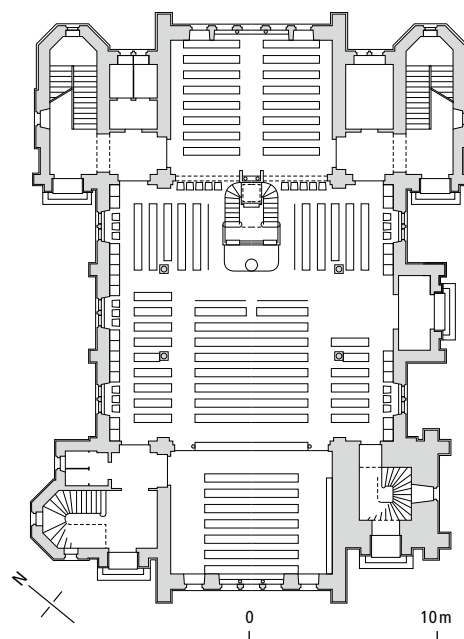
Reformierte Johanneskirche

Bauherrschaft	Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Aussersihl.
Architekten	PAUL REBER (1897/98), FIERZ & HELBLING (1938).
Bauleitung	PAUL REBER, STOTZ & HELD, Zürich.
Glasmalerei	KARL WEHRLLI, ZÜRICH.
1897/98	Neubau.
1930	Anbau des «Limmathauses» (Volkshaus).
1938	Teilweise Purifizierung, Verlegen des Haupteingangs.
1983	Renovation.

Die Kirche wurde am 13. Nov. 1898 eingeweiht. Erstellt wurde der Bau «in Bruchstein mit gespitzten Verblendern in Sandstein. Steinmetzarbeit zum grössten Teil aus Kunststein».⁸⁶ REBER gestaltete den Bau im Inneren wie auch aussen formal nach Vor-

bildern der «deutschen Renaissance»,⁸⁷ was so viel heisst, dass er sich, der die klassische Renaissance als Kirchenbaustil ablehnte,⁸⁸ an der freieren Gestaltung der manieristisch geprägten Renaissance des Nordens orientierte.

Äusserlich als Basilika mit Querhaus, seitlich angeschobenen «Kapellenbauten» und Frontflankenturm erscheinend, entpuppt sich die Kirche im Inneren konzeptuell als Zentralbau, um den sich auf einer zweiten Ebene die Lufträume der Emporen gruppieren (Abb. 197). Als Emporenbasilika wird die Kirche dem Anspruch auf eine möglichst grosse Sitzzahl gerecht. Im Inneren dominiert der Holzbau etwas weniger als in der Kirche Bühl, da die Emporen in Stein ausgeführt sind (Abb. 198). Die über hölzernen, rundbogigen Gurten erstellte Decke dient den von REBER geforderten akustischen Ansprüchen.⁸⁹ Der zentrale Raum ist leicht quereckig angelegt (L. 13,5 m, B. 15 m) und war ehemals durch das an der südöstlichen Längsfassade gelegene Hauptportal erschlossen. An der nordöstlichen Stirnseite stand ehemals eine durch eine doppelläufige Treppe erschlossene Kanzel, der axial der Taufstein vorgesetzt war. Über drei Rundbogen erheben sich über Säulen die sich ebenfalls



197

Limmatstrasse 112. Johanneskirche. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. SBZ 1899/33, S. 209. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 238.



198

Limmatstrasse 112. Johanneskirche. Ursprüngliche Ausstattung. Blick von der Eingangsempore zur Kanzelwand. Foto BAZ. – Text S. 238f.

mit Rundbogen öffnenden Seitenemporen, die den Raum längsrechteckig und auf die Kanzel bezogen erscheinen lassen. An beiden Giebelseiten sind tiefe offene Emporen angebracht, wobei die eine auch als Orgelempore dient. Unter den Emporen «sind Lehrsäle» eingebaut, welche durch «Einlegethüren» bzw. durch eine versenkbare Schiebewand zur Vermehrung der Sitzplätze mit dem Kirchenraum verbunden werden können.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 134. – BZD 1980–1984, Bd. 10/2, S. 198f. – INSA 10, 1992, S. 366. – SBZ 1896/28, S. 158. – SBZ 1898/32, S. 159f. – SBZ 1899/33, S. 208–210, 212.
Plandokumente: SBZ 1899/33, S. 209.

LÖWENSTRASSE 10, NÜSCHELERSTRASSE 36

Synagoge und Schulhaus

Bauherrschaft	Israelitische Cultusgemeinde.
Architekten	ALFRED CHIODERA, THEOPHIL TSCHUDY.
Dekorationsmalerei	CONRAD EUGEN OTT. ⁹⁰
1883/84	Neubau.
1936/1952	Renovationen.
1992–1994	Innenumbau.

Baugeschichte

1876 zählte die jüdische Gemeinde 94 Familien. Von diesen wohnten 20 an der 1864 angelegten

Bahnhofstrasse, weitere in den nahe gelegenen Seitenstrassen; tätig waren sie als «bedeutende Grosshandelsunternehmen und schufen somit neben der mittelalterlichen Altstadt ein zweites modernes Zentrum Zürichs».⁹¹

Nach der Kündigung des Betsaals im Kornhaus wurde 1879 der Bau einer Synagoge beschlossen, die über «freiwillige Subskription» sowie den für jedes Gemeindemitglied obligatorischen Erwerb eines Synagogenplatzes finanziert werden sollte.⁹² 1882 wurde der Bauplatz an der Löwenstrasse erworben. Nach einem eingeladenen Wettbewerb erhielten CHIODERA & TSCHUDY den Zuschlag.⁹³ Das Programm umfasste «neben dem Hauptlokal noch eine Halle für den Wochen-Gottesdienst mit einer Garderobe».⁹⁴ 1883/84 wurde die Synagoge in «maurischem» Stil erbaut. Kaum fertiggestellt, wurde aufgrund der Platznot ein Umbau nötig, die Frauenempore erhielt zusätzliche Plätze. Seit 1890 verstellte an der Ostseite der Anbau eines Schulhauses (HERMANN MÜLLER-SCHEER) die Ostpartie der Synagoge.⁹⁵ 1937 wurde die Orgel entfernt, da sie als Zeichen der Assimilation nicht mehr opportun erschien.⁹⁶ Im Laufe der Renovationen wurde das ursprüngliche, historistisch-orientalisch gestaltete Interieur zugunsten einer modernen Ausstattung ausgeräumt. Seit 1994 ist das Innere in Weiss gehalten, Emporenbrüstungen und Wandtäfer sind in Grautönen gestrichen. Erhalten blieb die Farbverglasung der gekoppelten Rundbogenfenster.



199, 200

Löwenstrasse 10, Nüschelerstrasse 36. Synagoge und Schulhaus. Foto um 1930. BAZ. – Synagoge. Ursprüngliche Innenausstattung. Foto BAZ. – Text S. 240f.



Bauanalyse

Situation. Erstellt wurde die Synagoge als südlicher Abschluss einer kleinen Blockrandbebauung zwischen Löwenstrasse und dem damals noch offen liegenden Sihlkanal (später Uraniastrasse). Die Nüschelerstrasse existierte lediglich als Sackgasse zum Sihlkanal gleich südlich der Synagoge. Mit der Löwenstrasse bestand eine Achse zum Bahnhof und über die Sihlstrasse zur Sihlporte und nach Aussersihl. Westlich der Synagoge, zwischen Löwenstrasse und Schanzengraben, bestand ein kleines Villenquartier, das der repräsentativen Fassade des Kultbaus ein angemessenes Vis-à-vis verlieh.

Äusseres. Angelegt ist die Synagoge als zweigeschossiger Eckbau mit repräsentativer Eingangs-

fassade an der Löwenstrasse und untergeordneter, jedoch ebenfalls repräsentativer Südfassade (Abb. 199). Der Farbwechsel von rotem und grauem Sandstein sowie das Gurt- und das Kranzgesims betonen die Horizontale, zumal die Gesimse über die als Turmstümpfe mit Kuppel gestalteten Eckrisalite nicht verkröpft werden. Die offene Vorhalle mit kompositen Säulen und Gebälk zitiert antikes Formenrepertoire, die blinden Fenster des Erdgeschosses der Risalite verwenden mit Kielbogen und Reliefformen maurische Motive, während die gekoppelten Rundbogenfenster des Obergeschosses am ehesten dem neuromanischen Stil zugeordnet werden können; die Längsfassade und ihre Fensterfolge erinnern an Bauten wie das Kaiserhaus in Goslar.

Inneres. Über die eingeschossige Vorhalle werden einerseits die Männersynagoge im Hochparterre und andererseits die Treppenhäuser in den Eckrisaliten erschlossen, die zur dreiseitig geführten Frauenempore führen. Der Saal mit halbrunder Apsis wird von drei Kuppeln überhöht, die unter die aufwendige Dachkonstruktion in Holz gehängt sind und auf gedrückten, weit gespannten Schulterbogen liegen, die sich zwischen die Kreuzpfeiler spannen (Abb. 200).⁹⁷

Dokumentation

Literatur: BRUNSCHWIG/HEINRICHS/HUSER 2005. – EPSTEN-MIL 2008. – GOETSCHEL o.J.

MILCHBUCKSTRASSE 61

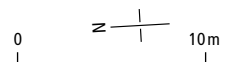
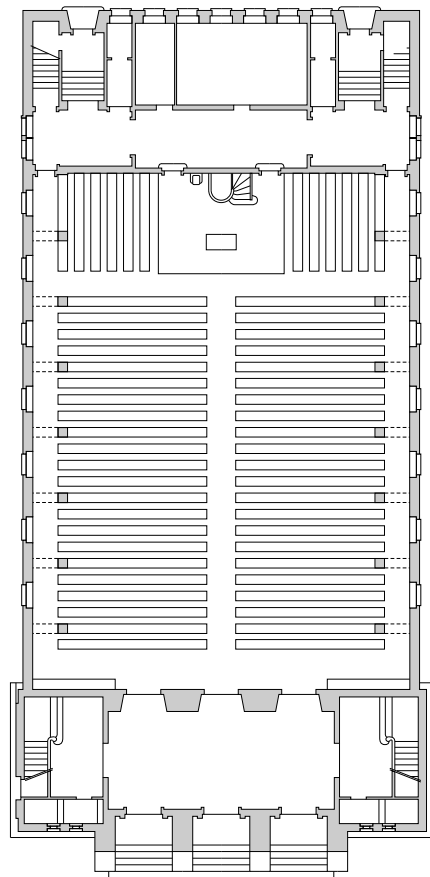
Reformierte Pauluskirche

Bauherrschaft	Evangelisch reformierte Kirchgemeinde Unterstrass.
Architekt	MARTIN RISCH.
Bildhauer	OTTO KAPPELER.
Glasmaler	AUGUSTO GIACOMETTI.
1928/29	Wettbewerb und Auftragsvergabe.
1932	Baubeginn.
1933	Bezug Kirchgemeindehaus.
1934	Einweihung Kirche.
1938	Erhöhung Sängerempore.
1980	Umbau Foyer Kirchgemeindehaus.
1984–1986	Aussenrenovation Kirche.
2005/06	Renovation, Umbau.

Baugeschichte

1927 erfolgte der Kauf einer Parzelle an der Scheuchzer-/Milchbuckstrasse.⁹⁸ Das im Wettbewerb 1928 formulierte Bauprogramm umfasst eine Kirche, ein Kirchgemeindehaus sowie Wohnungen. Verlangt wurde «ein einheitlicher und schöner Aufbau der Baugruppe mit starker kraftvoller Betonung des Turmes». ⁹⁹

Nach einer Weiterbearbeitung der Wettbewerbsentwürfe schwang MARTIN RISCH oben aus, obwohl das Preisgericht Mängel ortete.¹⁰⁰ RISCH bemerkte anlässlich der Überarbeitung jedoch, dass «gegenüber dem Projekt [...] der Bau nur unwesentliche Änderungen» aufweise.¹⁰¹ Am Äusseren betraf dies u.a. den Ersatz der geplanten Flach- durch schwach geneigte Ziegeldächer.



201, 202

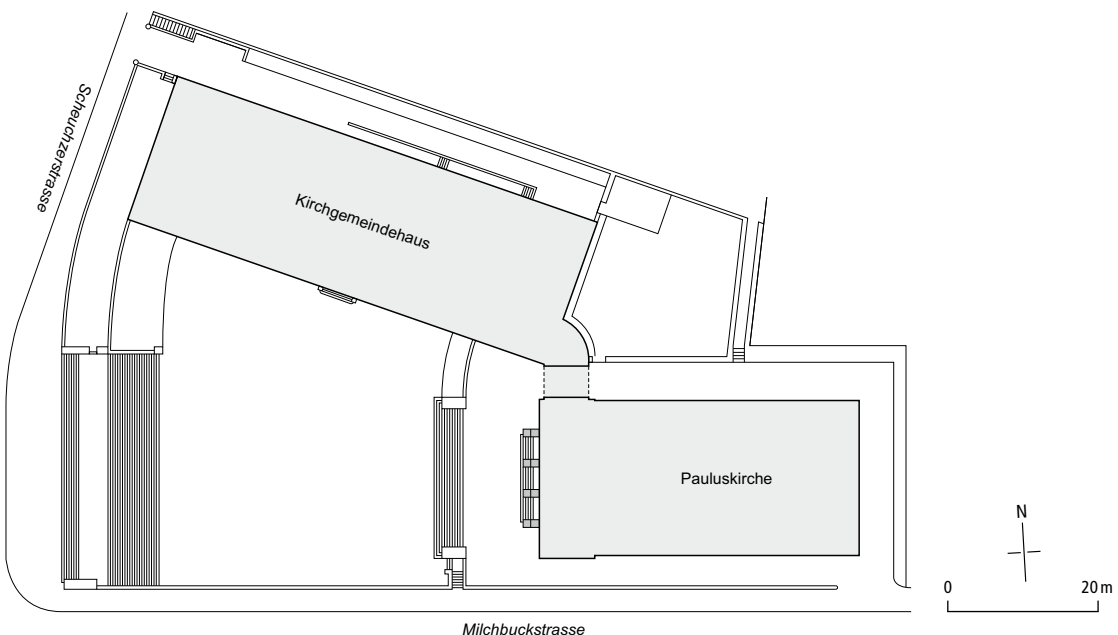
Milchbuckstrasse 61. Pauluskirche. Blick gegen die Kanzelwand und den Orgelprospekt, zwischen den das Glasgemälde von Augusto Giacometti gesetzt ist. Foto 2010. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss, 1:400. SBZ 1935/105, S. 7. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 242f.

Bauanalyse

Situation. Seit 1920 entwickelte sich am «Milchbuck» ein städtisches Wohnquartier, nordöstlich der Bauparzelle stand bereits ein Depot der städtischen Strassenbahn. RISCH charakterisierte die Situation und die sich daraus ergebenden Gestaltungsanforderungen wie folgt: «Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Turmfrage. Es zeigte sich, dass ein selbständiger Turm in gewohntem Sinne sich weder als Bindeglied zwischen Kirche und Kirchgemeindehaus noch sonst irgendwo überzeugend und restlos in die Baugruppe einfügen wollte. [...] Es wurde deshalb versucht, die Westfront der Kirche turmartig auszubauen und dadurch nicht nur der Baugruppe eine Dominante, sondern auch dem Platz eine wirkungsvolle Ostwand zu geben, die als Wahrzeichen die ganze Halde von Unterstrass beherrschen wird.» Die von Genossenschaftssiedlungen und vom Tramdepot geprägte Nachbarschaft war von «massgebendem Einfluss», da sie eine «grosslinige, elementare Gestaltung» verlangte, was u.a. dazu führte, dass «die Pfarrhäuser mit dem Kirchgemeindehaus zu einem einheitlichen Gebäudekorper verschmolzen» wurden.¹⁰²

Äusseres. Mit der Positionierung der Kirche war für RISCH die Lage des Kirchgemeindehauses nordwestlich der Kirche gegeben, da nur über einen grossen Kirchenvorplatz die kraftvolle Betonung des Turms zu erreichen war (Abb. 203). Indem RISCH den Turm in einer Art «Westwerk» dem Saalbau voranstellte, gelang ihm eine Monumentalisierung des Zugangsbereichs und der Eingangszone. Der die ganze Längsflucht des Kirchgemeindehauses säumende Vorplatz wird über eine breite Treppe erschlossen, die als eigentlicher Auftakt zur Hauptfront der Kirche führt. Diese erscheint als hochrechteckige Wandscheibe, in die drei hohe, schmale Rundbogen eingeschnitten sind, die in ihrem obersten Drittel als offenes Glockengeschoss erscheinen. Die drei Kirchenportale werden von den monumentalen Statuen der Reformatoren Calvin, Zwingli, Luther und Bullinger flankiert (OTTO KAPPELER).

Inneres. Die Vorgabe, die Kirche auf die höchste Stelle des Geländes zu platzieren, schränkte den gestalterischen Handlungsspielraum wesentlich ein. Es bestand nur eine Bautiefe von 20 m, was einen Zentralbau ausschloss.¹⁰³ Die Breite erlaubte lediglich eine rund doppelt so grosse Länge. Wie schwer



203

Milchbuckstrasse 57/61, Scheuchzerstrasse 180/182/184. Situation der Pauluskirche mit dem Kirchgemeindehaus, 1:1000. SBZ 1935/105, S. 6. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 242.

sich RISCH mit diesen Vorgaben tat, belegt der Umstand, dass er argumentierte, eine Saalkirche könne gegenüber dem Zentralbau «unter Umständen architektonisch sogar wirkungsvoller sein als jene, wenn es z.B. gelingt, Seitenemporen zu vermeiden».¹⁰⁴ Um einen Saal «von einfacherer, reinerer Wirkung» zu erreichen, nutzte RISCH Wandpfeiler als gestalterisches Element. «Zur Versteifung der Längswände und Verringerung der Spannweite wurden innere Querrippen angeordnet, die zum Leitmotiv für die Raumgestaltung geworden sind» und unter Verzicht auf Seitenemporen eine rhythmisierende Wirkung erzeugen (Abb. 201, 202). «Durch edle Farbgebung» sollte ein «reiner und schöner Kirchenraum» entstehen, dessen Wirkung «abends durch eine indirekte Beleuchtung noch gesteigert werden wird».¹⁰⁵ RISCH hat ein bereits von den barocken Wandpfeilerkirchen her bekanntes Motiv modern ausgelegt und ebenso das indirekte Licht in geradezu barocker Weise als Gestaltungselement erkannt. Mit der axialen Kanzelstellung folgte RISCH nicht nur einer Forderung der Kirchenpflege.¹⁰⁶ Er selbst konnte gegenüber der Kanzelwand und ihrer optischen Präsenz keine Alternative ausmachen. Ebenso logisch ergab sich für ihn «angesichts der grossen Bedeutung kirchlicher Konzerte [...] der Ort der Sängerempore samt der Orgel unbedingt in der Blickrichtung der Gemeinde», da der Konzertbesucher Sänger und Solisten auch sehen wolle.¹⁰⁷ Aus dieser Wertung ist zu erklären, dass man «das schöne Metall der Orgelpfeifen nicht verstecken soll, und dass überhaupt die wenigen natürlich sich ergebenden Gelegenheiten zu künstlerischer Gestaltung, wie Abendmahlstisch, Kanzel und Orgel, event. auch die Beleuchtungskörper, zu erfassen und zu pflegen sind».¹⁰⁸

Durch die Zweiteilung des Orgelprospekts konnte axial ein Fenster angebracht werden. In der Glasmalerei von AUGUSTO GIACOMETTI mit der Personifikation von Glaube, Liebe und Hoffnung sind die zentralen christlichen Haltungen (Kardinalstugenden) ins Zentrum gesetzt. Während Kanzel, Abendmahlstisch und Taufstein wie auch die Orgel nur im liturgischen und somit ephemeren Vollzug wirksam sind, entfaltet das Glasgemälde aufgrund seines Inhalts eine permanente, da liturgieunabhängige Wirkung. Insofern bildet es eine protestantische Alternative zum Hochaltar als numinosem Ort und Zentrum des Sakralraums. MARTIN RISCH wählte für den Innenraum ein monochrom angelegtes

Farbkonzept. «Ein warmes, ruhiges Grau zieht sich über Wände und Decke. Die Bänke sind in einem dunkelgrauen Ton gebeizt; die Bündnerquarzit-Bohlenplatten wirken ebenfalls als Komponente in der Symphonie in Grau mit. Der diskrete Farbton genügt in Verbindung mit der reichen plastischen Wirkung von Wänden und Decke [...] vollkommen, um der Kirche eine warme und doch würdige Stimmung zu verleihen. Die Farbe des weissen Metalles, die sich durch den ganzen Kirchenraum hinzieht, gehört allerdings auch zur ganzen Farbenrechnung. So wurden die Türen neben der Kanzel, Brüstungsstangen, Heizkörpergitter und Beleuchtungskörper aus weissem Metall erstellt, dessen stiller Glanz mit dem ruhigen Grau des Raumes in lebendige Wechselwirkung tritt, und in der Orgel zu stärkster Entfaltung gesammelt wird. Auch der schwarze Akzent, als der die Kanzel erscheint, ist in der Gesamtwirkung wichtig. Er gehört mit dem Metall und vor allem dem bunten Fenster und der Orgel zu den Elementen, die durch den neutralen, grauen Ton des Raumes gesteigert in Erscheinung treten sollen».¹⁰⁹

Als massgebendes Vorbild für seine Pauluskirche diente RISCH die von Regierungsbaumeister HANS HERKOMMER 1927–1929 erstellte katholische Frauenfriedenskirche in Frankfurt-Bockenheim, die sowohl für den Turm wie auch für die Raumkonzeption des Schiffs die Matrize bildete.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2009, S.39. – Pauluskirche 1983. – SBZ 1929/93, S.221–224. – SBZ 1929/94, S.330–334. – SBZ 1935/105, S.6–10. – ZD 1985/86, S.152.

Plandokumente: SBZ 1929/94, S.330f. – SBZ 1935/105, S.6f., 9.

MILCHBUCKSTRASSE 75

Katholische Kirche Bruder Klaus

Bauherrschaft	Katholischer Kirchenbauverein Liebfrauen.
Architekt	ANTON HIGI.
Bildhauer	ALPHONS MAGG, ARNOLD STOCKMANN, ALOIS PAYER, ALBIN SCHWERI, ALBERT SCHILLING.
1932/33	Neubau.
1961	Einbau Krypta.
1970/71	Neugestaltung Altarraum.



204, 205

Milchbuckstrasse 75. Kirche Bruder Klaus vor dem Bau des Pfarreizentrums Bruder Klaus, Milchbuckstrasse 73, westlich der Kirche. Ansicht von Nordosten, im Hintergrund die Pauluskirche. Foto BAZ. – Kirche Bruder Klaus. Blick gegen den Chor. Foto 2012. BAZ. – Text S. 245f.



Baugeschichte

Ähnlich wie das Patrozinium St. Theresia im Friesenberg wurde für das Gotteshaus im Milchbuckquartier mit Niklaus von Flüe eine im Kirchenleben äusserst präzente Figur gewählt. Da die Kirche der Person des damals erst Seliggesprochenen geweiht werden sollte, war ein päpstliches Privileg notwendig (1928). Der heilige Karl Borromäus wurde neben Niklaus von Flüe zum Mitpatron des Hauptaltars bestimmt.¹¹⁰

Mit dem Kirchenbau wurde ANTON HIGI betraut. Er war ein führendes Mitglied der damals noch jungen Schweizerischen «Sankt-Lukas-Gesellschaft» und zog nur gleichgesinnte Künstler zur Mitarbeit heran.¹¹¹

Nach dem Kauf der Bauparzelle 1926¹¹² erfolgte am Ostermontag 1932 die Segnung des Grund-

steins und am 19. Feb. 1933 die Benediktion der Kirche.¹¹³ Mit der Einsegnung der Kirche wurde die Pfarrei installiert. Die Konsekration der Kirche erfolgte erst 1947 mit der Heiligsprechung des Niklaus von Flüe. Im gleichen Jahr erhielt die Kirche ihre Glocken (RÜETSCHI AG, Aarau).¹¹⁴ In der Folge des 2. Vatikanischen Konzils wurde der Chorbereich 1970/71 umgestaltet (KARL HIGI). Der Kruzifixus über dem Hochaltar, die Reliefs des Niklaus von Flüe und des Karl Borromäus (alle [ARNOLD STOCKMANN](#)) wurden ebenso wie der Hochaltar, der Marienaltar sowie die Skulptur des Bruder Klaus ([ALOIS PAYER](#)) entfernt. Das gleiche Schicksal widerfuhr dem Josefaltar (MARMON & BLANK, Altarbaufirma, seit 1928, Wil SG).¹¹⁵ Die Orgel wurde 1974 ersetzt.¹¹⁶

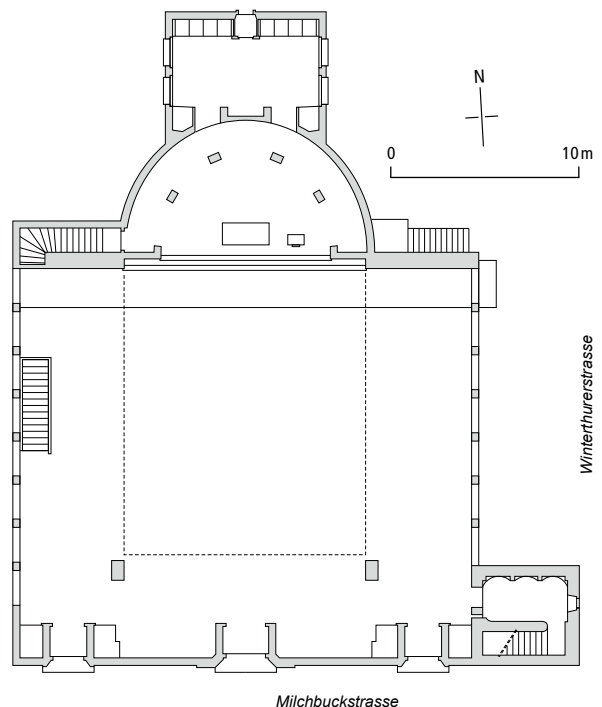
Bauanalyse

Situation. Gleich östlich von und gleichzeitig mit der Pauluskirche erstellt, zeigt sich am Äusseren, wie beschränkt die Mittel für den Bau einer Diasporakirche nach wie vor waren. In die Ecke Milchbuck-/Winterthurerstrasse positioniert, markiert der als Campanile gestaltete Kirchturm den Standort inmitten des urbanen Gefüges von Wohnblöcken der 1920er und 1930er Jahre. Das Kirchenschiff steht giebelständig zur Milchbuckstrasse, an die es ohne grösseren Vorplatz anstösst (Abb. 204).

Äusseres. Mit der Form der Basilika mit Campanile orientierte sich HIGI an italienischen Vorbildern, wobei die Eingangsfassade in ihrer schlichten, bis auf die Portalreliefs ungeschmückten Form die Allusion an ländliche Kirchen im Herzen des Apennins erweckt. Die Ansicht über Eck zeigt eine über die formale Reduktion erreichte Modernität, die lediglich mittels profilierter Trauflinien, der Befensterung, der gurtartig durchgezogenen Sohlbank der Fensterreihen oder auch mit den schlichten Betonvordächern der Eingänge (1974 verändert) den Bau akzentuiert (Abb. 206). Am Turm, der vierseitig über kreisförmige Schallöffnungen verfügt, wird mit dem stärker profilierten Kranzgesims des gedrückten Zeltdachs eine über die einfache Linie hinausführende Konzession gemacht.

Die Granitskulptur des hl. Bruder Klaus, die auf hohem Sockel über Eck am Turmfuss steht, schuf ALPHONS MAGG. Die Reliefs am Gewände des Hauptportals stammen von ALBERT SCHILLING und symbolisieren die sieben Tage der Schöpfung.

Inneres. Die Herausforderung für ANTON HIGI bestand darin, auf einer verhältnismässig kleinen Parzelle einen Bau zu realisieren, der einerseits den liturgischen Vorgaben genüge und andererseits eine möglichst grosse Zahl an Sitzplätzen mit Blick auf den Hochaltar bot. Das annähernd quadratische Schiff gestaltete er basilikal, wobei die Nebenschiffe weder Arkaden noch Stützen aufweisen (Abb. 207). Dies war möglich, weil HIGI die Kirche in Beton ausführte und er die beiden «Hochmauern des Mittelschiffs als mächtige horizontale Träger» nutzte. Diese spannen sich von der Frontmauer über die Emporen Pfeiler im Süden direkt auf die Chorpfeiler im Norden (Abb. 205). Dem Fehlen von Vertikalen im Schiff steht die Gliederung des halbrunden Chors gegenüber. Zwei als Wandzungen gestaltete Pfeiler markieren den über fünf Stufen er-



206, 207

Milchbuckstrasse 75. Kirche Bruder Klaus. Ansicht von Nordwesten. Foto um 1940. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss, 1:400. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 245.

höhten Chorbereich. Fünf der Chorwand vorgesetzte Stützen gliedern diese vertikal, was mit einfachsten formalen Mitteln den Raum hierarchisiert: Der Chor wirkt hoch und vertikal, das Schiff mit den flankierenden Seitenschiffen betont die Horizontale und damit die Achse zum Hochaltar. Verbindendes räumliches Element ist das Band von Rechteckfenstern, das, direkt unter die Flachdecke gesetzt, den Raum bis auf die Eingangsfront überhöht. Am Chorscheitel ist axial die Sakristei angefügt.

Anlässlich der Konsekration von 1947 erhielt der Chor seine Farbfenster (LEO STECK). Im axialen Fenster sind die Symbole «des Priestertums und Opfertodes Christi», eine Schwurhand mit einem Kelch sowie die Taube des Heiligen Geistes zu sehen. Das sakrale Licht ist durch «scharfe blitzende Strahlen» und «atmosphärische Lichtwellen» zum Ausdruck gebracht, während die Erde durch «aufgetürmte Würfelformen» symbolisiert wird.

Den Kreuzweg, als Glasgemälde in die Seitenschiffenster gesetzt, führte ALBIN SCHWERI 1933 aus, während die Farbfenster im Schiff 1949 ebenfalls von LEO STECK realisiert wurden.¹¹⁷

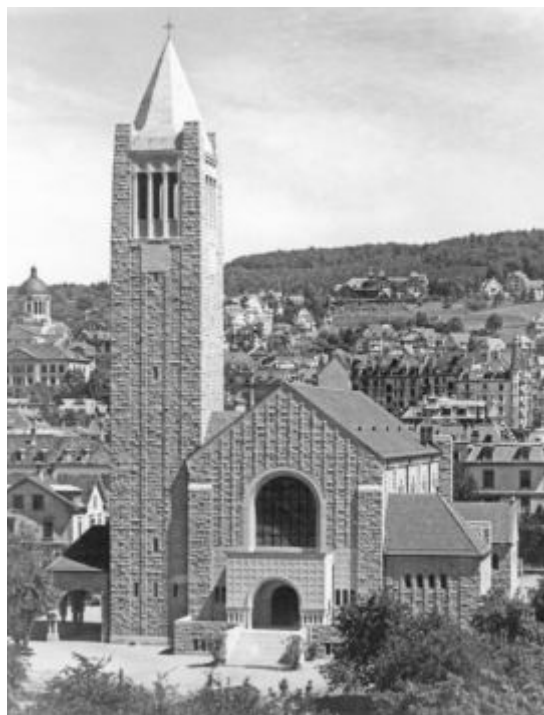
Dokumentation

Literatur: Baukultur 2009, S.39. – BAUR 2014, S.30–37. – BRENTINI 1994, S.41. – Helvetia Christiana 1942, S.259–261. – RAST/JURT 1983. – SCHWEGLER 1942, S.259–261. TRUFFER 1989, S.156f.

NEPTUNSTRASSE 68

Katholische Kirche St. Anton

Bauherrschaft	Römisch-katholischer Kultusverein Zürich.
Architekt	KARL MOSER.
Wandmalerei	FRITZ KUNZ.
Entwurf Ornamentik	FRIDOLIN DIETSCHKE, OSKAR KIEFER.
Bildhauer	BERNHARD SCHWYZER, JULIUS SCHWYZER, ALPHONS MAGG.
Glasmaler	FRIEDRICH BERBIG nach Entwurf KARL MOSER.
1898	Projektierungsbeginn.
1901	Grundstückskauf, erster Wettbewerb.
1902–1905	ALFRED CHIODERA, Projektierung in «romanischem Stil».
1905	Zweiter Wettbewerb.
1906	Bauvertrag mit CURJEL & MOSER, Grundsteinlegung.
1908	Einsegnung.
1911/12	Glocken, GRASSMEYER, Feldkirch A
Bis 1929	Ausstattung der Oberkirche, u.a. Orgelbau KUHN, Männedorf, 1913/14.
1934/35	Ausstattung der Unterkirche.
1935	Kirchweihe.
1942/43,	
1966/67, 1977	Renovationen.
2001/02	Innenrenovation. ¹¹⁸



208

Neptunstrasse 68. Kirche St. Anton. Ansicht von Nordwesten. Foto HBA, 1923. BAZ. – Text S.247.

Baugeschichte

Die Pfarrei St. Anton entstand 1910. Sie umfasste – deckungsgleich mit der protestantischen Kirchgemeinde Neumünster – den Stadtkreis V (seit 1910 Kreis 7).

Bereits 1901 fand ein erster eingeladenener Wettbewerb statt, bei dem das Projekt von KARL MOSER obenausschwang.¹¹⁹ Die Vorgabe, eine an der Romanik orientierte Kirche zu planen, und die kreative Umsetzung von KARL MOSER zeigen, wie sich der strenge Historismus aufzulösen begann; an dessen Stelle etablierte sich der freie und insbesondere auch nach neuem variiertem Formengut suchende Umgang mit überkommenen Bauformen und -stilen.

Bauanalyse

Situation. Nachdem 1911/12 die Minervastrasse angelegt worden war und 1910–1913 sowie 1926–1928 südwestlich der Kirche (Apollo-/Hegart-/Juliastrasse) vier- und fünfgeschossige Blockrand-

bebauungen erstellt worden waren, stand die Antoniuskirche in dem noch heute geltenden städtebaulichen Zusammenhang.

Äusseres. Die Kirche besteht aus «schöngefügte[m] Mauerwerk» (Sandstein), das lediglich durch Lisenen und «geometrische Gesimsprofilierung» belebt wird, wobei es MOSER ein Anliegen war, die Trauflinien der Annexbauten, der Seitenschiffe und des Chors zu vereinheitlichen, um so den Baukörper zusammenzufassen.¹²⁰

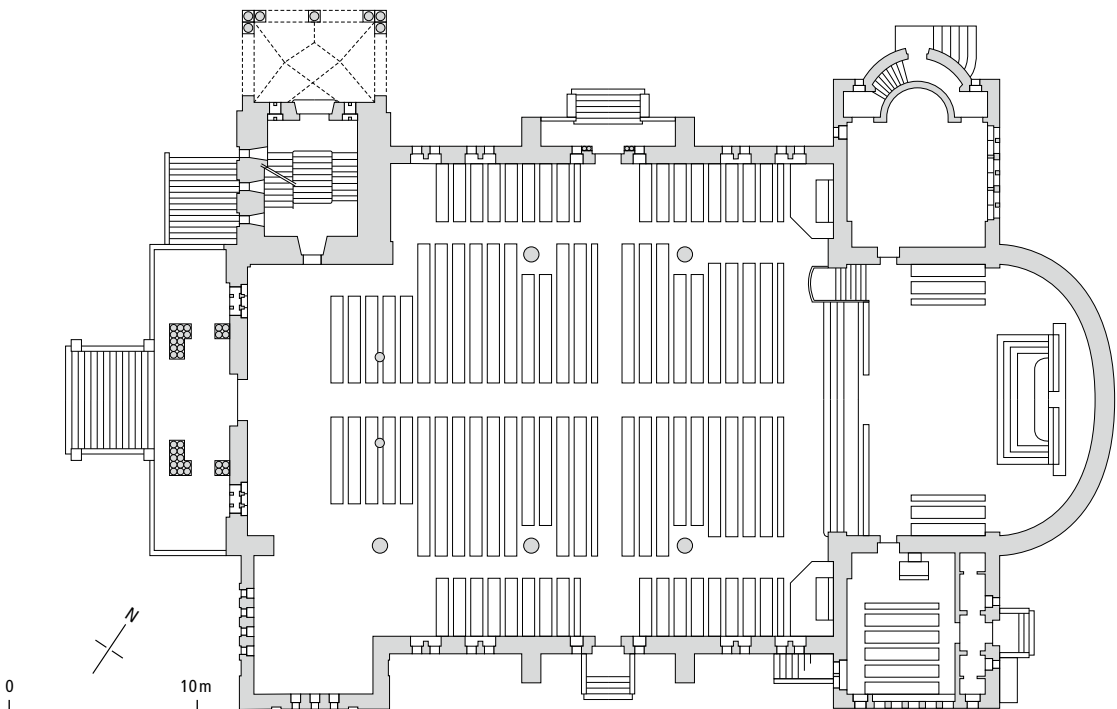
An der Westfassade mit dem Haupteingang ist der basilikale Querschnitt nicht abzulesen, da der Turm und die Taufkapelle den Seitenschiffen vorgestellt sind (Abb. 208). Dadurch erreicht MOSER eine im Verhältnis zum Schiff überbreite Fassade, «vor welche die Vorhalle mit Rundbogenöffnungen über den vielstämmigen Säulenbündeln und die Freitreppe kräftig vortreten».¹²¹ Der mit einer Vorhalle kombinierte Haupteingang orientiert sich am Kastenportal. Die Bündel der gedungenen Säulen, die einen kubischen Oberbau tragen, erheben zu-

sammen mit dem weiten Rundbogenfenster, welches die Westrose der gotischen Kathedralen adaptiert, einen formalen Anspruch, wie wir ihn vom Westbau romanischer Pfarrkirchen kennen.

Neben dem Turm, einem «Hauptmerkmal des Baues und des ganzen Quartiers», sollten die Fassaden «der schlichte, gediegen ausgebildete Ausdruck der inneren Anordnungen und Raumgrössen» sein.¹²² Die Ablesbarkeit der inneren Organisation am Aussenbau führte zu einem traditionell ausgerichteten, additiv verstandenen Grundriss.

Inneres. Dem 17 m breiten Hauptschiff sind die rund 4 m breiten Seitenschiffe basilikal angefügt (Abb. 209). Im Westen enden sie nördlich am Turmschaft, südlich an der Taufkapelle, die sich gegen das Schiff öffnet. In die Winkel des segmentbogenförmigen Chors sind nördlich die Sakristei und südlich ein Unterrichtszimmer als eigene Baukörper angeschoben.

Durch die Westempore, deren Orgelprospekt das grossflächige Rundbogenfenster flankiert, wird





210

Neptunstrasse 68. Kirche St. Anton. Hochaltar von 1920 nach dem Entwurf von Karl Moser. Figuren von Alois Payer. Foto 2003. DPZH. – Text S. 248.

eine niedere, der Beichtkirche entsprechende Raumschicht geschaffen. Das Schiff wird durch drei Gurtbogen rhythmisiert, zwischen die Kreuzgratgewölbe gespannt sind. Die kurzen Säulen mit kämpferartigem Kapitell erzeugen eine niedere Bogenstellung, sodass die Seitenschiffe vom Hauptschiff stark abgesetzt wirken. Die Gurtbogen setzen auf Scheitelhöhe der Arkaden an und lassen grossflächige Schildwände entstehen, die mit dreifachen, gestaffelten Rundbogenfenstern belegt sind. Dadurch wird das Hauptschiff als Raum definiert, der sich auf den Chor mit dem Hochaltar ausrichtet, während die Seitenschiffe als Prozessions- und Erschliessungsgänge erscheinen, zumal sie zusätzlich mit je einem Seitenportal versehen sind (Abb. 211).

Der nicht eingezogene Chorbereich liegt fünf Stufen über dem Niveau des Kirchenschiffs. Der Hochaltar wird an der Chorrückwand durch Wandmalereien ausgezeichnet (Abb. 210). Die Kanzel (1917, Marmor) ist an die nördliche Flanke des Chorbogens, das je fünfplätzig Chorgestühl (Zebrantensitze, Marmor, Eiche, 1925) ist an die Chorflanken gesetzt.

Die Seiten- oder Volksaltäre befinden sich an den Westenden der Seitenschiffe und bleiben ohne optische Gesamtwirkung.

Der Hochaltar aus gelbem Marmor zeigt axial über der Mensa den Tabernakel mit einer überkuppelten Expositions-nische mit Kruzifixus (Entwurf KARL MOSER, 1914). Das siebenachsige Retabel ist durch Halbsäulen gegliedert. In die flankierenden Aedikulen sind in Relief vier Engel mit den Leidens-

werkzeugen gesetzt, die je einen heiligen Oranten über einem Globus in die Mitte nehmen.

Über einer marmornen Sockelzone ist die gesamte Apsis mit einem Fresko geschmückt (1919–1921, FRITZ KUNZ). Axial über dem Tabernakel befindet sich die Darstellung der Dreifaltigkeit (Gnadenstuhl). Über vier Wolkenbändern erscheint in einer Mandorla Christus auf einem Wolkenthron als Weltenherrscher mit Segensgestus und der Erdkugel in der Rechten. Oberhalb der Heiliggeisttaube breitet, flankiert von den Engeln der himmlischen Heerscharen, Gottvater segnend die Arme aus. Christus wird von den zwölf Aposteln begleitet. Durch ein Wolkenband getrennt, reihen sich im untersten der drei Register neben zwei Wächterengeln weibliche und männliche Heilige auf.¹²³

Über den Zebrantensitzen findet sich je ein Fresko von FRITZ KUNZ (1926). Links die Fischpredigt, rechts die Heilung eines Jünglings durch den hl. Antonius.

Die beiden Seitenaltäre – 1918 im Stil des Hochaltars erbaut – zeigen als Tabernakel eine kleine Aedikula mit welscher Haube und Messingrelief. Über dem Tischaltar mit Predella, von einem marmornen Rundbogen gefasst, die als Retabel dienenden Wandfresken (FRITZ KUNZ, 1918). Auf der Frauenseite (links) der Altar der Marianischen Kongregation. Das Wandbild zeigt die gekrönte Maria in weissem Gewand und blauem Umhang, auf den Knien das Christuskind. Unter dem Thron gruppieren sich links die hl. Agnes mit dem Lamm (Patronatsheilige der Kirche) und rechts der Jesuit Aloysius von Gonzaga



211

Neptunstrasse 68. Kirche St. Anton. Blick gegen den Chor mit dem Hochaltar. Foto 1997. BAZ. – Text S. 247–249.

(1568–1591)¹²⁴ mit der Lilie und Kongregationsangehörigen. Als Programm dient die Inschrift «NOS CUM PROLE PIA / BENEDICAT VIRGO MARIA» (Uns mit dem frommen Volk segnet die Jungfrau Maria). Rechts, auf der Männerseite, befindet sich in analoger Ausstattung der Altar des hl. Antonius. Er steht in einem Tor und segnet die Brote, die ein Franziskaner ihm in einem Korb darbietet. Die Inschrift «SANCTE ANTONI / ORA PRO NOBIS» (heiliger Antonius bitte für uns) nimmt Bezug auf das Antoniusbrot. Kniend vor dem Portal eine Drei-Generationen-Familie, wobei der Vater – in Allusion auf den Ersten Weltkrieg und das Fehlen der Wehrmannsausgleichskasse – als Schweizer Soldat dargestellt ist.¹²⁵

Rechts neben dem Haupteingang schied der Grundriss eine Beicht- und Taufkapelle aus, deren Beichtstühle und Bänke anlässlich der Restaurierung 2002 entfernt wurden. Der heilsgeschichtliche Zyklus (FRITZ KUNZ, 1926) zeigt die Schöpfung (Tauben des Heiligen Geistes über dem Wasser), den Sündenfall (Vertreibung aus dem Paradies), die Taufe (Gang durch das rote Meer), die nahende Erlösung durch die Verkündigungsszene, die Taufe Christi und als letzte Szene den Hirsch an der Quelle, der

sich nach Erlösung sehnt, sowie einen Engel mit einer Krone als Symbol des ewigen Lebens. Der Scheitel des Kreuzgratgewölbes wird von vier Engeln mit je einer weissen Taube (Symbol der Reinheit) markiert. Im Zentrum unter dem Gewölbe steht der Taufstein (MICHAEL GÄSSEL, 1909) mit der Inschrift «TRES SUNT QUI TESTIMONIUM DANT IN TERRA. SPIRITUS AQUAE SANGUIS JO 1 5 8 (Drei sind es auf Erden, die Zeugnis ablegen: Geist, Wasser, Blut. 1. Joh 5, 8).

Der 1929 geschaffene, 14 Stationen umfassende Kreuzweg stammt ebenfalls von FRITZ KUNZ.

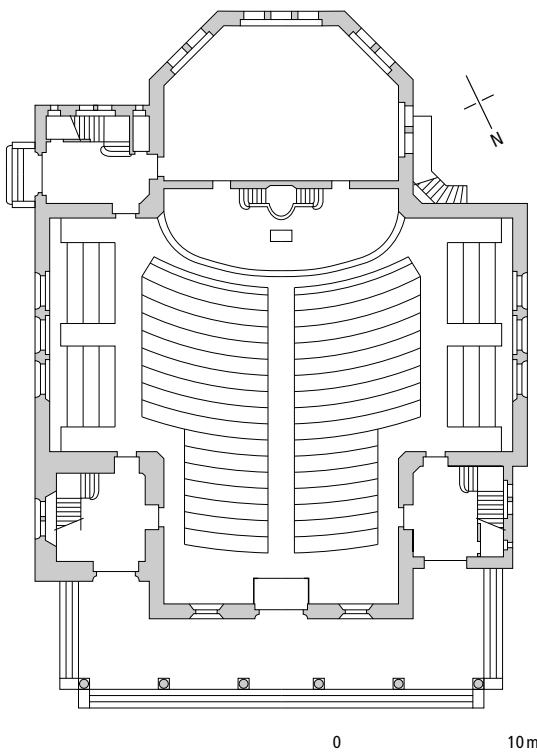
Die Unterkirche erfuhr 1973 einen Totalumbau.¹²⁶

Dokumentation

Quellen: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass KARL MOSER.

Literatur: CURJEL & MOSER 1908. – HELVETIA CHRISTIANA 1942, S. 189, 191, 246–249. – KIENZLE 1936. – KUNZ 1990. – PLATZ 1930. – REBSAMEN 2005/1. – REBSAMEN 2005/2. – RÖSSLING 1986. – TRUFFER 1989, S. 176f. – ZWCh 1908, S. 406f. – ZWCh 1912, S. 126f. – WYMAN 1907.

Plandokumente: CURJEL & MOSER 1908. – gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass KARL MOSER.



212, 213
Oerlikonerstrasse 99. Kirche Oerlikon. Ansicht von Nord-
westen. Foto um 1910. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss
1907, 1:400. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text
S.250–252.

OERLIKONERSTRASSE 99

Reformierte Kirche Oerlikon

Bauherrschaft	Reformierte Kirchgemeinde Schwamendingen-Oerlikon.
Architekt	ADOLF ASPER.
Gemälde	MATTHIAS SCHMID.
Glasmalerei	GEORG RÖTTINGER.
Bildhauer	PAUL ABRY.
1905	Wettbewerb.
1906–1908	Neubau.
1941	Innenrenovation.
1973/74	Ausserrenovation.
2008/09	Innenrestaurierung.

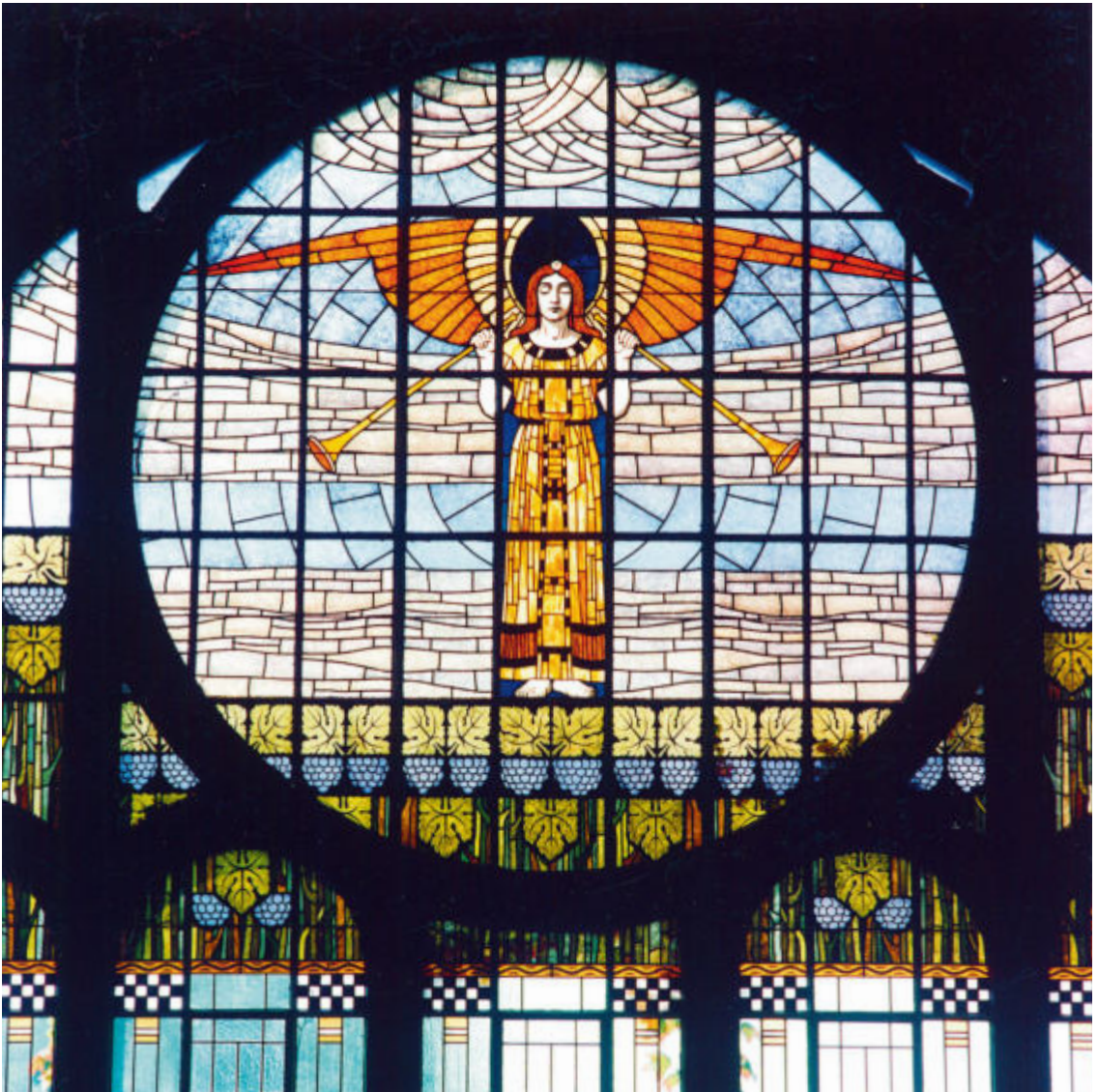
Baugeschichte

Mit der Entwicklung zum bedeutenden Industriestandort ging in Oerlikon ein rasantes Bevölkerungswachstum einher. 1892/93 war die katholische Herz-Jesu-Kirche erbaut worden (Pfarreregründung 1894).¹²⁷ Den Reformierten – seit 1872 in der Kirchgemeinde Schwamendingen-Oerlikon organisiert – standen die Kirche in Schwamendingen und ab 1891 auch die Friedhofskapelle Oerlikon zur Verfügung.¹²⁸ Seit 1899 verfügte Oerlikon über eine Pfarrhilfsstelle. Deren Umwandlung in ein Pfarramt war zwingend mit einem Kirchenbau verknüpft.¹²⁹ Den Beschluss dazu fällte die Kirchgemeinde 1905. ADOLF ASPER, der den Wettbewerb unter «einheimischen» Architekten gewonnen hatte, überarbeitete sein Projekt unter Anleitung von GUSTAV GULL, der Einsitz in der Jury gehabt hatte. Gefordert waren «mehr Anpassung an die heimische Tradition sowie eine landschaftliche Abstimmung (Fernwirkung eines hohen Glockenturms, grosse Vorhalle für die Aussicht)». Am 10. Mai 1906 war Baubeginn, am 5. April 1908 fand die Einweihung der Kirche statt.¹³⁰

Bauanalyse

Situation. Bauplatz war eine weithin sichtbare Hügelkuppe südwestlich des ehemaligen Dorfkerns. Eine Parklandschaft, 1956 etwas reduziert, umgibt die Kirche. Gewundene Wege und eine Vorfahrt führen zum Hauptportal.

Äusseres. Die Kirche tritt in Kreuzform mit polygonalem Chor und Frontflankenturm in Erscheinung (Abb. 212). ASPER kam der Forderung zur «Anpassung an die heimische Tradition» insofern nach, als der Turmhelm zwar schlichter ist, aber dennoch



214

Oerlikonerstrasse 99. Kirche Oerlikon. Seitliches Rundfenster mit dem Engel des Jüngsten Gerichts. Foto 1987. BAZ. – Text S. 252.

sehr an die Lösung erinnert, wie sie **JOS MURER** in seiner Stadtvedute von Zürich 1576 am nördlichen Turm des Grossmünsters zeigt. Weiter versah er die Giebelmäuer des Schiffs mit Aufschieblingen und leicht gekehlter und verputzter Dachuntersicht. In die durch Bruchstein rustikal wirkenden Mauern sind luzidenhafte Rundbogenfenster eingesetzt, Rechteckfenster zeigen Mittelstützen, die weiten Rundbogenfenster der Giebelseiten sind mit Masswerk belegt.

Inneres. Die Kanzelwand und die darüber liegende Orgelempore verstellen den polygonalen Chor (Abb. 213, 215). Trotz Kreuzgrundriss konstituiert sich daher die weit ausladende Vierung mit ihrer Kuppel über Pendentifs als Hauptraum, während sich die drei mit Emporen besetzten Kreuzarme als untergeordnete Seitenräume mit Tonnengewölbe anfügen. Eine besondere ornamentale wie farbliche Gestaltung erhielt der Gewölbefuss: Die Pendentifs sind in neubarocken, ockerfarbenen Stuckrahmen



215

Oerlikonerstrasse 99. Kirche Oerlikon. Blick gegen die Kanzelwand.
Foto 2010. BAZ. – Text S. 251f.

in Chiaroscuro-Technik mit den Bildnissen der Evangelisten belegt. Ockerfarbener Stuck säumt auch die Gurtbogen der Pendentifkuppel, während am Fuss der Tonnengewölbe brokatartig ausgeführte Rankenmalerei als Schmuck dient. Die Malereien und Stuckaturen erzeugen – ähnlich wie in barocken Kirchen – eine Entmaterialisierung des Gewölbes, was letztlich der Ausstrahlung der Glasmalereien von [GEORG RÖTTINGER](#) (1907) dient, die in ihrer flächigen Wirkung geradezu als transparente Raumhülle erscheinen. Über dem Eingang zeigt das in ein Rundbogenfenster eingefügte Radfenster das dornengekrönte Haupt Christi mit Kreuznimbus. In den seitlichen Fenstern hält je ein Engel zwei Posaunen zum Jüngsten Gericht bereit ([Abb. 214](#)). Brot und Wein, Tod und Erlösung können als Thema namhaft gemacht werden.

Die Kanzelwand ist der Verkündigung gewidmet. Die Inschrift «Jesus Christus gestern / und heute und derselbe / in Ewigkeit. Hebr. XIII:VIII:» am Dorsale der Kanzel steht als Leitmotiv über dem predigenden Pfarrer, der beidseits von den Bildern der Bergpredigt ([MATTHIAS SCHMID](#), München) flankiert wird. Die Brüstung der Kanzel ist in drei Feldern von Dornenranken mit Rosenblüten in Relief belegt, von denen das mittlere eine Kreuzform umfasst. Das Symbol des Leidens Christi und der Erlösung steht damit axial über dem Abendmahlstisch, dessen zweite Funktion als Taufstein durch Kelch und Taube zum Ausdruck gebracht wird.

Dokumentation

Literatur: AMACHER 1991. – Baukultur 2002, S. 65. – BAUR 2006, S. 146–149. – BOLLINGER 1959. – HUBER 1908. – SBZ 1906/47, S. 112. – SBZ 1908/51, S. 197. – WALTER 2012. – ZWCh 1908, S. 139f. – ZAD 2008–2010, S. 83–86.

Plandokumente: KgdA Oerlikon.

SCHAFFHAUSERSTRASSE 465

Katholische Kirche Maria Lourdes

Bauherrschaft	Pfarrei Herz-Jesu Oerlikon.
Architekt	FRITZ METZGER .
Wandmalereien	RICHARD SEEWALD .
Fenster	FERDINAND GEHR . ¹³¹
1934	Neubau.
1942	Chorgemälde.
1955	Glasgemälde.
1973	Aussenputz Turm.
1982–1985	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

Schon kurz nach seinem Amtsantritt in der Pfarrei Herz-Jesu in Oerlikon 1910 begann Pfarrer Johann Büchel von Mauren (FL) Spenden für eine Kirche in Seebach, dessen Bevölkerung einen überproportionalen Anteil Katholiken aufwies, zu sammeln. 1914 gelang es, einen «günstigen Bauplatz» zu erwerben.¹³² Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs stoppte jedoch das Projekt. Dass in Seebach nicht



216
Schaffhauserstrasse 465. Kirche Maria Lourdes. Blick gegen den Chor. Foto BAZ 2012. – Text S. 254f.

nur eine Pfarr-, sondern zugleich eine Wallfahrtskirche errichtet wurde, war darin begründet, dass der Churer Bischof Georgius Schmid von Grüneck anlässlich einer Lourdes-Wallfahrt 1928 gelobt hatte, in Zürich ein Marienheiligtum zu errichten.¹³³

1933 gewann **Fritz Metzger** den Wettbewerb.¹³⁴ Das Bauprogramm umfasste die Kirche mit Turm, den Saal im Untergeschoss, die Lourdes-Kapelle und das Pfarrhaus. Am 30. Okt. 1933 war Baubeginn, am 6. Mai 1934 konnte der Grundstein gelegt werden, am 7. Okt. 1935 fand die Einsegnung statt. An Ausstattung umfasste die Kirche damals nur das Notwendigste: den Hochaltar, einen schlichten Tischaltar, sowie eine provisorische Kanzel. Die künstlerische Ausgestaltung des Chors erfolgte 1942 durch **Richard Seewald**, 1955 schuf **Ferdinand Gehr** die Farbfenster im Schiff, in der Taufkapelle und im Vorraum der Lourdes-Kapelle. Der Saal und das Sitzungszimmer im Untergeschoss der Kirche wurden vorerst im Rohbau belassen.

In der westlich an die Kirche angebauten Lourdes-Kapelle findet sich eine Nachbildung der Grotte von Massabielle. Die Marienfigur ist eine freie Nachbildung derjenigen von Lourdes. Die weiteren Figuren wurden 1953 durch Holzskulpturen der Bildhauerin **Sr. Claire Pietsch** (Kloster Wald, Wald-Hohenzollern [DE]) ersetzt.¹³⁵

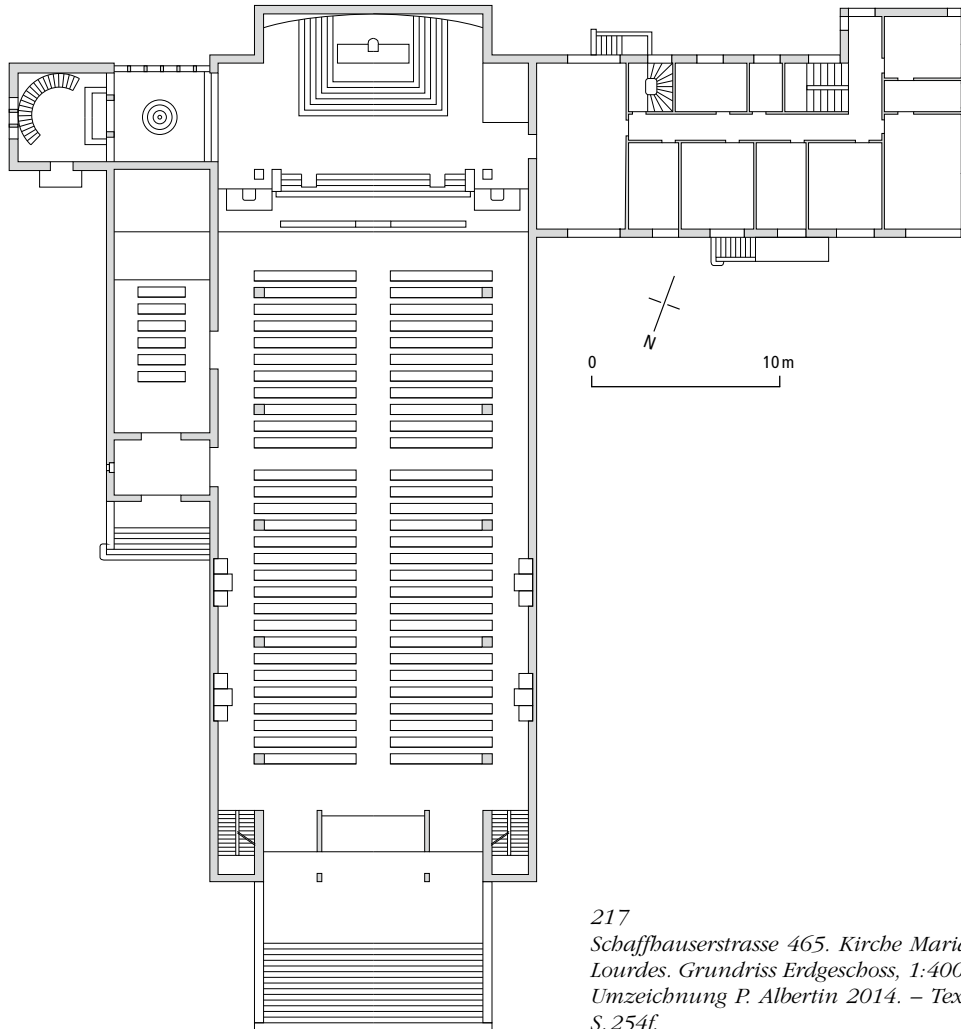
1982–1985 erfolgte eine Gesamtrenovation, da die Eisenbetonwände Korrosionsschäden aufwiesen. Das Chorbild wurde «gegen den Sockel hin farblich etwas besser eingebunden».¹³⁶

Bauanalyse

Situation. Mit der Eröffnung der Strassenbahn Zürich–Oerlikon–Seebach 1897 verlagerte sich die Bautätigkeit in Seebach zusehends in die an die Gemeinde Oerlikon grenzenden Gebiete. Auf diese Verlagerung des Siedlungsschwerpunkts reagiert die Kirche Maria Lourdes mit ihrem Standort, während die protestantische Markuskirche (1947/48, **Albert Heinrich Steiner**) in traditioneller Weise auf der Höhe des Buhnühgels thront. Am südlichen Fuss des Buhnühgels gelegen, konnte die nordorientierte Kirche mit einem gegen Osten freiliegenden Untergeschoss gebaut werden. Sie öffnet sich über einen Vorplatz mit Treppenanlage gegen die Schaffhauserstrasse (**Abb. 218**).

Ausseres. Als Sakralbau ausgezeichnet wird das Gebäude primär durch den Turm. Westlich angeschlossen an den Chornebenbau kommt er nur bedingt als Campanile zur Geltung. Das Glockengeschoss des Turms weist aus der Mittelachse verschobene, vertikal dreifach gereichte, paarweise angeordnete hochrechteckige Schallöffnungen auf, die teilweise durch das in die Mittelachse gesetzte Zifferblatt der Turmuhr überlagert werden.

Die Eingangsfront im Süden bildet ein liegendes, unbefenstertes Rechteck, das seine sakrale Konnotation lediglich durch die Marienfigur über der längsrechteckigen Eingangszone erhält. Die Zweigeschossigkeit der östlichen Langseite erinnert an einen profanen Mehrzweckbau, zumal die zwei-



217
 Schaffhauserstrasse 465. Kirche Maria
 Lourdes. Grundriss Erdgeschoss, 1:400.
 Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text
 S. 254f.

geschossige Sakristei als Verbindungsbau und das anschliessende, dreigeschossigen Pfarrhaus reine Profanbauten sind.

Inneres. Erstellt wurde die Kirche in Sichtbeton, die innere Hintermauerung der Kirchenwände erfolgte in Tuffitsteinen. Die Böden von Chor und Korridoren wurden mit Kunststeinplatten mit Zuschlag aus rötlichem Walliser-Collombey-Marmor ausgeführt. Dieser Werkstoff wurde poliert ebenfalls für den Altar und die Pfeilerverkleidungen und später auch für die Kanzel verwendet.

Die durch sieben Joche mit Quertonnen im Hauptschiff rhythmisierte, dreischiffige Hallenkirche ohne ausgeschiedenen Chor und mit schmalen Seitenschiffen (Durchgänge) wird durch seitlich hoch

liegende Rundfenster belichtet, denen lediglich im Süden ein Fensterband direkt über der Portalzone zugesellt wird (Abb. 217). Die Folge der flachen Quertonnen über schlanken, hohen Pfeilern, die mit schmalen Querbindern verbunden sind, staffelt sich ähnlich einem Baldachin gegen den Chor, wo die letzte Tonne als Apsiskalotte den Chor hinterfängt (Abb. 216). Die scharfe Unterkante der Schildwände und mit diesen die flachen Decken der Seitenschiffe setzen diese zusätzlich vom Hauptschiff ab, sodass eine eigene Raumschicht entsteht, die das Hauptschiff umfasst.

Das Chorgemälde spielt mit drei verschiedenen Realitätsebenen. Im Vordergrund, dem Altar hinterlegt und dem Diesseits zugeordnet, sind auf ei-



218

Schaffhauserstrasse 465. Kirche Maria Lourdes. Ansicht von Süden. Foto 1935. BAZ. – Text S.253f.

nem zentralperspektivisch angelegten Rasen, der sich gegen den Betrachter öffnet und diesen mit- einbezieht, die Lebensalter dargestellt, kombiniert mit körperlich und seelisch Bedürftigen, die in der Verehrung Marias begriffen sind. Ergänzt wird die Darstellung durch Wein und Trauben links sowie Brot und Getreide rechts, was auf die Eucharistie verweist. Im Hintergrund erscheint eine Weltlandschaft (Gebirge und Stadt mit Kirchtürmen als Anspielung auf Zürich), die auf das umfassende Erlösungsverständnis der katholischen Kirche verweist und zugleich das Diesseits darstellt, in welches die Erscheinung Marias einbricht. Über der Weltlandschaft öffnet sich die als Himmel gedeutete monochrome Chorwand in einem Kreisrund, um der Marienerscheinung Raum zu geben. In ein graubraunes Rund eingeschrieben, erscheint in einer Gloriole die Maria Immaculata über der Erdkugel, die Schlange zertretend und von einem Sternenkreis überhöht. Zu ihrer Rechten sitzt ein Papst mit Buch und Segensgestus, hinter diesem ein bärtiger Mann mit Schriftrolle (Elia?). Diesen beiden Figuren gegenüber sitzen Adam und Eva (?) im Fellkleid, einen spriessenden jungen Baum zwischen sich. Als Pendant zu den unteren Figuren erscheinen oben zwei Engel, derjenige links mit einer weissen Lilie (Mariensymbol) und derjenige rechts mit dem Kreuz (Christus). Überhöht wird die Szene durch die Heiliggeisttaube im Strahlenkranz.

Seit 1955 ersetzen die Glasgemälde von **FERDINAND GEHR** die provisorische Farbverglasung von

1935. Sie bilden einen Zyklus, der – mit lateinischen Inschriften versehen – der Verherrlichung Marias gewidmet ist (links: *rosa mystica, virgo virginum, stella matutina, regina angelorum*; rechts: *sedes sapientiae, ianua caeli, mater creatoris, mater salvatoris, turris davidica, virgo potens, vas honorabile*).

Flankiert wird das Kirchenschiff auf der Westseite durch die Lourdes-Kapelle, der südlich eine Vorhalle angegliedert ist. Der Andachtsraum wird durch ein Oblicht nur wenig erhellt. Der Lourdes-Kapelle nördlich angefügt, öffnet sich gegen den Chor in ganzer Nebenschiffhöhe ein mit Tuffit ausgekleideter Kubus. In dessen Erdgeschoss ist, durch ein Gitter vom Chor abgetrennt, die Taufkapelle eingefügt, deren Fenster von **FERDINAND GEHR** mit Taufmotiven gestaltet wurden. Über der Taufkapelle befindet sich, durch eine Brüstung markiert, die Sängerempore. Insgesamt folgt die Maria-Lourdes-Kirche mit Schiff, Chor, Seitenschiffen, Taufkapelle und Nebenkapelle dem üblichen katholischen Raumprogramm, das von **METZGER** in formal und bautechnisch zeitgemässe, moderne Kirchenarchitektur umgesetzt wurde.

Dokumentation

Literatur: ARNET 1996. – Baukultur 2002, S.135. – BAUR 2014, S.88–95. – BIRCHLER 1933. – CLAVUOT 1995, S.361–363. – Maria Lourdes 1986.

Plandokumente: KGdEA Maria Lourdes Seebach.

STAPFERSTRASSE 58

Reformierte Kirche Oberstrass

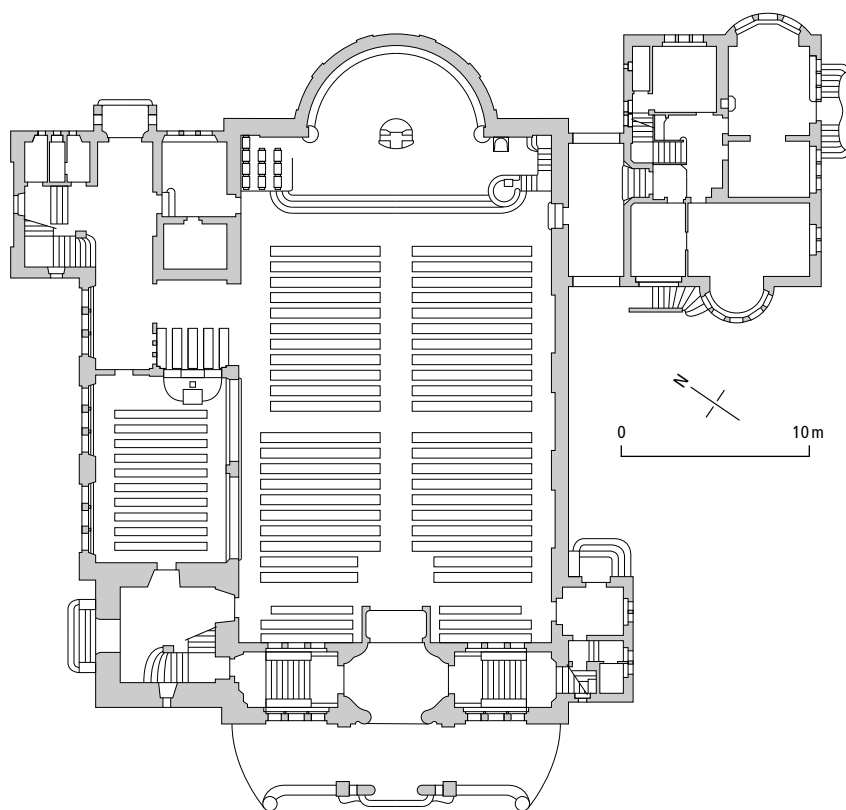
Bauherrschaft	Kirchgemeinde Oberstrass.
Architekten	OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI.
Bildhauer	GEORG BURGSTALLER.
1906	Wettbewerb.
1908–1910	Neubau.
1946	Innenrenovation, Orgelumbau.
1974/75	Innenrenovation.
1995–1998	Aussenrenovation.
2000/01	Innenrestaurierung nach Brand.

Baugeschichte

Nachdem Oberstrass 1893 eine selbständige Kirchgemeinde geworden war, wurde 1897 ein Kirchenbaufonds eröffnet. 1900 gelang es, eine Bau-

parzelle südlich des Schulhauses Scherr zu kaufen. Den Wettbewerb von 1906 gewannen die Architekten PFLEGHARD & HAEFELI. Sie erarbeiteten 1907 einen zweiten Entwurf, der zur Grundlage des definitiven Projekts wurde.¹³⁷ 1908–1910 wurde der Bau ausgeführt (Abb. 220).

OTTO PFLEGHARD wollte «fast schmucklos, in strengen, geraden Linien» bauen, damit sich die Kirche klar von ihrer gebauten Umgebung abhebe. Die Architektursprache, die, so PFLEGHARD, «im Volke nur nach und nach verständlich wird», wurde mit derjenigen des Kunsthause (1908–1910) verglichen und mit «strenger Sachlichkeit und Wahrheit» umschrieben, denn die Kirche sei «ein durch und durch moderner Nutzbau, bei dessen Durchbildung sich die Architekten in Anstrengung höchster Zweckmässigkeit von keiner Stiltradition beeinflussen liessen».¹³⁸





220, 221

Stapferstrasse 58. Kirche Oberstrass. Ansicht von Süden. Foto Pflughard, 1910. BAZ. – Inneres mit Chor, seitlicher Orgel und Empore. Foto ca. um 1910. BAZ. – Text S. 257f.

Bauanalyse

Situation. Westlich der Culmann- und der Universitätsstrasse liegt etwas tiefer ein Plateau mit Stützmauer, das von der Stapferstrasse durch ein lang gezogenes U gefasst wird. An repräsentativer und gut erschlossener Lage bot die Nachbarschaft zur Schulanlage Scherr/Stapfer die Möglichkeit, mit dem Kirchenbau ein städtebaulich prägendes Ensemble zu realisieren.

Äusseres. Turm, Hauptfront und weite Teile der Seitenfassaden wurden mit Sandsteinquadern verkleidet, während die Verkleidung von Sockel und Kopf des Turms sowie die Gurtgesimse aus Granit bestehen (Abb. 220).

Eingangszone Südwest (Haupteingang), Frontflankenturm (Westecke), Unterrichtsraum (abgesetzt mit Querwalmdach) und Sakristei/Archiv (Nordwestflanke) legen sich L-förmig um den Saal, sodass ein kompakter Grundriss entsteht; einzig die Seiteneingänge Nord und Süd treten – neben der Apsis – durch angeschobene Erschliessungsbauten über den rektangulären Grundriss hinaus (Abb. 219).

Anliegen von PFLEGHARD & HAEFELI war es, das Äussere als «einfache[n] Ausdruck der Inneren Form» in Erscheinung treten zu lassen. «Einfache Wände tragen das Dach. Sie sind nur soweit gegliedert, als es durch den Ausdruck dieser Tragfunktion und durch die [hochliegenden] Fenster bedingt ist. Das Dach birgt keine hohen Gewölbe [...] und deshalb ist es nur so steil, als es für den Abfluss des Wassers notwendig ist. Der Turm ist auf die Höhe beschränkt, welche die Unterbringung der Glocken,

der Uhr und einer Aussichtsgalerie erforderte. Alles Mehr wäre Überfluss gewesen und hätte zur Verschleierung der Verhältnisse Anlass sein können. Wahrheit, auch in der Form, heisst die Forderung der Neuzeit, die sich mehr und mehr Gönner verschafft.»¹³⁹

PFLEGHARDS Einweihungsrede macht deutlich, dass mit der Kirche Oberstrass von Bauherrschaft und Architekt in voller Absicht ein im Kern moderner Kirchenbau realisiert werden sollte, der – gerade wenn wir an die von denselben Architekten 1902–1905 erstellte Kreuzkirche denken – einen eigentlichen Quantensprung darstellt. Mit den Termini «Zweckbau», «einfache Linien», «schlicht und schmucklos», mit der Entflechtung von Kirchenraum und Nebenfunktionen, insbesondere mit der Aufgabe der Kanzelwand und der unter der Ostempore untergebrachten Unterrichtsräume zugunsten klarer und einfacher Raumverhältnisse, verfolgten PFLEGHARD & HAEFELI konsequent ihren Weg in die Moderne. In Oberstrass erscheint der Unterrichtsraum lediglich an das Schiff angeschoben. Er konnte zwar mit einer versenkbaren Wand gegen die Kirche geöffnet werden, lässt aber bereits an die völlige Loslösung von der Kirche und damit an das Kirchgemeindehaus denken.

Inneres. Das Kirchenschiff in Saalform, der Frontflankenturm wie auch das angebaute Pfarrhaus (Stapferstrasse 60) sind im traditionellen Kirchenbau verankert (vgl. Abb. 219, 220). Mit den Begriffen «Zweckmässigkeit» und «Nutzbau», «strenge Sachlichkeit» und «schmucklos» betraten PFLEGHARD & HAEFELI jedoch ein Terrain, dem

die Zukunft gehören wird. PFLEGHARD entschied sich, den Chor von Orgel und Sängerempore freizuhalten, da die nur musikalische Unterstützung des Gottesdiensts die zentrale Position von Orgel und Sängerempore im Chor nicht rechtfertigten (Abb. 221).¹⁴⁰ Sie sind seitlich des Saals über dem Unterweisungszimmer an diesen angebaut. «Die Orgel spielt gleichsam aus einem andern Raume in den Gottesdienst hinein.»¹⁴¹ In der Folge setzten die Architekten die Kanzel frei vor die Ostecke des Predigtsaals. Für den Apsisbereich fanden sie eine Würdeform, die sehr an einen Hochaltar und den diesem hinterlegten Schmuck erinnert. Der axial in die hochrechteckige Apsisöffnung gesetzte, blockaltarartige Abendmahlstisch und Taufstein wird von der segmentbogenförmigen Apsis hinterfangen. In dieser steht, über einer Sockelzone mit der Inschrift «Christus gestern, heute und derselbe in alle Ewigkeit», axial zwischen zwei Pilastern in Flachrelief «eine über lebensgrosse Christusfigur, zu der sich in streng geschlossener Reihe die Engelscharen ziehen» (GEORG JOSEF BURGSTALLER).¹⁴² Die Apsiswand ist mit dunkelblauen Quadern mit Goldfugen und stilisierten Kerzenflammen in den Schnittpunkten der Fugen bemalt. Durch den Kontrast zum Saal, dessen Wände hell gehalten sind, während Boden und Kassettendecke, Täfer und Bänke (heute ersetzt durch Bestuhlung) in Holztönen erschienen, wird die feierliche Note des Apsisbereichs zusätzlich gesteigert. Weiterer Schmuck ist nur zurückhaltend angewendet: Eierstab als Kranzgesims unter der Decke, kannelierte Lisenen an der Apsisöffnung und Glasgemälde an den Fenstern der Sängerempore, die musizierende Kinder darstellen (JOSEPH VON MOOS).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S. 77. – BUCHER/SPINNER 1911. – ESCHER 1915, S. 247–251. – INSA 10, 1992, S. 412f. – MÜLLER 2005/2. – PFLEGHARD 1911. – PFLEGHARD & HAEFELI 1911. – SBZ 1910/55, S. 264–267. – ZWCh 1907, S. 413–415. – ZWCh 1908, S. 278f. – ZWCh 1910, S. 96–98. – ZWCh 1914, S. 377–381, 389ff.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass PFLEGHARD & HAEFELI. – SBZ 1910/55, S. 264–266.



222

Stauffacherstrasse 34. Kirche St. Jakob. Ansicht von Süden. Foto Moser, um 1910. BAZ. – Text S. 259.

STAUFFACHERSTRASSE 34

Reformierte Kirche St. Jakob

Bauherrschaft	Kirchgemeinde Aussersihl.
Architekten	JOHANNES VOLLMER, HEINRICH JASSOY.
Baukünstler	EMIL SCHNEEBELI, JOSEPH REGLI, GUSTAV VOLKART, HEINRICH HUBER- STUTZ, CHRISTIAN II. SCHMIDT.
1899–1901	Neubau.
1937/38	Purifizierung des Innenraums. ¹⁴³
1981–1983	Umbau der Orgel.
2003/04	Renovation, Rekonstruktion der Fassung des Innenraums.

Baugeschichte

1896 fällt die Kirchgemeinde Aussersihl den Entscheid, zugleich zwei Kirchen zu bauen. Grund war das ungemein intensive Bevölkerungswachstum in diesem Quartier. Die Budgets von Fr. 190 000.– für die kleinere Johanneskirche (Limmatstrasse 112, PAUL REBER, 1897/98)¹⁴⁴ und Fr. 450 000.– für die grössere St.-Jakobs-Kirche zeigen, dass mit bescheidenen finanziellen Mitteln geplant werden musste –

zum Vergleich schlug für die Kirche Enge 1891 allein der Bauplatz bereits mit Fr. 219 000.– zu Buche.

Von Seiten der Bauherrschaft wurde gefordert, dass die gleichenorts bestehende alte Kirche bis zur Vervollendung der neuen ohne Störung zu nutzen sei.¹⁴⁵

Den ersten Preis des Wettbewerbs erhielt das Projekt von JOHANNES VOLLMER und HEINRICH JASSOY,¹⁴⁶ das umgearbeitet und ausgeführt wurde.¹⁴⁷ Am 25. Aug. 1901 konnte die unter der Bauleitung von HERMANN STOTZ und GOTTFRIED HELD erbaute Kirche eingeweiht werden.¹⁴⁸

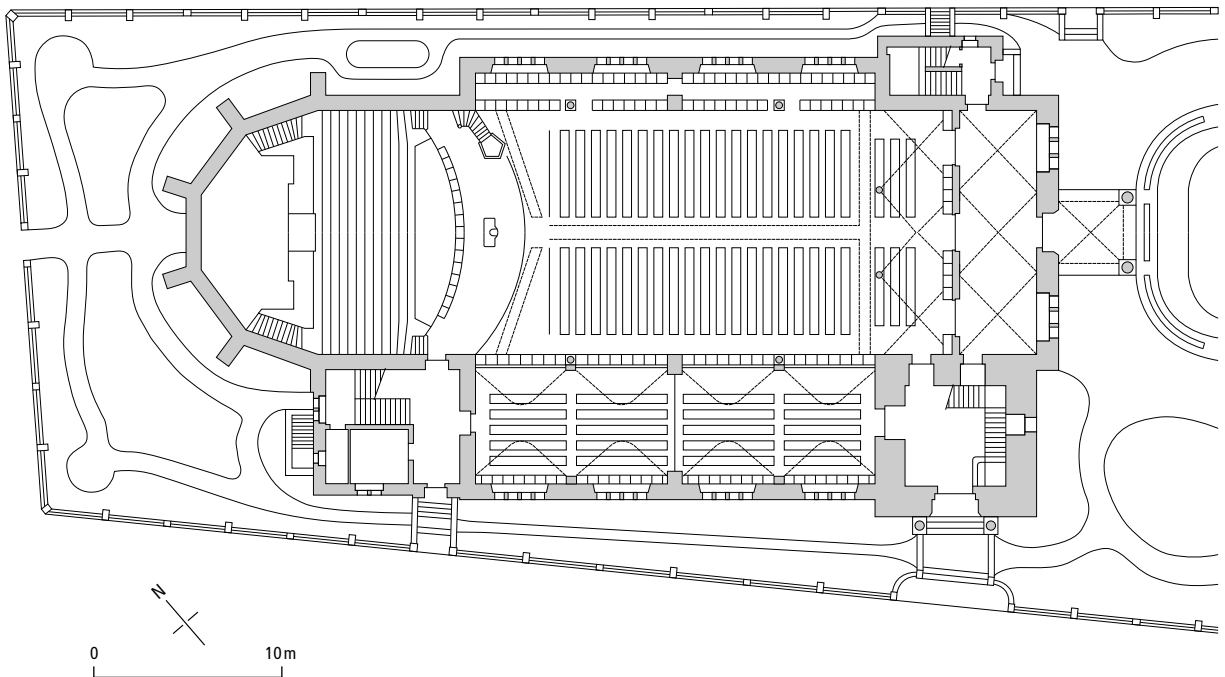
Bauanalyse

Situation. Für den Neubau war das «Areal der jetzigen Kirche an der Badenerstrasse mit Benutzung eines Teiles des anstossenden [ehemaligen] St. Jakobs-Friedhofs vorgesehen».¹⁴⁹ Die Forderung, dass die Hauptfassade gegen die Badenerstrasse gerichtet sein müsse, zwang zu einem Längsbau mit Chor im Nordwesten (Abb. 222). Gewürdigt wurde

die Kirche 1902 als baulicher Mittelpunkt von Aussersihl.¹⁵⁰

Äusseres. Um eine optimale Belichtung zu erreichen, sind die Längsfassaden mit doppelten Querriegeln bestückt, die je drei gestaffelte Zwillingfenster aufweisen; die gleiche Fensterform findet sich getreppet an der Hauptfassade, während der Chor über Thermenfenster belichtet wird. An der Südecke erhebt sich der Frontflankenturm mit 75 m Höhe. Der Schaft ist bis zum Glockengeschoss ungliedert und wie der ganze Bau mit Bruchsteinen verkleidet. Ein umlaufender Balkon bildet den Gurt zum Glockengeschoss, das paarweise mit hohen, schmalen Schallfenstern bestückt ist. In die Giebel des Helms sind die Zifferblätter der Turmuhr eingelassen. Darüber verjüngt sich der Helm über eine Laterne, die vom Quadrat zum Achteck überleitet, in eine Spitze.

Inneres. Realisiert wurde eine Kirche im Stil der deutschen Renaissance. Der Grundriss ist wesentlich von der schmalen Parzelle, dem Raumprogramm und der geforderten Zahl von 1400 Sitzplätzen





224

Stauffacherstrasse 34. Kirche St. Jakob. Blick gegen die Sängerempore und die Orgel. Foto 2005. BAZ. – Text S. 260.

geprägt, was eine Emporenkirche bedingte (Abb. 223). VOLLMER & JASSOY realisierten ein Hauptschiff mit gestelztem, polygonalem Chor, der die Orgel mit Sängerempore aufnimmt (Abb. 224). Im Südwesten sind die Unterrichtsräume hinter verglasten hölzernen Trennwänden unter einer tiefen Empore untergebracht, während im Nordosten eine nur schmale Empore das Pendant bildet. Über der Vorhalle bildet die ebenfalls getreppte Empore das Pendant zur Sängerempore im Nordwesten.

Die künstlerische Ausschmückung beschränkt sich auf Glasgemälde von HEINRICH HUBER-STUTZ¹⁵¹ je im mittleren der Fenster der Quergiebel (Brustbilder von Reformatoren) und auf das Mittelfenster des Hauptgiebels mit Johannes und Paulus. Bildhauer EMIL SCHNEEBELI war mit der Ausführung des Abendmahlstischs und des Kanzelfusses betraut. Die Reliefs des Kanzelkorbs, die biblische Themen zeigen, schuf JOSEPH REGL.

Neben den Proportionen wurde 1902 «die harmonische Übereinstimmung des Ganzen» hervor-

gehoben, die u.a. durch die Farbabstimmung hervorgerufen wurde. Dem «Tone von altem Eichenholz» wird der Grünton der Wände entgegengesetzt, während die ziegelroten gemusterten Wandflächen des Chors und das gleichfarbige Tonnengewölbe des Vorchors im Kontrast mit dem Blau des Rippengewölbes stehen.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 77. – BÄRTSCHI 1983, S. 326f. – BLUNTSCHLI 1905, S. 283f. – BZD 1993/94, S. 208f. – CADRUVI/FISCHER 2001. – FISCHER/PARICYPRIS 2005. – HIRZEL 1901. – INSA 10, 1992, S. 359. – SBZ 1896/28, S. 158. – SBZ 1897/29, S. 26f., 175–184. – SBZ 1901/36, S. 96. – SBZ 1902/39, S. 77–81. – SBZ 1924/84, S. 112f. – St. Jakob 1951. – St. Jakob 1976. – ZWCh 1899, S. 3. – ZWCh 1900, S. 178–181. – ZWCh 1901, S. 51ff., 269ff., 406–408.

Plandokumente: SBZ 1902/39, S. 78f.

WEINBERGSTRASSE 32

Katholische Liebfrauenkirche

Bauherrschaft	Liebfrauenstiftung.
Architekt	AUGUST HARDEGGER.
Wandgemälde, Mosaiken	FRITZ KUNZ. ¹⁵²
Kanzel, Altäre	Entwurf AUGUST HARDEGGER.
Taufstein	RICHARD ARTHUR NÜSCHELER.
Kreuzweg mit Pietà	ALOIS PAYER.
Orgel	1899 Firma KLEIS, Bonn D, 1983 Orgelbau KUHN, Männedorf.
1891	Gründung Katholischer Kirchenbauverein.
1892	Kauf Bauplatz, Planung, Baugenehmigung.
1893, 13. Mai	Grundsteinlegung.
1894, 15. Mai	Rohbau vollendet, 7. Oktober Einsegnung.
1906/07 Bis 1907	Bilderzyklus im Chor (FRITZ KUNZ). Vervollständigung der Innenausstattung, Kirch- und Altarweihe.
1922	Vergrößerung der Empore (ANTON HIGI).
1923/24	Freskenzyklus im Schiff (FRITZ KUNZ).
1980/81	Kryptaeinbau, Renovation, Abänderungen nach Vorgaben des 2. Vatikanischen Konzils. Entfernung der Seitenaltäre.

Baugeschichte

Bereits bevor 1893 die Pfarrei Hottingen-Zürich geschaffen wurde, erfolgte 1891 die Gründung des «Katholischen Kirchenbauvereins für Zürich und Umgebung», der sich zum Ziel gesetzt hatte, zusätzlich zu St. Peter und Paul rechts der Limmat eine zweite katholische Kirche zu realisieren.¹⁵³

1892 erhielt AUGUST HARDEGGER den Planungsauftrag.¹⁵⁴ Er pflegte eine enge Zusammenarbeit mit dem Kirchenbautheoretiker Pater ALBERT KUHN OSB, der mit seinem Gutachten «dem Architekten [...] mehr oder weniger den Weg gewiesen» hatte.¹⁵⁵ Innerhalb des finanziellen Rahmens musste eine funktional befriedigende, ästhetisch und städtebaulich angemessene Lösung gefunden werden. HARDEGGER wählte als Bautyp die «altchristliche Basilika, deren Wandaufbau mit Arkaden und den für Gemälde bestimmten Wandflächen» den Ansprüchen an den Kirchenraum genügen sollte. Zudem bot sich «in dem offenen freien Balkenwerk

des Dachstuhles ein billiges und doch ausserordentlich malerisch wirkendes Dekorationsmittel».¹⁵⁶

Bauanalyse

Situation. Städtebaulich ging es darum, der exponierten Lage steil über der Limmat und nahe dem Eidgenössischen Polytechnikum gerecht zu werden und explizit nicht «den wuchtigen romanischen Formen des Grossmünsters als [auch] der zierlichen Fialengotik der neuen Kirche zu Unterstrass Konkurrenz zu machen».¹⁵⁷ Mit der Wahl «der italienischen Basilika» – einer Kirchenbauform, die ansonsten in HARDEGGER'S Werk fehlt – setzte dieser einen besonderen Akzent in die städtische Kirchenlandschaft und ging den «beiden Vergleichsobjekten behutsam aus dem Wege».¹⁵⁸

HARDEGGER rückte die Kirche gegen die obere Parzellengrenze, damit sie die umliegenden Häuser klar überragen und damit eine repräsentative Ausstrahlung entfalten konnte. Mittels einer Böschung sowie einer der Kirche vorgelagerten Stützmauer konnte eine Ebene geschaffen werden, die keine zusätzliche Fundation erforderte und es ermöglichte, den Kirchenboden allseits über dem Terrain zu positionieren, was zugunsten der repräsentativen Gesamtanlage erwünscht war.

Ausseres. Der aus Bruchsteinen erstellte und bis auf die Ostfassade mit Tuffplatten verkleidete Bau wird durch Pilaster, Bögen, Gesimse und Säulen aus Kunststein gegliedert. Das Hauptschiff erhebt sich hoch über die schmalen Seitenschiffe, die zusammen mit der offenen Vorhalle den Charakter des Umgangs auch von aussen suggerieren (Abb. 225). Als eigentliche Hauptfront erscheint die südwestliche Längsseite, die mit einem Seitenportal ausgezeichnet ist, das über eine zweiläufige, gerade Treppe erschlossen und mit einem Portalvorbau ausgezeichnet ist. Zusammen mit dem fünfgeschossigen Chorflankenturm, dessen drei Obergeschosse durch Gurtgesimse und Triforien gegliedert werden, entsteht eine der Stadt zugewandte Schaufassade.

Innere. HARDEGGER betonte, dass «in erster Linie praktische Gesichtspunkte zu berücksichtigen» waren. Die Anlehnung an «Grundrisse bestehender italienischer Basiliken (S. Apollinare Nuovo in Ravenna, San Paolo fuori le mure, Rom) durfte erst in zweiter Linie zum Worte kommen».¹⁵⁹ Diese Haltung führte zu einem 15 m breiten Mittelschiff, das fast alle Sitzplätze fasst und den unverstell-



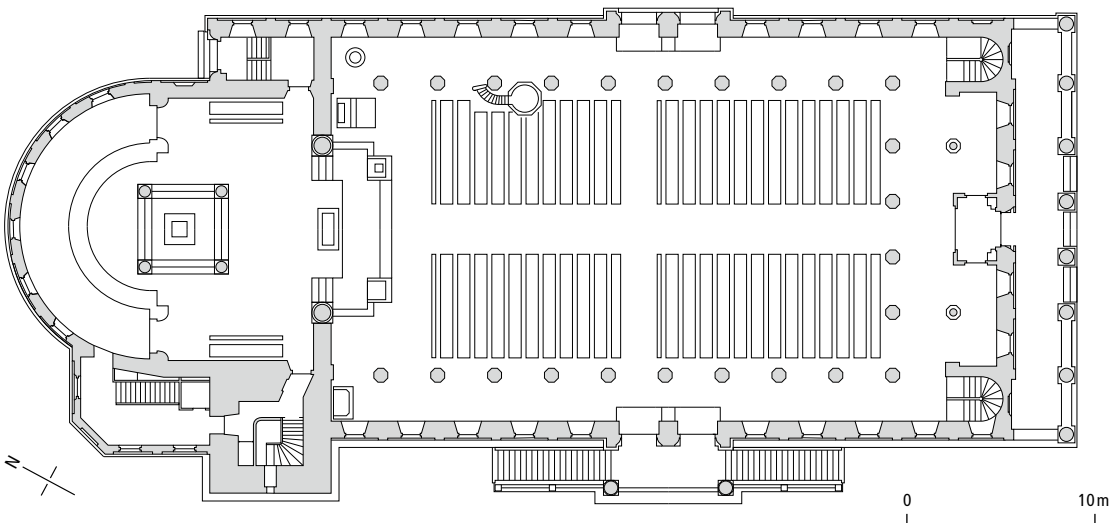
225

Weinbergstrasse 32. Liebfrauenkirche.
Ansicht aus Südwesten. Foto um 1895.
BAZ. – Text S. 261.

ten Blick auf den Hochaltar und die Kanzel gewährleistet (Abb. 226). Die lediglich 3 m breiten Seitenschiffe verstand HARDEGGER als Prozessionswege und Raum für die Beichtstühle. Neben dem Hochaltar bestanden bis 1980 je zwei Seitenaltäre, die Chorbogenaltäre und am Kopf der Seitenschiffe zwei zusätzliche «zur Aushilfe».¹⁶⁰ Die Orgel- und Sängerempore positionierte HARDEGGER an der südöstlichen Schmalseite.

An den 9 m breiten und 14 m langen Chor schliesst die eingezogene, fensterlose und halbrunde Apsis an. Sie wird von einem als Sakristei dienenden Chorungang gefasst.

Das Mittelschiff öffnet sich gegen die Seitenschiffe mit je elf Rundbogen mit einem Säulenabstand von 3 m; die Fenster der Seitenschiffe und des Obergadens sind axial in die Interkolumnien gesetzt (Abb. 227). Der polychrom bemalte offene



226

Weinbergstrasse 32. Liebfrauenkirche. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. PESCATORE/WINZELER 1997, S. 18. Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 261f.



227

Weinbergstrasse 32. Liebfrauenkirche. Blick ins Schiff und den Chor. Foto Nick Brändli, 1997. – Text S. 261–264.

Dachstuhl wurde aus finanziellen und ästhetischen Gründen einer Kassettendecke vorgezogen.¹⁶¹

Die beiden ionischen, mit rotem Stucco lustro verkleideten Säulen des Chorbogens stehen in Kontrast zu den senfgelb marmorierten Säulen mit korinthischen Stuckkapitellen und grauen Granitkämpfern der Mittelschiffarkaden. Diese werden von einem Gesims abgeschlossen, dem die Bildzone folgt, die wiederum von einem mächtigen, als Kranzgesims gedachten Abschluss begrenzt ist. Der Lichtgaden wirkt zusammen mit dem offenen Dachstuhl leicht und aufgesetzt; die Dekorationsmalerei der Obergaden und der Seitenschiffe wurde 1923/24 anstelle der weiss gehaltenen Wandflächen angebracht.

Der Chor wird durch die Doppelstellung von Triumph- und Apsisbogen kulissenhaft akzentuiert. Der von einer Marmorinkrustation hinterfangene Hochaltar, der von einem Ziborium über vier Säulen

aus weissem Marmor ausgezeichnet wird, hebt sich farblich von der polychromen Ausstattung ab.

Wandmalereien. Die Wandmalereien wurden von **FRTZ KUNZ** unter Beratung von P. ALBERT KUHN OSB in zwei Etappen ausgeführt: 1906/07 im Chor, 1923/24 im Langhaus.

Die Apsiskalotte zeigt in Mosaik (Ausführung NEUHAUSER & CO., Innsbruck) Christus als Weltherrscher auf dem Himmelsthron, flankiert von Maria und Johannes d. Täufer. In dem geöffneten Buch des Lebens auf dem linken Knie von Christus ist zu lesen: «Ich bin der erste und letzte, Alpha und Omega.» Paradiesflüsse und zwei Dattelpalmen symbolisieren die Erde. Ein Fries mit zwölf weidenden Schafen am Fuss der Kalotte zeigt, durch die zwölf Apostel vertreten, die «Herde» der Gläubigen. Der Bogen der Kalotte ist mit Ornamenten ausgezeichnet, deren Vorbilder in ravennatischen Kirchen zu finden sind.

In die blau gehaltene Stirnwand der Apsis ist über dem Bogenscheitel das Lamm Gottes gesetzt, das von sieben Leuchtern flankiert wird, denen wiederum sechs in Wolken gesetzte Engel der himmlischen Heerscharen folgen. Die 24 Ältesten als Priester in antikisierenden Gewändern heben mit verhüllten Händen ihre Kronen gegen das Lamm Gottes. In einem untersten Register, das zwischen der transzendenten Sphäre des Himmels und den Gläubigen vermitteln soll, sind die zwölf Apostel aufgereiht, die auf ihren Schrifttafeln das «Credo», die Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses (Apostolikum), zeigen.

Während die Apsis dem «Geheimnis des Glaubens», dem Credo, gewidmet ist, wird am Chorbogen die «doctrina», die «Lehre», thematisiert. Nochmals wird am Triumphbogen mit dem Gemmenkreuz und den Buchstaben Alpha und Omega auf Christus als Mittelpunkt christlichen Glaubens hingewiesen und im Schriftband, das dem Chorbogen folgt, die allumfassende Macht Christi ausgeführt: «Ich bin Alpha und Omega, der Anfang und das Ende spricht Gott der Herr, derjenige der ist, der war und der kommen wird in Allmacht.»¹⁶² Flankiert wird der Triumphbogen von den vier Evangelisten, in einem Fries stehen über diesen ihre Symbole. Die Flanken des Bogens sind mit der Verkündigung Mariens besetzt, indem links der Engel erscheint und rechts Maria demütig vor weissen Lilien – dem Symbol der Jungfräulichkeit – kniet. Mit der Verkündigungsszene werden Chor und Langhaus programmatisch verbunden. Mit der Verkündigung und der Unbefleckten Empfängnis setzt ein um zwei spezifische Marienthemen (Unbefleckte Empfängnis, Ausgiessung des Heiligen Geistes) erweiterter Christuszyklus an. Nordostwand: Anbetung der Hirten, Anbetung der Heiligen Drei Könige, Jesus unter den Schriftgelehrten, Taufe Christi, Hochzeit von Kanaa (Vermehrung von Brot und Wein). Südwestwand: Bergpredigt, Abendmahl, Kreuzigung, Auferstehung, Ausgiessung des Heiligen Geistes (Pfingsten).

Wie als Leitsatz ist an den Ankerbalken des Dachstuhls über dem Schiff das apostolische Glaubensbekenntnis als Kommentar zu den Wandmalereien angebracht, während analog dazu an den Ankerbalken im Chor, in dem das Sakrament der Eucharistie vollzogen wird, das Angelus-Gebet, das marienzentriert die Menschwerdung Gottes zum Gegenstand hat, aufgemalt ist.

In Anlehnung an altchristliche Vorbilder ist die Laibung des Triumphbogens mit Medaillons besetzt, die Brustbilder von Heiligen zeigen. Speziell für Zürich sind dies die hll. Felix und Regula, weiter die hll. Clara, Elisabeth, Franz von Sales und Fridolin.

Altäre. Von HARDEGGERS Hochaltar ist nur das Ziborium erhalten. Vier komposite Marmorsäulen tragen einen ionischen Architrav, über dem eine Galerie von Säulchen den Fries ersetzt. Darüber erhebt sich ein Dreiecksgiebel, in den in einer vergoldeten Lunette als Halbreliet das Lamm Gottes gesetzt ist. Als Vorbild diente das Ziborium der Basilika S. Clemente (Rom, 12. Jh.). Altarmensa und Marmorretabel (1894) wurden 1981 ersetzt.¹⁶³ 1980 wurden die Seitenaltäre entfernt. Geblieben sind die in Mosaik ausgeführten Altarbilder (Entwurf FRITZ KUNZ 1906, Ausführung 1907, NEUHAUSER & Co., Innsbruck). Links die Maria Hodegetria, rechts Christus als guter Hirte mit dem verlorenen Lamm über den Schultern. Im südwestlichen Schiff das Bild des Niklaus von Flüe, des Patrons der katholischen Schweiz, nordöstlich dasjenige des hl. Josef, des Patrons des guten Todes, der Familien und Arbeiter.

Die Kanzel orientiert sich an der italienischen Renaissance unter Verwendung mittelalterlicher Vorbilder für die Inkrustation. Den achteckigen Korb über ebensolchem Schaft zieren die vier Medaillons mit den Büstenreliefs der vier Evangelisten mit ihren Symbolen.

Der Taufstein bedient sich romanischen Formenguts (Entwurf RICHARD ARTHUR NÜSCHELER). Über hohem Postament stützen vier rote Säulen das über einem eingezogenen Fuss weit ausladende Becken. Der Fries des Beckens ist besetzt mit der Inschrift «UNA FIDES – UNUM BAPTISMA – UNUS DOMINUS» (ein Glaube, eine Taufe, ein Herr).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2009, S. 66. – HARDEGGER 1894. – INSA 10, 1992, S. 429. – KUHN 1908/09. – KUHN 1925/26. – Liebfrauenkirche 1894. – Liebfrauenkirche 1897. – Liebfrauenkirche 1981. – Liebfrauenkirche 1993. – Liebfrauenpfarrei 1918. – Liebfrauenpfarrei 1943. – Liebfrauenpfarrei 1968. – PESCATORE/WINZELER 1997. – WY-MANN 1907.

WERDSTRASSE 63

Katholische Kirche St. Peter und Paul

Bauherrschaft	Römisch-katholische Gemeinde Zürich.
Architekten	ALFRED CHIODERA, THEOPHIL TSCHUDY.
Altarentwürfe	WILHELM KELLER, Luzern.
Altarbilder	JOSEF BALMER, MELCHIOR PAUL DESCHWANDEN.
Altarbau	Gebrüder MÜLLER, Wil SG.
Hochaltar	THEODOR SCHNELL, Ravensburg (D).
Kanzel	Gebrüder MÜLLER, Wil SG.
Taufstein	LUIGI VANINI, Zürich, Aufsatz JOSEF ROMAN SCHWERZMANN.
Kreuzweg	MAIER'SCHE KUNSTANSTALT, München (D).
Glasgemälde	C. A. BURCKHARDT, München (D).
Wandgemälde	FRANZ VETTIGER.
Glocken	Giesserei RÜETSCHI AG, Aarau.
1873/74	Neubau.
1875–1877	Seitenaltäre.
1884	Hochaltar.
1891	Orgel Firma FRIEDRICH GOLL, Luzern.
1893	Gründung der Pfarrei St. Peter und Paul.
1895/96	Verlängerung um drei Joche, Frontturmfassade, Glocken, Glasgemälde.
1944	Purifizierung des Inneren.
1979–1981	Statische Sicherungen, Restaurierung, Neubau St.-Anna-Kapelle.
2000–2003	Aussenrestaurierung. ¹⁶⁴

Baugeschichte

Mit der Zuweisung der Augustinerkirche an die Altkatholiken 1873 verlor die papsttreue römisch-

katholische Gemeinde ihre einzige Kirche in Zürich. Noch im gleichen Jahr konnte jedoch mittels Spenden ein Grundstück an der Werdgutgasse erworben werden, das sich, am Rand eines «Unterschicht-quartiers», rund 200 m südwestlich des katholischen Friedhofs bei St. Jakob befand.¹⁶⁵

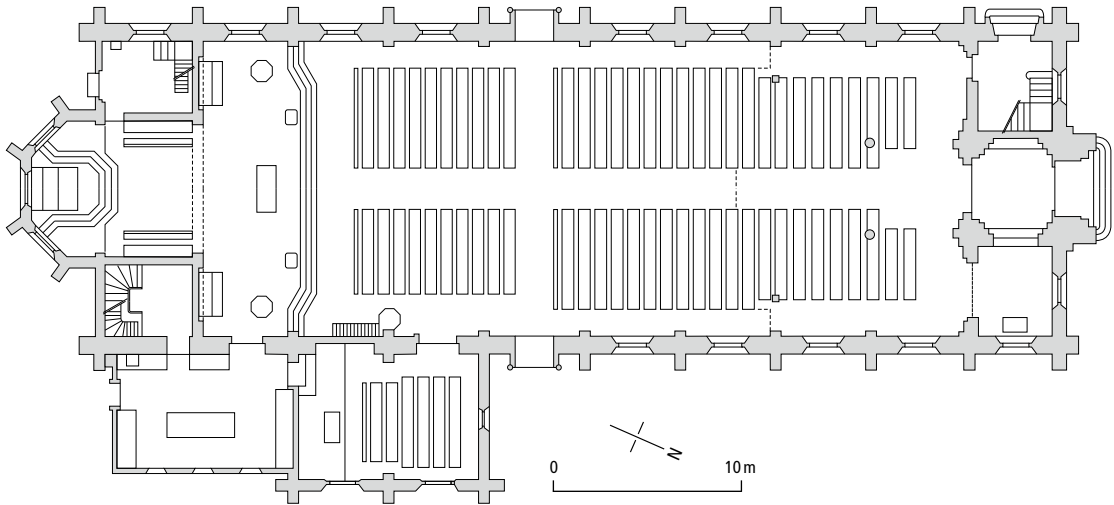
Bereits im September lag die Baubewilligung vor; Ende des Monats erfolgte der erste Spatenstich. Im Juli 1874 war der Rohbau mit Verputz und Anstrich vollendet. Die Kirchweihe des ersten nachreformatorischen katholischen Kirchenbaus in Zürich erfolgte am 2. August – ohne Innenausstattung und vor allem noch ohne Hochaltar. Der Innenausbau musste über Spenden und über Beiträge des Vatikans finanziert werden und dauerte bis 1885 (Konsekration des Hochaltars).¹⁶⁶ Der auch als «Armeleutkirche» bezeichnete Bau war sehr schlicht gestaltet und erinnerte eher an ein Bethaus als an eine katholische Kirche. Mit der Gründung der Pfarrei St. Peter und Paul 1893 war der Anstoss zu einer Erweiterung und repräsentativen Gestaltung der Kirche gegeben. Die Verlängerung des Schiffs um drei Joche und der Bau der neugotischen Frontturmfassade oblagen dem Architekturbüro CHIODERA & TSCHUDY.

Nachdem 1944 eine umfangreiche Purifizierung stattgefunden hatte, erfolgte 1979–1981 eine teilweise nach Befunden rekonstruierende, teilweise der neuen Liturgie angepasste und darüber hinaus durch statische Sicherungen bestimmte Restaurierung (WALTER RIEGER).



228, 229

Werdstrasse 63. Kirche St. Peter und Paul. Ansicht von Westen mit St.-Anna-Kapelle von 1979–1981. Foto 2004. DPZH. – Innenansicht gegen den Chor nach der Renovation 1979–1981. Foto ca. 1981. DPZH. – Text S. 266.



230

Werdstrasse 63. Kirche St. Peter und Paul. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. W. Rieger 1982 (SKF 305). Umzeichnung P. Albertin 2014. – Text S. 266.

Bauanalyse

Äusseres. Die Kirche präsentiert sich als schlichter Bau mit zehn durch Wandpfeiler gegliederten Achsen sowie einem eingezogenen polygonalen Chor mit drei Masswerfenstern (Abb. 228, 229). In starkem Kontrast zur Schlichtheit von Langhaus und Chor steht die dreiachsige Frontturmfassade. Das spitzbogige, mit Tympanon versehene Portal wird von einem mit Masswerk bestückten Wimperg überhöht und von zwei Strebepfeilern mit Fialen flankiert. Der Turmschaft wird bis zum oktogonalen Glockengeschoss von fialenbestückten Strebepfeilern gefasst. Je drei von Zifferblättern überhöhte Schallöffnungen an den Breit- und ein Lanzettfenster an den Schmalseiten des Oktogons sowie der mit Wimpergen kaschierte Übergang vom Schaft zum Spitzhelm bewirken eine ähnlich reiche Instrumentierung, wie wir sie am Turmfuss mit Portal und Skulpturengalerie (Kirchenväter, Apostel) vorfinden.

Inneres (Abb. 230). Der Glockenturm birgt im Erdgeschoss eine Vorhalle (Wandgemälde «Verleugnung Jesu durch Petrus», FRANZ VETTIGER). Das Schiff umfasst in der Länge sieben Achsen, denen mit einer Achse der Vorchor mit den Seitenaltären folgt. Der um fünf Stufen erhöhte Hochaltar ori-

entiert sich an spätgotischen, dreiteiligen Schnitzaltären. Das Antependium kann mit verschiedenen Bildern ausgestattet werden.¹⁶⁷ Das Altarbild besteht aus einer figürlichen Kreuzigungsgruppe. Im Zwickel unter dem Spitzgiebel die Heiliggeisttaube, die über der im Gesprenge Gottvater, von zwei Engeln flankiert, erscheint. Die hll. Petrus und Paulus flankieren in fialenbekrönten Aedikulen die Kreuzigungsszene.

Kanzel (1874) und Taufstein (1876) sind in neugotischem Stil ausgeführt. Während der Kanzelkorb mit den Symbolen der vier Evangelisten geschmückt ist, wird der eichene Deckel des Taufsteins von der Taufe Christi überhöht.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S.83. – BÄRTSCHI 1983, S.297f., 326. – BAUR 2014, S.172–179. – BLUNTSCHLI 1905, S.279. – DRACK 1986. – INSA10, 1992, S.430. – KOLB 1974. – MICHEL 2008. – RIEGER 1982. – STAMPFELI 1999. – WYMAN 1907, S.177–181. – ZANETTI 1924.

Karl Grunder

FREIZEIT- UND KULTURBAUTEN

KULTUR- UND VEREINSBAUTEN

Mit dem politischen setzte in den 1830er Jahren in Zürich auch ein gesellschaftlicher und kultureller Wandel ein. Während das Musikleben bereits im Ancien Régime blühte, entstand das erste Theater 1834 in der ehemaligen Barfüsserkirche. 1867 wurde im Kornhaus die Tonhalle eingerichtet.¹ Mit dem neuen Stadttheater 1891, der neuen Tonhalle 1895 und dem Kunsthaus 1910 erhielt das aufstrebende Bürgertum in der Belle Époque mehrere von der Stadt geförderte Kulturinstitutionen.

Das Schauspielhaus «Pfauen» ging aus einer Bierwirtschaft und der Privatinitiative eines Wirts hervor. Daneben gab es in Zürich um 1900 auch das Variététheater Corso beim Bellevue (1900), das Variététheater Central an der Weinbergstrasse (1926 abgebrochen) oder das Volkstheater Colosseum an der Zweierstrasse 134 in Wiedikon (Wohn- und Wirtshaus mit Saalgebäude, 1969 abgebrochen). Dem Bedürfnis nach Unterhaltung für breitere Bevölkerungsschichten kamen in der Belle Époque Schausteller, Casinos und Quartierwirtschaften nach.² Beliebt waren das 1894 bis 1919 bestehende Panorama am Utoquai (1928 abgebrochen)³ und das 1899 eingerichtete Panoptikum am unteren Mühlesteg. Ab 1907 entstanden die ersten Kinematogra-

fen-Theater, die ältere Unterhaltungsformen zunehmend verdrängten (Abb. 231).

Mit dem Bau der Quaianlagen 1882–1887 wurde das Zürcher Seeufer für unterschiedliche Bauprojekte, besonders auch für Kulturbauten, attraktiv. Während das Stadttheater so positioniert wurde, dass seeseitig eine Bauparzelle frei blieb, spielte bei der neuen Tonhalle die Aussicht und Naturnähe eine wichtige Rolle, da der Bau mit seiner Gartenanlage und dem Restaurationsbetrieb verschiedensten gesellschaftlichen Anlässen diente. Während das Bellevue um 1900 zum Ausgehört avancierte, wurde der Heimplatz mit Kunst- und Schauspielhaus in den 1940er Jahren als das «eigentliche kulturelle Zentrum der Stadt» bezeichnet.⁴ Für das Landesmuseum war wiederum die Lage beim Hauptbahnhof ideal.

Vereins- und Gesellschaftshäuser

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich eine rege Vereinskultur.⁵ 1896 gab es in Zürich an die 600 Vereine, Verbindungen und Gesellschaften mit «politischen, religiösen, gemeinnützigen, wissenschaftlichen, beruflichen, sportlichen und gesellschaftlichen Interessen»,⁶ von denen nur wenige wie etwa die Freimaurer⁷ oder die Museumsgesellschaft⁸ über



231

Utoquai 49. Ansicht des Panoramagebäudes von Süden. Es wurde 1893/94 von Rudolf Oechsli anstelle des Circus Herzog (1888) erbaut, 1919 umgenutzt und 1928 abgebrochen. Louis Braun schuf 1893 das Panorama der Schlacht bei Murten, das später in Murten eingelagert und anlässlich der Expo 02 restauriert und gezeigt wurde. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 267.



232, 233

Morgartenstrasse 5. Saal der 1906 erbauten Stadthalle. Foto Landolt-Arbenz, 1949. BAZ. – Wolfbachstrasse 15. Grosser Saal im Vereinshaus des katholischen Gesellenvereins. 1984 ausgekernt. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 268f.



neu erbaute Lokale verfügten. In der Regel wurden bestehende Liegenschaften für Vereinszwecke umgebaut. Der Deutsche Arbeiterbildungsverein Eintracht kaufte 1888 das ehemalige Zunfthaus zur Schuhmachern ([Neumarkt 5](#))⁹ und betrieb eine Speisegenossenschaft, eine Vereinsbibliothek und ab 1911 eine Herberge und Badeanstalt.¹⁰ Viele Vereine versammelten sich in den Sälen von Speisewirtschaften. Weitere Orte der Geselligkeit waren um 1900 auch städtische und private Casinos,¹¹ die nach dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung verloren. Das erste Casino wurde 1806/07 beim ehemaligen Barfüsserkloster erbaut,¹² weitere folgten in Hottingen,¹³ im Sihlhölzli und in Unterstrass. Erhalten ist nur noch der Casinosaal [Rotwandstrasse 4](#) in Aussersihl (1890/1930). Bis zum Bau des Kongresshauses 1937–1939 war die 1906 errichtete «Stadthalle» ([Abb. 232](#)) ein wichtiger Treffpunkt des Zürcher

Vereinslebens (Aussersihl, [Morgartenstrasse 5](#); ab 1949 zur Garage umgebaut).¹⁴ Das «Velodrom» an der Manessestrasse 24 in Wiedikon (1899–1918 in Betrieb, abgebrochen) wurde vor allem von Arbeitervereinen für grössere Veranstaltungen genutzt. Wer es sich leisten konnte, mietete den Gartensaal der neuen Tonhalle.

1888/89 baute der 1863 gegründete katholische Gesellenverein dank Spenden, Darlehensscheinen und mit einer Hypothek der Schwyzer Kantonalbank das katholische Gesellenhaus an der [Wolfbachstrasse 15](#) ([Abb. 233](#)). Architekten des prächtigen Sichtbacksteinbaus waren [CHIODERA & TSCHUDY](#), die gleichzeitig den Pfauenkomplex am Heimplatz erstellten. Das Gesellenhaus bot Vereins- und Nichtmitgliedern oder Durchreisenden ohne Berücksichtigung der Konfession günstige Kost und Logis. Das Raumprogramm umfasste u.a. einen Festsaal in

antikisierendem Dekor (1984 Auskernung, 1994/95 Neubau hinter alten Fassaden).¹⁵

Erhalten geblieben ist das 1893/94 von HERMANN I. FIETZ erbaute Clubhaus des Jünglings- und Männervereins Neumünster in Riesbach (Christlicher Verein Junger Männer CVJM, [Forchstrasse 58](#)). Es weist eine grosszügig befensterte Hauptfassade mit einem volutenbesetzten Treppengiebel und ein seitlich angegliedertes Treppenhaus auf ([Abb. 234](#)). Im Inneren waren Büros, Vereinsräume, eine Bibliothek, Wohnungen und ein geschossübergreifender Saal untergebracht (1994 renoviert).¹⁶ 1909–1911 erbauten [BISCHOFF & WEIDELI](#) für den CVJM den Glockenhofkomplex an der [St. Annagasse 9/11, Sihlstrasse 31/33](#), welcher das Freie Gymnasium, ein Hotel sowie den Neubau der St. Anna-Kapelle aufnahm.¹⁷

Als Lösung für den Mangel an günstigen Büros, Sitzungszimmern und grösseren Sälen war in den 1890er Jahren der Bau eines allen Vereinen zugänglichen Gesellschaftshauses im Gespräch. Der ZIA hatte zu diesem Zweck einen Baufonds gegründet, und [GUSTAV GULL](#) schlug den Umbau des Zunfthauses zur Meisen vor. Unabhängig davon beauftragte ein Konsortium 1896 die Architekten [STADLER & USTERI](#) mit der Projektierung eines Vereinshauses beim Bellevue.¹⁸ Als Resultat entstand das «Corso», ein Mehrzweckbau mit Variététheater.

Volkshäuser

Das Volkshaus am Helvetiaplatz ist nicht das einzige in der Stadt. Nach einem Wettbewerb baute der Volkshausverein Oerlikon 1930 sein Volkshaus an der [Baumackerstrasse 15](#) ([KARL SCHEER](#)).¹⁹ Der an ein Schulhaus erinnernde, zweigeschossige Bau unter Walmdach zeigt noch den typisch neoklassizistischen Habitus der Architektur der 1920er Jahre, während das 1931 eröffnete «Limmathaus» im Industriequartier ([Limmatstrasse 114–118](#), [Ausstellungsstrasse 99–105](#)) das Neue Bauen konsequent umsetzt ([Abb. 235](#)). Von einem «modernen Zweckbau» und einem Schritt «zu einem neuen Ideal der Schönheit» war bei der Eröffnung zu lesen.²⁰ Im Auftrag der Volkshaus-Genossenschaft Industriequartier realisierten die Architekten [KARL EGENDER](#) und [ADOLF STEGER](#) einen dreiteiligen Baukomplex. Das umfangreiche Raumprogramm umfasste einen Konzert- und Theatersaal, kleinere Säle, Sitzungszimmer, Wohnungen, Räume für die Kirchgemeinde der



234

Forchstrasse 58. Vereinshaus des CVJM in Riesbach. Foto 1993. BAZ. – Text S. 269.



235

Limmatstrasse 114, 118. Ansicht des «Limmathauses» von Süden, rechts angeschnitten die Johanneskirche. Foto Wilhelm Gallas, 1939. BAZ. – Text S. 269.

angrenzenden reformierten Johanneskirche, ein Lögierhaus für ledige Arbeiter, öffentliche Bäder, eine Post, Bank und ein Restaurant.²¹ Die Genossenschaft setzte sich aus Vertretern des Grütlivereins, der Kirchgemeinde und verschiedenen Vereinen des Industriequartiers zusammen. Der im Quartier aufgewachsene [EGENDER](#) stellte unentgeltlich Vorstudien zur Verfügung und wurde konkurrenzlos mit dem Bau beauftragt.²²

[EGENDER](#) war zusammen mit [WILHELM MÜLLER](#) und [ROBERT MAILLART](#) 1934/35 auch für den Bau des «Albisriederhauses» verantwortlich ([Albisriederstrasse 330](#)). Es wurde von der Genossenschaft Gemeindehausverein Albisrieden initiiert und diente



236, 237

Waisenhausstrasse 2–4 / Beatenplatz 4. Das 1913 von Jakob Haller und Carl Schindler erbaute Geschäftshaus «Du Pont» gehörte schweizweit zu den ersten mit eingebautem Kinosaal. Der Bau im Stil der Reformarchitektur ist auch in bautechnischer und gestalterischer Hinsicht bemerkenswert. Die Kinonutzung ist an der Westfassade gegen die Waisenhausstrasse ablesbar. Der Kinobetrieb wurde 2014 eingestellt. Foto um 1915. BAZ. – Weinbergstrasse 9. Kinosaal des «Capitol». Die Stuckdekorationen und die perforierten Metallwände (Kinoorgel) entwarf Otto Münch. 1984 Umbau zum Multiplexkino. Foto Gottfried Gloor, um 1930. BAZ. – Text S. 270f.



als multifunktionales Quartierzentrum. Der L-förmige Bau nahm bereits Elemente des «Landstils» voraus und wurde mehrmals eingreifend umgebaut.²³

Kinobauten

Filmvorführungen fanden in Zürich ab 1896 in verschiedenen Lokalen wie der Tonhalle, im Panoptikum, im Corso, in Speisewirtschaften oder Wanderkinematografen statt. 1907 wurde der Kinofilm nach der Einführung des Kopienverleihs durch die französische Produktionsfirma Pathé zum Massenmedium;²⁴ bereits im März 1907 eröffnete in Zürich das erste «ständige Kinematografen-Theater» an der Löwenstrasse 67 in einem umgebauten Ladenlo-

kal.²⁵ Im April 1907 nahm Kinopionier [Jean Speck](#) sein erstes «Etablissement» an der Waisenhausgasse in Betrieb.²⁶ An seiner Stelle entstand 1913 das Geschäftshaus Du Pont mit dem von Speck geleiteten Kino Orient (bis 2014 Kino ABC) ([Abb. 236](#)).²⁷ Es setzte in Zürich bezüglich Grösse (700 Sitzplätze), Architektur und Ausstattung neue Massstäbe.²⁸ Der Saal des Kinos Radium entstand 1907 durch Umnutzung einer Wagenremise im Erdgeschoss von Mühlegasse 5 (2008 Betriebsaufgabe). EMIL MORF führte 1928 die heute noch erhaltene, vom Kubismus beeinflusste Fassadenmalerei aus.²⁹

Geschäftshäuser mit Kinosaal. Das Kino Sihlbrücke an der [Badenerstrasse 9](#) war 1909 das erste, das in einen Neubau integriert wurde (Geschäfts-



238, 239

Badenerstrasse 109. Geschäftsbaus mit ehemaligem Kino Kosmos, 1923/24, Friedrich und Ernst Zuppinger. Foto Wilhelm Gallas, um 1925. BAZ. – Welchogasse 6. Ehemaliges Kino Colosseum in Oerlikon. Foto 1990 nach Renovation. BAZ. – Text S. 271.

haus des Konsumvereins, 1988 ausgekernt).³⁰ An seiner Stelle war, wie bei den 1912 im Kaspar Escher-Haus eingerichteten «Palast-Lichtspielen», zunächst ein Ladenlokal geplant.³¹ In den 1920er Jahren entstanden fünf in Mehrzweckbauten integrierte Grosskinos. Die meisten waren mit Bühnen ausgestattet, die auch Variété- und Theatervorführungen erlaubten.³² 1924 entstand das Kino Kosmos (heute Veranstaltungslokal Plaza) (Abb. 238),³³ 1926 das «Capitol» an der Weinbergstrasse 9 (Abb. 237).³⁴ Das 1927 erbaute Kino Scala war das erste Schweizer Kino, das in der SBZ ausführlich besprochen wurde (1969 abgebrochen).³⁵ 1928 folgten das Kino Apollo (1988 abgebrochen)³⁶ und das Kino «Forum» (1987 umgenutzt).³⁷

Mit dem Aufkommen des Tonfilms verschwanden ab 1929 die Kinoorchester und Kino- oder Lichtorgeln. Neue Saalformen grenzten sich vom Typus des Theaters ab.³⁸ Bedeutende Kinos der 1930er Jahre waren das Roxy im Zett-Haus und das 1934 umgebaute, erst 1947 vollständig zum Kino umgenutzte Theater Corso. Das 1934 an ein Hotel angegliederte Kino Urban beim Bellevue wurde 1971 abgebrochen.

Monofunktionale Kinobauten. Der kantonsweit erste reine Kinobau wurde 1912 in Oerlikon mit «Riesen Extra Eröffnungs-Programm» eingeweiht.³⁹ Das eingeschossige, pavillonartige Kino Colosseum der Baufirma J. GLASS & E. STEIDLE steht als «Gewerbebau» im Innenhof einer Blockrandbebauung (Welchogasse 6, 1970 umgenutzt) (Abb. 239).⁴⁰ Alle vier Fassaden des schlichten und heiteren Putzbaus zeigen einen schweif- oder rundbogenförmig überhöhten Mittelrisalit. Ein zweites Beispiel ist das Kino Seefeld (heute Restaurant Razzia).

Lage und Architektur. Noch über die 1940er Jahre hinaus konzentrierten sich die Kinobetriebe in der Zürcher Altstadt und in Aussersihl. Ausnahmen waren die Quartierkinos in Oerlikon und im Seefeld. Da Kinos anfangs rund um die Uhr Kurzfilmprogramme zeigten, war eine grosse Laufkundschaft wichtig. Die Vorstellungen waren für breitere Bevölkerungsschichten erschwinglich und konkurrierten damit die Variététheater.

Viele Zürcher Kinos waren architektonisch wenig auffällig, da sie meist nur das Erdgeschoss grösserer Geschäftshauskomplexe belegten (Abb. 241, 240). Umso wichtiger war im Konkurrenzkampf die Werbung. Kennzeichnend waren die aufwendigen Lichtreklamen, mit denen sich die Kinos nachts in Szene setzten (Verbreitung des Neonlichts ab Mitte der 1920er Jahre).⁴¹ Für die Gestaltung der Neonreklamen konnte beim Kino Roxy und beim Corso-Theater MAX BILL gewonnen werden.

Von den teils aufwendigen Kinointerieurs aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg haben sich keine vollständig erhalten (vgl. Kino Uto, Seefeld oder Corso). Ein gut erhaltenes Beispiel ist das 1948/49 erbaute Kino Studio 4, heute Filmpodium, Nüscherstrasse 11, als Teil des Geschäftshauses «Neuegg» (WERNER FREI).⁴² Der Bühnenbildner und Bauhausschüler ROMAN CLEMENS gestaltete den Saal mit dem Ziel, ein «filmgerechtes Kino» zu schaffen, und entwickelte u.a. eine neuartige, prismatische Leinwand, die er patentieren liess. Der von Schwarz-Weiss-Kontrasten geprägte Kinosaal ist von einem Fotofries umgeben, für den CLEMENS Fotos der New Yorker «Life»-Redaktion erwarb. Als Fachmann wurde der Fotograf WERNER BISCHOF beigezogen.⁴³ Das Foyer erinnert an die Neugestaltung



240

Kalkbreitestrasse 3. Expressionistisch gestaltetes Wohnhaus mit Kino Uto, 1926/27 erbaut von Fritz Fischer. Einziges, noch gut erhaltenes Kino der Zwischenkriegszeit in Zürich. Foto Wolf-Bender, 1933. BAZ. – Text S. 271.



241

Beatengasse 15. Der beleuchtete Eingang des 1937 eröffneten Aktualitäten-Kinos Cinébrief. Abbruch 1992. Foto Gottfried Gloor, um 1940. BAZ. – Text S. 271.

des Mascotte-Dancings im Corso von 1934.⁴⁴ Von den über 40 bis 1949 in Zürich eröffneten Kinos sind heute nur noch wenige in Betrieb.⁴⁵ Ab den 1960er Jahren setzten das Fernsehen und später die Multiplexkinos die mit nur einem Saal ausgestatteten Kinos unter Druck.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

AUSSTELLUNGSSTRASSE 60/ SIHLQUAI 87

Gewerbeschule und Kunstgewerbemuseum

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	ADOLF STEGER, KARL EGENDER.
1925/27	Wettbewerbe.
1930–1933	Neubau.
1958	Umbau.
1993–1999	Gesamtrenovation.
2015–2017	Gesamtrenovation.

Geschichte

In den 1870/80er Jahren sind im Kanton Zürich mehrere Bildungsanstalten eröffnet worden, welche die Förderung von Gewerbe, Industrie, Handel, Hand- und Kunsthandwerk zum Ziel hatten. Die durchgeführten Weltausstellungen hatten gezeigt, dass die Schweiz ohne entsprechende Bestrebungen international nicht konkurrenzfähig war.⁴⁶ 1875 wurde in Zürich ein «Gewerbemuseum» eröffnet. Es diente der Mustersammlung von «Rohstoffen und gewerblichen Erzeugnissen» und beinhaltete auch eine Sammlung von «Lehrmitteln und Schulbedürfnissen».⁴⁷ 1878 folgte die Eröffnung der «kunstgewerblichen Fachschule».⁴⁸ Sie bezweckte die «künstlerische Heranbildung von tüchtigen Arbeitskräften beiderlei Geschlechtes für die Bedürfnisse der verschiedenen Zweige der Kunstindustrien mit besonderer Berücksichtigung der Töpferei, der Bildhauerei, Bildschnitzerei und verwandten Gewerben».⁴⁹ Der Architekt ALBERT MÜLLER und der Bildhauer JOSEPH REGL haben den Schulunterricht in den ersten Jahren massgeblich geprägt.⁵⁰ Mit der Stadtvereinigung 1893 wurden die Kunstgewerbeschule und das Gewerbemuseum als Abteilung der Gewerbeschule unter eigener Direktion neu organisiert. Ende 1894 zog die Abteilung von der Friedensgasse 5–7 im Selnauquartier in den eigens dafür erbauten Ostflügel des Landesmuseums. 1905 veranlasste der neue Direktor JULES DE PRAETERE eine Reorganisation, die sich an der Reform der preussischen Kunstgewerbeschulen durch HERMANN MUTHESIUS orientierte. Unter anderem wurde das Gewerbemuseum zum «Kunstgewerbemuseum», das neu auch Wechselausstellungen durchführte. Unter Direktor ALFRED ALTHERR



242

Ausstellungsstrasse 60/Sihlquai 87. Im Hintergrund die ehemalige Gewerbeschule, winklig angebaut das Kunstgewerbemuseum, links im Vordergrund der Saaltrakt. Foto 1933. Archiv ZHDK. – Text S. 273f.

wurde 1913 der Schweizerische Werkbund (SWB) gegründet, 1914 fand im Kunstgewerbemuseum dessen erste Kollektivausstellung statt.⁵¹

1998 erfolgte die Kantonalisierung als «Hochschule für Gestaltung und Kunst» (HGKZ), die seit 2007 Teil der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) ist.

Baugeschichte

Obwohl dem Stadtbaumeister **HERMANN HERTER** die Projektierung und Ausführung grösserer Bauprojekte zugesichert worden war, schrieb die Stadt 1925 unter Hinweis auf die Baukrise einen Wettbewerb aus, da «wegen des Stillstandes der Bautätigkeit der Stadt auf dem Gebiete des Hochbauwesens den Architekten seit einer Reihe von Jahren keine Möglichkeit mehr geboten worden sei, in einem Wettbewerb über die Lösung einer grösseren Bauaufgabe ihre Kräfte zu messen».⁵² Der Sieger **MAX GOMRINGER** wurde wegen Verstössen gegen das Reglement vom weiteren Verfahren ausgeschlossen.⁵³

Den zweiten Wettbewerb unter den Preisträgern gewann 1927 das Büro **STEGE & EGENDER**.⁵⁴ Ihr Projekt hatte im Vorfeld der Volksabstimmung Fachdebatten ausgelöst, in denen es u.a. um die «unzeitgemässen» Lichthöfe ging.⁵⁵ **PAUL SCHULTZ-NAUMBURG** war das Projekt zu wenig repräsentativ. Er hielt es für selbstverständlich, dass in jedem Bauwerk «nicht nur sein Gebrauchszweck, sondern auch sein geistiger Rang in der Erscheinung deutlich zum Ausdruck» komme. Eine solch wichtige Bildungsstätte dürfe nicht «für eine gut angelegte

Schuh- oder Fahrradfabrik oder vielleicht für die Werkstätten kosmetischer Artikel mit Lagerräumen oder eine Milchzentrale» gehalten werden.⁵⁶

Im Baukollegium gaben die hohen Baukosten des «nüchternen Zweckbaues» als Folge der Flachdachlösung und der stark aufgelösten Fassaden zu reden. Das Flachdach selbst wurde dabei als die ästhetisch ansprechendste Lösung nicht in Frage gestellt; bereits das benachbarte Klingenschulhaus besass 1897 ein solches (abgebrochen).⁵⁷ **STEGE & EGENDER** verzichteten schliesslich auf die Lichthöfe und orientierten sich beim Museumsflügel wieder stärker an ihrem ersten Entwurf.⁵⁸ Der realisierte Schul- und Museumsbau gehört heute zu den wichtigsten Werken des Neuen Bauens in der Schweiz. Mit dem «Limmathaus», Limmatstrasse 118 (1930/31), sind **STEGE & EGENDER** mit einem weiteren Bau im Industriequartier präsent.

Der Baukomplex wurde mehrmals umgebaut.⁵⁹ Nach der Gesamtrenovation 2015–2017 soll der Museumstrakt weiterhin vom Museum für Gestaltung, der Schultrakt neu von der Allgemeinen Berufsschule Zürich genutzt werden.

Bauanalyse

Situation. Der L-förmige Bau steht zwischen Sihlquai und Klingenpark im Industriequartier und schliesst im Winkel eine Grünfläche ein, die damals nicht überbaut werden durfte (**Abb. 242**).⁶⁰ Nordwestlich befand sich das Schulhaus Klingenstrasse (1896/97, 1965 Neubau), westlich steht das Volksschulhaus Limmat (1908–1911).



243

Ausstellungsstrasse 60/Sibluai 87.
Innenansicht des Kunstgewerbemuseums. Foto 1934. Archiv ZHDK. –
Text S. 274.

Konstruktion und Gesamtanlage. Die Bauten bestehen aus einem Eisenbetonskelett mit einer Vormauerung aus Kalksandstein; über einem Granitsockel sind die Fassaden verputzt. Die Vorplatz- und Treppenhause Fenster wurden aus Stahl, die übrigen Fenster aus Kostengründen aus Föhrenholz hergestellt.⁶¹ An der Konstruktion waren die Ingenieure TERNER & CHOPARD (Foundationen und Schultrakt), ERNST RATHGEB (Museumsbau)⁶² und ROBERT MAILLART (Saalbau) beteiligt.⁶³

Die verschiedenen Funktionen (Schulhaus, Museum, Saalbau) kommen baulich differenziert zum Ausdruck. Drei schmucklose und flachgedeckte Baukörper sind rechtwinklig aneinandergefügt. Die Gestaltung beschränkt sich auf die Gruppierung und Staffelung der Bauten sowie die spannungsvolle Anordnung der je nach Raumfunktion unterschiedlich gestalteten Fenster.

Schulhaus. Der fünfgeschossige Schultrakt mit Mittellängsgang und schmalseitig angeordneten Treppenhäusern ist gegen die Limmat rasterartig befenstert. Dem Dachgeschoss ist südwestseitig eine grosse Dachterrasse vorgelagert. Der Aktsaal mit Oberlicht ist nordwestseitig anhand der grosszügigen Fensterfläche erkennbar. Vor dem südlichen Eingang steht ein Brunnen mit Schwanenfigur (CARL LEONHARD FISCHER).

Museumsbau. Winklig angebaut ist der dreigeschossige, vertikal gestufte Museumstrakt. Der schlichte Museumssaal (Abb. 243) wies im Ober-

geschoss ursprünglich eine Galerie auf (1958 Einbau eines Zwischenbodens).⁶⁴ Im zweiten Obergeschoss wurden die Bibliothek und der Lesesaal sowie die Räume der Direktion eingerichtet. Der Südfassade ist ein Ziergarten mit Wasserbecken vorgelagert (GUSTAV AMMANN). An dessen westlichem Ende befindet sich ein sitzender Frauenakt (THOMAS ERNST GUBLER).

Saalbau. Gegen die Ausstellungsstrasse wird der Baukomplex von einem kräftigen Kubus abgeschlossen. Die spannungsvolle Fensteranordnung widerspiegelt die innere Raumgliederung. Im Erdgeschoss ist eine offene Vorhalle ausgeschieden. Das anschliessende Foyer führt ins Museum, in die Bibliothek und den Saal im Obergeschoss. Der Saal weist ein dreiseitig umlaufendes, schmales Fensterband auf; wo die Fenster durch Pfosten unterteilt sind, befindet sich die Abwartwohnung.

Dokumentation

Quellen: Archiv ZHDK. – BAZ, Y 14, Prot. Baukollodium 1928–1931, 10.7.1929, S. 27–33.

Literatur: ALTHERR 1919. – Baukultur 2004, S. 115. – BZD 1997/98, S. 184. – CRETIAZ-STÜRZEL 2009. – DOSCH 1990. – Eisenbahn 1878/8, S. 107. – Gewerbeschule 1933. – GÜRTLER BERGER 2002. – INSA 10, 1992, S. 302. – LICHTENSTEIN 2005. – SBZ 1925/86, S. 115, 278. – SBZ 1926/88, S. 54, 81, 172–175, 184–187. – SBZ 1927/89, S. 321–326. – SBZ 1930/95, S. 38–41. – Werk 1930/17, S. 209–215.

Plandokumente: Gewerbeschule 1933, S. 108f.

CLARIDENSTRASSE 3–7/
GOTTHARDSTRASSE 5/
BEETHOVENSTRASSE 2–8

Tonhalle und Kongresshaus

Claridenstrasse 7

Tonhalle

Bauherrschaft	Tonhallegesellschaft.
Architekten	FERDINAND FELLNER, HERMANN HELMER.
1887/1892	Wettbewerbe.
1893–1895	Neubau.
1937	Teilabbruch und Purifizierung.
1981	Renovation der Fassaden, des Vestibüls und des grossen Saals. ⁶⁵
1988	Neuer Orgeleinbau. ⁶⁶
1998	Restaurierung des kleinen Tonhallsaals. ⁶⁷

Baugeschichte

Das 1837–1839 von ALOIS NEGRELLI (Entwurf FELIX WILHELM KUBLY) auf dem heutigen Sechseläutenplatz erstellte Kornhaus wurde 1867 von F. ISELIN und ARNOLD GEISER anlässlich des schweizerischen Musikfests zur Tonhalle umgebaut.⁶⁸ 1868 folgte die Gründung der Tonhallegesellschaft. 1897 wurde die mittlerweile als «elende Barake» bezeichnete alte Tonhalle abgebrochen.⁶⁹

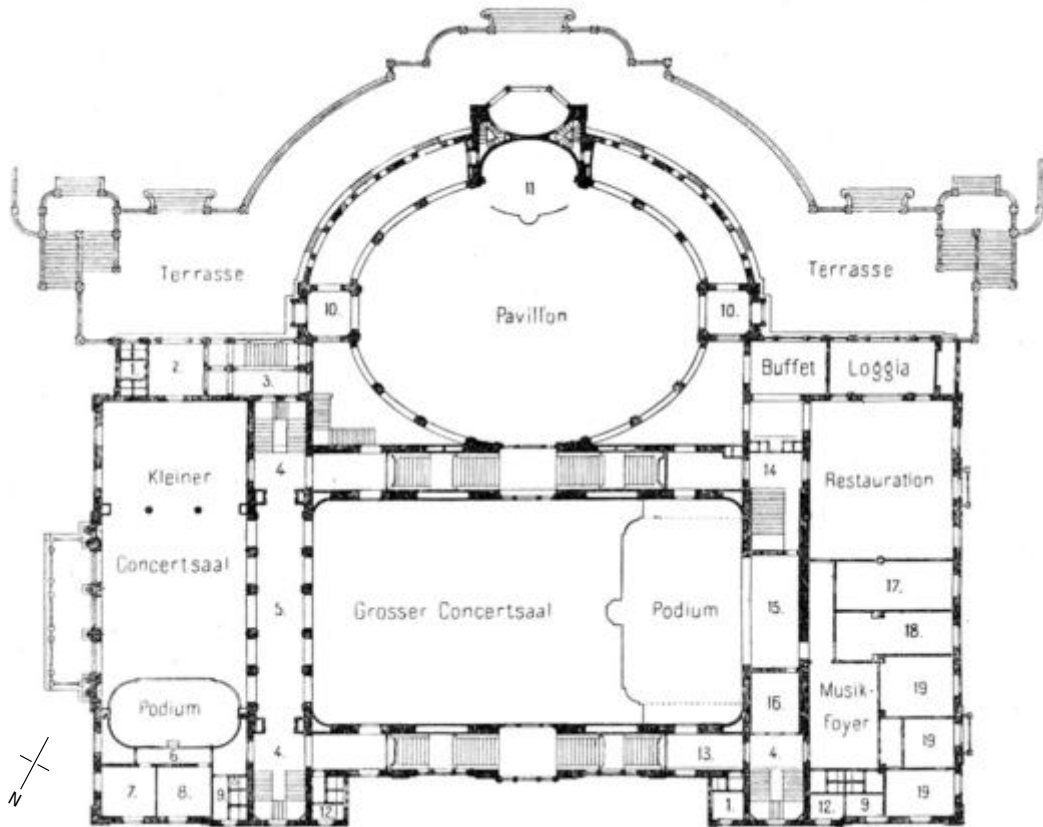
Mit den Quaibauten wurde der Ruf nach einem repräsentativen und zweckmässigen Neubau laut. Die Gemeinde Enge wollte in den 1880er Jahren im See eine Insel aufschütten und darauf ein Sommer-Konzerthaus bauen (Quaivertrag 1881). Das Projekt wurde als Konkurrenz zur Tonhalle wahrgenommen und löste intensive Diskussionen über Neubau- und Standortfragen aus. Eine Kommission der Quaidirektion untersuchte 1886 das Bedürfnis nach Musiklokalitäten in der Stadt und kam zum Schluss, «dass diese neuen Lokalitäten durch Schönheit der Lage, Grossartigkeit der Aussicht, Zweckmässigkeit und Reiz der Einrichtung den Ruf Zürichs und der Quaianlagen heben und einen öffentlichen Beweis der Pflege bilden, welche Zürich künstlerischen Interessen angedeihen lässt».⁷⁰

1. *Wettbewerb 1887.* Die Quaidirektion schrieb einen Ideenwettbewerb für einen Neubau am bestehenden Standort oder am General-Guisan-Quai aus,⁷¹ den der Berliner BRUNO GEORG SCHMITZ (Pseudonym Georg Braun) gewann.⁷² Während

die Tonhallegesellschaft einen Um- oder Neubau am alten Standort favorisierte (Zentrums- und Nähe zum Hochschulquartier), sprachen sich die Fachleute wegen des grösseren Bauplatzes, der ruhigen und doch zentralen Lage sowie der Aussicht für den General-Guisan-Quai aus. Zudem konnte so die alte Tonhalle bis zur Fertigstellung des Neubaus in Betrieb bleiben.⁷³ 1891 wurde die «Neue Tonhallegesellschaft» gegründet. Die Gemeindeversammlung Zürich beschloss die Abtretung des Bauplatzes am General-Guisan-Quai und eine städtische Subvention von Fr. 300 000.–. Bis September 1891 kamen durch Zeichnung von Anteilscheinen Fr. 971 000.– an Baukapital zusammen.⁷⁴

2. *Wettbewerb 1892.*⁷⁵ Aus Rücksicht auf die Kosten war «von einem monumentalen Massivbau abzusehen». Anstatt Haustein sollte «eher Backstein und für den in Aussicht genommenen Pavillon eine Eisenkonstruktion verwendet werden, da die Lage des Baues als Abschluss des Gartens mehr auf eine malerische, als auf eine monumentale Wirkung hinziele.⁷⁶ Der erste Preis ging erneut an BRUNO SCHMITZ.⁷⁷ Aus finanziellen Gründen und weil keines der Projekte vollständig genügte, wurden die Wiener Theaterarchitekten FELLNER & HELMER, Erbauer des Zürcher Stadttheaters (HELMER sass in der zweiten Wettbewerbsjury), mit der Ausarbeitung eines Projekts auf der Basis des SCHMITZSCHEN Entwurfs beauftragt.⁷⁸ Nach Protesten der Zürcher Architektenschaft lud die Neue Tonhallegesellschaft im April 1892 auch ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI (Preisrichter beider Wettbewerbe) zur Teilnahme an einer beschränkten Konkurrenz unter besonderer Berücksichtigung der Kostenfrage ein. BLUNTSCHLI hatte sich zu dieser Teilnahme «nur widerwillig entschlossen, [...] gewissermassen um einen letzten Versuch zur Ehrenrettung der schweizerischen Architektenschaft zu machen».⁷⁹

Die Berliner Akademie des Bauwesens beurteilte die zwei Entwürfe und wertete die Vereinbarung des Bauprogramms mit den bescheidenen finanziellen Mitteln als schwierig. BLUNTSCHLIS Entwurf erhielt bezüglich der Fassadengestaltung den Vorrang (er konnte sich als einer der wenigen vom SCHMITZSCHEN Entwurf von 1887 lösen), wurde jedoch aufgrund der Mängel im Grundriss zurückgewiesen. Abweichende Berechnungen von GUSTAV GULL und ein Expertengutachten bezüglich des Kubikinhalts und damit der Baukosten des Projekts der Wiener Architekten zögerten die Bauvergabe wei-



244

Claridenstrasse 7. Tonhalle. Grundriss Hauptgeschoss (1. Obergeschoss), 1895. 1. Toilette, 2. Damensalon, 3./6. Durchgang, 4. Galerietreppe, 5. Verbindung, 7./18. Bibliothek, 8./13. Solisten, 9. Damentoilette, 10. Eingang zum Pavillon, 11. Orchesternische, 12. Herrentoilette, 14. Nebentreppe, 15. Garderobe, 16. Musiker, 17. Gesellschaftszimmer, 19. Wohnung für den Wirt. Aus SBZ 1895/26, S. 164. – Text S. 276–278.

ter hinaus; BLUNTSCHLI zog sein Projekt schliesslich entnervt zurück.⁸⁰ FELLNER & HELMER erhielten den Auftrag; FRIEDRICH WEHRLI wurde mit der Bauleitung betraut.

Bauausführung. Im Oktober 1893 begann man mit den aufwendigen Pfahlfundationen, im Februar 1894 wurde mit dem Versetzen des Granitsockels begonnen. Für die Fassaden verwendete man Savonnières-Kalkstein und gelben Frankfurter Verblendstein (Backstein); auf die für den Pavillon vorgesehene Eisenkonstruktion verzichtete man. Die Bildhauerarbeiten führten SCHMIDT & SCHMIDWEBER sowie CRISTOFORO VICARI nach Modellen von PAUL ABRY und den Gebrüdern HUG aus (Büsten berühmter Komponisten). Die Glasmalereien stammten von FRIEDRICH BERBIG und KARL ANDREAS WEHRLI. 1894/95 erfolgte der Innenausbau. Die Stuckaturen

führte WILLIAM HENRI MARTIN, die Dekorationsmalereien MAXIMILIAN POSER aus. Die Deckengemälde des grossen Saals wurden nach einem Wettbewerb an die Wiener PEREGRIN VON GASTGEB und KARL JOHANN PEYFUSS, die des kleinen Saals an ANTONIO BARZAGHI-CATTANEO vergeben. OTTO FROEBEL gestaltete die Gartenanlage.⁸¹

Bauanalyse

Situation und Baugliederung. Die Tonhalle sollte an aussichtsreicher Lage als Teil der Quaianlagen am General-Guisan-Quai Treffpunkt des Bürgertums der Belle Époque werden und das Kulturengagement der Stadt repräsentieren. Das Bauprogramm war anspruchsvoll und umfasste nicht nur ein Konzerthaus, sondern auch «ein komfortables



245

Claridenstrasse 7 (alt General-Guisan-Quai 16). Ansicht der Tonhalle von Osten. Koloriertes Foto um 1895. BAZ. – Text S. 277.

Gesellschaftshaus» und «eine mit allen Vorzügen moderner Technik ausgerüstete Wirtschaft».⁸² Neben dem grossen und kleinen Tonhallsaal wurde seeseitig ein elliptischer Pavillon – flankiert von zwei Aussichtstürmen – für festliche Veranstaltungen und Sommerkonzerte angebaut. Durch Absenken der Fenster konnte er gegen den terrassierten Garten geöffnet werden.

Der Garten gegen den Quai stellte bald eine der wenigen zentral gelegenen Landreserven am See dar, weshalb das Areal unter teilweisem Abbruch der Tonhalle 1937 für den Bau des Kongresshauses genutzt wurde.

Äusseres. Von der Tonhalle ist die purifizierte Hauptfassade gegen die Clariden- und ein Teil der Fassade gegen die Gotthardstrasse erhalten geblieben (Abb. 245, 244). Die Eingangsfassade zeigt einen dreiaxigen Mittelrisalit in Form einer Tempelfront. Die angegliederte Vorhalle konnte ausgehend

vom kleinen Tonhallsaal im Obergeschoss betreten werden (1939 ersetzt). Die Balkontüren waren in grosse Rundbogen eingeschrieben und trugen die Büsten von Bach, Beethoven und Händel; die zugehörigen Inschriften sind noch erhalten. Auf dem Giebel stand eine Lyra, anstelle von Türmchen bekrönen heute Vasen die Attika.

Inneres. Vorbild war das zweite Leipziger Gewandhaus (1882–1884). Die zwei Konzertsäle wurden im ersten Obergeschoss über dem Vestibül und der Garderobe angeordnet (Abb. 246).⁸³ Auf demselben Niveau lag der Pavillon, sodass alle Säle verbunden werden konnten. 1939 wurden die Säle umgebaut, purifiziert und neu gefasst.⁸⁴ Dass die ursprüngliche «überladene Dekoration» durchaus ihre Funktion hatte, zeigte die Verschlechterung der Raumakustik im grossen Saal.⁸⁵ Dieser ist dreiseitig von Galerien umgeben und weist eine stuckierte Decke mit Deckengemälden von GASTGEB und



246

Claridenstrasse 7. Grosser Tonballeaal.
Xylografie nach Foto von R. Schlatter, um
1895. BAZ. – Text S. 277f.

PEYFUSS auf. Das Mittelbild zeigt den schwebenden Apoll, von posaunenden Genien umgeben. Zu ihm blicken die Komponisten Bach, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven, Haydn, Wagner und Brahms empor. Die weiteren Gemälde stellen die Kirchenmusik (Cäcilia), die Kammermusik (Konzert der Rokokozeit), die Tanz- und Volksmusik dar.

Der Kammermusiksaal wurde 1939 um 2,5 m gekürzt. 1998 wurde die Farbfassung so weit als möglich nach Befund rekonstruiert. In sechs heiter bemalten Deckenfeldern stellte [BARZAGHI-CATTANEO](#) die Idee des göttlichen Ursprungs der Musik dar.⁸⁶

Der eklektizistisch-lebhaft, exotisch anmutende Bau fügte sich in die opulente Kulisse entlang des Quais ein und blieb im Werk von [FELLNER & HELMER](#) ohne Vergleich. Den Architekten kam die Aufgabe zu, aus den vorhandenen Wettbewerbsentwürfen ein möglichst kostengünstiges Projekt umzusetzen. Dabei war der Entwurf von [SCHMITZ](#) massgebend, die künstlerische Eigenleistung blieb bescheiden. Die zeitgenössische Kritik hielt fest: «Durch ihre mannigfachen Anleihen an die geistige Arbeit Anderer stellen sich die Herren k. Bauräte aus der Donau-stadt nicht gerade ein rühmliches Zeugnis für die Phantasie und Gestaltungskraft aus, die bei ihrem architektonischen Grossbetrieb in der österreichischen Monarchie und den angrenzenden Staaten billigerweise erwartet werden dürfte.»⁸⁷

[BRUNO SCHMITZ](#) wiederum wurde vorgeworfen, er habe sich zu stark am Pariser Palais du Trocadéro orientiert (Weltausstellung 1878, Abbruch 1935). Dagegen argumentierte [SCHMITZ](#), er habe «beim

Projectiren [seiner] Arbeit eine Zeichnung des Trocadéro nicht zur Hand gehabt», die den Pavillon flankierenden Türme habe er dem Turm des Palazzo Pubblico in Siena nachempfunden.⁸⁸

Während die Exedra des Pavillons an diejenige von [GOTTFRIED SEMPERS](#) zweitem königlichem Hoftheater in Dresden erinnert, lassen sich bezüglich der Ellipsenform des Pavillons und der Bauweise in Natur- und Backstein auch Parallelen zur Royal Albert Hall in London (1871) finden.⁸⁹

Claridenstrasse 3–5,
Gotthardstrasse 5,
Beethovenstrasse 2–8
Kongresshaus

Bauherrschaft	Stiftung Tonhalle- und Kongressgebäude.
Architekten	MAX ERNST HAEFELI , WERNER MAX MOSER , RUDOLF STEIGER .
1936	Wettbewerb.
1937–1939	Neubau.
1952–1956	Umbau und Aufstockung des Trakts Beethovenstrasse.
1981–1985	Umbau, Erweiterung Gartensaal. ⁹⁰

Baugeschichte

In den 1920er Jahren unternahm der Zürcher Verkehrsverein erste Schritte zum Bau eines Kongresshauses.⁹¹ 1928 schlug Verkehrsdirektor [Arnold Ith](#) eine Verbindung mit der Tonhalle vor, da diese für grössere gesellschaftliche Anlässe, Kongresse und



247

Claridenstrasse 3–7/Beethovenstrasse 2–4, 8/Gotthardstrasse 5. Luftansicht der Tonhalle und des Kongresshauses von Südosten anlässlich der Schweizerischen Landesausstellung. Foto Swissair Photo AG, 1939. ETH Bibliothek Zürich, Bildarchiv. – Text S. 279.

Ausstellungen besonders geeignet sei.⁹² Unterstützung fand das Projekt im Hinblick auf die Schweizerische Landesausstellung 1939 durch deren Direktor ARMIN MEILI. 1936 wurde ein Wettbewerb für den Bau eines Tonhallen- und Kongressgebäudes am Standort der Tonhalle ausgeschrieben.⁹³ Da alle Bemühungen, zusätzlich Bauland zu erwerben, scheiterten, musste der Neubau auf dem bestehenden Grundstück realisiert werden. Das Programm liess es den Architekten frei, Teile der alten Tonhalle in den Neubau zu integrieren, empfahl aber aus Kostengründen den Erhalt der Garderobe und der beiden Säle, da diese «organisatorisch und akustisch ausgezeichnet» waren.⁹⁴

HAEFELI/MOSER/STEIGER (HMS) wurden als Gewinner des Wettbewerbs mit dem Um- und Neubau betraut, gründeten 1937 ihre Bürogemeinschaft und mussten das Projekt überarbeiten (u.a. Verzicht auf das geschwungene Saaldach).⁹⁵ Während von Seiten der Architekten und Ingenieure der kleine Bauplatz kritisiert wurde, der die Lösung der repräsentativen, komplexen Bauaufgabe beträchtlich erschwerte, wünschte der Stadtrat einen Bau, der mehr Festlichkeit, Würde und Monumentalität ausstrahlen solle.⁹⁶ Stadtpräsident Emil Klöti beschäftigte die Frage der Nachhaltigkeit der gewählten Architektursprache. Man wisse nicht, «ob die heutige neue Stilrichtung nur einen Uebergang zu einer wirklich bleibenden Richtung» darstelle. Der Neubau sei zu bedeutend und zu teuer, um «alle vorübergehenden und teilweise geringfügigen Schwankungen in der architektonischen Auffassung» mitzumachen, er sol-

le «auch in späteren Zeiten immer noch Bestand in architektonischer Hinsicht haben».⁹⁷

Der städtische Baukredit wurde am 24. Okt. 1937 an der Urne angenommen. Die neu gegründete «Stiftung Tonhalle und Kongressgebäude» sollte ein Viertel der Baukosten übernehmen; weitere Gelder flossen aus Arbeitsbeschäftigungskrediten, von Seiten der Landesausstellung und des Gewerbeverbands.⁹⁸ Unter grossem Zeitdruck wurde der Bau innerhalb von rund 18 Monaten fertiggestellt (25. Okt. 1937–3. Mai 1939).⁹⁹ Am Bau beteiligt waren neben ROBERT MAILLART (Eisenbetonkonstruktion des Kongressaaltrakts) weitere namhafte Ingenieurbüros.¹⁰⁰ Die Gebrüder MERTENS gestalteten den Garten, der Bildhauer PAUL SPECK den Hof gegen die Claridenstrasse.¹⁰¹

Bauanalyse

Äusseres. Das Kongresshaus ist in mehrere gestaffelte und gestalterisch hierarchisierte Bauglieder differenziert, die südlich an die alte Tonhalle anschliessen und diese integrieren (Abb. 247). Die drei Haupttrakte (Vestibül, Kongresssaal, Gartensaal) sind mit Travertinplatten verkleidet, die Nebentrakte an der Beethoven- und der Gotthardstrasse verputzt. Grosszügige Fensterfronten, Terrassen und Wintergärten schaffen fließende Übergänge vom Innen- zum Aussenraum. Einzelne Fensterfronten zeigen ornamentale Betongitterstrukturen. Mehrere Umbauten wie die Aufstockung des Trakts entlang der Beethovenstrasse (1952–1956) und die Über-



248

Claridenstrasse 5. Kongresshaus. Innenansicht des Konzertfoyers gegen Westen. Foto L. Beringer, 1939. Repro BAZ (Bildarchiv Beringer & Pampaluchi). – Text S. 280.

bauung des Hofes und der Terrasse über dem Gartensaal (1981–1985) prägen das Äussere mit.

Inneres. Unabhängige Erschliessungen und flexible Raumabschlüsse erlauben es, gleichzeitig mehrere Veranstaltungen durchzuführen oder mehrere Räume zu grösseren Raumgruppen zu vereinen. Vestibül und Foyer sind besonders sorgfältig gestaltet und zeichnen sich durch ihre Transparenz und fließende Raumübergänge aus (Abb. 248). Der Tragkonstruktion, deren Stützen «gleitend durch die Decke durchzulaufen» scheinen,¹⁰² sind Glaswände vorgehängt. Die Terrazzofliesen im Kongress- und Konzertvestibül zeigen ein Schachbrettmuster, das in der Linie der Stützpfeiler wie zersplittert erscheint. Die grossflächigen Wandmusterungen in Sgraffitechnik sind nur an wenigen verdeckten Stellen erhalten (HEINRICH APPENZELLER). Funktionalen und gleichzeitig auch ornamentalen Charakter haben die rosettenartigen Akustikelemente an der Decke

der Foyers, die Beleuchtungskörper (1985 weitgehend erneuert), die gefalteten Wandtäfelungen im Kammermusiksaal oder die lichtstreuenden Fenstervergitterungen aus gewellten Blechbändern im Kongresssaal.¹⁰³

Pauschalisiert stehen die Ausstellungsbauten der Landesausstellung 1939 für eine formale Tendenz der Schweizer Moderne, die bis in die 1950er Jahre stilbildend war (sogenannter Landstil). Dem Kongresshaus kommt dabei als bleibendem Bauwerk eine besondere Bedeutung zu. Nach ARMIN MEILI stellte die Gestaltung etwas Neues und Kühnes dar, die «von einem kompromisslosen Formwillen beherrscht» werde. Die Architekten hätten «im Rahmen des neuen Bauens» selbständige Wege eingeschlagen. Für die Baugeschichte Zürichs habe das Kongresshaus eine ähnliche Bedeutung wie SEMPERS Polytechnikum, MOSERS Universität und die Nationalbank der Gebrüder PFISTER.¹⁰⁴

Dem kubisch-spröden Funktionalismus des Neuen Bauens versuchten HMS und weitere Architekten der «Landi» eine sinnliche Komponente beizufügen. Sie verwendeten verschiedene Materialien, spielten mit deren materialimmanenter und verarbeitungs-technischer Ästhetik oder griffen das in Verruf geratene Ornament wieder auf. Unter Verzicht auf historisierende Zitate und herkömmliche Monumentalität wurde mit neuen Mitteln versucht, eine festlich-repräsentative Atmosphäre zu schaffen.¹⁰⁵

Dokumentation

Quellen: BAZ, Prot. Baukollegium vom 28.01.1937 und 7.06.1937. – gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass HMS. – SAZ, VII.151, Tonhalle-Gesellschaft Zürich, Gesellschaftsarchiv. V.G.c.30.:9, ALFRED CHIODERA, THEOPHIL TSCHUDY. Zur Tonhalle- und Theaterfrage, Zürich 1889. V.G.c.41, Tonhalle und Kongresshaus, Akten 1928–1940.

Literatur: BZD 1980–84, S.188f. – ESCHER KdS ZH 1939, S.378f. – HILDEBRAND 2007, S.289–296. – INSA 10, 1992, S.321. – KARLEN 1995. – MEDICI-MALL 2007. – PARICI-CIPRYS 2004/1. – RÜEGG 2007. – SBZ 1887/10, S.80–82, 92, 96, 98, 101f., 105–109, 111–114, 120f., 128. – SBZ 1890/15, S.1–3, 9f., 41f., 117–119. – SBZ 1891/18, S.145f., 160. – SBZ 1892/19, S.76, 80–82, 88f., 96f., 99, 101–104, 114, 133. – SBZ 1892/20, S.100f., 102–112, 115f., 131–133. – SBZ 1895/26, S.115, 119, 140–142, 147f., 153, 159f., 163–165, 172f. – SBZ 1896/27, S.38f. – SBZ 1930/95, Insetenseite 16f. – SBZ 1937/109, S.98–103, 109, 128–131, 138–143. – SBZ 1938/112, S.118–120. – SBZ 1943/121, S.261–272, 273–284, 287–296, 309–313. – SCHUBIGER 1984, S.168–170. – VOLKART 1951, S.203, 205–208. – WALDVOGEL 1895. – Werk 1937/24, S.65–81. – Werk 1939/26, S.353–378. – ZMCh 1939/8, S.87–92, 111–114. – ZüKa 1895, S.8–10.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass HMS. – SBZ 1895/26, S.140f., 164. – SBZ 1943/121, S.264–268.

HEIMPLATZ 1

Kunsthaus

Bauherrschaft	Zürcher Kunstgesellschaft.
Architekten	KARL MOSER, ROBERT CURJEL.
1902/03	Wettbewerbe.
1907–1910	Neubau.
1924–1926	Erweiterungsbau (KARL MOSER).
1944,	Wettbewerb, Erweiterungsbau
1965–1958	(HANS PFISTER, KURT PFISTER).
1969,	Wettbewerb, Erweiterungsbau
1973–1976	(ERWIN MÜLLER).
1989–1992	Fassaden- und Dachrenovation.
2001–2005	Gesamtrenovation.

Geschichte¹⁰⁶

Die 1787 gegründete «Samstags-Gesellschaft», ab 1803 Zürcher Künstlergesellschaft, hatte ihren Sitz im «Künstlertgüti»,¹⁰⁷ das trotz Erweiterungen zu wenig Ausstellungsfläche bot. 1885 wurde mit einem Teil des Legats von ADOLF RUDOLF HOLZHALB ein Neubaufonds gegründet. Im gleichen Jahr vermachte Stadtrat Johann Heinrich Landolt-Mousson seine Kunstsammlung der Kupferstichsammlung des Eidgenössischen Polytechnikums und der Künstlergesellschaft. Seine Liegenschaft «Lindentalgut»¹⁰⁸ am Heimplatz kam an die Stadt mit der Auflage, dass auf dem Grundstück ein öffentliches Gebäude, ein Museum oder eine Gewerbeschule erbaut werde. Die Künstlergesellschaft und die Antiquarische Gesellschaft meldeten ihr Interesse an der Liegenschaft an – ohne Erfolg.¹⁰⁹ 1895 konstituierte sich nach einem Kunststreit neben der Künstlergesellschaft der Verein «Künstlerhaus Zürich», der einen provisorischen Ausstellungsraum nach Plänen von Vereinspräsident ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI erstellte (Talstrasse 5, 1910 abgebrochen). 1896 schlossen sich die Künstlergesellschaft und der Verein «Künstlerhaus Zürich» zur Zürcher Kunstgesellschaft zusammen. Als Bauplätze für einen grösseren Ausstellungsbau wurden das alte Tonhallenareal, das Grundstück westlich des Opernhauses oder der nördliche Teil der Stadthausanlagen (heute Nationalbank) diskutiert.¹¹⁰ Da keine Einigung mit der Stadt gefunden werden konnte, kam man auf das Lindentalgut am Heimplatz zurück. Die Witwe Landolt gab die Einwilligung, einen Teil des Gartens zu überbauen.

Baugeschichte

Projektierung. Das Bauprogramm des Ende 1902 von der Kunstgesellschaft ausgeschriebenene Wettbewerbs sah einen zum Heimplatz ausgerichteten Bau vor, der je einen Flügel für die Sammlung der Kunstgesellschaft und einen für die «permanente Ausstellung», d.h. Wechselausstellungen, enthalten sollte. Daneben waren eine Bibliothek, ein Archiv, Verwaltungs- und Gesellschaftsräume unterzubringen; letztere sollten in geeigneter Weise mit dem bestehenden Wohnhaus und dem Garten verbunden werden.¹¹¹ Aufgrund des unbefriedigenden Ergebnisses wurde 1903 ein zweiter Wettbewerb ausgeschrieben. Ohne einen ersten Preis zu vergeben,



249

Heimplatz 1. Kunsthaus. Links das Ausstellungs-, rechts das Sammlungsgebäude. Im Hintergrund angebaut die erste Erweiterung von 1925. Foto 1930. DPZH. – Text S. 283f.

betraute die Kunstgesellschaft **KARL MOSER**, Jurymitglied des ersten Wettbewerbs und mit andern Architekten mit einem 2. Preis bedacht, mit der Weiterbearbeitung.¹¹² Gelobt wurde die Grundrissgestaltung, die Gruppierung der Gebäudemassen und die Originalität seines Projekts.¹¹³ In einer ersten Bauetappe sollten die Räume für die Sammlung und die permanente Ausstellung, später die Gesellschaftsräume realisiert werden. Die Stadt trat das Lindentalgut ab und beteiligte sich nach einer Gemeindeabstimmung auch finanziell am Bau.¹¹⁴

MOSER musste das stark am (Wiener) Jugendstil orientierte erste Projekt überarbeiten, nachdem es vom Stadtrat aufgrund eines Gutachtens des Baukollegiums beanstandet worden war. Er konnte den «mancherorts entstandenen Bedenken» begegnen, indem er mit Rücksicht auf die Umgebung der «heimischen Bauweise» mehr entgegenkam.¹¹⁵ Die Bauherrschaft bot MOSER freie Hand «bei seinem Bemühen, der Fassade die seinen ästhetischen Absichten am besten entsprechende Durchbildung zu geben».¹¹⁶ Der Architekt erarbeitete auch das Konzept für die Bauplastik und die Innenausstattung. Die Platzgestaltung erfolgte in Zusammenarbeit mit dem städtischen Hoch- und Tiefbauamt (nicht erhalten).¹¹⁷

Bauskulptur. 1908 wurde für die Gestaltung des Metopenfrieses am Sammlungsgebäude ein Wettbewerb ausgeschrieben, aufgrund dessen **CARL BURCKHARDT**, **ARNOLD HÜNERWADEL** und **ADOLF MEYER** zu einem engeren Wettbewerb eingeladen wurden.¹¹⁸ Der Auftrag ging 1909 an BURCKHARDT; HÜNERWADEL sollte die Nischenfiguren am Ausstellungstrakt anfertigen, wobei auf Wunsch privater Spender weitere Künstler beigezogen wurden.¹¹⁹

Bis 1916 wurde am Programm der Bauplastik gearbeitet, die unvollendet blieb.

1. Bauerweiterung 1924–1926. Ab 1917 fasste die Kunstgesellschaft einen ersten Ausbau ins Auge, 1918 übernahm sie das Haus Lindental. MOSER fertigte 1919/20 Vorstudien und Entwürfe zur symmetrischen Ergänzung des bestehenden Baus an. Aus finanziellen Gründen und weil der gewünschte Baugrund nicht zur Verfügung stand, erweiterte man das Kunsthaus wie bereits 1902 vorgesehen um einen rückseitigen Verbindungsbau. Die Erweiterung umfasste Magazinräume und Werkstätten, eine Bibliothek, die grafische Sammlung, einen Lesesaal und Sammlungsräume in den Obergeschossen.¹²⁰ Das Lindentalgut wurde zu Ausstellungszwecken umgenutzt.¹²¹

2. Bauerweiterung 1956–1958. **KARL MOSER** beschäftigte sich in den 1930er Jahren erneut mit Erweiterungsplänen.¹²² Der Sammler und Mäzen Alfred Rüttschi hatte vorgeschlagen, die Parzellen zwischen Rämistrasse, Heimplatz und Hirschengraben als «Kunstinsel» für eine Erweiterung des Kunsthauses zu nutzen. 1932 begann man, die entsprechenden Liegenschaften für die Stadt zu reservieren. Eine Stiftung des Industriellen Emil Georg Bührle machte nach MOSERS Tod den sogenannten Bührlebau möglich. Dem 1943/44 durchgeführten Ideenwettbewerb gingen intensive Diskussionen über die Neugestaltung des Heimplatzes voraus: Das winklig zu erweiternde Kunsthaus sollte einen grösseren Vorplatz und der Heimplatz ein stärkeres städtebauliches Gewicht erhalten.¹²³ Für die Stadt standen vor allem verkehrstechnische Probleme im Vordergrund.¹²⁴ Das stark überarbeitete Siegerprojekt der Gebrüder HANS und KURT PFISTER wurde

1956–1958 realisiert und gleichzeitig die Eingangshalle im Moserbau umgebaut.¹²⁵

3. *Bauerweiterung 1973–1976.* Eine Spende von Olga Mayenfisch ermöglichte eine dritte Erweiterung. Dabei wurde das Lindentalgut abgebrochen. In MOSERS Erweiterungsbau wurde der Lichthof überbaut.¹²⁶

Ein ab 2007 geplanter Erweiterungsbau anstelle zweier Turnhallen der Kantonsschule (1880 und 1901–1902) wurde in der Volksabstimmung vom 25. Nov. 2012 gutgeheissen (DAVID CHIPPERFIELD); Baubeginn 2015.

Bauanalyse

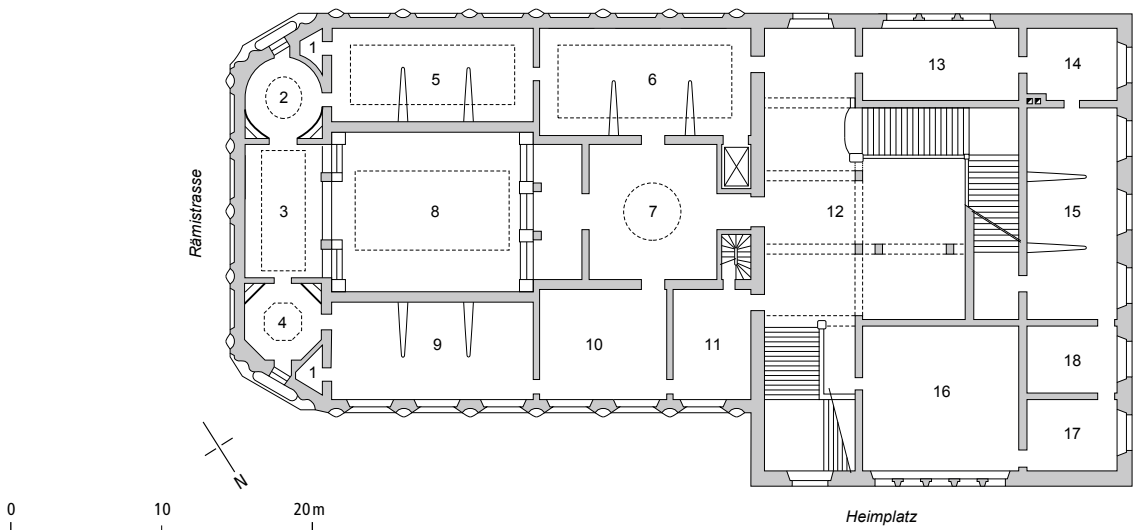
Situation. Der Ursprungsbau des Kunsthhauses bildete 1910 die südliche Platzfront am Verkehrsknotenpunkt des Heimplatzes (Abb. 249). Durch die ausgeführten und aktuell in Bau befindlichen Erweiterungsbauten wird das Kunsthaus künftig drei Seiten des Heimplatzes dominieren, während die vierte vom Schauspielhaus Pfauen als Teil einer Blockrandbebauung belegt ist. Der Standort galt zur Bauzeit als abgelegen. ALFRED ROTH bezeichnete ihn in den 1940er Jahren mit dem Hochschulquartier, dem Schauspielhaus und dem nahen Kon-

servatorium als «das eigentliche kulturelle Zentrum der Stadt».¹²⁷

Neubau 1907–1910

Äusseres. Kern des Kunsthauses bilden die zwei differenziert gestalteten Gebäudeflügel gegen den Heimplatz: das dreigeschossige «Sammlungsgebäude» und der gegen die Rämistrasse angebaute zweigeschossige Flügel für Wechselausstellungen (Abb. 250). Beide Baukörper weisen eine Verkleidung aus Sandstein auf und werden von einem Glaswalmdach nach dem System Zimmermann bedeckt (Oberlichtsäle).¹²⁸

Das kubische Sammlungsgebäude ist als antikisierender «Kunsttempel» ausgebildet. Die Hauptfront ist asymmetrisch befenstert, mittig ist ein übergiebelter Windfang als Eingangsportikus vorgelagert. Dieser zeigt im Giebelfeld das Relief mit Athena und Bellerophon auf Pegasus (OSKAR KIEFER). Rechts des Eingangs – oberhalb des 1949 aufgestellten «Höhlentors» (1880–1917) von AUGUSTE RODIN – ziert das Relief eines Löwen die Wandfläche (1929, EDUARD BICK). Die unbefensterten Fassaden im zweiten Obergeschoss (Oberlichtsäle) nehmen dreiseitig einen ins Monumentale gesteigerten Metopen-Triglyphen-Fries auf. CARL BURCKHARDT, der in Basel schon beim



250

Heimplatz 1. Kunsthaus, Grundriss erstes Obergeschoss, 1:500. 1. Requisiten, 2. Kuppelraum, 3./8. Grosser Oberlichtsaal, 4. Achteck-Vitrinenraum, 5./6. Oberlichtsäle, 7. Grosse Rotunde, 9./10. Seitenlichtsäle, 11. Empfangsraum, 12. Treppenballe, 13–18. Seitenlichtsäle. SBZ 1910/56, S. 195. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 283f.



251

Heimplatz 1. Oberlichtsaal im ersten Obergeschoss des Ausstellungsgebäudes. Foto 1910. BAZ. – Text S. 284.

Badischen Bahnhof und bei der Pauluskirche mit MOSER zusammengearbeitet hatte, entwarf einen Zyklus zum Thema des «bewegten Lebens, das sich bis zum Kampf erregt und im Kampf löst».¹²⁹ Dargestellt ist der Kampf zwischen Kriegern und berittenen Amazonen. Von ursprünglich zehn geplanten Reliefs wurden fünf ausgeführt. Bronzegüsse von drei Metopen sind in die Seitenfassaden des Kunstmuseums Basel eingelassen.¹³⁰

Der von der Fassadenflucht des Sammlungsgebäudes zurückversetzte Bau für Wechselausstellungen weist einen separaten Eingang an der abgeschragten Gebäudeecke auf. Er zeigt regelmässige Fensterachsen und erscheint durch die konkav geschwungenen Wandflächen im Erdgeschoss leicht bewegt. Von den geplanten Reliefs zwischen den Geschossen wurde nur eines ausgeführt: zwei Krieger im Kampf (OSKAR KIEFER): die übrigen Wandfelder sind mit Sandsteinplatten belegt.¹³¹

Gegen den Heimplatz ist das Obergeschoss durch grosszügige Fenster zwischen gekoppelten Dreiviertelsäulen aufgelöst. Zwischen den Säulen stehen männliche und weibliche Aktfiguren (PAUL OSSWALD, ARNOLD HÜNERWADEL, CARL BURCKHARDT, HERMANN HALLER). Eine Figur von ARTHUR TIGRAM ABELJANZ ist nur in einer Fotografie von 1925 überliefert.¹³²

*Innere.*¹³³ Das bereits ursprünglich schlicht gehaltene, niedrige Erdgeschoss ist stark umgebaut. In die marmorinkrustierten Wände des Treppenhauses wurden in der Art römischer Spolien das Relief «Mädchen, die in die Kunst-Ausstellung gehen» (RICHARD KISSLING) und die bronzierten Gipsreliefs «Reiter» und «Stehender Akt» (HERMANN HALLER)

eingelassen.¹³⁴ Die Vorhalle im ersten Obergeschoss erschliesst sowohl den Sammlungs- als auch den Ausstellungsstrakt. Als Geschenk der Stadt führte FERDINAND HODLER im Treppenhaus 1913–1916 das Fresko «Blick in die Unendlichkeit» aus. Die Folge «Jungbrunnen» in der Loggia des zweiten Obergeschosses stammt von CUNO AMIET. MOSER stattete die Ausstellungsräume in geometrisierendem Jugendstil festlich aus (Abb. 438). Anlässlich der Gesamtrenovation von 2001–2005 wurden sie restauriert.¹³⁵

Erweiterungsbau 1924–1926

Die Erweiterung, ein Annex ohne Schauffassade, erscheint gegenüber dem Bau von 1910 im Kubus und Detail vereinfacht (vgl. die ohne Profil in die Mauer geschnittenen Fenster). Im zeitgenössischen Urteil wurde dies auch als «Ausdruck der seitherigen Wandlung in aller Baukunst» gewertet, die in der Schweiz «von keinem Architekten konsequenter und lebendiger» als von MOSER umgesetzt worden sei.¹³⁶ Das Innere ist umgebaut.

Das Kunsthause hat KARL MOSER während mehr als 30 Jahren immer wieder beschäftigt. Während sich der Wettbewerbsentwurf noch stark am Wiener Secessionismus orientierte, vertritt der realisierte Bau eine Variante des Neuklassizismus, der von den fließenden und geometrisierenden Formen des Jugendstils beeinflusst ist.¹³⁷ Das Kunsthause stand für eine moderne bürgerliche Baukunst, die den Historismus überwunden hatte; «ohne in der Nachahmung klassizistischer Zeiten befangen zu sein, fusst dieser Bau auf den Prinzipien der Antike».¹³⁸ Die Säule als Merkmal der antiken Tempelarchitektur tritt im Gegensatz zu den monumentalen «Museumstempeln» des 19. Jahrhunderts zugunsten des geschlossenen Baukubus zurück. Wo sie auftritt, unterwirft sie MOSER «der Herstellungsweise und dem Material, gestampftem Beton». «Antike Säulenbasen oder dorische Kapitelle» werden obsolet, da sie MOSER als «störend» oder gar als «Lüge» klassifiziert. Die Architektur sei «in ihrer Gesamtheit der Ausdruck des Inneren und des Materials, das zum Bau verwendet wurde».¹³⁹ Beim Kunsthause machte MOSER den Versuch, «die Plastik wieder in organischen Zusammenhang mit der Architektur zu bringen und sie als ein Stück Architektur erscheinen zu lassen».¹⁴⁰ Da der Bauschmuck unvollendet blieb, gelang dieser Versuch nur ansatzweise.

Dokumentation

Quellen: BAZ, Dok. Heimplatz 1. – Kunsthaus Zürich, Bibliothek. Archiv der Zürcher Kunstgesellschaft und des Kunsthauses Zürich. – OECHSLIN 2010 (Bd. 2), S. 140f. (Dok.).

Literatur: BAUMGARTNER/WEBER 2015. – CHRISTEN 2002. – FALKE 1911. – INSA 10, 1992, S. 344–346. – JEHLE-SCHULTE STRATHAUS 1982. – JEHLE-SCHULTE STRATHAUS 1999. – KLEMM 2007, S. 719. – Kunsthaus 1976. – MOSER 1911. – OECHSLIN 2010. – SB 1910/2, S. 117f. – SB 1911/3, S. 1–12. – SBZ 1903/41, S. 227–229, 262f., 274–276, 283–286, 296f. – SBZ 1903/42, S. 261. – SBZ 1904/43, S. 241, 251f., 281–285, 303–307. – SBZ 1909/53, S. 234. – SBZ 1909/54, S. 13f. – SBZ 1910/56, S. 193–197, 210f. – SBZ 1924/83, S. 125–127. – SBZ 1976/94, S. 119–125. – TROG 1911. – WARTMANN 1926. – Werk 1916/3, S. 1–7, 10. – Werk 1926/13, S. 73–86.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Planverzeichnis in JEHLE-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 142–152. – SBZ 1910/56, S. 194f. – SBZ 1924/83, S. 126f. – StAZH, Plan D 2289–2299, Kunsthäuserweiterung 1925.

MUSEUMSTRASSE 2

Schweizerisches Landesmuseum

Bauherrschaft	Stadt Zürich, Schweizerische Eidgenossenschaft.
Architekt	GUSTAV GULL.
1892–1898	Neubau.
1933–1935	Umnutzung des Flügels der Kunstgewerbeschule.
2012–2016	Erweiterungsbau.

Geschichte

Die Vorgeschichte zum Landesmuseum begann 1799 mit der Idee, gefährdete Kunstwerke zu sammeln, einzulagern und später auszustellen («Central-sammlung der Kunstsachen»). Sammlungs- und Museumsbestrebungen wurden zunächst jedoch von historischen Vereinen, Kunst- und Künstlervereinen, in Zürich von der 1832 gegründeten Antiquarischen Gesellschaft getragen.¹⁴¹ Die Idee eines Landesmuseums wurde 1880 erneut und erfolglos von Friedrich Salomon Vögelin (Professor für Kunstgeschichte, Nationalrat) aufgegriffen. Im gleichen Jahr erfolgte die Gründung des «Vereins für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler» (1881 «Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler», heute Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK), womit ein nationales Gefäss geschaffen wurde.¹⁴²

Den entscheidenden Anstoss zur Gründung eines Nationalmuseums gab der Erfolg der Sektion «Alte Kunst» an der Landesausstellung 1883 in Zürich unter der Leitung von Friedrich Salomon Vögelin und Heinrich Angst.¹⁴³

1884 wurde eine vorberatende Kommission zur Frage der Errichtung eines schweizerischen Nationalmuseums eingesetzt.¹⁴⁴ Diese kam zum Schluss, dass «die Erhaltung von Denkmälern schweizerischer Geschichte und schweizerischer Kunstfertigkeit ein ernstes Interesse des Landes sei». Die Mithilfe des Bundes geschehe «am zweckmässigsten in der Form einer jährlichen Subvention an die bestehende Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler». Vom Bundesrat aufgrund der Empfehlungen der Gesellschaft erworbene Gegenstände sollten in kantonalen oder städtischen Museen aufbewahrt werden. Damit sollte der Bund der «Verschleuderung und dem Verkauf unserer einheimischen Alterthümer und Kunstwerke in's Ausland» entgegenwirken.¹⁴⁵ Das entsprechende Gesetz (1887) legte einen jährlichen Kredit von Fr. 50 000.– für den Ankauf von Altertümern, die Beteiligung an Ausgrabungen, die Erhaltung von historisch oder künstlerisch bedeutsamen Baudenkmalern und die Unterstützung kantonalen Altertummssammlungen fest.¹⁴⁶

1888 vermachte der Basler Baumeister und Kunstsammler Jakob Ludwig Merian dem Bund 150 000 Franken zur Gründung eines Nationalmuseums, das seine Sammlung beherbergen sollte. Im September 1888 legte die «Eidgenössische Commission für Erhaltung schweizerischer Alterthümer» ein Programm für den Bau des «Landesmuseums» vor.¹⁴⁷ Im gleichen Jahr bewarben sich die Städte Basel, Bern, Luzern und Zürich um dessen Sitz,¹⁴⁸ 1890 folgte der Bundesbeschluss betreffend Errichtung eines schweizerischen Landesmuseums.¹⁴⁹ Die Kosten für Verwaltung, Bedienung und Beheizung sollten vom Bund, die Kosten für den Bau und Unterhalt der Gebäude von der Standortstadt des Museums getragen werden.¹⁵⁰

Standortfrage. Während Luzern und Basel die Umnutzung und Erweiterung bestehender Liegenschaften vorsahen, planten Bern und Zürich Neubauten. Zürich beauftragte GUSTAV GULL und HERMANN I. FIETZ mit Entwurfsarbeiten.¹⁵¹ In der Bewerbungsschrift zuhanden der Eidgenössischen Räte wurde in fünf Punkten aufgezählt, was «Zürich dem Landesmuseum bieten» könne.¹⁵² Die Stadt

hob ihre Bedeutung als «Mittelpunkt von Handel, Industrie und Wissenschaft» und als Sitz des Eidgenössischen Polytechnikums hervor. Diesem könne das Landesmuseum «eine unschätzbare Quelle von Belehrung und Anregung bieten». Angeboten wurden zudem mehrere Sammlungen als Grundstock des Museums.¹⁵³ Der Bauplatz auf der Platzpromenade sollte «die Entwicklung und den Ausbau des Landesmuseums auf alle Zukunft» sichern.

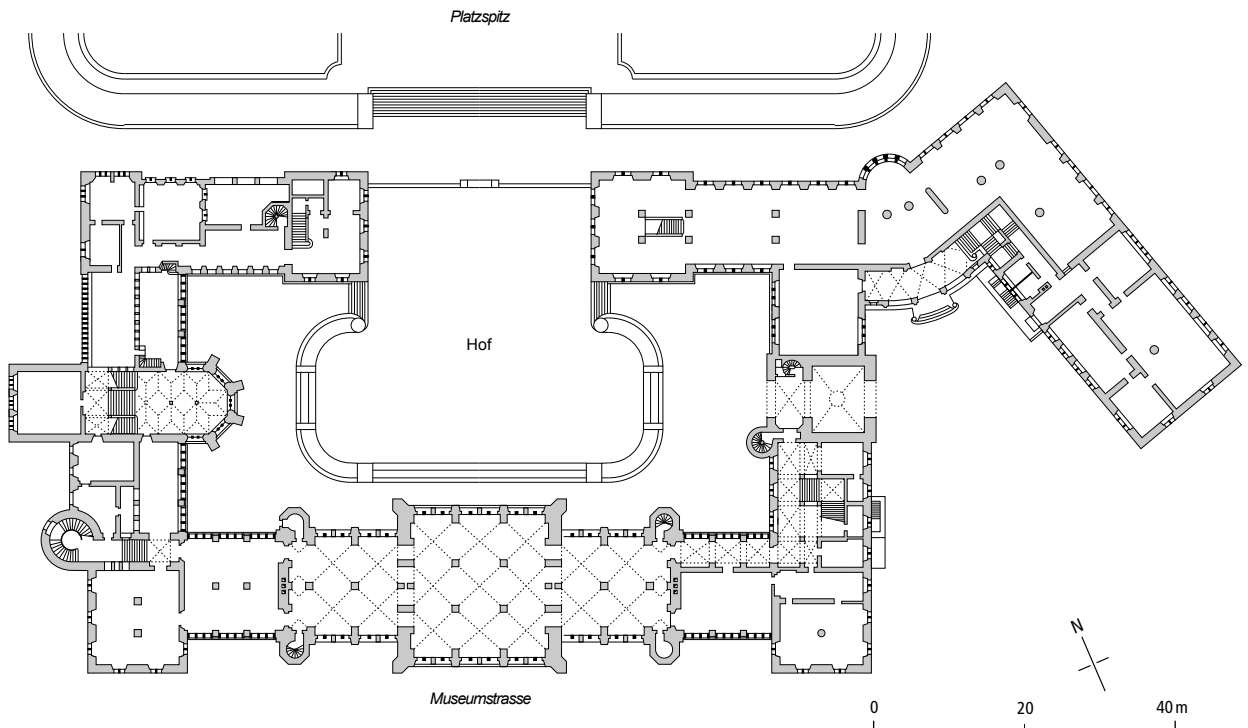
Als Trumpf wurde die Verbindung mit der Zürcher Kunstgewerbeschule angesehen, wodurch das Museum auch eine Funktion als Bildungsstätte für angehende Handwerker und Architekten erhalten sollte. Die Bedeutung des Museums für den Architekturlehrgang am Polytechnikum begründete das Zürcher Initiativkomitee mit **SEMPERS** Architekturtheorie, wonach der angehende Architekt darauf angewiesen sei, «an den Monumenten vergangener Kunstepochen seinen Formen- und Farbensinn zu bilden» und das Verhältnis von Zweck, Stoff und Formgebung zu studieren. «Die genaue Kenntniss der sogenannten technischen Künste, die in so

enger Beziehung zur Baukunst stehen», sei für den künstlerisch gebildeten Architekten unerlässlich, da «die Baukunst ihre Formsprache von den technischen Künsten abgeleitet» habe. Das Kunstgewerbe bilde «einen Hauptbestandtheil der Tätigkeit jedes Architekten, der es mit seinem Berufe ernst» meine.¹⁵⁴

Am 18. Juni 1891 einigten sich National- und Ständerat – nach einem Appell des Bundespräsidenten **Emil Welti** – auf Zürich als Standort für das Landesmuseum.¹⁵⁵

Baugeschichte

Als Bauplatz stellte Zürich 1889 den südlichen Teil der Platzpromenade zur Verfügung.¹⁵⁶ Das städtische Initiativkomitee¹⁵⁷ hatte sich für die Ausarbeitung der Pläne zunächst an **ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI** und **ALBERT MÜLLER** gewandt, die beide ablehnten. Man gelangte an **HERMANN I. FIETZ**, der vermutlich von **BLUNTSCHLI** und **Johann Rudolf Rahn** empfohlen worden war. FIETZ war 1884–1894





253

Museumsstrasse 2. Ansicht des Schweizerischen Landesmuseums von Südosten. Foto um 1897. BAZ. – Text S. 290.

im Büro BLUNTSCHLI tätig und hatte Rahn zwischen 1889 und 1893 bei Aufnahmen von mittelalterlichen Baudenkmalern assistiert.¹⁵⁸ Der junge Architekt schlug eine Zusammenarbeit mit GUSTAV GULL vor, zog sich aber später vom Projekt zurück. Welchen Anteil FIETZ am Entwurf hatte, ist nicht bekannt.¹⁵⁹ Während zunächst noch vom Projekt der «Herren Architekten Gull und Fietz» die Rede war,¹⁶⁰ wurde später GULL als alleiniger Autor genannt.¹⁶¹ Dieser war mit der Bauaufgabe insoweit vertraut, als er bereits einen Entwurf für den Berner Landesmuseumswettbewerb eingereicht hatte.¹⁶²

Die Auftraggeber wünschten keinen «viereckigen «Museumskasten» für die gewöhnliche, schablonenhafte Vitrinenausstellung, sondern ein Gebäude, in welchem die mit Absicht gekauften alten Zimmer sowie die von der Stadt angebotenen spätgotischen Interieurs und Bauteile als Hauptsache zur Geltung kommen und harmonisch mit den Ausstellungsgegenständen selbst vereinigt werden können». GULLS «malerische Gestaltung verbunden mit günstiger Raumverteilung» fand so grossen Anklang, «dass

die bernischen Behörden sich veranlasst sahen, ihr erstes, aus einem richtigen Museumskasten bestehendes Bauprojekt zurückzuziehen und durch ein dem zürcherischen ähnliches zu ersetzen».¹⁶³

Der Entwurf entstand in zunehmend von Zwist geprägter Zusammenarbeit von GULL und Museumsdirektor Heinrich Angst.¹⁶⁴ Johann Rudolf Rahn stand dabei «in den vielen kunstgeschichtlichen Fragen» beratend zu Seite.¹⁶⁵ Er engagierte sich in städtischen und eidgenössischen Kommissionen für das Landesmuseum und beeinflusste dessen Einkaufspolitik entscheidend mit. Er hatte als Professor für Kunstgeschichte und Archäologie an der Universität und am Eidgenössischen Polytechnikum GULLS Interesse für die «einheimischen Bauwerke geweckt und die Begeisterung für das Studium derselben angefach».¹⁶⁶

*Bauausführung*¹⁶⁷

1892 erhielt GULL den Auftrag zur Ausarbeitung des definitiven Bauprojekts,¹⁶⁸ der Bundesrat genehmigte im September die Pläne.¹⁶⁹ Im Oktober

begann der Aushub, Ende April 1893 erfolgte die Grundsteinlegung.¹⁷⁰ Am 17. April begann man auf dem Bauplatz mit der Restaurierung von wieder verwendeten Bauelementen, u.a. vom Barfüsser- und Predigerkreuzgang (hier nur die Bögen) sowie vom Fraumünsteramt.¹⁷¹

Acht Bauabteilungen arbeiteten gleichzeitig. Zunächst wurden die Aussenmauern hochgezogen und die Dachstühle errichtet, am 18. Aug. 1894 wurde die Aufrichte gefeiert. Im gleichen Jahr begann man mit dem Betonieren der Kellergewölbe und Geschossdecken, wobei mit der noch jungen Technik in verschiedenen Varianten experimentiert wurde.¹⁷² Die Vorgehensweise führte vor allem im Bereich der Waffenhalle zu statischen Schwierigkeiten; einer von mehreren Gründen, die zur Verschiebung der 1895 geplanten Eröffnung führten. Weitere Verzögerungen entstanden aus dem unterschätzten Aufwand beim Einpassen der Spolien, dem Wechsel von Savonnières-Kalkstein auf einheimische Gesteine und den laufenden Anpassungen des Inneren an angekaufte historische Interieurs. Die Wahl von GULL zum zweiten Stadtbaumeister 1895 führte zu einer Doppelbelastung und zu Spannungen zwischen Stadt und Landesmuseumskommission. Zur Entlastung übernahm 1896 Josef Zemp, Mitarbeiter von Direktor Angst, die Arbeit am Ausstellungskonzept.¹⁷³ Während der Trakt für die Kunstgewerbeschule bereits 1894 bezogen worden war, erfolgte die Eröffnung des Landesmuseums am 24./25. Juni 1898.¹⁷⁴

Künstlerische Ausstattung

Waffenhalle. 1896 schrieb die Schweizerische Kunstkommission einen Wettbewerb für die künstlerische Ausschmückung der Waffenhalle, der Durchgangshalle des Turms und der Hoffassade der Waffenhalle aus.¹⁷⁵ Als Grund für die Ausstattung der Waffenhalle mit Malereien nannte Angst die ungünstige Architektur; man hoffte, den «kirchenähnlichen Eindruck» durch Malereien mildern zu können (Abb. 254). Die Waffenhalle war ein Hauptstreitpunkt zwischen GULL und Angst. Für GULL stellte sie den Höhepunkt des Museums dar, Angst erachtete sie für Ausstellungszwecke als ungeeignet.

Als Bildthemen waren der «Empfang der Zürcher in Bern am Vorabend der Schlacht bei Murten 1476» (eidgenössische Solidarität) und der «Rückzug der Schweizer aus der Schlacht von Marignano 1515» (historischer Wendepunkt und Beginn der schweizerischen Neutralitätspolitik) vorgegeben (Abb. 255).¹⁷⁶ Den Wettbewerb gewann FERDINAND HODLER. Die meisten Entwürfe schieden aus, «weil sie gänzlich des für Wandmalereien von dieser Dimension unerlässlichen monumentalen und dekorativen Charakters entbehrten und eher in das Gebiet der Genremalerei und der Staffeleibilder gehörten».¹⁷⁷ Nach der Ausstellung der Entwürfe im Helmhaus entspann sich eine heftige Kontroverse. Gegen HODLERS Entwurf sprachen sich vor allem Angst, Rahn und die Landesmuseumskommission



254

Museumsstrasse 2. Ansicht des Waffensaals gegen Osten mit der Darstellung der Schlacht bei Murten im Hintergrund. Foto 1950. SNM DIG-29889. – Text S. 288–290.



255

Museumsstrasse 2. Ansicht der Wandgemälde «Rückzug von Marignano» von Ferdinand Hodler, 1899/1900. Foto 2010. SNM DIG-7640. – Text S. 288f.

aus, die den Antrag auf Ausschmückung der Waffenhalle zurückzog; sie hatten ein traditionelles Historienbild erwartet. Für die Malereien traten die Kunstkommission und vor allem auch [GULL](#) als Jurymitglied des Wettbewerbs ein. Nach dem positiven Entscheid des Bundesrats führte [HODLER](#) die drei mehrmals überarbeiteten Gemälde der Schlacht bei Marignano 1899–1900 an der Westwand der Waffenhalle aus. Erst 1911 erteilte der Bundesrat [HODLER](#) den Auftrag für die Gemälde der Ostwand. Das Werk der Schlacht bei Murten, von dem gegen hundert Skizzen, Figurenstudien und zwei Kartons des Mittelfelds existieren, blieb nach [HODLER](#)'s Tod 1918 unvollendet.¹⁷⁸

Fassadenmosaiken. Der Basler [HANS SANDREUTER](#) gewann 1897 den Wettbewerb zur Ausstattung der Hoffassade der Waffenhalle mit Mosaiken. Aufgrund seines frühen Todes kamen nur zwei von sieben Mosaiken zur Ausführung («Gründung Berns», «Tells Gefangennahme»)¹⁷⁹. Der 1902 von der Eidgenössischen Kunstkommission ausgeschriebene Wettbewerb zur Vollendung des Werks brachte kein befriedigendes Resultat,¹⁸⁰ ebenso wenig der engere Wettbewerb unter den drei zweitrangierten Künstlern [JOHANN MICHAEL BOSSARD](#), [WERNER BÜCHLI](#) und [AUGUSTO GIACOMETTI](#).¹⁸¹

Unausgeführt blieben auch die Malereien im Turmdurchgang und die für die zahlreichen Nischen vorgesehenen Figuren.

*Umbauten*¹⁸²

Von den zahlreichen, teils purifizierenden Umbauten seien nur die wichtigsten genannt. Bereits bei seiner Eröffnung erwies sich der Museumsbau

als zu klein. In den ersten Betriebsjahren zeigten sich zudem verschiedene installations- und sicherheitstechnische Mängel wie die Verschmutzung durch die Immissionen des benachbarten Eisenbahnbetriebs oder Schäden an Ausstellungsobjekten durch den starken Tageslichteinfall. 1910 wurde [GUSTAV GULL](#) von der Stadt Zürich trotz der ablehnenden Haltung von Museumsdirektor [Angst](#) mit der Ausarbeitung von Vorstudien für einen Erweiterungsbau betraut.¹⁸³ Mit dem Wegzug von Kunstgewerbeschule und -museum wurde dieser Flügel 1933–1935 von [GULL](#) umgebaut, was Änderungen am Ausstellungskonzept zur Folge hatte.¹⁸⁴ 1937 wurde in der Loggia ein Erfrischungsraum in Betrieb genommen. 1939 richtete man in der ehemaligen Krypta oder Schatzkammer einen Raum für Wechselausstellungen ein. 1945 wurde das Eisengitter, welches das Museum umgab, eingeschmolzen und der Kriegswirtschaft zur Verfügung gestellt. Weitere Erweiterungsprojekte (z. B. Stadtbaumeister [HERMANN HERTER](#) 1939–1942 und [ALBERT HEINRICH STEINER](#) ab 1943) wurden nicht realisiert, da Bund und Kanton der Stadt die nötigen Finanzierungbeiträge nicht zusicherten. In den 1950er Jahren folgten im Inneren purifizierende Eingriffe. Seit 1973 befindet sich der Museumsbau im Eigentum des Bundes. 1984/85 erfolgten u. a. ein teilrekonstruierender Umbau der Eingangshalle und der Einbau einer Cafeteria.

2002 gewannen die Basler Architekten [EMANUEL CHRIST & CHRISTOPH GANTENBEIN](#) den internationalen Wettbewerb für die Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums (erste Sanierungsetappe ab 2005, Baubeginn des Erweiterungsbaus 2012).¹⁸⁵

Bauanalyse

Situation. Das Landesmuseum steht nördlich des Hauptbahnhofs und begrenzt den Platzspitz im Süden. Trotz seiner zentralen Lage erscheint das Museum innerhalb der Parklandschaft, umgeben von den Flussläufen der Limmat und der Sihl, vom Treiben der Stadt abgesetzt (Abb. 253).

Äusseres. Die palastartige, malerische Anlage über unregelmässigem Grundriss umschliesst C-förmig einen Innenhof, der sich zum Platzspitz hin öffnete und durch den Erweiterungsbau 2012–2016 geschlossen wurde. Östlich ist im spitzen Winkel der Flügel der ehemaligen Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums angebaut. Der Turm – eine Allusion auf den Stadtturm von Baden – birgt das Eingangsportal des Museums und dient als Gelenk zwischen den beiden Flügeln.¹⁸⁶

Stilistisch orientieren sich Bau und Bauornamentik an der Spätgotik und Renaissance und sind dadurch eng mit den wichtigsten Ausstellungsgegenständen wie den eingebauten Raumausstattungen verknüpft. Eine «Monumentalarchitektur» in klassischen Formen wollte man vermeiden, damit «im Äusseren die verschiedene Zweckbestimmung des Baues zum klaren Ausdruck» gelange.¹⁸⁷ So sollte die mannigfaltige Gestaltung der Fenster die jeweilige Funktion der Räume, den Stil oder die Zeit des entsprechenden Ausstellungsguts veranschaulichen. An den Fassaden des ehemaligen Waffensaals findet man «eine Mischung von Renaissanceformen mit gotischen Anklängen, wie dies an Bauwerken in schweizerischen Städten aus der Zeit des XVI. Jahrhunderts häufig vorkommt. Das Landesmuseum charakterisiert sich dadurch in seinem Äusseren als ein Bauwerk, das zur Aufnahme der Sammlung historischer Denkmäler der Schweizergeschichte bestimmt ist.»¹⁸⁸ Entsprechend wurden für den Bau auch Gesteinsarten aus verschiedenen Regionen der Schweiz verwendet.¹⁸⁹

An den Fassaden der Waffenhalle befinden sich strassenseitig die in Dreipassformen eingeschriebenen Karikaturen von Museumsdirektor [Heinrich Angst](#) und Heinrich Zeller-Werdmüller (Vorstandsmitglied der Antiquarischen Gesellschaft, Vertreter des Kantons Zürich in der Landesmuseumskommission), hofseitig diejenigen von [Hans Konrad Pestalozzi-Stadler](#) (Architekt, Stadtpräsident und Präsident der Landesmuseumskommission) und [Johann Rudolf Rahn](#) ([RICHARD KISSLING](#)). Der Mit-

telrisalit der Waffenhalle zeigt im fialenbekrönten Giebel die Brustbilder von Rittern und die Inschrift «Domine conserva nos in pace».

Unterhalb der Traufe verläuft ein polychromer Rankenfries mit Tierdarstellungen. Beim Flügel der ehemaligen Kunstgewerbeschule wurden die Tiere durch Illustrationen verschiedener Handwerkskünste frei nach Jost Ammans Ständebuch von 1568 ersetzt. Es handelte sich um «Freskofriese nach Art der gotischen Flachschnitzereien, wie sie das Museum in seinen Zimmern in mustergültigen Originalen besitzt» (Abb. 256).¹⁹⁰ Sie waren bei [GULL](#) in Entwürfen bereits skizzenhaft festgehalten und wurden von der Firma [CHRISTIAN SCHMIDT & SÖHNE](#) in Keimschen Mineralfarben ausgeführt. Die Friese wurden in den 1940er Jahren abgeschlagen, überputzt oder überstrichen und 1979–1984 von derselben Firma restauriert und teilweise rekonstruiert.¹⁹¹

Inneres. Ursprüngliche Raumdisposition (Abb. 252). Im Kellergeschoss waren die Zentralheizung, Werkstätten sowie Magazinräume untergebracht.¹⁹² Im Inneren des mächtigen Torturms, durch den man das Museum betritt, befanden sich die Hauswartwohnung und mehrere Räume für Spezialsammlungen. Im anschliessenden südöstlichen Flügel waren der Besucherempfang, die Direktion und Verwaltung sowie ein Zimmer der Antiquarischen Gesellschaft untergebracht. Der chronologisch aufgebaute Besucherrundgang begann im Erdgeschoss des mittleren Flügels mit den prähistorischen Altertümern und hatte seinen End- und Höhepunkt in der darüberliegenden grossen Waffenhalle.¹⁹³ Im West- und im Nordflügel sind die historischen Zimmereinrichtungen zu sehen: «Durch die Art, wie der Architekt die alten Zimmer aus verschiedenen Stilperioden, die Reste der Kreuzgänge aus dem früheren Predigerkloster und Barfüsserkloster in Zürich, sowie andere alte Bauteile, die ihm zur Verfügung standen, disponierte und unter sich und mit den allgemeinen Sammlungsräumen in Beziehung setzte, unterscheidet sich das Landesmuseum wesentlich von den bis dahin üblich gewesenen Museumsbauten.»¹⁹⁴ Die musealisierten Zimmer – wie etwa dasjenige aus dem Alten Seidenhof – mussten zum Teil grosszügig rekonstruiert werden oder wurden durch Ausstattungsbestandteile wie Öfen vervollständigt. So wurde bei den drei Zimmern der Fraumünsterabtei die «Wiederherstellung der Bemalung, [...] ebenso wie die bildhauerischen Ergänzungsarbeiten der bewährten Hand des Prof. [Regl](#) an der



256

Museumsstrasse 2. Detail des Rankenfrieses und der Dachuntersicht. Foto SNM DIG-6078. – Text S. 290.

Kunstgewerbeschule anvertraut». ¹⁹⁵ Die Fensteröffnungen wurden wenn möglich den ursprünglichen entsprechend gestaltet. Die kirchlichen Objekte fanden ihren architektonischen Rahmen in einer neugotischen Kapelle, in der romanischen Krypta wurden Gold- und Silberschmiedewerke ausgestellt.

Das Landesmuseum Zürich gehört als Teil des Schweizerischen Nationalmuseums zu den wichtigsten Bauten des Historismus in der Schweiz. Durch seine ursprüngliche Doppelfunktion als Museum und Kunstgewerbeschule sollte die Sammlung für die Gegenwart und die Zukunft fruchtbar gemacht werden, Einfluss auf die Architekten- und Kunstgewerbeausbildung nehmen und somit Zürich als Bildungs- und Gewerbestandort stärken. Mit den Reformbewegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren diese Vorstellungen überholt, und auf dem Höhepunkt der Moderne und des Neuen Bauens kehrte die Kunstgewerbeschule dem Landesmuseum den Rücken und bezog einen eigenen Schul- und Museumsbau an der Limmatstrasse. Das Zürcher Landesmuseum ist das Hauptwerk von GUSTAV

GULL und verhalf ihm zu einem enormen Karriere-sprung; noch während der Bauarbeiten wurde er 1895 zum zweiten Zürcher Stadtbaumeister, 1900 schliesslich zum Architekturprofessor am Eidgenössischen Polytechnikum ernannt. Die Zusammenarbeit mit Johann Rudolf Rahn beeinflusste GULLS unkonventionellen Entwurf entscheidend. Rahn wertete das ausgehende 15. und beginnende 16. Jahrhundert als eine Blütezeit des nationalen Kunsthandwerks, was sich im Ausstellungskonzept und in der Architektur des Museumsgebäudes widerspiegelte. ¹⁹⁶

Die Period Rooms oder historischen Zimmer bilden das Herzstück des Museums und gelten europaweit als herausragendes Beispiel dieser Ausstellungspraxis. Sie entstanden als Reaktion auf die bauliche Hochkonjunktur der Gründerzeit und auf die damit einhergehende Zerstörung von gebautem Kulturgut, welches, dem Neuen weichend, in einigen Fällen ins Museum verbracht und damit als exemplarischer Zeitzeuge erhalten werden konnte. ¹⁹⁷



257

Pelikanstrasse 18 / Talacker 34. Ansicht der in zwei Etappen entstandenen Hauptfront des «Kaufleuten» am Pelikanplatz. Foto 2012. BAZ. – Text S. 293.

Dokumentation

Quellen: GUTBROD 2009, S. 356f. (Dokumentation). – SAZ, V.L. 58. Schweizerisches Landesmuseum, Eröffnungsfeier 1898, Dokumentation inkl. Baubeschreibung von GULL 1892.

Literatur: ABEGG 2009/2. – ANGST 1898. – BILAND 1994. – DE CAPITANI 2000. – DRAEYER 1999. – GULL 1905/2. – GUTBROD 2009, S. 93–147, 356f. – GUTBROD 2012. – INSA 10, 1992, S. 372. – Landesmuseum 1890. – PESTALOZZI 1898. – SBZ 1890/16, S. 142–144, 146f. – SBZ 1896/28, S. 60. – SBZ 1897/29, S. 35, 69f. – SBZ 1898/31, S. 191f. – SBZ 1898/32, S. 1–4, 7, 9, 52f., 59f., 188f., 198f. – SBZ 1903/41, S. 24, 35f., 66–69, 78f., 88f., 240f. – SBZ 1905/46, S. 260. – SBZ 1906/48, S. 209. – SBZ 1912/59, S. 288. – SBZ 1936/107, S. 8–10, Taf. 1–2. – SCHUBIGER 2009. – STURZENEGGER 1999.

Plandokumente: SAZ, IX K 94, Pläne des Landesmuseums von GUSTAV GULL, 1892/1935. IX K 149, Situationsplan von GUSTAV GULL und HERMANN I. FIETZ um 1890. – SBZ 1898/31, S. 191f.

PELIKANSTRASSE 18/ NÜSCHELERSTRASSE 15 / TALACKER 34

Schul- und Vereinshaus «Zur Kaufleuten»

Bauherrschaft	Kaufmännischer Verein Zürich (KVZ).
Architekten	ROBERT BISCHOFF, HERMANN WEIDELI.
1913–1915	Neubau.
1927–1929	Erweiterung (GOTTLIEB LEUENBERGER, JAKOB FLÜCKIGER).

Baugeschichte

Der KVZ wurde 1861 als «Verein Junger Kaufleute» zu Fortbildungszwecken im Bereich der kaufmännischen Berufe gegründet.¹⁹⁸ Seine Schul-

lokale waren zunächst u.a. in Zunfthäusern oder Privatstuben untergebracht.¹⁹⁹ 1887 konnte der «Alte Seidenhof» als Vereinshaus erworben werden. Der 1892/93 eingebaute Saal soll «zu den schönsten und angenehmsten in der Stadt gezählt» haben (Abbruch 1955).²⁰⁰

1909 begann die Planung eines neuen Schul- und Vereinshauses.²⁰¹ 1913 erwarb der Verein von Dr. med. Konrad Heinrich Carl von Muralt-Wild ein Grundstück am Pelikanplatz mit einem ehemals zum Haus «Talegg» gehörenden Ökonomiegebäude (Pelikanstrasse 12).²⁰² Ein erster, unbefriedigender Entwurf von BISCHOFF & WEIDELI lehnte sich – im Wissen um die städtebauliche Bedeutung des Pelikanplatzes – stark an die barocke Bebauung an, für deren Erhalt sich der Heimatschutz und die Behörden einsetzten.²⁰³

Nach Vollendung des Neubaus wurde 1918 die Liegenschaft «Talegg» (Talacker 34/36) erworben.²⁰⁴ Erst im November 1927 wurde ein Erweiterungsbau nach dem Projekt von LEUENBERGER & FLÜCKIGER beschlossen und 1928 das Haus «Talegg» abgebrochen.²⁰⁵

Mit der Zeit zunehmend fremdvermietet, dient das «Kaufleuten» heute auch dem Zürcher Nachleben. 2012/13 wurde das Gebäude umfassend umgebaut und saniert.²⁰⁶

Bauanalyse

Situation. Das Schul- und Vereinshaus steht am Pelikanplatz, der 1661 mit der ihn diagonal durchschneidenden Pelikan- und Talackerstrasse als planmässige Stadterweiterung angelegt wurde. Der Standort war um 1915 zentrumsnah und doch ab-

seits vom grössten Lärm und Verkehr.²⁰⁷ Der Citydruck bewirkte, dass die barocke Bebauung bis auf den «vorderen Pelikan»²⁰⁸ durch grossvolumige Geschäftshäuser ersetzt und der Platz geschlossener gefasst wurde.

Äusseres. Der voluminöse, formal einheitlich durchgebildete Bau im Stil der Reformarchitektur wurde in zwei Bauetappen erstellt (Abb. 257). Über einem rustizierten Sockelgeschoss mit rundbogigen Öffnungen erheben sich drei durch eine Kolossalordnung zusammengefasste Obergeschosse mit kräftigem Kranzgesims, darüber liegt ein Attikageschoss. Die Hauptfassaden weisen eine Sandsteinverkleidung auf, während die Partien gegen die Nüscher- und die Talackerstrasse die Gestaltung in Putz und Kunststein umsetzen. Antike Bauformen wie die ionische Säulenordnung wurden spielerisch neu interpretiert. Das Erkermotiv der Eckpartien stellt eine bewusste Reminiszenz an die barocke Platzbebauung dar. Die figürlichen Darstellungen im Bereich der Eckerker zeigen Motive des Handels (Merkur, Merkurstab).

Das Haus sollte «kein Prunkbau sein, wohl aber den Charakter wärschafter Gediegenheit tragen» und als Schulhaus «den kaufmännischen Fortbildungsschülern jenes Ausmass von Raum, Luft und Licht» gewähren, das sie bereits in der Volksschule genossen hatten.²⁰⁹

Inneres. Der Eisenbetonbau weist einen komplexen Grundriss um einen Innenhof auf. Die teure Lage zwang «zu äusserster Ausnützung des Baugrundes und zu möglichst gedrängter Grundrissanlage».²¹⁰ Die Ausstattung von 1913 bis 1915 ist im Sinn der Reformarchitektur in einem vom Jugendstil beeinflussten Neubarock gehalten. Während sich LEUENBERGER & FLÜCKIGER beim Erweiterungsbau von 1927 bis 1929 in der äusseren Erscheinung anpassten, sind sie bei der Innenausstattung «vollständig eigene Wege gegangen, wobei sie sich grösster Einfachheit befleissigten».²¹¹ Herzstück der Bauten sind die zwei noch erhaltenen Säle, welche die beiden Bauetappen dokumentieren.

Dokumentation

Literatur: BZD 1980–1984, 10/2, S.158. – BZD 1985/86, S.133. – INSA 10, 1992, S.380f. – KVZ 1912. – KVZ 1913. – KVZ 1929. – SBZ 1916/67, S.235, 246–249, Taf.32–36. – SBZ 1930/95, S.125–130. – STÄHLI 1915.

Plandokumente: KVZ 1913. – KVZ 1929, S.29, 31, 33. – SBZ 1930/95, S.125f., 128f.

RÄMISTRASSE 34, ZELTWEG 3–5

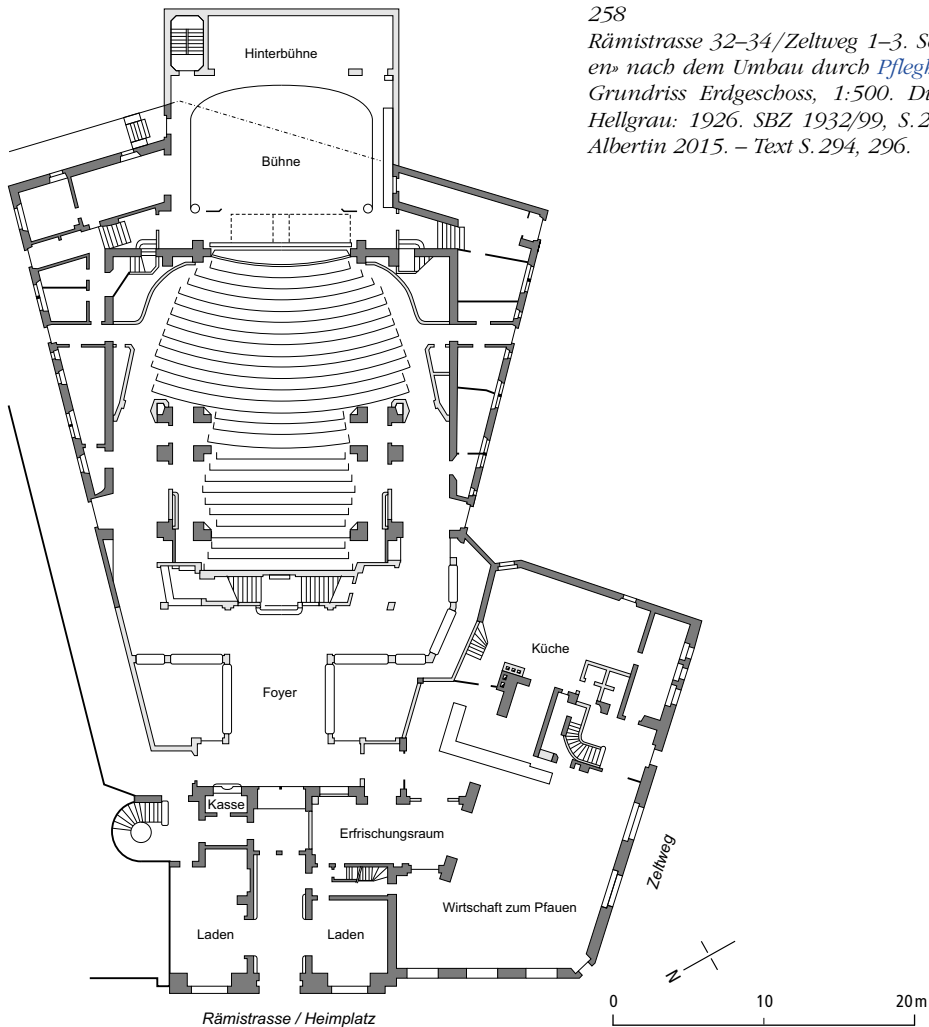
Schauspielhaus «Pfauen»

Bauherrschaft	Heinrich Hürlimann.
Entwurf	ALFRED CHIODERA, THEOPHIL TSCHUDY.
Bauausführung	FRIEDRICH HOPP.
1888/89	Neubau.
1899	Umbau (FERDINAND FELLNER, HERMANN HELMER).
1926	Umbau (OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI).
1976/77	Renovation und Umbau.

Baugeschichte

Das Gebiet östlich des Heimplatzes gehörte zur Gemeinde Hottingen und wurde nach der Schleifung der Schanzen als Bauland attraktiv. 1877 erwarb Eduard Gottfried Krug aus Cöthen (Bariton des Stadttheaters) mehrere Liegenschaften im Bereich des heutigen Schauspielhauses und errichtete eine Bierhalle mit Kegelbahn. Sein Nachfolger, Heinrich Hürlimann, baute 1879/80 das Haus Zeltweg 1 zum Restaurant Pfauen um. 1882 errichtete er eine Konzerthalle im Schweizer Holzstil, die er bald umbaute und 1884 als Floratheater im Pfauen neu eröffnete.²¹² Das Theater hatte zwar «guten Erfolg, aber doch auch wegen der Bauart seine Übelstände».²¹³

Nach dem Kauf weiterer Liegenschaften realisierte Hürlimann 1888/89 einen grosszügigen Wohn- und Geschäftshauskomplex mit Hotel, Restaurant und Theater: «Im Anfang begegnete ihm in der Gemeinde Hottingen grosses Misstrauen, und Niemand wollte sich bei seinem Aktienunternehmen beteiligen. So hat man es nur seiner Beharrlichkeit und Ausdauer zu danken, dass heute Hottingen eine so stattliche Entrée von der Stadt her und gegen sie hin hat.»²¹⁴ Hürlimann nutzte die an die Strassen grenzenden Partien für «zintragende Bauten» und den weniger wertvollen Hof für Wirtschaftszwecke. Der Mittelbau gegen die Rämistrasse wurde architektonisch besonders ausgezeichnet; ein Bogendurchgang führte in den Garten und erschloss den etwa 800 Personen fassenden Theatersaal. Der Zentralbau wies Galerien auf und war überkuppelt, die Kuppel mit Fresken ausgemalt. Der Saal «in Verbindung mit dem davor liegenden Garten und den Restaurationsräumlichkeiten» war von Beginn weg ein viel besuchter «Vergnügungsort».²¹⁵ Er wurde



258

Rämistrasse 32–34/Zeltweg 1–3. Schauspielhaus «Pfauen» nach dem Umbau durch *Pflegbard & Haefeli*, 1926. Grundriss Erdgeschoss, 1:500. Dunkelgrau: 1888/89. Hellgrau: 1926. SBZ 1932/99, S. 220. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 294, 296.

für gesellschaftliche Anlässe, Varietés und Operetten genutzt.²¹⁶

1896 erwarb der Brauereibesitzer Albert Heinrich Hürlimann-Hirzel einen Teil des Komplexes. 1899–1902 liess er den Saal durch FELLNER & HELMER modernisieren (u.a. Einzug einer Stuckdecke, Vergrößerung der Bühne, Einrichtung einer Künstlergarderobe) (Abb. 259).²¹⁷

Als Alfred Reucker 1901 Direktor des Stadttheaters wurde, pachtete er die Pfaubenbühne zur Aufführung von Schauspielen. 1904 ging das Theater an die Genossenschaft zum Pfauen. Nach einer mehrjährigen Projektierungsphase (Studien von STREIFF & SCHINDLER, PFLEGHARD & HAEFELI) und dem Erwerb von Bauland 1923 wurde das Theater

auf Initiative des Mehrheitsaktionärs und ehemaligen Weinhändlers Ferdinand Rieser-Werfel grundlegend umgebaut (Abb. 258). Der Zuschauerraum wurde erweitert, das Bühnenhaus nach dem Konzept des deutschen Bühnentechnikers Adolf Linnebach vergrößert und der ehemalige Garten durch ein Foyer überbaut.²¹⁸ Rieser gründete die Zürcher Schauspielhaus AG und der Theaterbetrieb wurde vom Stadttheater getrennt. Während der Zeit des Nationalsozialismus erlangte das Haus durch die Beschäftigung emigrierter Theaterleute internationale Bedeutung. 1938 wurde die Neue Schauspielhaus AG mit Aktienbeteiligung der Stadt gegründet.²¹⁹ Nach gescheiterten Neubauabsichten wurde der Theatersaal 1976/77 modernisiert, der Eingang und



259, 260

Zeltweg 3. Inneres des Pfautheaters nach dem Umbau von 1899–1902. Foto Beringer & Pampaluchi, um 1905. Repro BAZ (Bildarchiv Beringer & Pampaluchi). – Der Zuschauerraum des Schauspielhauses nach der Renovation 1976/77. Foto Georges Müller, 1978. BAZ. – Text S. 294, 296.

das Foyer umgebaut und die Fassade renoviert.²²⁰ 2000 wurde das Bühnenhaus saniert, 2005 die Vor- und Kassenhalle umgestaltet.

Bauanalyse

Äusseres. Das Schauspielhaus Pfauen ist Teil einer Blockrandbebauung am Heimplatz, die städtebaulich als Eingangstor gegen Hottingen wirkt (Abb. 444).²²¹ Die palastartige Hauptfassade wird von einem aufwendig instrumentierten, reich befensterten Mittelbau beherrscht, an den zwei schlich-

te, durch Eckerker ausgezeichnete Flügelbauten anschliessen (1976/77 Sanierung der Sandsteinfassade in Natur- und Kunststein). Am Mittelrisalit weist der Schlussstein des Rundbogentors in Form eines Kopfs mit Augenmaske auf das Theater hin, in den Bogenzwickeln befinden sich zwei Pfauenreliefs. Der kleine Giebel zeigt das Zürcherwappen zwischen Füllhörnern und wird von einer Frauenfigur mit Pfau bekrönt, die als Thalia, Muse der Komödie, oder aufgrund des Pfauenattributs als Juno interpretiert wird (1976/77 in Kunststein rekonstruiert).²²² Die begleitenden Putti stützen sich auf Theatermas-



261

Rämistrasse 32–36. Hauptfassade des Pfauenkomplexes gegen den Heimplatz. Foto Beringer & Pampaluchi, um 1900. Repro BAZ (Bildarchiv Beringer & Pampaluchi). – Text S. 295.

ken. Der Theatersaal im Innenhof tritt strassenseitig nicht in Erscheinung.

Inneres. Das Foyer des mehrmals grundlegend umgebauten Theaters wurde 1976/77 neu gestaltet. Der gleichzeitig modernisierte Zuschauerraum mit Balkon und seitlichen Logen ist noch wesentlich von der schmucklosen, modernen Überformung durch PFLEGHARD & HAEFELI geprägt (1926) (Abb. 260). Oberhalb der Saaldecke sind die historische Stuckdecke des Umbaus von 1899 und die ursprüngliche Decke von 1888/89 noch erhalten. Das Bühnenhaus wurde 1976/77 und 2000 umfassend erneuert.

Dokumentation

Quellen: SAZ, VII.12, Aktientheater, Stadttheater, Opernhaus Zürich. Theaterarchiv (1830–1995). VII.200, Schauspielhaus Zürich AG, Archiv (1938–2000).

Literatur: BZD 1974–1979, S. 72–75. – INSA 10, 1992, S. 387. – Neumünster 1889, S. 388. – NIEVERGELT 1977/2. – REBSAMEN 1974. – SBZ 1932/99, S. 220f. – Schauspielhaus 1978. – WEHRLI 1905, S. 391. – ZüKa 1890, S. 5f.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, 30-0389. Nachlass PFLEGHARD & HAEFELI, Theaterumbau. – SAZ, Baupolizeiakten Hottingen 1880–1892, Nr. 22 (Situation und Projekt), Gutachten vom 23.04.1884 mit Plänen zum Umbau des Musikpavillons, Nr. 126 (Projektpläne CHIODERA & TSCHUDY, undatiert), Nr. 144 (Projektpläne CHIODERA & TSCHUDY, genehmigt 1888).

SCHILLERSTRASSE 1

Stadttheater/Opernhaus

Bauherrschaft	Theater Aktiengesellschaft.
Architekten	FERDINAND FELLNER, HERMANN HELMER.
1890/91	Neubau.
1935/36	Umbau (OTTO DÜRR).
1981–1984	Umbau und Erweiterung.
2015	Fassadenrenovation.

Geschichte

Das 1833/34 in der Kirche des ehemaligen Barfüsserklosters eingebaute Aktientheater brannte in der Neujahrsnacht 1890 während einer Vorstellung ab.²²³ Es hatte schon länger weder bühnentechnischen noch architektonischen und feuerpolizeilichen Anforderungen genügt.²²⁴ Die «Theaterbau-Frage» war daher bereits vor dem Brand ein Thema, wobei sich vor allem die Projekte von CHIODERA



262

Schillerstrasse 1. Ansicht des Stadttheaters von Nordwesten. Foto um 1895. BAZ. – Text S. 296, 298.

& TSCHUDY und HEINRICH ERNST konkurrierten. Erstere entwarfen 1889 einen Multifunktionsbau anstelle der alten Tonhalle mit einer neuen Tonhalle, einem Theater, einer Musikschule sowie «Zinsbauten».²²⁵ Dagegen meinte ERNST, dass sich Zürich die «darbietende Möglichkeit der Erlangung monumentaler, nur je einem Zweck dienstbarer Einzelbauten nicht entgehen lassen» solle und forderte nebst einem Theater und einer Tonhalle auch eine Anlage auf dem Tonhalleareal, «die einen aussergewöhnlichen Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde bilden und für Zürich das sein müsste, was für Mailand die Galleria Vittorio Emanuele» sei.²²⁶

Baugeschichte

Die Generalversammlung der «Theater-Aktiengesellschaft» betraute 1890 eine Finanz- und eine Baukommission mit der Neubaufgabe. Es standen zwei städtische Grundstücke beim Heim- bzw. beim Dufourplatz zur Diskussion. Entgegen der Präferenz der Bauherrschaft entschied sich die Stadt – trotz höherer Baukosten – für die allseitig leicht zugängliche Parzelle Dufourplatz und stellte diese unentgeltlich zur Verfügung.²²⁷

Aus feuerpolizeilichen Gründen sollte das neue Theater frei stehend errichtet und das Parterre nur knapp über dem Strassenniveau angelegt werden, damit es bei Gefahr rasch evakuiert werden konnte (Abb. 262). Die Gänge und Treppen mussten von aussen direkt belicht- und belüftbar sein.

Weil das Theatergebäude selber keine Aussichtsmöglichkeiten bieten musste, blieb gegen den Quai

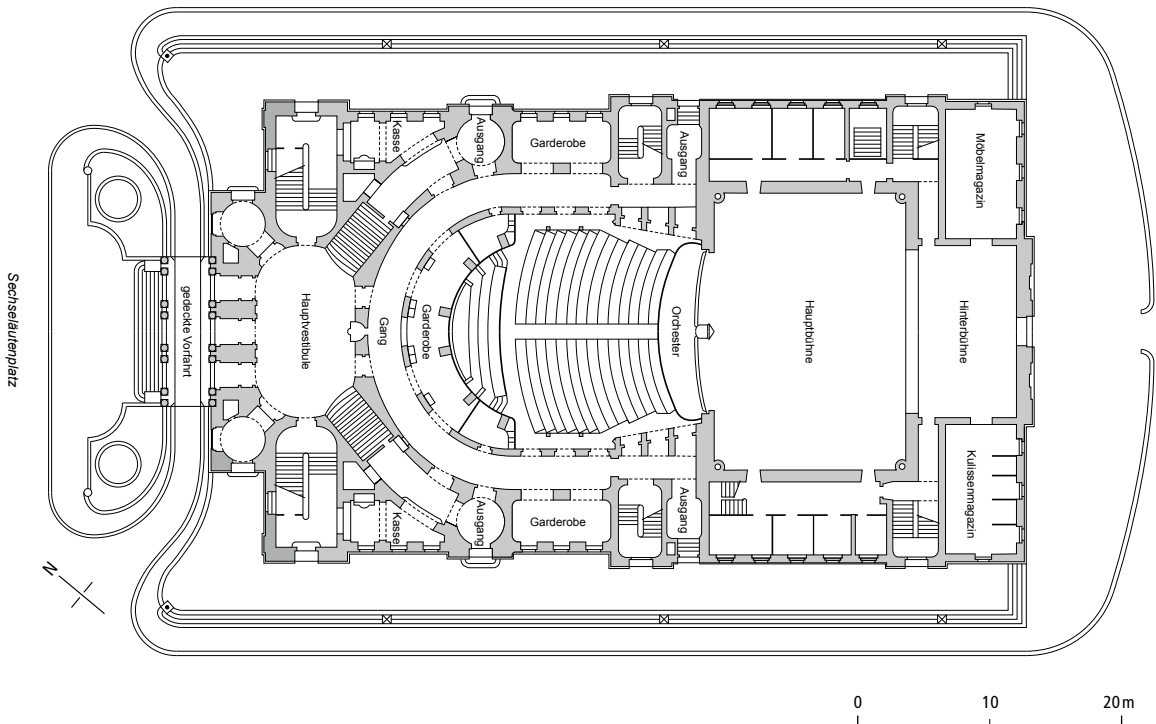
und die Theaterstrasse noch je ein Bauplatz frei. Dadurch mussten lediglich die auf Weitsicht angelegten Schmalseiten repräsentativ gestaltet werden.²²⁸

Die Wiener Architekten FELLNER & HELMER erhielten einen Direktauftrag,²²⁹ da sich die Betreiber zu einer Wiedereröffnung des Theaters bereits am 1. Okt. 1891 verpflichtet hatten.²³⁰ FELLNER & HELMER, die bis dahin bereits rund 20 Theaterbauten in Europa errichtet hatten, überzeugten mit ihrem Preis-Leistungs-Verhältnis und modernsten technischen Einrichtungen. Bereits am 30. April 1890 lag ein Projekt vor, mit dem die Architekten ein Jahr zuvor einen Wettbewerb in Krakau gewonnen hatten (HELMER zugeschrieben, nicht ausgeführt).²³¹ Nach Modifizierungen begannen am 13. Juni 1890 die Bauarbeiten und im Oktober bereits die Stuck- und Malerarbeiten im Zuschauerraum. Der Einweihungstermin konnte nach nur 15 Monaten Bauzeit eingehalten werden. Die Oberbauleitung übernahm HERMANN HELMER, die Leitung vor Ort JOHANN RUDOLF ROTH.²³² Finanziert wurde der Neubau durch Aktienbeteiligungen sowie durch

Subventionen der Stadt und der Gemeinden Riesbach und Enge.²³³

Im Herbst 1890 wurde ein Wettbewerb für den plastischen Fassadenschmuck ausgeschrieben, dessen Resultat aufgrund vieler konventioneller Entwürfe nicht restlos überzeugte. Die mit dem 1. Preis ausgezeichneten Wiener Bildhauer FRANZ VOGL und LUDWIG DÜRNBAUER wurden mit der Ausführung betraut, die nur dank Spenden realisiert werden konnte.²³⁴

Renovationen und Umbauten. Anlässlich einer teils purifizierenden Renovation 1935/36 erweiterte OTTO DÜRR das Vestibül, indem er vor dem Haupteingang einen gläsernen Vorbau im Stil des Neuen Bauens errichtete.²³⁵ 1964 erfolgte die Umbenennung in «Opernhaus». Die ab 1974 diskutierten Umbaupläne lösten 1980 die Opernhauskrawalle aus, nachdem der Zürcher Stadtrat rund 60 Mio. Franken für die Renovation genehmigt und gleichzeitig die Forderung nach einem autonomen Jugendzentrum abgelehnt hatte: Im Oktober 1980 konnte das Kulturzentrum Rote Fabrik eröffnet werden.





264

Schillerstrasse 1. Stadttheater, Ansicht des Vestibüls. Foto P. Grünert, 1984. BAZ. – Text S. 298, 300.

1981–1984 wurde das Opernhaus umgebaut und erweitert (CLAUDE PAILLARD, PETER LEEMANN und Partner).²³⁶ Dabei wurde die gläserne Vorhalle abgebrochen und das Eingangsniveau ins Untergeschoss verlegt (neue Garderobe). Der Zuschauerraum wurde umfassend modernisiert, technisch aufgerüstet und die Deckengemälde restauriert. Das Bühnenhaus, das auch Garderoben, Magazine und Verwaltungsräume enthielt, wurde ausgekernt.²³⁷ Richtung Utoquai entstand ein Erweiterungsbau, der das 1925 erbaute, neuklassizistische Grand Café Esplanade ersetzte (WILHELM PFISTER-PICAULT).²³⁸ 2003/04 wurde der Kronleuchter restauriert.²³⁹

Bauanalyse

Situation. Die Eingangsfront des Opernhauses ist gegen den 2013 neu gestalteten Sechseläutenplatz ausgerichtet (Abb. 263). Bereits ursprünglich auf einem Treppensockel stehend, erscheint der Bau seit der Senkung des Platzniveaus und der Verlegung des Haupteingangs ins Untergeschoss (1981–1984) zusätzlich erhöht.

Äusseres. Das Theater mit rustiziertem Sockelgeschoss ist hell gestrichen, die Farbe ist dem Naturton des Savonnières-Kalksteins angenähert.²⁴⁰ Typisch für den Theaterbau des Historismus sind drei Funktionszonen erkennbar: Der Erschliessungstrakt mit Haupteingang gegen den Sechseläutenplatz (Vestibül, Foyers, Treppenhäuser), der Zuschauerraum unter flachem Zeltdach und das hoch aufragende, überkuppelte Bühnenhaus, dessen Dach sich bei Hitze- und Rauchentwicklung anheben lässt.

Die Eingangsfront weist einen stark vortretenden Mittelrisalit auf, dem ein Portikus mit gekuppelten Säulen vorgelagert ist (1984 rekonstruiert und verglast). Er war ursprünglich frontal über eine Freitreppe, seitlich durch Rampen erschlossen und diente als wettergeschützte Vorfahrt. Über dem Portikus befindet sich eine kolossale Loggia, die vom Foyer im ersten Obergeschoss aus betreten werden kann. Vorfahrt und Loggia sind, insbesondere auch im Werk von FELLNER & HELMER, charakteristische Elemente der Theaterarchitektur. An den Risalit schliessen seitlich die Treppenhäuser an, die dem schmalen Baukörper platzseitig eine stärkere Präsenz verleihen. An den grosszügig befensterten Seitenfassaden sind die Achsen der Nebenausgänge durch Risalite akzentuiert.

Figurenschmuck. Dieser orientiert sich am Figurenprogramm der Pariser Opéra Garnier (1860–1875) und umfasst zahlreiche Maskenköpfe in Kapitellen und Schlusssteinen. Die Hauptfassade zeigt in den Rundfenstern des Mittelrisalits v.l. die Porträtbüsten von William Shakespeare, Friedrich Schiller, Carl Maria von Weber, Wolfgang Amadeus Mozart, Richard Wagner, Johann Wolfgang von Goethe und Gotthold Ephraim Lessing. Der Risalit wird bekrönt von zwei Figurengruppen aus Savonnières-Kalkstein; links die geflügelte Personifikation der Dichtkunst mit Fackel, begleitet von einem Löwen und einem Putto mit Theatermaske, rechts die Personifikation der Musik mit Leier und Lorbeerkranz, begleitet von einer Sphinx und einem Putto (FRANZ VOGL, 1984/1998 restauriert). Über den seitlichen Treppenhäusflügeln befinden sich vier Figurengruppen von LUDWIG DÜRNBAUER.²⁴¹ Vor 1935 zierten Putti die Balustrade. Der Giebel der Südfassade war ursprünglich von der Figur der Victoria, begleitet von posauneblasenden Putti auf Sphingen, bekrönt. Die Treppe zum Haupteingang war von zwei Sitzfiguren flankiert (VOGL).²⁴²

Inneres. Für die Innenausstattung wurde der Stil des Régence und des Rokoko gewählt, «da mit verhältnismässig geringen Mitteln immer noch reiche Wirkung erzielt werden» konnte.²⁴³ Es kamen hauptsächlich Wiener Werkstätten zum Zug, da «hiesige Firmen mit solchen Arbeiten in der bezüglichen Technik viel zu wenig vertraut» waren.²⁴⁴

Das Vestibül – ursprünglich mit Abendkasse – besitzt ein auf Stichkappen ruhendes, an den Hauptpfeilern von Atlanten getragenes Gewölbe mit golden gefassten Stuckaturen (Abb. 264). Die diagonalen



265, 266

Schillerstrasse 1. Stadttheater, Ansicht des Zuschauerraums gegen die Bühne mit dem Theatervorhang von 1891. – Deckengemälde mit der Allegorie des Lustspiels von Gastgeb, Gärtner und Peyfuss. – Fotos P. Grünert, 1984. BAZ. – Text S. 300.

Haupttreppen führen zur Parkettgalerie und zum 1. Rang, die schmalseitig angeordneten Treppen zum 2. Rang. Die Haupttreppe und das Foyer im ersten Obergeschoss sind mit Kunstmarmor ausgestattet. Die zahlreichen Haupt- und Nebentreppen ermöglichen die geforderte rasche Evakuierung, die seitlichen Terrassen im zweiten Obergeschoss dienen «im Sommer und bei schönem Wetter als Promenaden, bei Panik und Gefahr als Zufluchtsstätte».²⁴⁵

Der leicht hufeisenförmige Zuschauerraum hat das höfisch-barocke Logentheater mit Guckkastenbühne zum Vorbild (Abb. 265). Er umfasst die dreiaxigen Proszeniumslogen, ein Parkett, eine Parkettgalerie mit zurückversetzten Logentrennwänden, einen 1. Rang mit Logen sowie einen als Galerie ausgebildeten 2. Rang mit Pfeilern, welche die dekorierte Saaldecke tragen. Die Decke unter dem eisernen Dachstuhl ist eine Eisen-Beton-Konstruktion. Der Laternenaufsatz dient der Ventilation. Um den mächtigen, zentralen Lüster sind drei illusionistische Deckengemälde der Wiener Maler J. GÄRTNER, KARL JOHANN PEYFUSS und PEREGRIN VON GASTGEB angeordnet: die Allegorie der Liebe als weltbewegende Kraft mit einem Liebespaar und Amor, der mit einer Fackel das Feuer entfacht; die Allegorie der Tragödie mit einem Tragöden, der dem Publikum seine Dichtungen vorträgt, und die Allegorie des Lustspiels mit einem Spielmann und seinen vor einer Bacchusstatue gruppierten Zuhörern (Abb. 266). Die Stichkappen tragen Medaillons mit Darstellungen von Theater- und Musikutensilien sowie die Porträts von Gottfried Keller, Charles Gounod, Molière, Christoph Willibald Gluck, Gioacchino Rossini und Ferdinand Raimund. Das Deckengemälde in der Zone des Proszeniums zeigt geflügelte Personifikationen der Musik und der Dichtkunst, beobachtet von Wolfgang Amadeus Mozart, Richard Wagner und Carl Maria von Weber sowie Friedrich Schiller und William Shakespeare (PEREGRIN VON GASTGEB).²⁴⁶ Die Stuckarbeiten stammen von LUDWIG STRICTIUS, die Malerarbeiten und Vergoldungen von JOSEF KOTT. 1982 wurde der Theatervorhang des Wiener Theaternalateliers KAUTSKYS SÖHNE & ROTTONARA wiedergefunden (1891). Der Entwurf wird FRANZ ANGELO ROTTONARA zugeschrieben,²⁴⁷ dargestellt ist eine Allegorie der Künste.²⁴⁸

Das 1981–1984 ausgekernte Bühnenhaus ist vom Zuschauerraum durch eine Brandmauer und einen eisernen Vorhang feuersicher getrennt und weist einen eisernen Dachstuhl auf. Die technische

Einrichtung umfasste ursprünglich nebst der Bühnentechnik eine Warmluftheizung, eine elektrisch betriebene Lüftung, 17 Hydranten, eine Feuersignal-Telegrafenleitung und elektrische Beleuchtung.²⁴⁹ Der Anschluss an das städtische Elektrizitätsnetz erfolgte 1905; zuvor bestand eine eigene Kraftanlage, die Peter Emil Huber-Werdmüller, Präsident des Verwaltungsrats der Maschinenfabrik Oerlikon und Mitglied der Theater-Baukommission, konzipiert hatte und die von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Berlin ausgeführt worden war (Seehofstrasse 6).²⁵⁰

Der Theaterbau machte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine enorme Entwicklung durch. Das aufstrebende Bürgertum konnte sich den Theaterbesuch leisten, repräsentative Theaterbauten gehörten zur städtischen Kulturinfrastruktur. Immer strengere feuerpolizeiliche Vorschriften forderten die feuersichere Trennung von Zuschauerraum und Bühnenhaus, genügend Fluchtwege sowie frei stehende Theaterbauten, was in städtebaulicher Hinsicht eine starke Präsenz zur Folge hatte. Daneben ermöglichten bau- und bühnentechnische Entwicklungen (Eisen- und Betonbau, Hydraulik, Elektrizität) immer raffiniertere Einrichtungen. Funktional und gestalterisch standen die Bauten meist in der Tradition des barocken Logen- oder Rangtheaters, seltener war die Anknüpfung an das antike Theater. FELLNER & HELMER gehörten zu den führenden Theaterarchitekten der Zeit des Historismus und des Jugendstils in Europa. Während sich GOTTFRIED SEMPER grundsätzlich mit der Frage nach dem idealen Theaterbau auseinandersetzte, zeichnen sich FELLNER & HELMER durch ihre pragmatische und ökonomische Herangehensweise an die Bauaufgabe aus. Ihr Erfolg lag in einer gewissen Standardisierung der Projektlösungen begründet, und sie galten als Garanten für technisch hochstehende Bauten, die das Bedürfnis der Auftraggeber nach Repräsentation angemessen und doch kostengünstig befriedigten.

Vergleichbar mit dem eigentlich für Krakau entworfenen, schliesslich in der Stadt Zürich realisierten Theater sind das Mahen-Theater in Brünn (1881/82), das Neue Deutsche Theater in Prag (1886/87) oder das Kroatische Nationaltheater in Zagreb (1894/95).²⁵¹



267

Seefeldstrasse 82. Innenansicht des ehemaligen Kinos Seefeld nach dem Umbau zum Restaurant 2014. Foto Beat Bühler, 2014. – Text S.301f.

Dokumentation

Quellen: SAZ, VII.12.B (Stadttheater 1891–1964 und Opernhaus 1964–1995).

Literatur: BAUMGARTNER 2008. – BZD 1980–1984, S.181. – HAMMER 1984. – HOFFMANN 1966, S.122f. – INSA 10, 1992, S.396f. – JUNG 1980–1984. – SBZ 1890/15, S.1–3, 27f., 41f., 117–122. – SBZ 1890/16, S.135. – SBZ 1891/17, S.74f., 141–145. – SBZ 1891/18, S.88f., 96f., 103f., 106f., 113f., 158f., 161f. – STENZL 2005/1. – WEBER 1995. – WEHRLI 1905. – WICHERS VON GOGH 1891. – ZINGG 2007. – ZüKa 1891, S.4–6.

Plandokumente: SAZ, VII.12.B.28, Pläne Aktientheater, Stadttheater und Opernhaus. IX J 135, Tonhalle- und Theaterprojekt von [CHIODERA & TSCHUDY](#) um 1890. IX J 151–153, Pläne [FELLNER & HELMER](#) 1890 und [OTTO DÜRR](#) 1935/37. IX J 175, Haupteingang 1922 von [HATT-HALLER](#). IX J 187, Pläne des Ateliers [HELMER](#) um 1890. – SBZ 1891/18, S.96, 103, 106, 113.

SEEFELDSTRASSE 82

Ehem. Kino Seefeld

Bauherrschaft	Genossenschaft für Bauwerte.
Architekt	WILHELM PFISTER-PICAULT.
Stuckaturen,	
Gemälde	OTTO HABERER-SINNER .
1922	Neubau.
1952	Überformung Kinosaal.
2013/14	Renovation, Umbau zum Restaurant.

Das monofunktionale, traufständige Kinogebäude zeigt als eingeschossiger Giebelbau eine repräsentative, tempelartige Strassenfassade mit ionischen Halbsäulen. In jede der fünf Achsen ist ein Rundbogen – je mit Eingang und Lünettenfenster – eingeschrieben. Nur drei davon dienten ursprünglich als Eingang zum Kino.

Das Innere bestand aus einem annähernd quadratischen, ansteigenden Saal mit 400 Plätzen, einem Orchesterbereich und einem kleinen Entrée mit Garderobe. Die Projektorenkabine war ähnlich wie

beim Kino Colosseum in Oerlikon von aussen über eine Treppe separat erschlossen.²⁵²

Die 1989 entdeckten Stuckaturen, Wand- und Deckengemälde des Saals von **HABERER-SINNER** wurden 2013/14 restauriert.²⁵³ Die Fassadengliederung ist im Saal wieder aufgenommen. Jeder Rundbogen zeigt im Sturz ein rechteckiges Gemälde im Stil der rotfigurigen griechischen Vasenmalerei mit Szenen der griechischen Mythologie (Abb. 267). Die Figuren bewegen sich beidseits des Raums auf die Leinwand zu. Dort stehen sich links Helios (Sonnengott) und rechts Selene (Mondgöttin) gegenüber, die hier für das Licht und die Belichtung im Kino stehen. Entsprechend werden die Szenen der linken Seite von männlichen, die der rechten von weiblichen Figuren dominiert. Thematisch ähnliche Szenen sind über den Raummittelpunkt gespiegelt angeordnet, was als Anspielung auf die Camera Obscura interpretiert wird. Im runden Deckenspiegel sind in einer Abfolge von zwölf Figuren die zwölf Monate dargestellt. Das Gemälde erinnert an das 1832 erfundene «Lebensrad» als einen Vorläufer des Kinos.²⁵⁴ Möglich, dass mit Hilfe des anspruchsvollen Bildprogramms der Kinobesuch einem bildungsbürgerlichen Publikum schmackhaft gemacht werden sollte, das damals oft Widerstand hegte.²⁵⁵

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.137f. – BAZ, Dok. Seefeldstrasse 82. – BIGNENS 1988, S.113f. – GRAP 1997. – INSA 10, 1992, S.402. – STEINER 2014.

STAUFFACHERSTRASSE 56–60/ BÄCKERSTRASSE 57

Volkshaus

Bauherrschaft	Volkshausstiftung Zürich.
Architekten	JOHANN RUDOLF STREIFF, GOTTFRIED SCHINDLER.
1909/10	Neubau.
1927/28	Saalanbau (KARL KÜNDIG , HEINRICH OETIKER).

Baugeschichte

Das Volkshaus in Aussersihl entstand als Reaktion bürgerlicher und sozialreformerischer Kreise auf Alkoholmissbrauch, das Erstarken der Arbeiterbewegung und die zunehmenden sozialen Span-

nungen (Italienerkrawall 1896, Massenstreikjahre 1904–1907). Ziel war die Integration der Arbeiterschicht in die bürgerliche Gesellschaft mittels besserer Ernährung, Hygiene, Bildung und Kultur. Bestrebungen der Linken oder der Arbeitervereine für den Bau von Versammlungslokalen konnten wegen fehlender finanzieller Mittel nicht oder nur in kleinerem Rahmen realisiert werden.²⁵⁶

Ab 1893 wurden verschiedene Projekte für ein Volkshaus ausgearbeitet.²⁵⁷ Nach dem Vorbild des People's Palace im Londoner East End (1887) präsentierte Friedrich Meili, Pfarrer in Wiedikon, 1895 im ZIA ein Projekt mit Konzert- und Lesesaal, Bibliothek, Kaffeehalle, Brausebädern, Kindergärten, Knabenhorten und Wärmestuben für Arbeitslose. Der ZIA bildete daraufhin eine Kommission zur Unterstützung gemeinnütziger Projekte.²⁵⁸ 1896 gelangte Meili an die Pestalozzigesellschaft. Unter Pfarrer Walter Bion wurde eine Kommission zur Errichtung von Volkshäusern gebildet, die ein Bauprogramm ausarbeitete (Räume «für gesellige Zusammenkünfte», Badeeinrichtungen, Lehrlingsheim, alkoholfreie Volksküche). Ein erstes Projekt im Industriequartier stammt von den Architekten **HERMANN BÜTZBERGER** und **PAUL BURKHARD**. Es wurde von einem Initiativkomitee weiterverfolgt, dem u.a. **Susanna Orelli-Rinderknecht**, Mitbegründerin des Zürcher Frauenvereins für Mässigkeit und Volkswohl, angehörte (der Frauenverein führte bis zur Aufgabe der Alkoholfreiheit 1979 das Restaurant im Volkshaus).²⁵⁹

1895 beschloss die Stadt, einen Teil des Rotwandareals in Aussersihl zu verkaufen. Für das verbleibende Grundstück schrieb sie einen Überbauungswettbewerb aus. Es gingen zwei Volkshausprojekte ein, die nicht weiterverfolgt wurden.²⁶⁰ Ab 1902 engagierte sich auch das genannte Initiativkomitee für einen Neubau auf dem Areal, erneut wurden Pläne ausgearbeitet.²⁶¹ Auf Anfrage des Komitees beschloss der Stadtrat 1904, beim Grossen Stadtrat die Schenkung des Grundstücks zu beantragen. 1907 erfolgten die Gründung des Volkshauses und einer Stiftung. Letztere stand unter Aufsicht der Stadt, die dadurch Einfluss auf den Bau und den Betrieb des Volkshauses nehmen konnte (Wahrung der politischen und religiösen Neutralität sowie der Alkoholfreiheit).²⁶²

Die Linke machte ihre Unterstützung für das projektierte Kunsthaus von derjenigen für das Volkshaus abhängig, da die Stadt mit dem Stadttheater

und der Tonhalle bereits zwei bürgerliche Kulturinstitutionen subventionierte.²⁶³ Die Arbeiterschaft wollte angeblich «lieber kein Volkshaus als ein alkoholfreies».²⁶⁴ Sie wehrte sich ausserdem gegen die bürgerliche bzw. städtische Bevormundung, gegen die politische und kirchliche Neutralität und verlangte einen grösseren Saal. Das Volkshaus zielte in vielen Punkten an den Bedürfnissen der Arbeiter vorbei, zudem hatten sie bereits eigene Institutionen wie die Genossenschaftsküche Zürich III (1905) gegründet.²⁶⁵ Erst als im Bauprogramm auch Büros und Sitzungszimmer für die Arbeiterunion und die Gewerkschaften eingeplant wurden, fand das Volkshaus breitere Unterstützung.²⁶⁶ Am 15. Juli 1906 gelangte das Kreditbegehren zur Abstimmung und wurde zusammen mit dem Kunsthausprojekt angenommen. Erst 1909 waren die finanziellen Mittel gesichert.²⁶⁷ 1909/10 wurde der Neubau erstellt. Aus Spargründen verzichtete man auf den grossen Saal und ersetzte teurere Materialien durch billigere.²⁶⁸

Nach einem beschränkten Wettbewerb (1925) wurde 1927/28 der noch fehlende Saalanbau realisiert.²⁶⁹ Das Vorhaben, für das nach dem Ersten Weltkrieg ein Baufonds eingerichtet worden war, fand Unterstützung durch die Linke, welche 1925 die Mehrheit im Gemeinderat errungen hatte.²⁷⁰ Die technische Beratung lag bei Ingenieur Franz Max Osswald (Akustik) und Theatermaler ALBERT ISLER.²⁷¹

Die Fassaden und die kleineren Säle wurden 1983–1985 renoviert, 1994 folgte die Renovation des Saalanbaus, wobei die Wiederherstellung des ursprünglichen Farbkonzepts angestrebt wurde.²⁷²

Bauanalyse

Situation. Das Volkshaus steht am nordöstlichen Rand des ehemaligen Rotwandareals, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine grosse Brache im Zentrum von Aussersihl darstellte und 1914–1916 Standort des Bezirksgebäudes wurde. Das Volkshaus richtet sich gegen den von öffentlichen Bauten umgebenen Helvetiaplatz. Auf ihm wurde 1964 das «Denkmal der Arbeit» (KARL GEISER, Wettbewerb 1952) errichtet.

Ausseres. Das Volkshaus ist Teil einer Blockrandbebauung (Abb. 268). Es besteht aus dem Hauptbau gegen den Helvetiaplatz (1909/10) und dem südlich anschliessenden Saalanbau (1927/28). Die



268

Stauffacherstrasse 58–60. Ansicht des Volkshauses vor Anbau des Saaltrakts 1927/28. Foto Wolf-Bender, 1911. BAZ. – Text S. 303.

Saalfassaden führen die Architektur von 1909/10 unter Verzicht auf den ursprünglich vorgesehenen Fassadenschmuck fort.²⁷³ Der dreigeschossige Hauptbau mit Halbwalmdach präsentiert sich behäbig und schlicht. Die ehemals roten Fassaden erhielten 1950 einen neutralen Anstrich.²⁷⁴ Die Mittelachse der Platzfront ist durch einen Rednerbalkon im ersten Obergeschoss und eine Loggia mit drei Rundbogenöffnungen im Dachgeschoss ausgezeichnet (Personalzimmer). Als einziger baukünstlerischer Schmuck prangt über der Balkontür ein Abguss des Tondo Pitti von MICHELANGELO (Maria mit Kind und Johannes, 1504/05). Grosse Bogenfenster betonen das Erdgeschoss mit Restaurant und Ladenlokal. Das darüber gelegene Saalgeschoss weist hohe, zweiteilige Fenster mit kräftigen Einfassungen auf. Das niedrigere Büroggeschoss ist anhand der kleiner dimensionierten Fenster ablesbar. Der Dachüberstand wird von verzierten Bügen gestützt. An der Stauffacherstrasse dominiert der ovale Treppenturm. Seine Turmuhr ist von weiblichen, je einen Hausstein tragenden Relieffiguren auf Konsolen flankiert (ARNOLD HÜNERWADEL).²⁷⁵ Die Herrschaftssymbolik des Turms gab zu zeitgenössischen Interpretationen Anlass, die das Volkshaus je nach Sichtweise als «Wahrzeichen der mannigfachen gemeinnützigen Bestrebungen» der Volkshausinitianten²⁷⁶ oder als «Hochburg des Sozialismus» deuteten.²⁷⁷

Inneres. Der multifunktionale Bau weist eine schlichte Innenausstattung im Stil der Reformarchitektur auf, die «bis ins kleinste von den Architekten entworfen» wurde.²⁷⁸ Besondere Akzente setzen die Farbigkeit der Räume oder die Stuckdecken und

Saaltüren im «Weissen Saal». STREIFF & SCHINDLER gehörten zu denjenigen Architekten des Heimatstils, die schon früh mit der Farbe als Ausdrucksmittel spielten.²⁷⁹

Die Abgüsse mehrerer antiker Reliefs im «Weissen Saal» (Parthenonfries, ein Relief aus Eleusis mit Triptolemos zwischen Demeter und Kora)²⁸⁰ zeugen vom klassisch-bürgerlichen Kulturideal der Volkshausinitianten. Für die Auswahl der Kunstwerke war STREIFF verantwortlich. Dabei sei er «wohl eher von seinem Sinn für das Grosse, Bedeutsame, Gehaltvolle ausgegangen als von der Frage nach der Leichtfassbarkeit und Leichteingänglichkeit für einfacher Gebildete».²⁸¹

Nach St. Gallen (1899) und Claro (1907) war der Zürcher Bau das dritte in der Schweiz errichtete Volkshaus und blieb das einzige, das sich der Alkoholfreiheit verschrieben hatte.²⁸² Volkshäuser bildeten als Mehrzweckbauten eine komplexe Bauaufgabe, die umso schwieriger zu realisieren war, als «eine überlieferte Form eines solchen Gebäudes» nicht existierte.²⁸³ Die deutsche Sozialistin Clara Zetkin kritisierte 1911, dass sich Volkshäuser stilistisch «in nichts von irgendwelchen bürgerlichen Geschäfts- oder Verkehrshäusern» unterschieden. Das «geistige Leben der Arbeiterklasse» habe «noch nicht den geringsten Ausdruck in der architektonischen Formensprache gefunden».²⁸⁴ Für das Zürcher Volkshaus war eine Art proletarische Architektursprache nicht zu erwarten, da es auf bürgerliche Initiative hin entstanden war. Gleichwohl entstand kein traditionelles Gebäude, da die zeitgenössische Reformarchitektur bestrebt war, die Repräsentationsarchitektur des Historismus zu überwinden und einen neuen, zweckentsprechenden Ausdruck für jede Bauaufgabe zu finden. STREIFF & SCHINDLER realisierten einen Heimatstilbau, der einerseits an ländliche und kleinstädtische Bauten erinnert und andererseits auffallende Parallelen zum Rathausbau aufweist (Rundbogen im Erdgeschoss als Allusion auf die offene Markthalle, hohes Saalgeschoss, Uhrturm, Walmdach, Repräsentationsbalkon). Die Loggia ersetzt den traditionellen Giebel im Dachgeschoss. Die Schlichtheit des Baus muss neben der Orientierung am Reformstil auch auf das äusserst knappe Baubudget zurückgeführt werden. Als Vergleichsbeispiel in Deutschland können die Pfullinger Hallen (1904–1907, THEODOR FISCHER) angeführt werden.²⁸⁵

Dokumentation

Quellen: SOZARCH, Ar 464, Volkshausstiftung Zürich 1896–1987.

Literatur: BÄRTSCHI 1983, S. 432f. – Baukultur 2004, S. 79. – BZD 1995/96, S. 200f. – EIGENHEER 1993. – ERISMANN 1913. – INSA 10, 1992, S. 414. – NICOLAI 2009. – SB 1911/3, S. 117–124. – SBZ 1906/47, S. 76. – SBZ 1906/48, S. 37. – SBZ 1925/85, S. 343. – SCASCIGHINI 1991. – ZWCh 1910, S. 384f.

Plandokumente: SB 1911/3, S. 118–120. – SOZARCH, Ar 464.

THEATERSTRASSE 10

Corso

Bauherrschaft	Saalbaugesellschaft.
Architekten	HERMANN AUGUST STADLER, EMIL USTERI.
1899–1900	Neubau.
1933/34	Umbau (ERNST FRIEDRICH BURCKHARDT, KARL II. KNELL).

Baugeschichte

1896 wurden STADLER & USTERI mit Projektierungsarbeiten für ein Vereinshaus auf einem unbebauten Grundstück beim Bellevue beauftragt. Das Raumprogramm des ersten Projekts umfasste ein Restaurant, einen glasgedeckten Biergarten im Hof, Kegelbahnen, eine Ladenpassage, Gesellschafts- und Vereinslokalitäten, zwei Wohngeschosse für Pensionäre und einen Fechtsaal im Dachgeschoss. Im Hinterhaus war ein grosser Festsaal geplant.²⁸⁶ 1898 wurde das überarbeitete Projekt bewilligt und 1900 als «Corso-Theater» eröffnet. Aus dem geplanten Vereinshaus war ein «der harmlosen Freude» geweihtes Vergnügungsort der besseren Gesellschaft geworden,²⁸⁷ das «in kapitalkräftigen Kreisen» der Zürcher Bevölkerung breite Unterstützung gefunden hatte (Abb. 269).²⁸⁸ Die geplanten Büroräumlichkeiten wurden durch ein Café und einen Billardsaal ersetzt. Den Kern bildete der Theatersaal in Eisen skelettbauweise (A. BUSS & CIE., Basel), der bezüglich seiner Ausmasse mit dem grossen Tonhallaesaal konkurrierte. Er wies ein Oberlicht mit Glasmalereien auf und wurde «in leicht secessionistischem Stil» durch PAUL KRAWUTSCHKE (Pseudonym PIK), der als Dekorationsmaler bei STADLER & USTERI angestellt war, ausgestaltet.²⁸⁹ Ihm werden auch die auffallend üppigen Fassadendekorationen und ihre

«originelle Mischung von Jugendstil und Prager Barock» zugeschrieben.²⁹⁰ Die Bildhauerarbeiten führte **CRISTOFORO VICARI** aus.²⁹¹

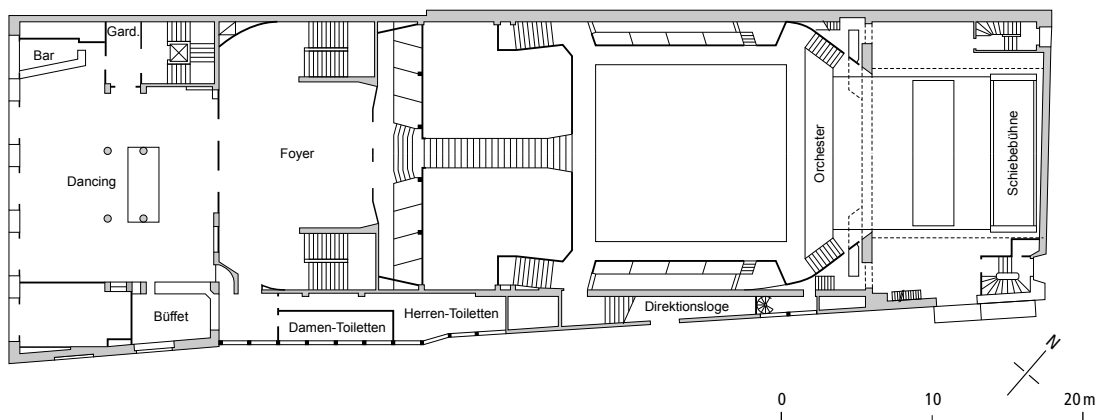
1933 kaufte Bruno Séquin das Corso und liess es durch **ERNST FRIEDRICH BURCKHARDT** (Dozent für Theaterbau an der ETH) und **KARL II. KNELL** modernisieren (Abb. 270).²⁹² Dabei entbrannte eine Debatte über den Erhalt der Hauptfassade, für die sich unter anderem **PETER MEYER** einsetzte: «Die Fassade des Corso-Theaters ist der einzige unbefangene amüsante, seinem Zweck wundervoll angemessene Kitsch in ganz Zürich [...]. Wenn unsere Stadtbehörden und Heimatschutzkommissionen einen Funken von Humor hätten, hätten sie diese Fassade längst zum «Monument historique» erklärt, denn heute hat keiner mehr die gute Laune, sowas zu bauen. [...] walzen Sie nicht auch noch diese letzte amüsante Fassade mit Sachlichkeit tot, retten Sie von diesem lebenswürdigen Kitsch, was irgend gerettet werden kann!»²⁹³ Tatsächlich konnten die drei obersten Geschosse und die Fassadenbekrönung erhalten werden, während das Erd- und das erste Obergeschoss purifiziert und im Inneren eingreifend umgebaut wurden. Im ersten Obergeschoss wurde einer der ersten Clubs der Schweiz, das Dancing «Mascotte», eingerichtet. Die Möbel nach dem Entwurf von **ALVARO ALTO** lieferte die Wohnbedarf AG.²⁹⁴ **MAX ERNST** schuf das surrealistische Wandbild «Pétales et jardin de la nymphe Ancolie», das Ende der 1950er Jahre abgenommen wurde (heute im Museum Tinguely, Basel).²⁹⁵ Der Theatersaal wurde vollständig erneuert und um den



269

Theaterstrasse 10. Ansicht des Corso-Theaters vor dem Umbau 1933/34. Foto F. Ruef-Hirt, um 1910. BAZ. – Text S. 306.

ehemaligen Zwischenbau und den Innenhof erweitert (Abb. 271). Das Bühnenhaus und seine Fassade gegen die Stadelhoferstrasse blieben teilweise erhalten. Der Umbau galt als Markstein in der Entwicklung der neueren Schweizer Architektur. Die



270

Theaterstrasse 10. Das Corso nach dem Umbau 1933/34. Grundriss erstes Obergeschoss, 1:500. Werk 1936/23, S. 341. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 305.



271

Theaterstrasse 10. Der Zuschauerraum des Corso-Theaters nach dem Umbau 1934. Foto Wolf-Bender, 1934. BAZ. – Text S.305f.

Nüchternheit des Neuen Bauens sei überwunden worden, was der schonende Umgang mit der historischen Hauptfassade belege. Auch habe **BURCKHARDT** im Inneren darauf verzichtet, die «konstruktiven Grundlagen ostentativ zur Schau zu tragen, sie ästhetisch zu verwerten».²⁹⁶

1947 wurde der Theatersaal zum Kino umgebaut. Seine farbige Raumwirkung ist nicht mehr erhalten. 1948 übernahm die Stadt zunächst den Kinotrakt,²⁹⁷ 1970 nach einer Fassadenrenovation das gesamte Gebäude.²⁹⁸ Es folgte der Ausbau zum Multiplexkino, 2001 wurde das Foyer umgebaut.

Bauanalyse

Die reich durch Fenster aufgelöste Hauptfassade weist eine fünfschichtige, steinverkleidete Pfeilergliederung nach dem Vorbild amerikanischer Hochhäuser auf (vgl. Abb. 269). **STADLER** hatte sich um 1900 nachweislich mit der Architektur amerikanischer Wolkenkratzer auseinandergesetzt.²⁹⁹ Die neubarocke Bekrönung, die zunächst «manchen guten Zürcher (zur heimlichen Freude des lustig extravaganten **STADLER**) ärgerte»,³⁰⁰ erinnert an die ursprüngliche Funktion als Variététheater. Die Neonleuchtschrift «Corso» stammt von **MAX BILL**. Die Seitenfassade des heutigen Kinotrakts zeigt mit ihrer Stahlskelettkonstruktion die funktionale Architektur des Neuen Bauens. Im Inneren ist der Umbau von 1933/34 nach zahlreichen Modernisierungen nur noch teilweise präsent.

Dokumentation

Literatur: **BIGNENS** 1985. – BZD 1970–1974 (Teil 1), S.270f. – INSA 10, 1992, S.419. – SBZ 1896/27, S.110f. – SBZ 1898/31, S.164f. – SBZ 1899/34, S.241f. – SBZ 1900/36, S.5–8, 14–19. – SBZ 1934/104, S.79–92. – STENZL 2005/2. – Werk 1933, 20/9, S. XXX. – Werk 1936/23, S.333–343, 347–349. – ZMCh 1934/3, S.205–208.

Plandokumente: SBZ 1896/27, S.110. – SBZ 1898/31, S.164. – SBZ 1900/36, S.5, 18f. – Werk 1936/23, S.340f.

URANIASTRASSE 9

Wohn- und Geschäftshaus mit Sternwarte Urania

Bauherrschaft	Genossenschaft Urania.
Architekt	GUSTAV GULL .
1905–1907	Neubau.

Geschichte

1756 richtete die Physikalische Gesellschaft auf dem Dach des Zunfthauses «zur Meisen» ein erstes Observatorium ein, das 1790 auf den Südturm des Grossmünsters verlegt wurde.³⁰¹ Die 1861–1864 nach Entwurf von **GOTTFRIED SEMPER** in Oberstrass errichtete Eidgenössische Sternwarte diente rein wissenschaftlichen Zwecken und war Amateuren verschlossen. 1885 existierten mindestens drei private Observatorien: eines bei der Schönberggasse 21 (1913 abgebrochen), eines in der Villa von Eduard Kann in der Enge (**CHIODERA & TSCHUDY**, 1934 abgebrochen) und eines an der Schipfe 25.³⁰² 1889 wurde in Berlin die erste öffentliche Volkssternwarte Europas eröffnet. Weitere sogenannte Uranien – nach der griechische Muse der Sternkunde benannt – folgten bald auch in anderen europäischen Städten.³⁰³

Baugeschichte

1897 begann die Stadt im Bereich um das ehemalige Oetenbachkloster Parzellen und Liegenschaften zu erwerben, um auf die künftige Bebauung Einfluss nehmen zu können. 1899 verkaufte sie das Grundstück des späteren Geschäftshauses Urania an den Kaufmann Abraham Weill-Einstein. Nach einem gescheiterten Baubewilligungsverfahren mit einem von der Baufirma **FIEZ & LEUTHOLD** verfassten Projekt erwarb diese 1902 den Bauplatz und beauftragte **GUSTAV GULL** mit dem Bau eines

Wohn- und Geschäftshauses. GULL war zu diesem Zeitpunkt mit der Planung der Oetenbach-Amtshäuser beschäftigt und hatte, da er auch für private Bauherren tätig war (Uraniastrasse 4, Geschäftshaus der Schweizerischen Bodenkreditanstalt), grossen Einfluss auf die Gestaltung des gesamten Areals.

1904 wurde die Genossenschaft «Urania» gegründet, die als neue Bauherrin eine Volkssternwarte erstellen wollte. Im Vorstand sass Grundstückseigentümer und Architekt JAKOB LEUTHOLD-BALTHAZAR, Präsident war Heinrich Vontobel, Direktor der Zürcher Gewerbebank. Bevor 1905 die Baubewilligung erteilt wurde, diskutierte das Baukollegium die Gestaltung des Turms und seine Wirkung auf das geplante, jedoch nicht realisierte Stadthaus. Der Turm wurde schliesslich als Bereicherung für das Stadtbild angesehen. Die Firma Carl Zeiss (Jena) begann 1905 mit dem Bau des Refraktors (Prototyp «Urania-Typ»). 1906 folgten Projektänderungen (u.a. Fassadengestaltung), 1907 konnte die Sternwarte eröffnet werden. 1909 wurde im Zwischengeschoss das Theater zum grauen Esel eingebaut (HALLER & SCHINDLER).

Finanzielle Schwierigkeiten stellten nach dem Ersten Weltkrieg den Weiterbetrieb der Sternwarte in Frage. Die Löwenbräu AG hatte nach und nach Anteilscheine am Gebäude erworben und erwog 1936, den Turm abzubauen. Die Volkshochschule des Kantons Zürich übernahm darauf den Betrieb; 1936 wurde die «Gesellschaft der Freunde der Urania-Sternwarte» gegründet, die sich zur Deckung von Defiziten verpflichtete. 1942 verkaufte die Genossenschaft «Urania» das Gebäude an die Löwenbräu Zürich AG. Wandelnde Nutzungen hatten in der Folge zahlreiche Umbauten des Gebäudes zur Folge. 1989–1991 wurde es denkmalpflegerisch begleitet umfassend saniert. Im Jubiläumsjahr 2006/07 erfolgten eine aufwendige Revision des Refraktors in Jena und eine weitere Renovation des Gebäudes.³⁰⁴

Bauanalyse

Situation. Der multifunktionale Bau ist Teil der durchgreifenden städtebaulichen Erneuerung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts das bahnhofnahe Oetenbachareal erfasste. Die Volkssternwarte liegt für das Publikum gut erreichbar an der 1904/05 neu angelegten Uraniastrasse. An das Gebäude wurde westlich der «Bienenhof» (PFLEGHARD & HAEFELI,



272

Uraniastrasse 9. Geschäftshaus mit Sternwarte Urania. Foto 1906/07. BAZ. – Text S. 307.

1907), östlich von der Strasse zurückversetzt das Amtshaus IV angebaut (GUSTAV GULL, 1911–1914).

Äusseres. Das Erd- und ein Mezzaningeschoss sind als Laden- und Restaurantbereich optisch zusammengefasst. Die steinverkleidete Fassade des Betonbaus ist durch geschossweise unterschiedlich gestaltete Fensteröffnungen stark aufgelöst und durch Pfeiler vertikal gegliedert. Ein Erkerturm markiert die Gebäudeecke gegen den Werdmühleplatz. Aus dem Walmdach steigt der oktagonale Turm der Sternwarte empor (Abb. 272).

Inneres. Der Bau weist flexibel einteilbare Grundrisse auf. Bis 1915 war unterhalb des Observatoriums im Turm ein Aussichtsrestaurant untergebracht; 1991 wurde wieder eine Bar eingerichtet.

Die Lage einer Sternwarte mitten in der Stadt war aufgrund der Lichtverhältnisse und der Erschütterungen durch den Strassenverkehr an sich ungeeignet. Diesem Umstand wirken die Höhe des Turms sowie seine vom restlichen Gebäude unabhängige Betonkonstruktion entgegen. Die auch im internationalen Vergleich ansehnliche Höhe des Turms brachte den Vorteil, dass tagsüber Beobachtungen der Umgebung (z.B. der Alpen) durchgeführt werden konnten. Der Refraktor stellte seinerzeit «das

Vollkommenste dar, was nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, Präzisionsmechanik und Optik gebaut werden» konnte.³⁰⁵ Das 6 m lange Fernrohr ist 20 t schwer, besitzt eine Brennweite von 5,05 m und seine maximale Vergrösserung beträgt das 600-Fache. Neuartig war die Art der Montierung nicht in der Mitte, sondern nahe am Okularende, was eine bessere Bedienung ermöglichte.³⁰⁶

Dokumentation

Literatur: BZD 1991/92, S.123. – DANGEL/SONDEREGGER 1993/94. – STEGER/MÜLLER 2012. – Urania o.J. – ZOLLIKOEFER 1992. – ZWCh 1906/8, S.110f.

Regula Crottet

SPORTBAUTEN

Seit dem 15. Jahrhundert lassen sich in Zürich Sportwettkämpfe in verschiedenen Disziplinen wie die auf dem Lindenhof veranstalteten «freien Spiele» (seit 1456) fassen.³⁰⁷ Der Sport in seiner modernen Ausprägung entstand jedoch erst im 19. Jahrhundert in zahlreichen Vereinen. In Zürich wurde 1820 der studentische Turnverein gegründet (1824 Gründung des Schweizerischen Schützen-, 1832 des Eidgenössischen Turnvereins).³⁰⁸ Das Brauchtum, gesellige und patriotische Aspekte standen dabei im Vordergrund. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden in der Schweiz nach englischem Vorbild viele Vereine mit rein sportlichen Zielen gegründet (1883 Rad, 1886 Rudern, 1895 Fussball und Leichtathletik, 1896 Tennis, 1898 Golf).

Die Sportpolitik setzte bei der Körpererziehung in der Schule an, wo die Knaben auf den Militärdienst vorbereitet wurden. 1874 wurde schweizweit der obligatorische Turnunterricht für Knaben ab dem zehnten Altersjahr eingeführt und die Eidgenössische Turnkommission gegründet.³⁰⁹ In Zürich wurde der Turnunterricht für Knaben bereits 1859 obligatorisch. Bei den wenigen erhaltenen Sportbauten aus dem 19. Jahrhundert handelt es sich daher auch in erster Linie um Turnhallen. Daneben entstanden einfache Turnplätze, Eisfelder und 1892 die Radrennbahn Hardau, die auch als Austragungsort für Fussballspiele und Leichtathletikwettkämpfe diente. 1899 wurde in Riesbach ein erstes Hallenbad erbaut.³¹⁰ An der *Manessestrasse 24*

in Wiedikon wurde 1899–1918 ein Velodrom als Mehrzweckhalle betrieben.

1897/98 baute die Schützengesellschaft als Ersatz für ihren Schützenplatz im Sihlhölzli eine neue Schiessstätte am Abhang des Uetlibergs.³¹¹ Erhalten sind noch das Schützenhaus Albisgütli (RICHARD KUDER und JOSEPH MÜLLER), *Uetlibergstrasse 341* (Abb. 273), und ein Ökonomiegebäude mit Pferdestall (1904), während der Schiessstand 1963 neu erstellt wurde. Das Schützenhaus besteht aus dem burgartigen, wehrhaften Gebäudetrakt mit hohem Eckturm in späthistoristischem Stil.³¹² Angebaut ist eine hölzerne Festhalle mit massivem Torturm im Schweizer Holzstil.³¹³ Sie repräsentiert den geselligen Aspekt des Schiesssports und erinnert an provisorische Festbauten, wie sie im 19. Jahrhundert etwa an Schützen- und Turnfesten aufgestellt wurden. Die ursprünglich offene Halle wurde in den 1930er Jahren um eine Achse erweitert und verglast. Später wurde der südliche Eckturm bis auf die Erdgeschossmauern abgebrochen. 1979–1982 erfolgten ein Umbau und eine Fassadenrenovation des Schützenhauses.³¹⁴

Sportanlagen als kommunale Bauaufgabe

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts traten die städtischen Freiflächen mit der Gartenstadtbewegung ins Blickfeld der Stadtplaner. In der Zwischenkriegszeit wurden Sportanlagen zu einem wichtigen Bestandteil der städtischen Infrastruktur. Es entstanden Breitensportanlagen wie Freibäder oder die Sihlhölzlianlage; ein «Volkspark» mit Turnhalle, Sportplätzen, einem Musikpavillon und einem Spielplatz (1930/31).³¹⁵ Nachdem das Schulamt 1923 einen vollamtlichen Fachlehrer für Turnen angestellt hatte, wurde 1935 eine Beratungsstelle für Turnen und Sport im Bauamt I geschaffen, die mit dem Bau von Sportstätten und der Verwaltung der Sportanlagen beauftragt war. 1939 wurde das Turn- und Sportamt als Dienstabteilung des Bauamts I geschaffen.³¹⁶

Sport galt als «Produkt der modernen Grossstadt» und als «eine elementare Bewegung der Kompensation gegenüber dem modernen Erwerbsleben». Sportanlagen von kommerziell orientierten Sportarten waren zudem Wegbereiter der modernen Architektur, da sie möglichst kostengünstig erstellt werden und als «rein technische Werke» keinen tradierten Schönheits- oder Stilbegriffen genügen mussten (vgl. Hallenstadion).³¹⁷



273

Uetlibergstrasse 341. Das Schützenhaus Albiggütli von Nordosten. Postkarte vor 12.8.1914. ETH-Bibliothek, Bildarchiv. – Text S.308.

Die meisten Sportbauten der Zwischenkriegszeit sind auf die Initiative der Sportvereine zurückzuführen. Kommunales Engagement, wie der Bau eines Hallenbads, erfolgte erst, nachdem mehrere private Projekte gescheitert waren. Wo ein breites Interesse bestand, wurde der Bau einer Anlage von der öffentlichen Hand unterstützt. Der Bau des Hallenstadions diente während der Krise der 1930er Jahre zudem der Arbeitsbeschaffung und wurde von der Stadt, vom Kanton und vom Bund mitfinanziert.

Private Sportanlagen

Der 1896 gegründete, zunächst polysportive FC Zürich errichtete 1912 in Albisrieden den Sportplatz Utogrund. 1925 konnte der Verein das Stadion Letzigrund einweihen, das 1936/37 an die Stadt gelangte (Neubau 2007).³¹⁸ 1929 eröffnete der Grasshopper Club das Hardturmstadion (Abbruch 2008).

1915/16 errichteten PFLEGHARD & HAEFELI im Zürichsee ein neues Clubhaus für den Zürcher Yachtclub (General-Guisan-Quai 17).³¹⁹ Dieses wurde schwimmend auf einer armierten Eisenbetonplatte auf sechs Eisenbetonpontons konstruiert. Die Hülle sollte Wind und Wetter möglichst wenig Angriffsfläche bieten. Das Resultat wurde als «Zweckmässigkeitsform» bezeichnet, die frei von jeder Anlehnung an die heimische Bauweise sei (Umbau 1936).³²⁰ Am Mythenquai 79–85 in der Enge entstanden mit städtischer Unterstützung mehrere

Bootshäuser für verschiedene Segelclubs. Die 1917/18 von ALBERT FROELICH begonnene Anlage wurde 1928/29 durch KARL KELLER und RICHARD VON MURALT erweitert.³²¹

Das Grand Hotel Dolder bemühte sich schon früh um ein reiches Sportangebot und kam damit vor allem den Bedürfnissen englischer Touristen nach. 1902 wurde ein 9-Loch-Golfplatz eingerichtet und 1930 die offene Kunsteisbahn als erste der Schweiz eröffnet.³²² 1934 wurde das Angebot um ein Familienbad mit Wellenbad erweitert.³²³

Badeanlagen

Baden und Schwimmen genossen aufgrund der Nähe zum Wasser einen hohen Stellenwert. Schwimmwettkämpfe fanden anfangs im See oder in der Limmat statt. Träger des eigentlichen Schwimmsports war zunächst der Limmat-Club (1869 gegründet); der erste Schwimmclub wurde 1899 im Hinblick auf die Eröffnung des ersten Hallenbads an der Mühlebachstrasse/Eisengasse in Riesbach ins Leben gerufen.³²⁴ Neben der sportlichen stand zunächst vor allem die hygienische und medizinisch-therapeutische Bedeutung des Badens im Vordergrund. Industrialisierung und Bevölkerungszunahme führten im 19. Jahrhundert in den Grossstädten zu prekären hygienischen Verhältnissen. 1842 entstand in Liverpool das erste «Volksbad», dem weitere auch auf dem Kontinent folgten.³²⁵ Die durch Ärzte, Sozialreformer und Städtebauer



274

Utoquai 50. Seebad Utoquai. Nur die Männerabteilung rechts verfügte ursprünglich über einen Zugang zum See. Die Frauenabteilung war rundum vor Blicken geschützt. Foto zwischen 1895 und 1909. BAZ. – Text S.311.

geförderte Hygienebewegung entwickelte sich zu einer «Körperkultur», die nebst der Körperpflege auch das Luft- und Sonnenbad, sportliche Betätigung sowie Erholung vom Alltagsstress forderte. In Zürich wurden Badanstalten zu einer wichtigen öffentlichen Bauaufgabe. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es der sozialdemokratische Stadtrat und Leiter des städtischen Gesundheitsamts, Arzt und ehem. Hygieneprofessor Friedrich Erismann, der den Bau von Luft- und Sonnenbädern förderte.³²⁶

Badanstalten und Heilbäder. Wohnungseigene Badezimmer waren noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht selbstverständlich. 1907 zählte Zürich 38 000 Wohnungen, von denen nur gerade 7150 eigene Badezimmer aufwiesen.³²⁷ Die Stadt verfügte daher seit dem Mittelalter über zahlreiche öffentliche Badanstalten (Badstuben).³²⁸ 1859 sind sechs «Badinhaber» bekannt, deren Angebot zum Teil über blossе Wannenbäder hinausging: der Arzt Johann Jakob Beugger in Oberstrass bot «aromatische Dampfbäder» an, Karl Walder im Niederdorf Dampf- fräuerbäder und Duschen.³²⁹ Die Anzahl an privat betriebenen Bad-, Kur- und Heilbadanstalten nahm gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu, und um 1900 bestand in Nacheiferung bekannter Kurorte bereits ein umfangreiches Wellnessangebot. Als Beispiele seien die Bad-, Fango- und Wasserheilanstalt «zur Adlerburg», Gottfried-Keller-Strasse 3, und die Bad-, Kur- und Wasserheilanstalt mit Fremdenzimmern an der Mühlebachstrasse 70–72 (abgetragen) und Eisengasse 16 in Riesbach genannt. An der Mühlebachstrasse 66/68 wurde zwischen 1899 und 1903 auch das erste Hallenschwimmbad Zürichs betrie-

ben; ebenso existierte hier bereits 1899 ein Sonnenbad. Eine Beschreibung dieser Anstalt für «Gesunde und Kranke, Arme und Reiche» gibt FARNER 1899.³³⁰

Kastenbäder. Die ersten städtischen Badeeinrichtungen waren 1804 einfache Badeplätze mit Badeschränken für Knaben, umgeben von einem Zaun (Kohlenschanze, Sihlwiesli). 1839 folgten bei der neuen Schiffflände zwei Badeplätze für Knaben und nicht schwimmende Erwachsene.³³¹

1837 baute die Stadt beim Bauschänzli ein «Badhaus für Frauenzimmer» (JOHANN CASPAR I. ULRICH).³³² Im gleichen Jahr entstand eine Badanstalt «für erwachsene Personen, mit Ausschluss jedoch von Arbeitern und Gesellen».³³³

1859 werden in der «Verordnung betreffend die städtischen Badanstalten» die neu erbauten Badanstalten am Seehafen mit zwei Abteilungen für Männer ab 14 Jahren und Knaben sowie die Männer- und Frauenbadanstalten bei den Stadthausanlagen genannt.³³⁴ Es handelte sich um Kastenbäder, die seitlich sowie nach unten geschlossen waren und dadurch vor den Blicken des anderen Geschlechts schützten. Kastenbäder wurden schwimmend oder auf Stützen gebaut und waren mit einem Steg mit dem Ufer verbunden.

1909 besass Zürich sechs Kastenbäder im See, drei in der Limmat und eines im Schanzengraben. Die Bäder waren entweder nach Geschlechtern getrennt oder verfügten über geschlechtergetrennte Abteilungen. Sie waren mit verschliessbaren Umkleidezellen und/oder offenen Umkleideplätzen ausgestattet, manche besaßen Zellen mit eigenem kleinem Bassin. Meist waren Bassins für Schwim-

mer und Nichtschwimmer vorhanden, deren Böden oftmals angehoben werden konnten. Das Bad am Bürkliplatz (1883–1964) erhielt 1908 als erste städtische Anlage ein Sonnenbad, 1909 wurde auch das Dach des Seebades am Utoquai mit Sonnenterrassen ausgestattet. Das Bad im unteren Letten (1909/10, FRIEDRICH FISSLER) wurde als Luft-, Sonnen- und Flussbad geplant, das erstmals Elemente der späteren Freibäder umsetzte (1956 Erweiterung zum Freibad).³³⁵

Das älteste noch bestehende Bad ist das Männerbad am Schanzengraben ([Schanzengrabenpromenade 100/108](#)), das 1863/64 die Badanstalt beim Hafendamm ersetzte. Das mehrfach umgebaute Kastenbad ist auf die Uferböschung und Pfähle gestützt.³³⁶

Das Frauenbad am [Stadthausquai 12](#) wurde 1888 als Ersatz für die Badeanlage bei den Stadthausanlagen erbaut. Die Pläne wurden von der Stadt Triest zur Verfügung gestellt (1949/50 erweitert).³³⁷ Ursprünglich auf Stahlcaissons schwimmend, wurde das Kastenbad 1984/85 auf Pfählen verankert.³³⁸

Das umgebaute und purifizierte Seebad [Utoquai 50](#) in Riesbach wurde 1888–1890 von WILLIAM HENRI MARTIN als Badepalast im «maurischen» Stil mit vier getrennten Abteilungen erbaut ([Abb. 274](#)).³³⁹ Die übrigen Kastenbäder wurden entweder abgebrochen oder durch Neubauten ersetzt (z.B. Seebad Enge 1959/60).

Strand- und Freibäder. Das erste Strandbad Zürichs wurde 1922 am Mythenquai als «Sonnen-, Luft- und Schwimmbad» mit Wasserrutschbahn und Turnplatz erbaut. Zuerst noch nach Geschlechtern getrennt, wurde die entsprechende Bretterwand nach Protesten entfernt und das Bad zum Familienbad umfunktioniert (1951 Brand und Erneuerung).³⁴⁰ 1939 entstand als Ersatz für ein Kastenbad das Strandbad Wollishofen im Stil des Neuen Bauens ([HERMANN HERTER](#)).

1954 folgte das Strandbad Tiefenbrunnen. Mit der zweiten Eingemeindung 1934 wuchs Zürich um Quartiere, die weit von See und Limmat entfernt lagen, weshalb die Stadt im Winter 1935/36 einen Wettbewerb für ein Freibad auf dem Allmoosareal im Milchbuckquartier ausschrieb. Der Auftrag ging an [MAX ERNST HAEFELI](#) und [WERNER MAX MOSER](#).³⁴¹ Der beim zweitrangierten Projekt von [ALBERT HEINRICH STEINER](#) beteiligte [GUSTAV AMMANN](#) wurde als Gartenarchitekt beigezogen. Gemäss der Idee eines «Parkbades»³⁴² tritt die Archi-



275

Ringstrasse 89. Restaurantgebäude im Freibad Allmoos. Foto Wolf-Bender, 1943. BAZ. – Text S.311.

tektur gegenüber den Freiflächen und der Bepflanzung zurück. Die Bauten sollten leicht und unauffällig sein und je nach Zweck einen eigenen Charakter aufweisen ([Abb. 275](#)). Als verbindendes Element diente die Konstruktionsweise in Eisenbeton. Die Wasserbecken erhielten statt eines rechteckigen Grundrisses eine «an Teiche erinnernde Form» (Bau: 1938/39).³⁴³ Dieser Idee folgte 1947–1949 auch das Freibad Letzigraben von [MAX FRISCH](#) und [GUSTAV AMMANN](#).³⁴⁴

1934 liess die Dolderbahn AG (heute Dolder Hotel AG) durch [EMIL REIN](#) das einzige öffentlich zugängliche Privatbad, das Schwimm-, Wellen- und Sonnenbad Dolder, erbauen. Das Schwimmbecken wurde bereits 1930 als Kühlwasserbassin für die benachbarte Kunsteisbahn ausgeführt, das Wellenbad ist heute ausser Betrieb.³⁴⁵

Als weitere Privatanlage sei das 1900 vom Zürcher Naturheilverband eingerichtete Luft- und Sonnenbad Zürichberg genannt ([Krähbühlstrasse 90](#)). Es wurde 1906–1909 durch [ARNOLD LEONHARD HUBER-SUTTER](#) erweitert. Das zum Teil veränderte, geschlechtergetrennte Bad umfasste Liege- und Turnabteilungen, gedeckte Wandelhallen, Umkleidezellen, Duschen und Bassins zum Wassertreten sowie Schrebergärten.³⁴⁶

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

MANESSESTRASSE 1, 19

Sportanlage Sihlhölzli

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	HERMANN HERTER.
Ingenieur	ROBERT MAILLART.
1930/31	Neubau.

Geschichte

Auf der von Sihl und Sihlkanal eingefassten Insel zwischen Enge und Wiedikon wurde 1768–1770 auf Initiative der Physikalischen Gesellschaft eine Parkanlage nach französisch-barockem Vorbild zur Erforschung unbekannter Baumsorten realisiert.³⁴⁷ Im 19. Jahrhundert wurde das «Sihlhölzli» zunehmend für sportliche Aktivitäten genutzt (z.B. vom studentischen Turnverein). Mit dem Bau des Hauptbahnhofs verlegte man 1849 der Schützenplatz ins Sihlhölzli. 1874 diente das Areal als Festplatz für das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest.³⁴⁸ Nach Verlegung des Schützenplatzes ins Albisgütli 1898 übernahm die Stadt das Eigentum der Schützengesellschaft.³⁴⁹ Das 1848 erbaute Schützenhaus wurde zum Stadtcasino umgenutzt (abgebrochen); Fritz Mebes betrieb dort zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen «Volksgarten» mit Spielplatz, Kegel- und Eisbahn sowie einen Tierpark.³⁵⁰

Mit der Tieflegung der linksufrigen Zürichseebahn (1918–1927) wurde die Sihl beim Sihlhölzli



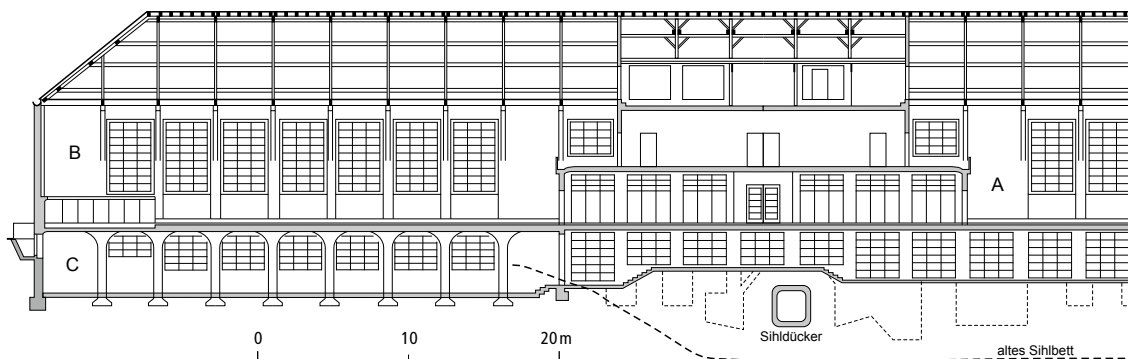
276

Manessestrasse 19. Musikpavillon. Foto Wolf-Bender, um 1931. BAZ. – Text S. 313.

verlegt. Auf dem Sihlhölzliareal (Ablagerungsplatz für den Aushub) war zunächst vorgesehen, den früheren Charakter als Spiel- und Erholungszone beizubehalten. Der Stadtzürcher Verband für Leibesübungen forderte aber wiederholt den Bau eines Turn- und Sportplatzes, da es «an Sportanlagen jeder Art», insbesondere an grösseren Anlagen für die Leichtathletik und an Turnhallen, mangelte, die auch im Winter für Veranstaltungen genutzt werden konnten. Realisiert wurde schliesslich eine grosszügige «Erholungs-, Spiel- und Sportanlage».³⁵¹

Bauanalyse

Situation. Die Sportanlage umfasst eine Turnhalle und einen axial darauf ausgerichteten Sportplatz mit Rennbahn. An der Manessestrasse steht ein Musikpavillon, am südwestlichen Ende liegt



277

Manessestrasse 1. Turnhalle Sihlhölzli mit den Turnballen A–C (D rechts nicht sichtbar). Längsschnitt, 1:500. SBZ 1933/101, S. 101. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 313.



278

Manessestrasse 1. Turnhalle Sihlbölzli von Südwesten. Foto Wolf-Bender, um 1931. BAZ. – Text S.312f.

eine Spielwiese mit Planschbecken, Kiosk und WC. Ein **Brunnen** sowie eine weibliche Aktfigur (1953, **OTTO MÜLLER**) ergänzen die Anlage.³⁵²

Turnhalle. Die neuklassizistische, 96 m lange Turnhalle unter Walmdach weist einen zentralen Erschliessungstrakt auf, der durch einen formal reduzierten, monumentalen Portikus mit Attika (Abwartwohnung) ausgezeichnet ist (Abb.277, 278). Daran schliessen die doppelstöckigen Turnhallen an, die aufgrund des heterogenen Untergrunds unterschiedlich konstruiert sind; eine der Hallen im Untergeschoss besitzt eine Pilzdecke.³⁵³ Die Eisenbetonbinder der oberen Turnhallen sind an den Längsfassaden als filigrane Pilastergliederung ausgebildet. 1934 musste die Dachkonstruktion aufgrund eines Konstruktionsfehlers durch Riegel verstärkt werden.³⁵⁴

An den Gebäudeenden gegen den Turnplatz befinden sich die 1936 und 1939 aufgestellten Bronzeskulpturen «Mann und Frau» und «Paar II» (**MAX SOLDENHOFF**). Nach einem Wettbewerb 1935/36 ging der Auftrag zuerst an **ROLF HANS SEILAZ**, wogegen sich die Ortsgruppe des SWB mit Erfolg wehrte.³⁵⁵

Musikpavillon (Abb.276). Dieser ist aus grobkörnigem, armiertem Sichtbeton erstellt. Die muschelförmige Konstruktion des Pavillondachs war nicht exakt zu berechnen. **ROBERT MAILLART** arbeitete hierfür mit dem Akustiker Franz Max Osswald (ETH) und mehreren Musikern zusammen. Die Schale ist innen durch Oregonholz verkleidet, aussen mit Kupferblech gedeckt. Im Untergeschoss waren Garderoben für die Musiker und Diensträume für das Gartenbauamt untergebracht.³⁵⁶

Dokumentation

Literatur: ABEGG 2009/1. – BILLINGTON 1997, S.189–196. – FÜLSCHER 2012, S.214, 302. – INSA 10, 1992, S.369. – SBZ 1933/101, S.99–105, 114–116. – SBZ 1935/105, S.130–132. – Werk 1936, 23/3, S.XV–XX. – Werk 1937, 24/8, S.X.

Plandokumente: SBZ 1933/101, S.100f., 104f. – SBZ 1935/105, S.130f.

DÖRFLISTRASSE 90

Offene Radrennbahn

Bauherrschaft	Sportplatzgesellschaft Oerlikon.
Architekt	RICHARD LUDWIG.
1912	Neubau.

Baugeschichte

Der Radrennsport war als Volks- und Arbeitersport populär. Die 1892 eröffnete Radrennbahn Hardau in Aussersihl musste 1911 wegen der Erweiterung einer Kiesgrube abgebrochen werden.³⁵⁷ Ersatz war im Industrieort Oerlikon geplant. Ein erstes Projekt des im Rennbahnbau erfahrenen **RICHARD LUDWIG** aus Deutschland sah 1911 eine aufwendige Dammschüttung mit Stampfbetonbelag vor. Ingenieur **ERNST RATHGEB** aus Oerlikon, damals Chefingenieur der Firma Wayss & Freitag AG in Berlin, riet aus Zeit- und Kostengründen zu einer Eisenbetonkonstruktion.³⁵⁸

Im März 1912 wurde die «Sportplatzgesellschaft Oerlikon» gegründet. Ausserhalb von Oerlikon konnte an der Strasse nach Wallisellen ein günsti-



279

Dörflistrasse 90. Luftansicht der abseits von Oerlikon erbauten Radrennbahn von Südosten. Foto Walter Mittelholzer, 1922. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 314.

ger Bauplatz erworben werden. Gemeindeingenieur JOHANN MATTHÄUS SCHEIFELE erarbeitete ausgehend von der Rennbahn einen Bebauungsplan. Man sah vor, die Rennbahn längs der Strassenzüge zu verbauen, um die «nicht zu vermeidende, unschöne Form der Rennbahnkonstruktion» zu verdecken.³⁵⁹ Den Bau führte die Beton- und Eisenbetonfirma Sander & Cie. aus. Nach Baubeginn am 11. März 1912 konnte die Rennbahn bereits am 25. August 1912 noch unvollendet in Betrieb genommen werden.³⁶⁰ Da die Umgebung lange unbebaut blieb, wurde die Sichtbetonkonstruktion in den 1920er Jahren durch Baumwuchs kaschiert.³⁶¹ Seit dem Zweiten Weltkrieg immer wieder vom Abbruch bedroht, ist die Rennbahn seit 1951 im Eigentum der Stadt Zürich.

Bauanalyse

Die Radrennbahn ist der Quellpunkt des Sport- und Messeareals, das sich entlang der Wallisellenstrasse entwickelte (Abb. 279). Sie ist die einzige erhaltene offene Radrennbahn und gehört zu den ältesten Sportanlagen der Schweiz.³⁶² Die annähernd elliptische, eisenarmierte Fahrbahn ist aus

acht Teilen zusammengesetzt, weist eine Länge von 333,3 m und eine Breite von 9 m auf. Für die Berechnung der Fahrbahneigungen verwendete Ingenieur LUDWIG keine Formel, sondern berechnete Punkte in einem Abstand von 2 m jeweils einzeln. Die Bahn ruht auf 85 schlanken Bindern aus Eisenbeton; davon 10 Doppelbinder anstelle der Dilatationsfugen.³⁶³ Die Binder wurden 1978–1980 durch zusätzliche Stützkonstruktionen verstärkt (Aufdoppelung der Fahrbahn).³⁶⁴ Die Haupttribüne aus Holzfachwerk wurde grösstenteils erneuert. Von den fliegenden Kurventribünen beidseits der Steilkurven wurde deren südliche 1990 abgebrochen. Entlang der Ostseite befanden sich auf einer Dammanschüttung Stehplätze, die spätestens anlässlich der Weltmeisterschaft 1923 zu einer Stehplatztribüne aus Eisenbeton ausgebaut wurden. Diese ergänzte man 1953 durch eine neue Stehplatztribüne aus vorfabrizierten Betonelementen.³⁶⁵

Dokumentation

Literatur: CONZETT 2012. – GREThER 2012. – Heimatschutz 1926/21, S. 111f. – SBZ 1912/60, S. 305–309, 333–336. – SCHNYDER 2012. – WEIDMANN 2012.

Plandokumente: SBZ 1912/60, S. 305–308.



280

Wallisellenstrasse 45. Luftansicht des Hallenstadions. Foto Werner Friedli, 1945. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S.316.

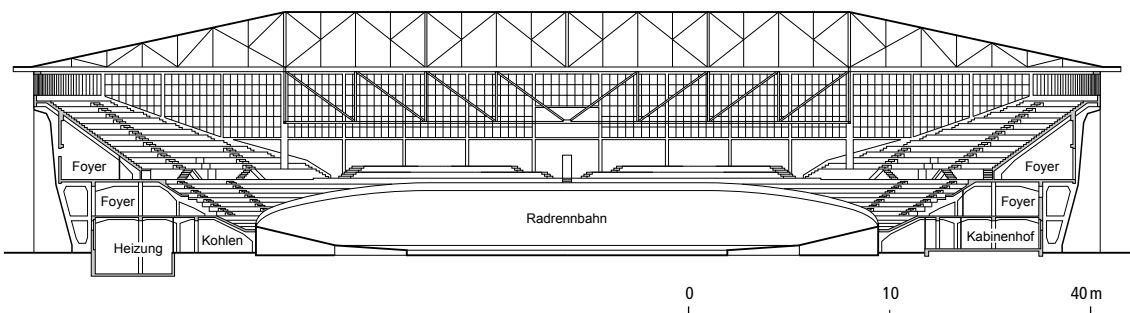
WALLISELLENSTRASSE 45

Hallenstadion

Bauherrschaft	Aktiengesellschaft Hallenstadion.
Architekten	KARL EGENDER, WILHELM MÜLLER, BRUNO GIACOMETTI (Mitarbeiter).
Ingenieure	ERNST RATHGEB, ROBERT A. NAEF.
1938/39	Neubau.
1950	Einbau Kunsteisbahn.
2004/05	Umbau, Abbruch Radrennbahn. ³⁶⁶

Baugeschichte

Die Aktiengesellschaft für sportliche Unternehmungen in Oerlikon beschäftigte sich 1927 mit einem Projekt, das die Überdachung (Wetterunabhängigkeit) und den Ausbau der Radrennbahn zu einer Ausstellungs- und Festhalle vorsah.³⁶⁷ Ab 1932 setzte sich ein Initiativkomitee für den Bau einer Mehrzweckhalle ein. An der Wallisellenstrasse konnte ein Bauplatz reserviert werden. KARL



281

Wallisellenstrasse 45. Hallenstadion. Querschnitt, 1:750. SBZ 1945/126, S.261. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S.316.

SCHEER erarbeitete 1932/33 ein Projekt.³⁶⁸ 1937 lagen der Stadt, die schon seit längerer Zeit ein Hallenstadion wünschte, mehrere Projekte vor. Weiterbearbeitet wurde eines von PIETRO GIUMINI im Auftrag der Genossenschaft Hardau (1936) und drei von EGENDER & MÜLLER (Hardturmstadion, Albisriederplatz, Oerlikon, 1936/37).³⁶⁹ EGENDER & MÜLLER erhielten für das Projekt Oerlikon im Mai 1937 den Zuschlag.³⁷⁰ Die Stadt wollte nur den Bau einer reinen Sporthalle unterstützen; die Bauherrschaft sah aus Gründen der Rentabilität jedoch auch die Nutzung für Ausstellungen oder Kongresse vor.³⁷¹ Das Hallenstadion trat damit in Konkurrenz mit dem Kongresshaus und wurde erst bewilligt, als dessen Bau gesichert war.³⁷² Die Eröffnung verzögerte sich und war nicht, wie geplant, anlässlich der Landesausstellung 1939 möglich (schlechter Baugrund, Einsturz eines Stahlständers). Aufgrund eines «vernichtenden» Urteils von Prof. Max Ritter mussten die Eisenbetonpläne von Ingenieur NAEF unter Anleitung von ERNST RATHGEB überarbeitet werden.³⁷³

Bauanalyse

Das Hallenstadion steht gegenüber der offenen Radrennbahn. Für den Standort sprach bereits in den 1930er Jahren die überregional gut erschlossene Lage.³⁷⁴

Kern des Stadions war die 250 m lange, hölzerne Radrennbahn von EMIL KELLER (2004/05 abgebrochen). Sie war gegenüber der üblichen Grundrissform stärker gelängt. Dadurch konnten seitlich mehr Sitzplätze angeordnet werden. Die Tribünenkonstruktion aus Eisenbeton wird an den Aussenfassaden demonstrativ zur Schau gestellt. Durch die auskragende Form konnten die Fundamentflächen verringert sowie das Erdgeschoss und der 1. Rang besser belichtet werden. Das Dach weist aufgrund seiner Dimension ein genietetes Eisen-tragwerk statt Stahlbeton auf. Es lastet punktuell auf vier peripheren Hauptstützen und den Umfassungsmauern, so dass das Stadion annähernd stützenfrei erscheint. Eine abgehängte Decke verbarg bis 2005 den grössten Teil der Dachkonstruktion aus energetischen Überlegungen. Auf Oberlichter wurde verzichtet, stattdessen ist das Stadion oberhalb der Tribünen von grosszügigen Fensterflächen umgeben.³⁷⁵ Der Bau ist schmucklos und wurde als «reiner Zweckbau» empfunden (Abb. 280, 281).³⁷⁶

Das mit Backstein ausgefachte Eisenbetonskelett ist aussen wie innen unverputzt.³⁷⁷ Zur Erschliessung war eine offene Vorhalle mit zwei seitlichen Treppenhausarmen angebaut. 2004/05 wurde der Erschliessungstrakt bis auf die Aussenwände der Treppenanlagen erneuert und um einen Neubau gegen die Wallisellenstrasse erweitert.

Das Zürcher Hallenstadion war 1939 mit seinen Aussenabmessungen von rund 120 × 106 m die grösste Sporthalle Europas und fasste 11000 Zuschauer.³⁷⁸

Dokumentation

Quellen: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass KARL EGENDER. Materialien der Hallenstadion AG (ca. 1936–2004). – SAZ, VII.411, AG Hallenstadion Zürich ab 1933. – SNM, Bestand an ursprünglicher Innenausstattung des Hallenstadions.

Literatur: BAUER 2005 (mit Quellenverweisen). – BONOMO 1982. – GALMARINI 2005. – Hallenstadion 1937. – Hallenstadion 1939. – HANAK 2005. – MAURER 2005/1. – MAURER 2005/2. – PFAMMATTER 2005. – SBZ 1927/90, S. 350f. – SBZ 1937/110, S. 210f. – SBZ 1945/126, S. 259–269, Taf. 7/8. – SPIESS 2005. – Sportbauten 1931. – Tec21 2005, 131/19.

Plandokumente: Hallenstadion 1939, S. 35–40. – SAZ, IX Y1, Pläne von EGENDER, MÜLLER und NAEF, 1937. – SBZ 1945/126, S. 260–265.

SIHLSTRASSE 71

Hallenbad City

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	HERMANN HERTER.
Ingenieur	ROBERT MAILLART.
1938–1941	Neubau.
1978–1980	Umbau.
2010–2013	Umbau, Renovation.

Baugeschichte

Ein erstes privates Hallenschwimmbad wurde 1899 an der Mühlebachstrasse 66/68 in Riesbach eröffnet und bereits 1903 wieder geschlossen (1942 abgetragen).³⁷⁹ Die Zürcher schwammen und badeten gewöhnlich im Freien; es bestand länger als in anderen Städten kein grosses Bedürfnis nach gedeckten Schwimmanlagen. Mehrere private und städtische Hallenbadprojekte scheiterten.³⁸⁰ 1924 gelangte ein Initiativkomitee mit einem Projekt von



282

Sihlstrasse 71. Innenansicht des Hallenbads. Foto Michael Wolgensinger, 1943. BAZ. – Text S.319.

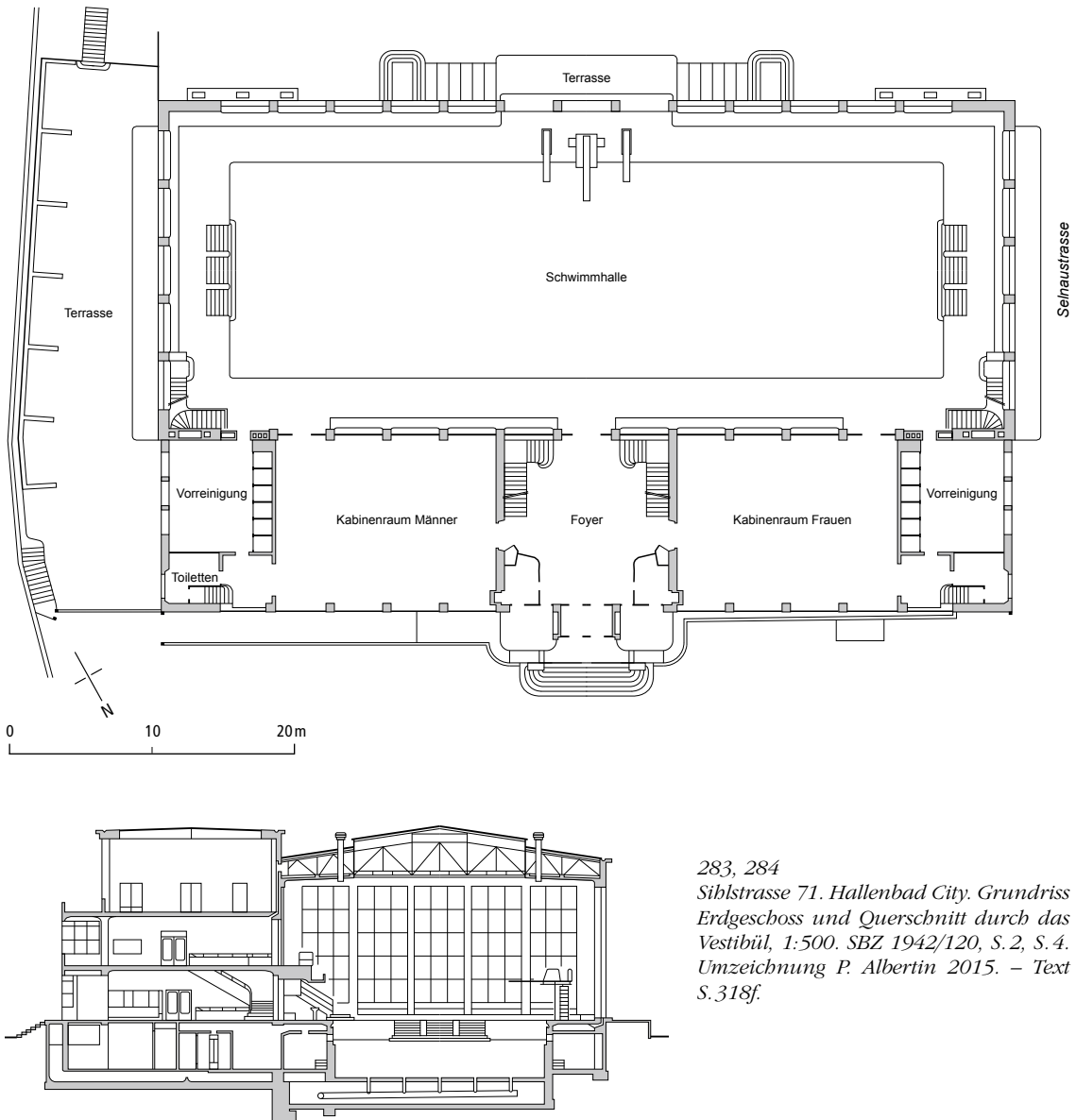
OTTO GSCHWIND an die Stadtbehörden, die es weiterentwickelten.³⁸¹ Der Antrag auf eine städtische Beteiligung wurde 1926 von den Stimmberechtigten abgelehnt. Die Besitzer privater Badanstalten hatten sich gewehrt, und viele waren der Ansicht, die städtischen Mittel sollten zunächst in die Bekämpfung der Wohnungsnot fliessen.³⁸² Nachdem ein weiteres privates Projekt 1934 gescheitert war,³⁸³ trieb die Stadt ein Projekt des städtischen Hochbauamts voran (HERMANN HERTER). Als Bauplatz wurde das zentral gelegene Sihlbadareal gewählt, wo die Stadt im Hinblick auf den Bau einer neuen Brandwache mehrere Liegenschaften gekauft hatte. Da ein städtisches Hallenbad nicht zwingend rentieren musste, konnte anders als bei früheren Projekten auf ein vielfältiges Raumprogramm mit Wannen- und Medizinalbädern verzichtet werden. Dafür verlängerte man das Becken auf 50 m – ein Novum in der Schweiz.³⁸⁴ Für die innovative Ge-

bäudetechnik arbeitete das Hochbauamt eng mit dem Gesundheits- und dem Heizamt, dem Elektrizitätswerk und der Wasserversorgung der Stadt zusammen.³⁸⁵

1978–1980 ergänzte man auf Kosten der Garderoben im Erdgeschoss das Angebot durch ein Nichtschwimmerbecken und ein Restaurant. Das Oberlicht des Hallendachs wurde verdeckt.³⁸⁶ 1997/98 erfolgte eine Wärmedämmung (Schwimmballenfenster, Wärmedämmputz).³⁸⁷ Beim Umbau 2010–2013 wurde u.a. das Oberlicht der Halle mit Abweichungen rekonstruiert und ein drittes Becken eingebaut.³⁸⁸

Bauanalyse

Das Hallenbad City steht nahe der Sihlporte, zwischen Schanzengraben und Selnaustrasse, hinter mehreren Bauten von der Sihlstrasse zurückversetzt.



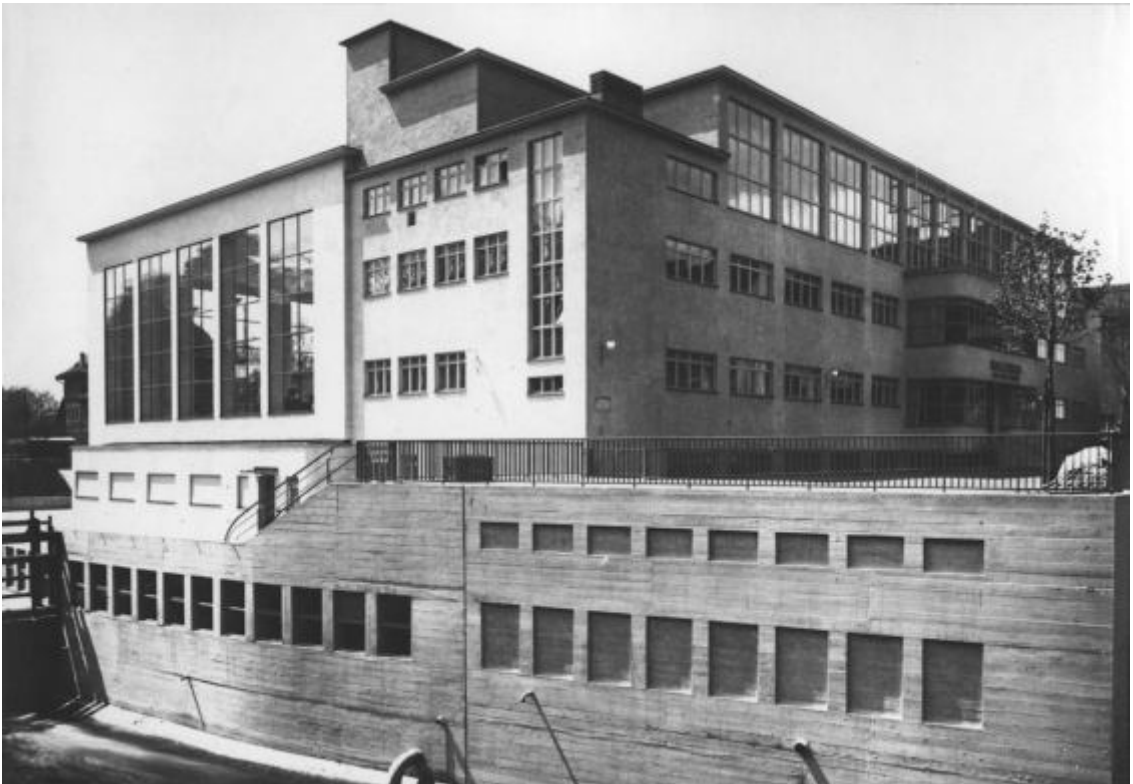
283, 284

Sibylstrasse 71. Hallenbad City. Grundriss Erdgeschoss und Querschnitt durch das Vestibül, 1:500. SBZ 1942/120, S. 2, S. 4. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 318f.

Es diente als «Volksbad», war aber auch für Sportanlässe geeignet.³⁸⁹ Nach Stadtpräsident Klöti hat HERTER «für die komplizierte Aufgabe die denkbar einfachste, klarste und überzeugendste Lösung» gefunden.³⁹⁰ Der aussen schmucklose, elegante Putzbau im Stil des Neuen Bauens ist durch Symmetrien und rechte Winkel, aber auch durch runde, fließende Formen (Pilzstützen, Treppenläufe) und eine zurückhaltende Farbigkeit charakterisiert. Er

ist optisch und funktional in die nach Süden ausgerichtete Schwimmhalle, den nördlich anschliessenden Garderobentrakt und die am Schanzengraben gelegenen Betriebsräume inkl. der ehemaligen Abwartwohnung gegliedert (Abb. 283, 284).

Der Garderobentrakt wird durch den axialen, gerundeten Eingangsvorbau mit Fensterbändern akzentuiert (Teilrekonstruktion der Hauptfassade 2010–2013). Die innere Gliederung ist übersichtlich



285

Sibylstrasse 71. Hallenbad City. Ansicht über den Schanzengraben von Nordosten. Foto Wilhelm Gallas, 1941. BAZ. – Text S. 318.

und zweckmässig. Über der Eingangs- und Kassenhalle mit zwei seitlichen Treppenläufen liegt das Foyer, wo anfänglich ein «Erfrischungsraum» eingerichtet war. Dessen Wände sind mit Ölmalereien von Badbesuchern ausgestattet (KARL WALSER).³⁹¹ Der Boden wies ursprünglich ein Mosaik mit Fischdarstellungen auf. Flankierend waren über drei Geschosse die geschlechtergetrennten Garderoben angeordnet, wovon noch diejenigen im ersten Obergeschoss in Betrieb sind. Das zweite Obergeschoss wird von einer Turnhalle belegt, die am Äusseren durch ihre grossen Fenster ablesbar ist (Abb. 285).

Die Schwimmhalle ist rund 10 m hoch und dreiseitig von raumhohen Fenstern umgeben, die sich südseitig gegen die Liegewiese hochschieben lassen (Abb. 282). Gegen den Garderobentrakt ist eine Zuschauergalerie angeordnet. Das Dach mit untergehängter Stahlbetondecke und Oberlicht besteht aus einer Stahlkonstruktion mit darüber liegendem Glasdach. Zur technischen Ausstattung

gehörte eine Unterwasserbeleuchtung, eine Berieselungsanlage mit vier Düsen an der Decke zur Erfrischung bei hohen Raumtemperaturen sowie die in die Böden, Liegebänke, Wände, Betonstützen und -decke einbetonierte Strahlungsheizung. Geheizt wurde mittels einer elektrisch betriebenen Wärmepumpe mit Wasser aus dem Schanzengraben (Verzicht auf Kohleheizung aufgrund der Brennstoffverknappung). Die Ausstattung wurde 2010–2013 so weit wie möglich erhalten oder originalgetreu erneuert.³⁹²

Dokumentation

Literatur: BZD 1997/98, S. 176. – Hallenbad 1941. – HANAK 2013. – planen+bauen 1981/14, S. 46f. – SBZ 1926/87, S. 116–118. – SBZ 1942/120, S. 1–11. – Tec21 2013/139, S. 7f. – Werk 1940, 27/7, S. VIII; 27/11, S. IXf.

Plandokumente: SBZ 1942/120, S. 2, 4–10.

Regula Crottet

HOTELBAUTEN

Bessere Strassennetze und Postkutschenverbindungen, die Dampfschiffahrt (in Zürich ab 1835) und später die Eisenbahn verhalfen dem Fremdenverkehr und der Hotellerie in der Schweiz im 19. Jahrhundert zu einem markanten Aufschwung.¹ Der Tourismus erlangte in Zürich zwar nie die Bedeutung wie etwa in Luzern, dennoch entstanden bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere bis heute stadtbildprägende Hotelbauten, vereinzelt auch eigentliche Hotelpaläste und Kurhäuser. Alle diese Bauten sind jedoch im Inneren mehrheitlich stark umgebaut oder gar ausgekernt worden.²

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts lagen die Gasthöfe und Hotels in Zürich bevorzugt an der Limmat, der Hauptverkehrsader der Stadt, oder in Hafennähe.³ Mit der Eröffnung des neuen Bahnhofes 1871 und dem Bau des Bahnhofquartiers erhielten sie Konkurrenz durch komfortablere Hotelneubauten um den Bahnhofplatz (Abb. 289). Von diesen sind heute nur noch einzelne in Betrieb, etwa das als repräsentativer Kopfbau gestaltete, 1877 erbaute und 1881 erweiterte Hotel Schweizerhof, Bahnhofplatz 7/Bahnhofstrasse 91–93 (HEINRICH HONEGGER-NÄF, JULIUS BOSSHARD; Umbauten durch PFLEGHARD & HAEFELI 1908 und OTTO HONEGGER 1930).⁴

Das Hotel Baur en Ville, Bahnhofstrasse 28/Poststrasse 12, war 1836–1838 der erste eigentliche Hotelbau in Zürich (DANIEL PFISTER).⁵ Bezüglich seines Komforts konkurrenzierte es vor allem den bis anhin bedeutendsten Gasthof, das seit dem 15. Jahrhundert als Herberge belegte «Schwert», Weinplatz 10/Schöpfe 1.⁶ Bauherr war der Vorarlberger Hotelpionier Johannes Baur,⁷ der den Standort an der 1835–1838 angelegten Verkehrsachse Münsterbrücke-Poststrasse geschickt wählte. Der kubisch prägnante, klassizistische Hotelbau kam direkt gegenüber dem ebenfalls 1838 neu errichteten Posthof an den heutigen Paradeplatz zu stehen, wo damals die Postkutschenreisenden in Zürich ankamen. Die schmale Seitenfassade gegen den Paradeplatz wurde der städtebaulich attraktiven

Lage entsprechend mit einer Kolonnadenstellung besonders repräsentativ ausgestaltet. Das 1907/08 von PFLEGHARD & HAEFELI umgebaute und erweiterte Hotel wurde 1975–1977 abgebrochen und unter Rekonstruktion der Fassaden neu erbaut.⁸

Das ebenfalls von Johannes Baur erbaute Hotel Baur au Lac (Abb. 286) und das ehemalige «Bellevue»,⁹ Limmatquai 1–3 (1855–1863, 1889 Um- und Neubau ADOLF BRUNNER-STAU), waren bis um 1900 die einzigen Hotels am See; der Bau der Quaianlagen 1882–1887 zog unmittelbar keine Hotelneubauten nach sich. So wird Zürichs Seepromenade, anders als etwa die von Hotelpalästen geprägte Seefront Luzerns, heterogen von repräsentativen Kulturbauten, Wohn- und Geschäftshäusern gesäumt.¹⁰ Mit dem 1909 eröffneten, neubarock-historistischen «Eden au Lac», Utoquai 45 (CHRISTIAN SCHEEL) (Abb. 287), und dem benachbarten, gemässigt modernen und multifunktionalen, 1929 als Appartementhaus erbauten «Bellerive au Lac», Utoquai 47–49 (ANTON FRITZ SCOTONI, KARL VÖLLMY), erhielt jedoch auch Zürich zwei Hotelbauten mit Schauffront gegen den See.¹¹

Wer Naturnähe, frische Luft, Erholung und Panoramansicht suchte, fand diese ab 1839 in einem ersten Gasthaus auf dem Uetliberg.¹² 1875 folgten die Eröffnung der Uetlibergbahn und des Grand-Hotels und Kurhauses Uetliberg (1943 abgebrochen). Auch die Westhänge des Zürich- und des Adlisbergs waren beliebte Ausflugsziele mit Spazierwegen, ausichtsreichen Wirtschäften und Kurhäusern. Der Architekt und Kantonsrat ALBERT GRETHNER baute 1900 als Abschluss des Rigidviertels in Oberstrass das Kurhaus Rigidblick mit Saalanbau (heute Theater Rigidblick, Germaniastrasse 97, 99), das von der 1901 eröffneten Standseilbahn erschlossen wurde. Das Kurhaus wurde 1915/16 von STREIFF & SCHINDLER für den Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschäften umgebaut und um eine Dépendance erweitert (Logierhaus Lärchenheim, Germaniastrasse 103).¹³ In Fluntern baute der Frauenverein 1899–1901 das alkoholfreie Volks- und Kurhaus

Zürichberg, Orellistrasse 21, das als ursprünglich gemeinnützige Institution günstige Unterkünfte bot (ROBERT ZOLLINGER). Der Sichtbacksteinbau wurde 1911 ebenfalls von STREIFF & SCHINDLER um einen Verandasalaanbau erweitert (Abb. 288).¹⁴

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

TALSTRASSE 1 / BÖRSENSTRASSE 25–27

Hotel Baur au Lac

Bauherrschaft	Johannes Baur.
Architekt	JOHANN JAKOB KELLER.
1842–1844	Neubau.
Ab 1850	Zahlreiche Erweiterungen und Umbauten.

1844 eröffnete **Johannes Baur** zwischen Schanzengraben und Talstrasse auf einem an den See anstossenden, aufgeschütteten Gelände das Hotel Baur au Lac (Abb. 544). Das anfangs nur im Sommer geöffnete Haus diente bis 1862 als Dépendance des «Baur en Ville». ¹⁵ Mit eigenem Bootssteg und einer Gartenanlage am noch kaum ausgebauten Seeufer ausgestattet, war das Hotel erneut eine Pioniertat Baus. Er wollte vor allem englische Gäste ansprechen und plante auch warme Bäder und Seebäder. Das Hotel bestand aus zwei parallel zur Talstrasse bzw. zum Schanzengraben orientierten, klassizistischen Bauten mit einem kleinen Nordtrakt. 1850/51 wurde das Gebäude von KELLER um einen Südflügel gegen den See, kurz darauf um einen neuen Nordtrakt erweitert und somit zur Vierflügelanlage um einen Innenhof geschlossen. Der Hof wurde 1880 durch eine Hotelhalle mit Oberlicht überbaut (THEODOR GEIGER); trotz eingreifender Umbauten ist diese heute noch das Herz der öffentlichen Räume im Erdgeschoss. 1895–1898 erfolgte anstelle mehrerer Ökonomiebauten in zwei Phasen die grosse Erweiterung gegen die Börsenstrasse (STADLER & USTERI). Die Fassaden des im Inneren umgebauten Hotels vermitteln heute noch ein authentisches Bild ihrer jeweiligen Bauzeit. ¹⁶

Dokumentation

Literatur: BOHLI 1985, S. 103f., 115–137. – DES CARS 2002. – Baukultur 2008, S. 132, 211. – INSA 10, 1992, S. 418.



286

Talstrasse 1. Hotel Baur au Lac von Südwesten anlässlich des Empfangs des deutschen Kaisers Wilhelm II. 1912. Foto 1912. BAZ. – Text S. 321.



287

Utoquai 45. Hotel Eden au Lac. Foto Morf, 1980. BAZ. – Text S. 320.



288

Orellistrasse 21. Alkoholfreies Volks- und Kurhaus Zürichberg, Ansicht von Südosten. Foto Wilhelm Gallas, um 1915. BAZ. – Text S. 320f.



289

Bahnhofplatz 7, 9. Ansicht der Hotels Schweizerhof (links) und Victoria. Letzteres wurde 1933 abgebrochen. Foto Wolf-Bender, 1931. BAZ. – Text S.320.

KURHAUSSTRASSE 65

Grand Hotel und Kurhaus Dolder

Bauherrschaft	Dolderbahn-Aktiengesellschaft.
Architekt	JACQUES GROS.
1897–1899	Neubau.
2004–2008	Eingreifender Umbau und Erweiterung (FOSTER AND PARTNERS, London) ¹⁷

Das 1897–1899 errichtete Grand Hotel und Kurhaus Dolder, am Waldrand oberhalb von Hottingen gelegen, stellt bezüglich Architektur, Luxus, Umgebungsgestaltung (Wildpark), Sport- und Freizeitmöglichkeiten den Höhepunkt der Zürcher Hotelarchitektur dar (vgl. S.65–67, 309, 311, Abb. 27). Bereits 1895 hatte die Dolderbahn-Aktiengesellschaft, deren Hauptinitiator Pfauenwirt Heinrich Hürlimann-Egli war, die Dolderbahn mit Bergstation und Restaurant «Waldhaus Dolder» eröffnet (Ingenieur ULRICH BOSSHARD, Architekt JACQUES GROS, 1872 abgebrochen). Das kurz darauf östlich davon auf terrasiertem Gelände erstellte Grand Hotel «Dolder» verfügte über eine eigene Stromproduktion und wurde bis 1930 von einer elektrischen Trambahn erschlossen, die von der Bergstation direkt in das Gebäude hineinführte.

Der symmetrisch gegliederte, nach Süden ausgerichtete späthistoristische Hotelpalast im Schweizer Holzstil ist das Hauptwerk des Architekten GROS. Er weist als axiales Gelenk ein grosszügiges Entrée mit Treppenhaus und bekrönendem Aussichtsturm auf, an das stumpfwinklig zwei Zimmertrakte anschliessen (die Zimmer bis auf mehrere Familienwohnungen zunächst ohne eigenes Bad). Im Erdgeschoss befanden sich luxuriös ausgestattete Gesellschaftsräume, gegen Norden schloss ein eingeschossiger Speisesaaltrakt mit Küche an.¹⁸ Im Ersten Weltkrieg setzte der ganzjährige Betrieb ein, obwohl das Hotel bereits von Anfang an über eine Zentralheizung verfügte. Von den zahlreichen Umbauten seien genannt: 1914 Dachausbau (PFLEGHARD & HAEFELI); 1923–1925 Umbau und neoklassizistische Neugestaltung der Gesellschaftsräume, Anbau einer Rotunde mit Restaurant vor dem Haupteingang (EMIL REIN).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S.107. – BZD 1980–1984, S.90–95. – BOHLI 1985, S.273–301. – GALLMANN 2012 (mit Dok.). – INSA 10, 1992, S.362. – SBZ 1899/33, S.173f.

Plandokumente: SBZ 1899/33, S.173f.

Regula Crottet

GESCHÄFTSHÄUSER

Privatbauten, die dem Geschäfts-, Banken- und Versicherungswesen, den Zwecken des Handels und der Verwaltung dienen, machen neben den Wohnbauten einen Grossteil der städtischen Bau-substanz aus. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts handelte es sich meist um Mehrzweckbauten, die eng mit der Wohnnutzung verknüpft waren; das «Wohn- und Geschäftshaus» war bis um 1900 der städtische Bautyp schlechthin. Der Bedarf an immer grösseren Büro-, Lager- und Verkaufsflächen führte zu einer Spezifizierung der Bautypen und bot ein breites Experimentierfeld, in dem die neusten Konstruktionsweisen erprobt wurden. Da viele Geschäftsbauten auf den öffentlichen Publikumsverkehr ausgerichtet sind, kommt der Fassadenarchitektur eine wichtige Werbefunktion zu. Dies zeigt sich in der aufwendigen baukünstlerischen Ausstattung bei Bank- oder Versicherungsbauten oder den Schaufensterfronten von Läden und Warenhäusern.

Das städtische Miets- und Geschäftshaus

OTTO PFLEGHARD gab 1905 einen Überblick über die Entwicklung des Geschäftshauses in Zürich: «Die alte Stadt zeigt jetzt noch deutlich, dass in früherer Zeit der Bürger meist ein eigenes kleines Haus besass, dessen untere Stockwerke er zur Ausübung seines Gewerbes, die obern dagegen als Wohnung seiner Familie benutzte. [...] In späterer Zeit erst, als die Seiden- und Baumwollindustrie an Ausdehnung und Ansehen gewonnen, da entstanden die stattlichen Sitze wie die ehemaligen Seidenhöfe, der Thalhof, das Haus zum Pelikan und andere.» Diese prächtigen und vor allem frei stehenden Bauten enthielten nebst den Geschäfts- immer auch die Wohnräume des Besitzers; das reine Geschäftshaus sei dagegen «eine Schöpfung neuester Zeit».¹ Die politisch-wirtschaftliche Liberalisierung, das Bevölkerungswachstum und die Entwicklung des Eisenbahnverkehrs waren Gründe für diesen Wandel: «Der in der Familie von Generation zu Ge-

neration vererbte Handwerker- und Handelsstand mit seinen angestammten Geschäftssitzen wurde von neuen Elementen überholt. Zuziehende Hilfskräfte, die in der aufblühenden Stadt ihr Glück versuchen wollten, ohne sich von vornherein dauernd an sie zu ketten, riefen einen grossen Bedarf an mietbaren Wohnungen und Geschäftsräumen hervor. Es entstand das Miet- und Geschäftshaus unserer Zeit.»²

Die Tiefenhöfe (1856–1859), Zürchs ältester Miets- und Geschäftshauskomplex, stehen am Paradeplatz, damals der Quellpunkt eines neuen Geschäftszentrums. Der mit den Erbauern der Tiefenhöfe konkurrierende Architekt WILHELM WASER errichtete 1858–1863 unterhalb des Grossmünsters die sechsgeschossigen «Münsterhäuser» (Limmatquai 28, Grossmünsterplatz 7–9),³ damals der grösste Mietshauskomplex der Altstadt (Abb. 290).⁴ Beide Überbauungen wurden nicht von Geschäftsleuten, sondern von Architekten initiiert, die mit der baulichen Entwicklung in den europäischen Grossstädten vertraut waren und sich zunehmend auch als Unternehmer betätigten.

Im Erdgeschoss eines typischen Miets- und Geschäftshauses fand man meist «nach der Strasse gelegen ein Verkaufslokal und daneben oder dahinter Wohn- oder Arbeitsräume des Ladeninhabers oder Bureauräume, die unabhängig vom Laden vermietet» wurden. Neu sei zunächst einzig das im Vergleich zum «mittelalterlichen Krämerladen» vergrösserte Schaufenster gewesen, das durch «eiserne Läden, die sich tagsüber unsichtbar zusammenlegten», geschlossen werden konnte.⁵ Über dem Erdgeschoss lag oft ein Mezzaningeschoss/Entresol mit Büroräumen, das im Fassadenaufriiss zusammen mit dem Erdgeschoss als Sockel behandelt wurde. Aufgrund der niedrigen Fenster und der darüber liegenden Balkone der Beletage war das Entresol oft schlecht belichtet.⁶

Die «reichlich dimensionierten Gesellschaftsräume» der herrschaftlichen Wohnungen lagen zur Strasse, die übrigen Räume zur oft schlecht belichteten



290

Limmatquai 28/Grossmünsterplatz 9. Ansicht der «Münsterhäuser» von Nordwesten. Im Vordergrund die 1839/40 von Alois Negrelli erbauten Kaufbuden als Teil der Grossmünsterterrasse. Foto 1956. BAZ. – Text S. 323.

Rückseite hin. Auch die Treppenhäuser waren nach PFLEGHARD im Widerspruch zur palastartigen Fasadendarchitektur meist schlecht belichtet.⁷ Als Beispiel sei das Wohn- und Geschäftshaus Bahnhofstrasse 10, Börsenstrasse 18 (1882/83, Kappelerhof) genannt, dessen Wohnräume 1913 u.a. aufgrund des «engen und deshalb unwirksamen» Lichtschachts des Treppenhauses umgebaut wurden.⁸

Die Architektur der Bahnhofstrasse und der anstossenden Quartiere wurde nach OTTO PFLEGHARD massgeblich durch GOTTFRIED SEMPERs Architekturlehrgang am Eidgenössischen Polytechnikum (mit Schwerpunkt italienische Renaissance) und Paris «als Mittelpunkt der Kunstbestrebungen und als Vorbild für die zeitgemässe Architektur» beeinflusst.⁹ Die Bahnhofstrasse habe wiederum Vorbildfunktion für die Aussenquartiere gehabt, wobei dort «mehr und mehr mit zwecklosen Ornamenten, Säulen etc. gearbeitet wurde, so dass die Fassade eine völlig falsche Maske für den bescheidenen Inhalt abgab. [...] Das passende Gesicht für das einfache Mietshaus war auf diesem Wege nicht zu finden.»¹⁰

Citybildung

In der Regel wurden die täglichen Einkäufe in unmittelbarer Nähe des Wohnorts getätigt. Mit der steigenden Mobilität zeigte sich, «dass gewisse Lagen im Kern der Stadt von den Käufern, auch wenn sie ihren Wohnsitz an der Peripherie hatten, bevorzugt

wurden. [...] Von diesen Verhältnissen profitierte für die feineren Artikel die vornehme neue Bahnhofstrasse, für die Massenartikel das Limmatquai als älteste, breite und ebene Verkehrsstrasse.»¹¹ In der rechtsufrigen Altstadt setzte «eine eifrige Tätigkeit im Ausbruch von Schaufenstern oder Verbreiterung von solchen ein», die sich «allmählich auch auf die Erhöhung der Ladenlokale» erstreckte. Bereits um 1900 gab es «nur noch sehr wenige Häuser am Limmatquai, die einen solchen Umbau nicht erlebt hatten».¹²

Mit dem Bau der Bahnhofstrasse (1864/65, 1877–1880) entstand Zürichs erste moderne und repräsentative «Geschäftsmeile», die nach und nach den vollständigen Verlust der barocken Bebauung am



291

Bahnhofstrasse 5–7. Wohn- und Geschäftsbaus «Henneberg». Foto 1955. BAZ. – Text S. 325.

ehemaligen Fröschengraben brachte. Auch viele Geschäftshäuser und Bankbauten der ersten Generation sind heute durch Neubauten ersetzt oder stark umgebaut. Die Bahnhofstrasse war wie die angrenzenden Stadtgebiete zunächst nicht nur ein Geschäfts-, sondern auch ein bevorzugtes Wohnquartier.¹³ So enthielten selbst die frühen Bankgebäude wie die Bank in Zürich (1872–1874) oder die Schweizerische Kreditanstalt (1873–1877) auch Wohnungen, die später zu Bürozwecken umgenutzt wurden: «Hand in Hand mit der Steigerung des Ladenverkehrs im Kern der Stadt und namentlich mit der Niederlassung der bedeutendsten Bankinstitute in der Nähe der Bahnhofstrasse steigerte sich auch das Bedürfnis nach Büroräumen für den Handel und die wissenschaftlichen Berufe.» Die vorhandenen «Entresols» genügten bald nicht mehr. Wohnungen wurden zu Büros umgebaut und teuer weitervermietet. Bei Neubauten achtete man darauf, die «besonderen Begehren der Bureaumieter, das ist reichlich Licht und Luft, bequeme Heizung und Aufzüge für Personen und Waren, sicherer Abschluss, reichliche Aborte und Wascheinrichtungen, sowie die Möglichkeit, ohne grosse Schwierigkeiten mehrere Räume zu einem einzigen zusammenziehen zu können, zu erfüllen». Die Binnenmauern wurden «konstruktiv auf ein Minimum beschränkt und durch eiserne Stützen ersetzt. Die verbindenden Unterzüge hatten dann leichtere Scheidewände, die jederzeit wieder entfernt werden können, zu tragen.»¹⁴

Um 1900 wurden viele bestehende Ladenlokale und ihre Schaufensterfronten zum ersten Mal modernisiert: «Steinpfeiler und Bögen wurden entfernt, und schmaler gemacht, Schrifttafeln an die Stelle der Bögen gesetzt, die Fussböden nahezu auf die Höhe des Trottoirs hinuntergelegt, die Scheiben der Schaufenster bis in die Bauflucht vorgerückt und im Inneren alle Pfeiler, Mauern entfernt, so dass die frühern Hinterräume zu einem grossen übersichtlichen Ladenlokal zugezogen wurden.»¹⁵ HANS BERNOULLI meinte 1922: «Es ist noch gar nicht so lange her, gegen zwanzig, dreissig Jahre, dass als eines der wichtigsten Probleme der Architektur die Einpassung der modernen Schaufenster in die neuen Geschäftshausfronten gegolten hat.»¹⁶ Als Beispiel kann das 1885 von JOHANNES BAUR im Stil der Neurenaissance erbaute Wohn- und Geschäftshaus [Bahnhofstrasse 56–58](#) genannt werden, dessen Sockelbereich 1907 durch OTTO



292

Bahnhofstrasse 69, 69a. Wohn- und Geschäftshaus «Zur Trülle». Foto um 1900. BAZ. – Text S.325f.

DORER und ADOLF FÜCHSLIN im Jugendstil umgebaut wurde.¹⁷ Bei Neubauten wurde zunehmend auf die Bedürfnisse des Geschäftslebens Rücksicht genommen; das 1881/82 erbaute Haus Henneberg von EMIL SCHMID-KEREZ (Bahnhofstrasse 5–7, Abbruch 1960) zeigte in den oberen Wohngeschossen historisierende Hausteinfassaden, die Geschäftslokale dagegen weitgehend aufgelöste Schaufensterfronten zwischen Gusseisensäulen ([Abb. 291](#)). Das «Geschäft ist in diesem Hause nicht nur geduldet, es wird auch kräftig gezeigt».¹⁸ Das Wohn- und Geschäftshaus «Zur Trülle» von PLEGHARD & HAEFELI (1897/98) besitzt nicht zwei, sondern drei zu einem Sockel zusammengefasste Laden- und Bürogeschosse ([Abb. 292](#)). Die darüber liegenden Wohnungen waren so konzipiert, dass sie ebenfalls leicht zu Bürozwecken umgebaut werden konnten.¹⁹ Der verspielte Kopfbau mit Schaufensterpassage in Formen der deutschen Renaissance,



293
Bahnhofstrasse 51/Pelikanstrasse 1. Geschäftsbau «Mercatorium». Foto vor 1914. BAZ. – Text S.326.

der Gotik und des Jugendstils stellt einen der wenigen späthistoristischen Bauten an der Bahnhofstrasse dar, die den Übergang vom Wohn- und Geschäftshaus zum reinen Waren- oder Bürohaus um 1900 dokumentieren. Das purifizierte Haus zur Werdmühle von PFLEGHARD & HAEFELI (1902/03, Bahnhofstrasse 70–72) zeigt wie viele Bauten des Jugendstils oder der Reformarchitektur eine weitgehend traditionelle Fassadengliederung mit zwei zum Sockel zusammengefassten Ladengeschossen mit Schaufenstern und drei darüber liegenden Geschossen mit Sandsteinfassaden; diese enthielten trotz Anlehnungen an den Mietshausbau keine Wohnungen, sondern ausschliesslich Büros. Typologisch eigenständiger war etwa das 1904 von MAILLARD & CHAL erbaute, 1957 abgebrochene Büro- und Geschäftshaus «Mercatorium» (Bahnhofstrasse 51) (Abb. 293).²⁰

Die hybride Erscheinung vieler Bauten mit ihrem aufgelösten, schwerelos erscheinenden Sockel und den darüber lastenden Steinfassaden forderte das traditionelle Architekturverständnis heraus und wurde etwa von BERNOULLI kritisiert: «Ein Verschmelzen dieser beiden auseinanderstrebenden

Elemente schien unmöglich, und tatsächlich ist denn auch des Fürchterlichen genug entstanden – je subtiler die Architektur des massiven Überbaues, um so schmerzhafter die rohe Verbindung mit der seelenlosen Rahmenkonstruktion des Unterbaues.»²¹

Das erste ausschliesslich zu Büro- und Geschäftszwecken dienende Gebäude war das «Metropol», Börsenstrasse 10 (1892–1894). Die ersten Warenhäuser entstanden 1899 (Jelmoli, Seidengasse 1, und Brann, Bahnhofstrasse 75) (Abb. 294).

Der Waren- wie auch der Bürohausbau entwickelten sich international seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert weitgehend entlang der Entwicklungen im Eisenbetonbau. Dieser ermöglichte ausgedehnte, weitgehend stützenlose Ladenflächen und grosszügige Fensteröffnungen.²² Vor allem die deutsche Warenhausarchitektur und ihre an die gotische Architektur erinnernde Fassadengliederung wurden in Zürich adaptiert (Warenhaus Brann 1911/1928 oder «Peterhof» 1912/13).

Das vom Lebensmittelverein Zürich durch die Gebrüder PFISTER erbaute Büro- und Warenhaus St. Annahof (1912–1914, Bahnhofstrasse 57) wurde in einem künstlerisch aufwendigen, barockisierenden Heimatstil im Sinn des von SWB und BSA propagierten Gesamtkunstwerks erbaut (1979–1981 Verlust der Innenausstattung) (Abb. 295, 296).²³

Die Erweiterung der City

Um 1900 begann sich die «City» von der Bahnhofstrasse in die angrenzenden Stadtgebiete auszudehnen. Moderne Büro- und Warenhäuser benötigten umfangreiches Bauland, das in der Altstadt kaum mehr vorhanden war. Der Bau der Uraniastrasse anstelle des 1901 zugeschütteten Sihlkanals zog westlich der Bahnhofstrasse und im Bereich des Oetenbachareals nebst dem Bau der Amtshäuser auch den Bau vieler Geschäftshäuser nach sich.²⁴ Aussersihl geriet mit der Eingemeindung 1893 in den Sog der City, besonders das Gebiet um die Ausfallachse der Badenerstrasse. Am See entstanden ab 1897 mehrere Versicherungspaläste.

Walche- und Stampfenbachareal. In den 1890er Jahren wurde die Firma Escher, Wyss & Cie. ins Industriequartier und 1909 der Schlachthof nach Aussersihl verlegt. In unmittelbarer Bahnhofsnähe entstand eine Industriebrache mit entsprechendem Potenzial zum Geschäftsquartier.²⁵ 1910–1912 bauten die Gebrüder PFISTER und die Baufirma Locher

die Walchebrücke, während zur selben Zeit das Kaspar-Escher-Haus als Geschäftshaus entstand. Am Neumühlequai und an der Stampfenbachstrasse folgten bis 1920 weitere Wohn- und Geschäftshäuser, wogegen die Brache des Schlachthofs erst in den 1930er Jahren durch die Neubauten der kantonalen Verwaltung überbaut wurde.

Das Geschäftsbaus in der Zwischenkriegszeit. Die kriegsverschonte Schweiz wurde nach dem Ersten Weltkrieg zu einem wichtigen europäischen Finanzplatz. Banken und Versicherungen erweiterten ihre Geschäftssitze, der Aufschwung des Dienstleistungssektors zog den Bau grosser Büro- und Verwaltungskomplexe nach sich. Der bis 1934 in Etappen realisierte «Schanzenhof» von **HENAUER & WITSCHI** (Talstrasse 9–25, inkl. Börse) war zur Bauzeit der grösste Gebäudekomplex Zürichs.²⁶

Stilistisch stehen die Geschäftshäuser der Zwischenkriegszeit zunächst im Zeichen des Neuklassizismus. **PETER MEYER** beschreibt die Entwicklung in der Fassadengestaltung wie folgt: «Man rückte die ursprünglich einzelnen, durch reiche Umrahmungen isolierten Fenster stärker zusammen, so dass die Fassade die Struktur eines steinernen Gitters mit verglasten Zwischenräumen annahm; das einzelne Fenster wurde in die kontinuierliche Fensterreihe eingeschmolzen.» Als Vorbild nennt MEYER u.a. die 1922 fertiggestellte Nationalbank in Zürich, «ein Gebäude, das an Qualität von keinem spätern seiner Art übertroffen» worden sei. Der Baukörper löste sich zunehmend von der starren, rechtwinkligen Struktur und schmiegte sich «funktionell» den



294

Bahnhofstrasse 75. Warenhaus «Brann». Der Ursprungsbau von 1899 wird 1927 durch einen Neubau ersetzt (rechts), links die Erweiterung von 1912 (1928/29 Aufstockung und Umbau durch Otto Pfleghard). Foto 1927. BAZ. – Text S.326.

Strassenverkehrslinien an.²⁷ Am Beispiel der Sihlporte oder auch des Schaffhauserplatzes lässt sich der zunehmende Einfluss des Autoverkehrs auf die Stadtplanung und die Architektur, welche die Dynamik des Strassenverkehrs aufnahm, ablesen.²⁸

Sihlporte. Nach Abbruch der Sihlporte 1834 wurde das Schanzenland entlang der neu angelegten Tal- und Löwenstrasse durch vorstädtische Villen und Wohnhäuser locker überbaut. Bereits vor 1900 setzte ein Prozess der Verdichtung durch Zeilen- oder Blockrandbebauungen in Fortsetzung des Bahnhofquartiers ein. Mit der ersten Eingemeindung 1893 rückte das Gebiet ins Stadtzentrum. Die «Sihlporte» nimmt heute als Verkehrsknotenpunkt fünf



295, 296

Bahnhofstrasse 57. Warenhaus «St. Annabof». Foto Ernst Linck, 1913. BAZ. – Warenballe im Erdgeschoss. Foto um 1913. BAZ. – Text S.326.





297

Luftansicht der Sihlporte von Südwesten. Foto Walter Mittelbolzer, 1934. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 327.

Strassenzüge aus der City auf und führt sie über die Sihlbrücke nach Aussersihl (Abb. 297). Der Architekt PAUL TRÜDINGER meinte 1931: «An der Sihlporte, der Stelle, wo die grosse Ausfallstrasse nach Basel den alten Stadtkern verlässt, standen vor 5 Jahren gleichgültige, unbedeutende Häuser. Heute ist aus dieser Gegend ein neues Geschäftszentrum geworden. Massige Geschäfts- und Bürohäuser mit langen Fensterreihen geben ihm eine eigenartig unpersönliche Note, einen leisen Anklang an Architekturphantasien, die man aus Langs Metropolisfilm noch vor Augen hat, jene starren Verkörperungen eines maschinellen Zeitalters. Wie dort ist namentlich das Nachtbild ausgezeichnet.»²⁹

MEYER bezeichnet die Sihlporte als «Beispiel heilloser Geschmacksunsicherheit», da der dynamisierte Baukörper «doch wieder an der Monumentalfas-



298

Bleicherweg 18–20. Geschäftsbaus «Bleicherhof». Foto Wolf-Bender, 1941. BAZ. – Text S. 329.

sade, an Gesimsgliederungen, Fensterrahmen, Kranzgesimsen festhält, obwohl die monumentale Grundidee preisgegeben» sei.³⁰ Als modernes Gegenbeispiel nennt MEYER das Zett-Haus (1930–1932), [Badenerstrasse 16–18](#).

Das Geschäftshaus Bleicherhof (1939/40), [Bleicherweg 18/20](#), von OTTO RUDOLF SALVISBERG war mit seiner Rasterfassade schliesslich wegweisend für den Geschäftshausbau der Nachkriegszeit ([Abb. 298](#)).

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

BADENERSTRASSE 16–18/REBGASSE 8

Zett-Haus

Bauherrschaft	Verbag AG.
Architekten	RUDOLF STEIGER , FLORA STEIGER-CRAWFORD , CARL HUBACHER, ROBERT WINKLER.
1930–1932	Neubau.

Baugeschichte

Das Wohn- und Geschäftshaus «Zett-Haus»³¹ in Aussersihl entstand in enger Zusammenarbeit mehrerer Architekten und eines Ingenieurs, die Absolventen des Architekturlehrgangs der ETH unter [KARL MOSER](#) waren; [FLORA STEIGER-CRAWFORD](#) als erste diplomierte Architektin der ETH überhaupt. Der Bauplatz gehörte dem Vater von Ingenieur und Architekt CARL HUBACHER.³² Das Ehepaar STEIGER, HUBACHER wie auch die Architekten [EMIL ROTH](#) und [WERNER MAX MOSER](#) bezogen nach Bauvollendung Büros im Zett-Haus.

1946/47 wurde das Restaurant Rebgasse 8 durch [BRUNO GIACOMETTI](#) umgebaut³³ und die Ladenfront Badenerstrasse 16/18 umgestaltet.³⁴ 1980/81³⁵ und 1995 erfolgten Fassadenrenovationen; das integrierte Kino wurde 1953 und 1993 umgebaut.³⁶

Bauanalyse

Das multifunktionale Zett-Haus gehört zu den bedeutendsten Bauwerken des Neuen Bauens in Zürich ([Abb. 299, 301](#)). Die äussere Erscheinung widerspiegelt seine Funktion und Baukonstruktion und verzichtet auf reine Dekorationsformen. [PETER](#)



299

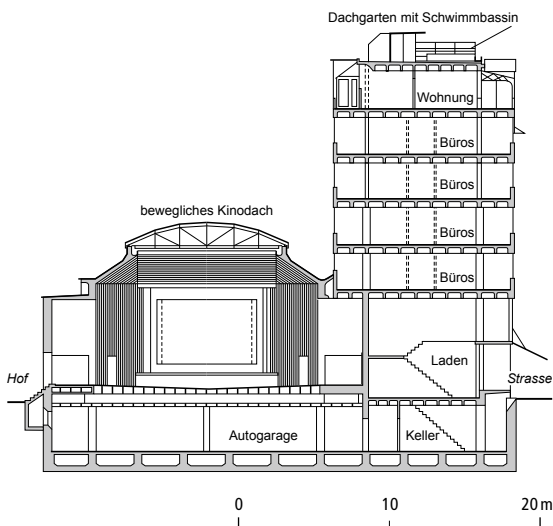
Badenerstrasse 16–18. Wohn- und Geschäftshaus «Zett-Haus». Foto Wolf-Bender, 1935. BAZ. – Text S. 329.

MEYER lobte das Zett-Haus aus städtebaulicher Sicht als Bau, der sich nicht individualistisch aus seiner Umgebung hervorhebe, sondern als Fragment erscheine, das darauf warte, «über die zufälligen Grenzen des Privatgrundstücks hinaus das ganze Geviert zwischen den nächsten Strassen auszufüllen».³⁷

Der Baukomplex besteht aus drei funktional und auch konstruktiv differenzierten Gliedern: Am stumpfwinkligen Übergang der Bäcker- in die Badenerstrasse steht das sechsgeschossige Wohn- und Geschäftshaus Badenerstrasse 16/18 in Stahlskelettbauweise, an das hofseitig der Kinosaaltrakt in Eisenbetonbauweise und gegen die Rebgasse als Eckbau das viergeschossige, massiv gemauerte Restaurant- und Wohngebäude angebaut ist.

Badenerstrasse 16/18 zeigt eine geschwungene, mit Kunststeinplatten verkleidete Fassade. Die «Ausrundung der Bauflucht» wurde erst im Verlauf des Planungsprozesses genehmigt.³⁸ Der Bau ist in eine zweigeschossige, von der Höhe des Kinosaals abhängige Laden- und Schaufensterzone, vier durch Fensterbänder gekennzeichnete Bürogeschosse und eine zurückversetzte Wohnetage mit Kleinwohnungen gegliedert. Die Wohnungen sind hofseitig über einen glasgedeckten Laubengang erschlossen. Das Flachdach war mit einem Wasserbassin, einer Duschvorrichtung und Garderobe ausgestattet und war «als Aufenthaltsort für Angestellte in der Mittagspause» gedacht (nur noch teilweise erhalten).³⁹ Stark verändert erscheint heute die Laden- und Eingangszone.

Für die Binnenstruktur war der Säulenabstand des Stahlskeletts von 6,75 m massgebend. Die Stützen sind gegenüber den nichttragenden Aussenwänden zurückversetzt, was u.a. das direkte Abfangen



300, 301

Badenerstrasse 16. Das ehemalige Kino Roxy im «Zett-Haus» mit geöffnetem Schiebedach. Foto Gloor, um 1932. BAZ. – Badenerstrasse 16–18. «Zett-Haus». Querschnitt, 1:500. Werk 1934/21, S. 11. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 329f.

des Dachgeschosses sowie durch Fensterbänder optimal belichtete Arbeitsplätze erlaubte. Die Bauweise ergab «die absolut kleinsten Dimensionen aller vertikalen Tragglieder, was unter anderem bei städtischen Bodenpreisen einem unmittelbaren Gewinn» entsprach. Die Stützen hatten «nur vertikale Lasten zu übernehmen, alle horizontalen Lasten, Windkräfte, werden deshalb durch ein eigenes [...] Tragsystem in die Fundamente geleitet».⁴⁰ Dem Bau gingen Versuche an der EMPA mit unterschiedlich konstruierten Säulen voraus. Während der Bauzeit wurden die Stützen durch Messungen überwacht und untersucht.⁴¹

Das heute stark umgebaute Kinogebäude liegt über einer Tiefgarage. Der Kinosaal fasste ursprüng-

lich rund 1000 Personen und war mit einem beweglichen Dach ausgestattet, das im Sommer Vorstellungen unter freiem Himmel ermöglichte (Abb. 300). Diese Vorrichtung wurde in den 1960er Jahren entfernt. Kinotechnischer Berater: F. Oberholzen. Akustischer Berater: Ing. Franz Max Osswald.⁴²

Rebgasse 8. Die Überbauung der knapp bemessenen Eckparzelle war Bedingung für die Baubewilligung des Kinos. Die Situation zwang zu einer möglichst rationellen Ausnutzung des Grundstücks, was nach STEIGER-CRAWFORD «einen Höllenmurks» darstellte.⁴³ Die Architektin entwarf den Bau und in Zusammenarbeit mit den Embru-Werken in Rüti auch die Möbel für das Restaurant. Der stapelbare Zett-Haus-Stuhl, der ab 1931 in Varianten von der Wohnbedarf AG vertrieben wurde, gilt als eines ihrer Hauptwerke.⁴⁴ Das Haus umfasst ein Restaurant sowie Klein- und zwei Atelierwohnungen.⁴⁵ Die gerundete Putzfassade ist durch Vorsprünge (Treppenhäuserker), Aufbauten und unterschiedliche Fensterformen differenzierter und plastischer gestaltet als das Hauptgebäude.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 37. – BIGNENS 1988, S. 122–124. – BZD 1980–1984, S. 197. – BZD 1995/96, S. 197f. – HILDEBRAND 2007, S. 23–25, 233–236. – LICHTENSTEIN 1977, S. 9–12. – LICHTENSTEIN 1978, S. 10f. – MENGHINI 1994. – SBZ 1933/101, S. 1–11. – STEIGER-CRAWFORD 2003, S. 71, 74f., 81, 111, 122f., 148f. – Werk 1934/21, S. 1–11. – Werk 1950/37, S. 197–199. – Zürich um 1930, S. 159–169.

Plandokumente: SBZ 1933/101, S. 2–10.

BLEICHERWEG 5/TALSTRASSE 25

Alte Börse

Bauherrschaft	Tiefengrund A.-G. (Interessenverbindung der Zürcher Handelskammer und des Kantons Zürich).
Architekten	WALTER HENAUER, ERNST WITSCHI.
1928–1930	Neubau.
1992	Umnutzung.

Die erste Börse 1877–1880 (Bahnhofstrasse 3)

Nach dem Tod von Heinrich Bodmer-Escher zur Arch vermachten Heinrich Bodmer-Pestalozzi und seine Schwester Luise Ziegler-Bodmer dem Zürcher

Börsenverein 500 000 Franken für den Bau eines seit den 1850er Jahren verlangten Börsengebäudes.⁴⁶ Mehrere Bauplätze standen zur Diskussion,⁴⁷ wobei die Stadt eine Lösung verlangte, die mit ihren städtebaulichen Visionen in Einklang stand (Verlängerung der Bahnhofstrasse bis zum See, Neugestaltung der Stadthausanlagen und des Seeufers). Der vorgeschlagene Bauplatz beim Baugarten – ein beliebtes Ausflugsziel – löste heftige Kontroversen aus, trotzdem wurde der Kaufvertrag zwischen der Stadt und der kaufmännischen Gesellschaft in der Gemeindeversammlung vom 19. März 1876 angenommen.⁴⁸ Die Gesellschaft schrieb einen Wettbewerb aus.⁴⁹ Die meisten Preisträger hatten bei Preisrichter **GOTTFRIED SEMPER** am Polytechnikum studiert. Das Programm verlangte, dass auf ein später seeseitig anzubauendes, «architectonisch stimmendes» Clubhaus Rücksicht genommen werde (realisiert wurde 1891 ein Wohn- und Geschäftshaus, 1971 abgebrochen). Die Hauptfassade war somit gegen die Bahnhofstrasse, nicht gegen den See auszurichten. Nebst einem grossen Börsensaal



302

Bahnhofstrasse 3. Erstes Börsengebäude. Foto Adolf Moser, 1878. BAZ. – Text S. 331f.

waren ein Nebensaal für die Effektenbörse, Räume für die kaufmännische Gesellschaft und «zinstragende Räume, wie Bureaux etc.» unterzubringen.⁵⁰ Das Preisgericht favorisierte Lösungen, die eine differenzierte Gestaltung von Börsen- und Clubgebäude und die Anordnung des Börsensaals paral-



303

Bahnhofstrasse 3. Innenansicht des grossen Börsensaals. Foto Jean Gut, 1885. BAZ. – Text S. 331f.

lel zur Bahnhofstrasse vorsahen.⁵¹ Die Bauausführung wurde ALBERT MÜLLER und CASPAR CONRAD ULRICH-NÄF übertragen; ULRICH hatte man ausser Konkurrenz mit der Vorprojektierung beauftragt.⁵² Aus Kostengründen waren noch Vereinfachungen des Projekts notwendig.⁵³

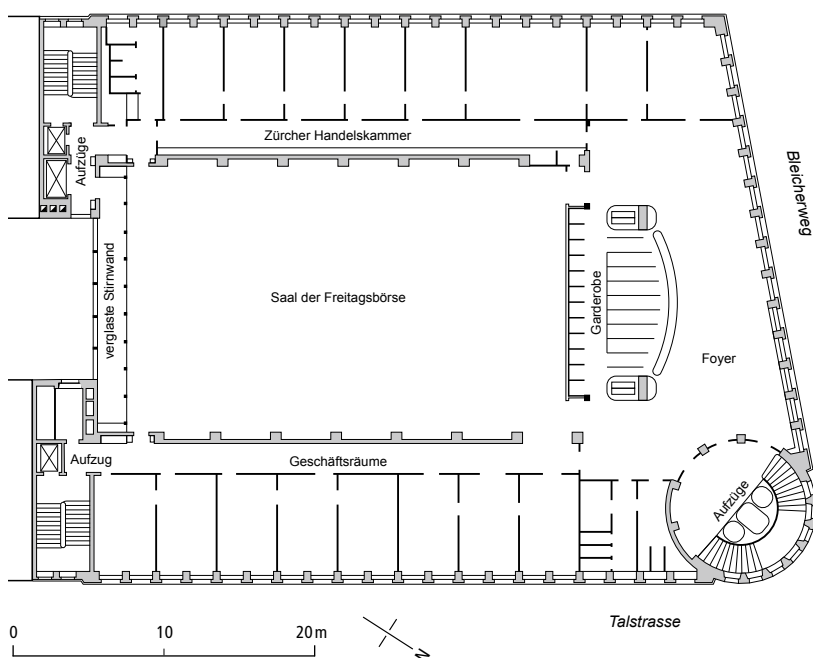
Nach der Eröffnung des Neubaus 1930 wurde die Börse zum Bankgebäude umgebaut (WITMER & SENN), obwohl sich namhafte Architekten wie KARL MOSER, GUSTAV GULL oder HERMANN HERTER im Baukollegium für den Erhalt ausgesprochen hatten, da sie «eines der schönsten Gebäude an der Bahnhofstrasse» sei.⁵⁴

Der Bau im Stil der italienischen Renaissance war «einfach in den Formen und Verhältnissen» gedacht (Abb.302). Die Architektur bezweckte «die Bestimmung des Gebäudes als Börse zu charakterisieren, sowie die Disposition der ganzen Anlage schon im Aeussern zu veranschaulichen».⁵⁵ Das heute purifizierte Rondell an der Ecke Börsen-/Talstrasse erinnert noch an den Standort der Effektenbörse. Der grosse Börsen- und Festsaal ist nicht erhalten (Abb.303).⁵⁶

Neubau 1928–1930

Der Vorgängerbau, das Wohnhaus «Tiefengrund» mit dazugehörigem «Gewerbshaus» und Ökonomiegebäude, wurde 1853 vom Seidenfabrikanten Hans Jacob Baumann aus Horgen erbaut.⁵⁷ 1921–1926 erstellten die Architekten HENAUER & WITSCHI einen Bebauungsplan für das Areal zwischen Schanzengraben, Bleicherweg, Tal- und Börsenstrasse. 1926/27 bauten sie das neoklassizistische Geschäftshaus «Schanzenhof» als Blockrandbau.⁵⁸ 1928–1930 folgte nördlich anschliessend das Börsengebäude (Abb.305).

Der plattenverkleidete Bau weist ein öffentliches Erdgeschoss mit Restaurants und vermietbaren Lokalen auf. Die vier von der Börse genutzten Obergeschosse sind horizontal durch eng gereichte Fenster mit durchgehender Sohlbank und durchgehendem Sturz betont. An der Strassenkreuzung setzt der runde Treppenturm mit vertikalen Fensterbändern einen repräsentativen Akzent und erinnert an das Rondell des ersten Börsengebäudes. Er dient der Erschliessung der Obergeschosse, wobei



304

Bleicherweg 5 / Talstrasse 25. Alte Börse. Grundriss erstes Obergeschoss, 1:500. Werk 1931/18, S. 114. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 333.



305, 306

Bleicherweg 5/Talstrasse 25. Alte Börse. Foto Wilhelm Gallas, 1930. BAZ. – Saal der Effektenbörse im vierten Obergeschoss. Foto Wolf-Bender, 1941. BAZ. – Text S. 332f.

die Effektenbörse im vierten Obergeschoss über einen eigenen Aufzug verfügte.

Nach zahlreichen Vorstudien beschloss man die Ausführung von zwei übereinander liegenden Börsensälen. Im ersten Obergeschoss befindet sich der dreigeschossige Saal der Freitagsbörse (Abb. 304), darüber der Saal der Effektenbörse. Bei der Freitagsbörse wurde auf eine gute Akustik geachtet, damit sie auch für weitere Veranstaltungen genutzt werden konnte. Sie wird über eine gegen den Innenhof gerichtete Glasfront mit «Luxfer-Prismen» belichtet. Zwischen der äusseren und inneren Glasfront wurde ein bepflanzter Wintergarten angelegt. An der gegenüberliegenden Wand befindet sich das gegenwärtig nicht sichtbare Gemälde «Die Weltkarte» (AUGUSTO GIACOMETTI) zur Versinnbildlichung des weltumspannenden Handels (1931).

Akustische Fragen waren auch bei der niedrigeren Effektenbörse zu lösen (Ingenieur Franz Max Osswald). Wände und Decken wurden mit Celotex-Akustikplatten verkleidet, das Oberlicht entsprechend gestaltet. Im Sommer sorgten Storen und die Berieselungsanlage des oberen Glasdachs für Kühlung. Der Saal war mit zwei Börsenringen ausgestattet und von Telefonkabinen und -zimmern flankiert (Abb. 306).

PETER MEYER galt die Börse als einer der wenigen modernen Bauten, bei denen die Synthese von moderner Infrastruktur, Zweckmässigkeit und angemessener Repräsentation gelang.⁵⁹

Seit der Eröffnung der neuen Börse an der Selnaustrasse (1992) ist die alte Börse mehrfach umgenutzt und umgebaut worden.

Dokumentation

Quellen: SAZ, V.G.a.17, Prot. Baukollegium, Sitzung vom 17.12.1929.

Literatur: BZD 1987/88, S.108f. – Die Eisenbahn 1876/4, S.56, 79f., 95f. – Die Eisenbahn 1876/5, S.32, 35f., 46, 165f., 173, Beilagen Hefte 21, 22, 26. – Die Eisenbahn 1877/6, Beilagen Hefte 3, 11. – INSA 10, 1992, S.307. – MÜLLER 1905, S.352. – SBZ 1885/5, S.1–3, 7. – SCHMID 1977. – SCHNEITER 1960. – Werk 1928/15, S.76–83 (Schanzenhof). – Werk 1931/18, S.101–116. – ZüKa 1878, S.13f. – Zürich 1877, S.96–99, Beilage 20.

Plandokumente: SAZ, Baueingabepläne alte Börse, 1876/77. – SBZ 1885/5, S.2. – Werk 1931/18, S.113–115.

BAHNHOFSTRASSE 30/32

Peter- und Leuenhof

Bauherrschaft	Genossenschaft Peterhof, Bank Leu & Co.
Architekten	OTTO PFISTER, WERNER PFISTER.
1912/13	Neubau «Peterhof».
1913–1916	Neubau «Leuenhof».

Baugeschichte

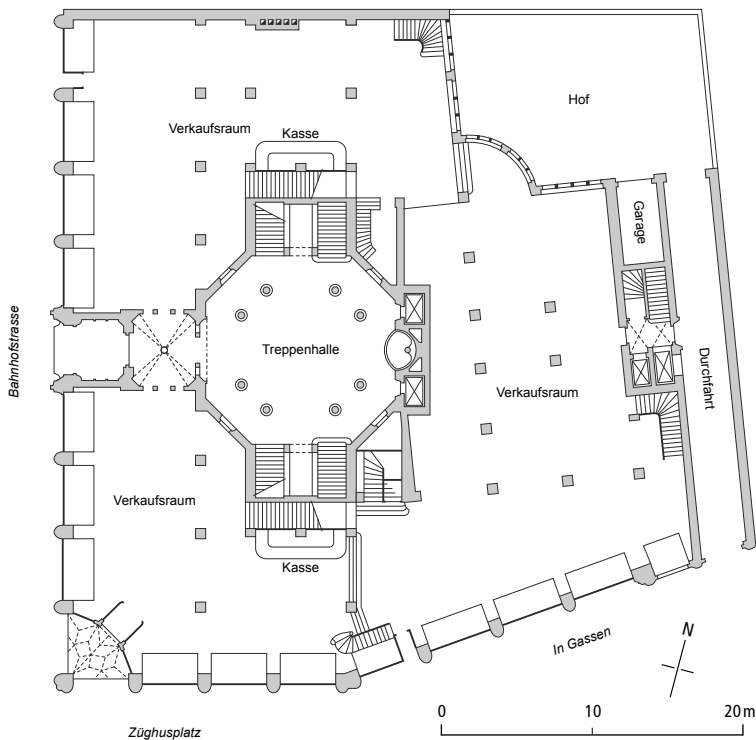
Das von der Genossenschaft Peterhof (Tochtergesellschaft der Schweizerischen Kreditanstalt) erbaute Geschäfts- und Warenhaus «Peterhof» steht an Stelle der Villa Windegg (1868), die 1910 abgetragen und an der Bellerivestrasse 10 wieder aufgebaut wurde.⁶⁰

1913 erwarb die Baugesellschaft «Zum Brunnen» das nördlich an den Peterhof anstossende Grundstück und baute für die Bank Leu & Co. das Ge-



307, 308

Bahnhofstrasse 30. Geschäfts- und Warenhaus «Peterhof». Foto Wilhelm Gallas, 1913. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss, 1:500. Werk 1914/1, S.6. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S.335.



schäftshaus «Leuenhof», das nebst den Bankräumlichkeiten auch Verkaufslöke und Büros enthielt.⁶¹ Vorgängerbau war das Haus zum hinteren Brunnen (1729), das 1913 an die Steinhaldenstrasse 73 transloziert wurde.⁶² Für die Bank Leu & Co. war es seit

ihrer Gründung 1755 der fünfte Geschäftssitz; nach dem Zürcher Rathaus und der Stüssihofstatt bezog sie 1875 ihr Bankgebäude an der Bahnhofstrasse 44, dem 1901–1903 ein Neubau an der Bahnhofstrasse 42 (1966 abgebrochen) folgte.⁶³

Vor allem der Leuenhof erfuhr ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehrere eingreifende Innenumbauten. 1994 wurde der in den 1960er Jahren veränderte Haupteingang rekonstruiert.⁶⁴ 1996 erfolgte eine Fassadenrenovation des Peterhofs,⁶⁵ 2010 eine Fassaden- und Dachsanierung, 2009–2011 eine Innenrenovation.⁶⁶

Bauanalyse

Äusseres. Peter- und Leuenhof gehören zu den markantesten Bauten an der Bahnhofstrasse (Abb. 307). Sie erscheinen als Einheit, auch wenn sie kurz nacheinander erbaut wurden. Die Gebrüder **PFISTER** lehnten sich bei der Behandlung der Fassade an die von Messel eingeführte, für grosse Geschäftshäuser ganz besonders sich eignende moderne Gotik an, die mit ihren schlanken aufstrebenden Formen einer auflichtenden, geschlossenen und doch reich gegliederten Fensterflucht äusserst günstig ist.⁶⁷ Die gotische Architektur mit ihren grosszügigen Fensterflächen zwischen schlanken Pfeilern wurde mithilfe der Eisenbetonkonstruktion in eine zeitgemässe Formensprache übersetzt und ausgehend von Deutschland besonders in der Warenhausarchitektur vor 1914 häufig aufgegriffen. Die Fassaden sind mit Mägenwiler Muschelkalk verkleidet. Die betonte Vertikale wird durch ein Gesims oberhalb des zweiten Obergeschosses gebrochen. Darüber werden die Pfeiler von Relieffiguren fortgeführt (**WILHELM SCHWERZMANN**). Sie stellen entlang der Bahnhofstrasse Vertreter der Zürcher Zünfte und giebelseitig von links nach rechts Katharina von Zimmern, Ulrich Zwingli, Karl den Grossen, **Johann Heinrich Pestalozzi** und Hans Waldmann dar. Der Namensgeber St. Peter zielt auf Sockelgeschosshöhe den südlichen Eckpfeiler an der Bahnhofstrasse. Am Leuenhof dominiert das Motiv des Löwen. Die Bildhauerarbeiten entwarfen **SCHWERZMANN** und **OTTO MÜNCH**.⁶⁸ Ein «frei mit alten Formen schaltender»⁶⁹ Treppengiebel krönt die Nord- und Südfassade. Die mächtigen Giebeldächer sind durch zahlreiche Dachaufbauten belebt.

Der Peterhof wurde 1914 als erster Bau in der neuen Zeitschrift «Das Werk» publiziert und entsprach dem Baukunstideal im Sinn von Heimatschutz, BSA und SWB. «Mit dekorativem Schmuck sind die Architekten sparsam umgegangen und da, wo sie ihm seinen Platz anwiesen, [...] da hat er auch durchaus architektonische Bedeutung. Nir-



309

Bahnhofstrasse 32. Schalterhalle der Bank Leu im Erdgeschoss des «Leuenhofs». Foto 1915. BAZ. – Text S. 335.

gends ersetzt der bildnerische Schmuck den Mangel an baukünstlerischer Durchbildung, alles ist bis ins letzte rein architektonisch gelöst.»⁷⁰ Das Gebäude führe wie der St. Annahof «die alte künstlerische Tradition Zürichs in vorbildlicher Weise weiter».⁷¹ Bei moderner technischer Ausstattung und Konstruktion vermitteln der freie Umgang mit historischen Formen und die Bauskulptur Kontinuität, Traditionsbewusstsein und Verbundenheit mit der Lokalität.

Inneres. Der Peterhof ist um eine grosszügige Treppenhalle über oktagonalem Grundriss mit Wandbrunnen und Glaskuppeldach organisiert (Abb. 308). Die Säulenkapitelle stammen von **OTTO KAPPELER** und sind frei in neubyzantinischen Formen gestaltet.

Die Bankräumlichkeiten des Leuenhofs wurden in üppigem Neubarock ausgestattet; die grosszügige Kundenhalle (Abb. 309) wurde letztmals 2009–2011 renoviert.⁷²

Dokumentation

Literatur: **BLÖSCH** 1913. – **BZD** 1993/94, S. 137. – **BZD** 1995/96, S. 118f. – **INSA** 10, 1992, S. 310f. – **Leu** 1915. – **VON BURG** 2000, S. 59f., 62–64, 168f., 175–188. – **WALLNÖFER** 2015. – **Werk** 1914/1, S. 2–17. – **Werk** 1917/4, S. 1–16, 18f. – **ZüKa** 1914, S. 19. – **ZüKa** 1916, S. 32f. – **ZWCh** 1913, S. 551f. – **ZWCh** 1915, S. 363, 374.

Plandokumente: **Werk** 1914/1, S. 6. – **Werk** 1914/4, S. 2, 18f.

BAHNHOFSTRASSE 36/
ST.PETERSTRASSE 12

Bank in Zürich

Bauherrschaft	Bank in Zürich.
Architekt	GEORG LASIUS.
Bauausführung	EMIL NÄF-HATT.
1872–1874	Neubau.
1924/25	Umbau Erdgeschoss (OTTO HONEGGER).
1952	Umbau (KARL EGENDER). ⁷³

Baugeschichte

Bahnhofstrasse 36, 38, 40

Nach dem Umzug der Universität vom «Hinteramt» ins Eidgenössische Polytechnikum 1864 erwarb Carl Rudolf Sprüngli-Escher in spekulativer Absicht das Land zwischen Hinteramt und der sich in Bau befindlichen Bahnhofstrasse. Es dauerte jedoch «ziemlich lange, bis sich Käufer zeigten und bis die Umstände bezüglich der Verbindung mit der Bahnhofstrasse und gegen den Stroh Hof hin, zwischen dem Käufer, der Stadt, dem Staat und den Anstössern ihre Regelung gefunden hatten».⁷⁴ Der erste Neubau auf Sprünglis Baugrund und an der Bahnhofstrasse überhaupt war das 1867/68 erbaute Wohn- und Geschäftshaus «Nordlicht», Bahnhofstrasse 40, des Fotografen Johannes Ganz (vgl. Abb. 7).⁷⁵ Architekt war FERDINAND STADLER, als Bildhauer wirkte JOHANN LUDWIG KEISER. Der Fotograf wurde für sein risikoreiches Unternehmen an der neuen Bahnhofstrasse belächelt. «Als aber der massive Quadersteinbau dastand und sich als einen [sic] Musterbau erwies, und als man vernahm, dass alle Räume schon vermietet seien, bevor nur der Bau fertig, da verstummten die Spötter.»⁷⁶

Mit dem Wohn- und Geschäftshaus des Kaufmanns Ottmar Fischer (Bahnhofstrasse 38) folgte 1871 ein Anbau (HEINRICH HONEGGER-NÄF).

Der Geschäftssitz der «Bank in Zürich» (Bahnhofstrasse 36)⁷⁷ schloss die Baugruppe 1874 im Süden ab.⁷⁸ Es handelt sich um das älteste als Bank erbaute Gebäude Zürichs und eines von nur wenigen realisierten Werken des Polytechnikum-Professors GEORG LASIUS.⁷⁹

1906 fusionierte die Bank mit der Schweizerischen Kreditanstalt und verkaufte das Haus an die Schweizerische Nationalbank (SNB), die es ab 1916



310

Bahnhofstrasse 36–40. Im Vordergrund das Wohn- und Geschäftshaus der Bank in Zürich. Foto Lichtdruck Brunner & Hauser, um 1895. BAZ. – Text S. 336.

an die Schweizerische Volksbank vermietete. Nach Bezug des neuen Gebäudes an der Börsenstrasse verkaufte die SNB die Liegenschaft 1924 an die Bank Julius Bär & Co. Es folgte der Einbau von Verkaufsläden nach einem Wettbewerb (OTTO HONEGGER).⁸⁰ In den 1960er Jahren erwarb die Bank das Haus Bahnhofstrasse 38 und die rückseitig gelegenen Gebäude des Augustinerhofs und des ehemaligen Universitätsgebäudes und realisierte 1977–1979 und 1980–1983 unter Abbruch mehrerer Bauten zwei Erweiterungen.⁸¹ Bahnhofstrasse 40 erfuhr 1994–1996 eine rekonstruierende Fassadenrenovation.⁸²

Bauanalyse

Das Bankgebäude im Stil der Neurenaissance lässt durch seine markante Gliederung die verschiedenen Funktionsbereiche gut erkennen (Abb. 310). Im 1924/25 zum ebenerdigen Laden umgebauten Hochparterre war bis 1896 die Bank Escher & Rahn eingemietet. Die Bank in Zürich belegte zunächst nur das überhohe, durch rundbogige Fenster zwischen toskanischen Dreiviertelsäulen besonders ausgezeichnete erste Obergeschoss. Darüber, durch ein kräftiges Gurtgesims geschieden, waren auf zwei Stockwerken Wohnungen, u.a. die Wohnung des Direktors, untergebracht.⁸³

Die Säule als Symbol für Sicherheit, Festigkeit, Kraft und Wohlstand findet sich in Zürich als prägendes Element der Bankenarchitektur bis ins beginnende 20. Jahrhundert mehrfach wieder.

Dokumentation

Literatur: BIERI 1983. – BIERI 1990. – BLEULER 1913. – BZD 1995/96, S.119. – INSA10, 1992, S.311. – LEISI 1987, S.58. – ZüKa 1870, S.3f. – ZWCh 1906, S.389.

Plandokumente: SAZ, Baueingabepläne Bahnhofstrasse 36, 38, 40. – gta Archiv, ETH Zürich, Pläne zum Neubau 1872–1874 und Umbau 1924/25.

BAHNHOFSTRASSE 45

Bankhaus «Münzhof»

Bauherrschaft	Schweizerische Bankgesellschaft SBG, Genossenschaft «Münzhof».
Architekten	OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI.
1914–1917	Neubau.
1957–1962	Erweiterungsbau (ERNST WITSCHI, BRUNO WITSCHI).

Baugeschichte

Das Bankhaus «Münzhof» wurde anstelle des Hauses zum Grabengarten, des sogenannten Schinzenhauses, erbaut.⁸⁴ Da die Bauarbeiten in die Zeit des Ersten Weltkriegs fielen, «wurde darauf Bedacht genommen, Steine, Marmore und sonstiges Material schweizerischen Ursprungs zu verwenden». Die Bauarbeiten verteilte man zur Arbeitsbeschaffung auf möglichst viele Unternehmer.⁸⁵ Neben dem Münzhof besass die Schweizerische Bankgesellschaft auch die Geschäftshäuser «Mercatorium» und «Pelikan» sowie daran anstossendes, noch unbebautes Land.

Nach einem 1925 veranstalteten Wettbewerb für eine Gesamtüberbauung (nicht realisiert)⁸⁶ erfolgte 1949 eine erste Erweiterung.⁸⁷ Eine zweite Erweiterung Richtung Pelikanstrasse entstand 1957–1962 als Ergebnis des 1951 durchgeführten Architekturwettbewerbs (u.a. Abbruch des «Mercatoriums»).⁸⁸

Bauanalyse

Äusseres. Der Münzhof ist mit seiner Schmalseite zur Bahnhofstrasse orientiert (Abb.311). Die neoklassizistisch instrumentierte Fassade mit kolossaler dorischer Säulenstellung erinnert an eine Tempelfront (Eingang ins Allerheiligste). Die Säulen verliehen dem Bau einen «festen Ausdruck» und entsprachen «dem Repräsentationswillen der Bauherrschaft». Offenbar zeigte sich nach Studien, dass



311, 312

Bahnhofstrasse 45. Bankgebäude «Münzhof». Foto 2013. BAZ. – Schalterhalle des «Münzhofs». Foto um 1920. BAZ. – Text S.337.

die Säulen aufgrund der Bäume entlang der Bahnhofstrasse für die Passanten nur wirkungsvoll sichtbar waren, wenn man sie nicht wie oft üblich vom ersten Obergeschoss, sondern «vom Boden auf herauswachsen liess». ⁸⁹ Der bildhauerische Schmuck in Form allegorischer Köpfe als Schlusssteine über den Bogenöffnungen (Industrie, Landwirtschaft, Handel, Wissenschaft und Wehrwesen) stammt von JAKOB BRÜLLMANN.⁹⁰ Der nördlich anschliessende Erweiterungsbau ist dem Münzhof stilistisch angelehnt, sodass die Bauten entlang der Bahnhofstrasse als Einheit wirken.

Inneres. Der Münzhof ist um zwei Lichthöfe organisiert.⁹¹ Hinter der eleganten, klassizistisch gediegenen Ausstattung aus kostspieligen und mannigfaltigen Materialien verbargen sich aufwendige technische Installationen (Abb.312). Kontinuität und Traditionsbewusstsein vermitteln der im Zim-



313

Börsenstrasse 10/Fraumünsterstrasse 12–14. Geschäftshaus Metropol.
Foto um 1905. BAZ. – Text S. 339.

mer des Bankpräsidenten eingebaute Abguss einer Stuckdecke aus dem Vorgängerbau sowie ein ebenfalls aus dem «Schinzenhaus» stammender Kachelofen.

Dokumentation

Literatur: INSA 10, 1992, S. 308. – LEISI 1987, S. 112. – RAFF 1962. – SBZ 1917/69, S. 254. – SBZ 1919/74, S. 68, Taf. 4, 5, S. 76–80, Taf. 6–9. – SBZ 1925/85, S. 328. – SBZ 1951/69, S. 670. – Werk 1925, 12/7, S. XXVf. – ZWCh 1917, S. 202–204. – ZüKa 1918, S. 26f.

Plandokumente: SBZ 1919/74, S. 76–79.

BÖRSENSTRASSE 10/ FRAUMÜNSTERSTRASSE 12–14/ STADTHAUSQUAI 11–13

Büro- und Geschäftshaus Metropol

Bauherrschaft	Genossenschaft Union.
Architekt	HEINRICH ERNST.
1892–1894	Neubau.
2005–2007	Jüngster Umbau.

Baugeschichte

Das «Metropol» war Zürichs erstes reines Büro- und Geschäftshaus. Der visionäre Bauherr und Architekt HEINRICH ERNST (Genossenschaft Union),

der zeitgleich auch das Rote Schloss als exklusives Mietshaus erstellt hatte, betätigte sich als spekulativer Unternehmer und schuf einen für Zürich neuen Bautyp. Das Geschäftshaus Metropol spiegelt den Wandel des linksufrigen Stadtzentrums zum reinen Geschäfts- und Dienstleistungsquartier wider. Nach knapp zweijähriger Bauzeit konnte das Geschäftshaus dank der Verwendung standardisierter und vorgefertigter Bauteile bezogen werden. In der damaligen Fachliteratur fand der Bau – in Zusammenhang mit dem nördlich angebauten Postgebäude (1898) – keine positive Erwähnung.⁹²

Nach dem Konkurs von HEINRICH ERNST 1899 übernahmen PFLEGHARD & HAEFELI sein Architekturbüro – PFLEGHARD war als Mitarbeiter auch am Bau des «Metropol» beteiligt und hatte bereits seinen Sitz im «Metropol». Die Architekten führten 1925–1927 den ersten grösseren Umbau aus, wobei zwei Treppenhäuser teilweise aufgehoben und Brandmauern zwischen den einzelnen Gebäuden aufgebrochen wurden. Zahlreiche Baumassnahmen führten im Verlauf des 20. Jahrhunderts zum weitgehenden Verlust der ursprünglichen Ausstattung. Dies betraf insbesondere das im Stil der Neurenaissance ausgestattete Grand Café Metropol im überkuppelten Innenhof,⁹³ den Neurokoko-Kaffeesaal, den Billardsaal im «maurischen» Stil am Stadthausquai sowie das Bierlokal an der Fraumünsterstrasse (bayerische «Wurzhütte»). 1987–1990 erfolgte ein denk-

malpflegerisch begleiteter Innenumbau, 1988–1992 eine erneuernde und rekonstruierende Fassadenrenovation.⁹⁴ 2004 verkaufte die Stadt – seit 1944 Eigentümerin – das «Metropol» an die Bank Hofmann, seit 2012 gehört es der Nationalbank. 2005–2007 wurde an der Hofnordseite ein Neubau erstellt und das Erdgeschoss wo möglich wieder seiner ursprünglich öffentlichen Nutzung zugeführt.⁹⁵

Bauanalyse

Situation. Das Geschäftshaus, ursprünglich aus fünf unabhängigen Gebäudeeinheiten bestehend, bildet zusammen mit der nördlich anschliessenden Fraumünsterpost ein Blockrandgeviert am linken Limmatufer (Abb. 313). An seiner Stelle wurden 1891 die letzten Reste des alten Kratzquartiers abgebrochen.

Äusseres. Dieses zeichnet sich durch die zwischen Pfeilerstellungen weitestmöglich aufgelösten Rasterfassaden und den neubarocken Schmuck aus. Die Pfeiler mit vorgelegten Pilastern bestehen im Sockelbereich primär aus Granit, in den Obergeschossen aus Beton mit einer Verkleidung aus Kunstsandstein.⁹⁶ Zwischen die Pfeiler sind die erkerartig aus der Fassade vorkragenden Fensterelemente aus Eisen und Glas gehängt. Die Erschliessungsachsen sind durch Torbogen und Dachaufbauten mit Zwiebeltürmen besonders betont. Der repetitive bauplastische Schmuck (z.B. Ziervasen und Atlanten-Hermen) wurde industriell und seriell hergestellt, besteht im Kern aus Beton und weist Oberflächen in Kunstsandstein auf.

Das Sockelgeschoss umfasst Erdgeschoss und Entresol und öffnet sich gegen die Börsenstrasse mittels einer Arkadenhalle, die den öffentlichen Charakter des Erdgeschosses betont.

Inneres. Bis auf die Brandmauern ist die Konstruktion in einer Skelettbauweise mit gusseisernen und steinernen Stützen ausgeführt. Die Raumeinteilung war dadurch flexibel und wurde im Laufe der Zeit verändert. In den Eingangshallen zweier Seiteneingänge sind Malereien mit Ansichten der Stadt Zürich erhalten. Gegen die Fraumünsterstrasse sind das Rennwegtor und die rechtsufrige Stadt, gegen den Stadthausquai der Weinplatz und die linksufrige Stadt im 16. Jahrhundert zu sehen. 2006 entdeckte man in einem Kellerraum Wandmalereien von ALOIS CARIGIET (1938).⁹⁷

Dokumentation

Literatur: BAERLOCHER 2007. – CAPOL/FERIC 1993. – INSA 10, 1992, S.317f. – MICHEL 2012/1. – NUSSBERGER 1955. – PFLEGHARD 1905, S.410f. – ZüKa 1892, S.3–7, Abb.Titelseite. – ZWCh 1905, S.149.

Plandokumente: SAZ, Baueingabepläne 1892. KK Börsenstrasse 10, Baupläne von 1892/93, 1925 und 1957.

BÖRSENSTRASSE 15–17/ BAHNHOFSTRASSE 2

Nationalbank

Bauherrschaft	Schweizerische Nationalbank.
Architekten	OTTO PFISTER, WERNER PFISTER.
1919–1922	Neubau.
1963	Umbau. ⁹⁸
1975–1981	Gesamtrenovation (KURT PFISTER, HANS PFISTER). ⁹⁹
1999–2006	Innenrenovation. ¹⁰⁰

Baugeschichte

Die 1905 gegründete Schweizerische Nationalbank mit juristischem und administrativem Sitz in Bern und Sitz des Direktoriums in Zürich liess 1919–1922 in Zürich einen Neubau für Abteilungen des Direktoriums, für das Generalsekretariat und die Zürcher Zweigstelle erbauen. Grundlage bildete ein Vorprojekt von KARL MOSER. Als Bauplatz bot der Zürcher Stadtrat einen Teil der Stadthausanlagen an der Börsenstrasse an.¹⁰¹ Gegen den Beschluss kam ein Referendum zustande, die Abstimmung ging 1915 knapp verloren.¹⁰²

1916 wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den HERMANN HERTER vor VOGELSANGER & MAURER, ALEXANDER VON SENER, BISCHOFF & WEIDELI, den Gebrüdern PFISTER und ALBERT FROELICH für sich entschied. Das Wettbewerbsprogramm verlangte eine harmonische Einfügung des Neubaus in seine Umgebung und das Stadtbild.¹⁰³ Auch sollte er der «Bedeutung und Stellung, die dem Direktorium als leitender Behörde der Gesamtbank zukommt, [...] bei der inneren und äusseren Behandlung des II. und III. Obergeschosses Rechnung» tragen.¹⁰⁴

Die Preisträger sowie die Architekten PESTALOZZI & SCHUCAN, MÜLLER & FREYTAG, PFLEGHARD & HAEFELI und die Gebrüder MESSMER wurden 1917 zu einem engeren Wettbewerb eingeladen.¹⁰⁵ Das



314

Börsenstrasse 15–17/Bahnhofstrasse 2. Ansicht der Nationalbank von Nordosten. Foto Wolf-Bender, 1940. BAZ. – Text S.340.

überarbeitete Programm schloss Lichthöfe aus, sah einen zentralen Eingang an der Börsenstrasse sowie graue Molasse oder Muschelkalksandstein als Fassadenmaterial vor.¹⁰⁶ Im ersten Verfahren hatte die Jury vor allem die Grundrisslösung von HERTER und die Fassadengestaltung von VOGELSANGER & MAURER gelobt, welche daher die Entwürfe des zweiten Verfahrens stark beeinflussten.¹⁰⁷ Das erstprämierte Projekt der Gebrüder PFISTER wurde zur Ausführung bestimmt; positiv bewertet wurde vor allem die Raumabfolge im Erdgeschoss.¹⁰⁸

1919 begann die Fundierung mit der Montage einer Eisenbetonplatte, die auf dem ehemaligen Seegrund aufliegt. Auf der Baustelle wurden in der Baukrise nach dem Ersten Weltkrieg 210 Unternehmen unter der Leitung von Bauunternehmer HEINRICH HATT-HALLER beschäftigt.¹⁰⁹

Bauanalyse

Äusseres. Der Solitärbau bildet den nördlichen Abschluss des Bürkliplatzes (Abb. 314). Der neoklassizistische, kubisch-kompakte Baukörper in Stahlbetonkonstruktion unter Walmdach weist eine Verkleidung aus Muschelkalkstein auf. Er ist durch Seitenrisalite gefasst, die im Wettbewerbsprojekt noch nicht vorgesehen waren. Gegen die Bahnhofstrasse enthält der Risalit – heute nur noch zum Teil – vermietbare Räume, die über ein Mietertreppenhaus separat erschlossen waren. Der Bau ist durch seine ausgeprägte horizontale Gliederung charakterisiert und kaum hierarchisiert. Es entfällt etwa eine Betonung des Haupteingangs an der Börsenstrasse, der nur durch die hinter die Fassadenfront versetzte offene Vorhalle ausgezeichnet ist.

Das hohe Erdgeschoss ist durch Rundbogen hervorgehoben, in die Rechteckfenster mit Lünetten, gegen die Bahnhofstrasse Schaufenster gesetzt

sind. Die drei Bürogeschosse weisen eng gereihte, schmale Fenster auf und sind durch flach gehaltene, verzierte Gesimse voneinander geschieden. Hinter den Fensterfronten konnte man «die dünnen Wände der Büroräume [Glaswände] je nach Bedarf anordnen und verschieben lassen, ohne durch ihre Zufälligkeit die äussere Erscheinung zu beeinflussen».¹¹⁰ Über dem kräftigen Kranzgesims tritt die Attika, ehemals mit Abwartwohnung und Archivräumen, zurück. Der Bau entsprach dem gängigen «Typus eines modernen Bureaubäudes» und galt in den 1920er Jahren als vorbildlich.¹¹¹

Am Bau waren zahlreiche Künstler beschäftigt. Die Pfeiler im Erdgeschoss sind durch antikisierende Grotesken verziert, die schmalseitig von **OTTO KAPPELER**, längsseitig von **OTTO MÜNCH** stammen. Den festlichen Fries mit Bukranienfestons und Füllhörnern über dem Erdgeschoss schufen **OTTO KAPPELER** und **HANS GISLER**, die Köpfe oberhalb des ersten Obergeschosses **AUGUST SUTER-MOSER** und **ARNOLD HÜNERWADEL**. Unter dem Kranzgesims befinden sich schmalseitig Reliefs weiblicher Figuren, die Schrifttafeln halten (**EDUARD ZIMMERMANN**, **AUGUST SUTER-MOSER**).¹¹²

Inneres. Dieses weist eine reiche, neuklassizistische Ausstattung auf. Im Erdgeschoss befindet sich die grosse Schalterhalle (**Abb. 315**), die 1999 durch Glaswände unterteilt wurde. **HERMANN HUBER** schuf ein Wandbild im Treppenhaus, **RUDOLF MÜLLI** die Decke in Sgraffitotechnik im Kundentresor. Die Direktorenzimmer erinnern «an alte Zürcher Räume aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und fallen damit ein wenig aus dem Gesamtcharakter des Gebäudes heraus».¹¹³ Die Stuckdecke des Konferenzzimmers im zweiten Obergeschoss trägt vier Eckmedaillons von **OTTO MÜNCH**. Von **MÜNCH** stammen auch die Türschnitzerei sowie die Heizkörperverkleidungen im Treppenhaus (Flachreliefs «Giesserei» und «Landschaft», hergestellt durch die Eisenwerke von Roll), die ein Beispiel der «erfreulichen Zusammenarbeit von Kunst und Industrie» beim Bau der Nationalbank darstellen.¹¹⁴ Aufwendig ausgestattet ist auch der Sitzungssaal im dritten Obergeschoss. Gelobt wurde die Synthese von moderner technischer Ausstattung und der Gestalt des Baus, der «bei all seinem reichen Schmuck im Grunde doch auf die einfachste Formel gebracht worden sei. Damit seien «wesentliche Bedingungen für die Veredelung des reinen Nützlichkeits dienenden Baues zum Kunstwerke» erfüllt worden.¹¹⁵



315

Börsenstrasse 15–17/Bahnhofstrasse 2. Schalterhalle der Nationalbank. Foto Wolf-Bender, 1924. BAZ. – Text S. 341.

Dokumentation

Literatur: BZD 1980–1984, S. 132. – **HUBER** 2008. – INSA 10, 1992, S. 317. – SBZ 1916/67, S. 311. – SBZ 1916/68, S. 270. – SBZ 1917/69, S. 54, 266. – SBZ 1917/70, S. 25–31, 41–45, 56–61. – SBZ 1923/81, S. 5–7, 14–16. – SBZ 1923/82, S. 129f. – **VON BURG** 2000, S. 188–200, 279. – **WALLNÖFER** 2010. – Wasmuths Monatshefte für Baukunst 1924/8, S. 378–391. – Werk 1923, 10/3, S. II–IV (vgl. auch Werbung), S. 53–71, 75. – Werk 1963/50, S. 186f.

Plandokumente: SBZ 1923/81, S. 6f., 15.

GENERAL-GUISAN-QUAI 38/ GENFERSTRASSE 1

Wohn- und Versicherungsgebäude

Bauherrschaft	Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt.
Architekten	RICHARD KUDER , JOSEPH MÜLLER .
1897/98	Neubau.
1988–1991	Gesamtrenovierung. ¹¹⁶
2006	Innenumbau.



316

General-Guisan-Quai 38 / Genferstrasse 1. Wohn- und Geschäftshaus der Schweizerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt. Foto Moser, 1900. BAZ. – Text S. 342.

Baugeschichte

Die 1857 gegründete Schweizerische Rentenanstalt (1894 Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, seit 2004 Swiss Life) hatte ihren Geschäftssitz zunächst in den Tiefenhöfen 27, dann an der Unteren Zäune 1.¹¹⁷ 1897 erwarb sie ein Grundstück beim damaligen Alfred-Escher-Platz, um ein neues Verwaltungsgebäude und mehrere Wohnhäuser zu erstellen. Den Wettbewerb gewann das Architekturbüro **RICHARD KUDER** und **JOSEPH MÜLLER**. KUDER, der seine Ausbildung in Lausanne und Wien absolviert hatte und bei **ALBERT MÜLLER** am Bau der Zürcher Börse beteiligt war, liess sich daraufhin in Zürich nieder.

Bauanalyse

Der Baukomplex ist Teil einer Blockrandbebauung, die auch die Wohnbauten Jenatschstrasse 4, General-Wille-Strasse 4, Genferstrasse 3 umfasste (Abb. 316). Er wurde in unmittelbarer Nähe zum alten Bahnhof Enge über aufgeschüttetem Terrain errichtet. Das eigentliche Verwaltungsgebäude ist als prägnanter Eckbau gegen den General-Guisan-Quai orientiert und sollte die repräsentative Quaifront (Tonhalle, Rotes und Weisses Schloss) als «Schlussdominante» im Westen abschliessen. Der palastartige Bau weist eine abgeschrägte, von Eckerkern gefasste und besonders reich gestaltete Eingangsfront auf. Als bewusster Gegensatz zum «Weissen Schloss» wurde sie mit rotem Sandstein aus dem Maintal verkleidet. Geprägt durch Formen der deutschen Renaissance und «schweizerische

Motive» wurde «eine reiche, malerische Silhouette angestrebt».¹¹⁸ Über dem Eingangsportal prangt die Aufschrift PAX, auf dem Giebel thront über einer Sonnenuhr die Figur der Prudentia (Modell **AUGUST BÖSCH**; Ausführung in Kupfer **HYGIN KIENE**).

Das Innere umfasste ursprünglich zwei Büro- und darüber zwei Wohngeschosse. Letztere sind am Äusseren durch Putzflächen vom Mauerwerk der Bürogeschosse abgesetzt. Das Treppenhaus weist Treppenstufen und Säulen aus verschiedenen Marmorarten auf; die übrige Ausstattung sollte «einfach, aber gediegen sein».¹¹⁹

GENERAL-GUISAN-QUAI 40/ GENERAL-WILLE-STRASSE 7

Versicherungsgebäude

Bauherrschaft	Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt.
Architekten	OTTO PFISTER , WERNER PFISTER .
1937–1940	Neubau.
1959, 1973	Erweiterungen (HANS PFISTER , KURT PFISTER).
1990–1997	Gesamtrenovation. ¹²⁰

Baugeschichte

Nach Abbruch des alten Bahnhofs Enge (1927) verkaufte die Stadt den Alfred-Escher-Platz als Bauland an die Rentenanstalt und stellte an den geplanten neuen Geschäftssitz mehrere Bedingungen auch ästhetischer Natur.¹²¹ Nach Vorprojekten der Gebrüder **PFISTER** schrieb die Rentenanstalt 1933

einen Wettbewerb aus.¹²² Daran nahm auch **LE CORBUSIER** teil, dessen avantgardistisches Projekt zwar lange im Gespräch blieb, dann jedoch wegen Verstössen gegen das Bauprogramm und baupolizeiliche Vorschriften nicht weiterverfolgt wurde.¹²³ Die erstrangierten Brüder **ALFRED** und **HEINRICH OESCHGER**¹²⁴ wurden 1935 mit den Gebrüdern **PFISTER** (ohne Auszeichnung) zu einem zweiten Wettbewerb eingeladen, aus dem 1936 die Gebrüder **PFISTER** siegreich hervorgingen.

Bauanalyse

Der zweiflügelige, winkelförmige Bau – 1959 und 1973 zum geschlossenen Blockrand erweitert – weist bei kubisch-strenger Gesamterscheinung eine sorgfältig detaillierte Gestaltung in neoklassizistischer und moderner Formensprache auf (Abb. 317). Die Fassaden sind durch einen hellen Solothurner Kalkstein verkleidet, mit dem dunkle horizontale Bänder aus Tessiner Granit kontrastieren. Die Fenster sind eng gereiht und scharf aus der Fassade geschnitten. Ostseitig gegen den See öffnet sich im vierten Obergeschoss eine gebäudebreite Loggia. Nordseitig bildet das Treppenhaus einen markanten Akzent, indem die gerasterten Fenstereinfassungen¹²⁵ kräftig aus der Fassade vortreten und sich klammerartig mit dem Attikageschoss verbinden. Diesem ist gegen den See eine grosszügige Terrasse vorgelagert. Der schlichte Haupteingang und die Loggia weisen antikisierende Bildhauer-

arbeiten auf (**OTTO MÜNCH**). Die portalf flankierenden Löwen stammen von **JOHANN JAKOB PROBST**; **HERMANN HUBACHER** schuf die Bronzeplastik von Mädchen und Jüngling. **ERNST KELLER** entwarf die Gebäudebeschriftung und die Reliefs der Kantonswappen an der Nordfassade, **OTTO KAPPELER** die Eckfigur an der Südfassade. Im Erdgeschoss zeigt ein Fresko an der südlichen Stirnseite der Empfangshalle das sorgenfreie Leben der versicherten Familie (**KARL OTTO HÜGIN**).¹²⁶

Der gemässigt moderne Verwaltungsbau wurde in der Öffentlichkeit positiv gewürdigt. Er galt als beispielhaft für die moderne Architektur, da es gelungen sei, Zweckmässigkeit und Repräsentationsanspruch miteinander zu verbinden. Die Vertreter der Avantgarde (u.a. **KARL MOSER**), die sich für das Projekt von **LE CORBUSIER** stark gemacht hatten, zeigten sich jedoch über die in ihren Augen mutlose Lösung enttäuscht.¹²⁷

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 28f., 58. – BZD 1991/92, S. 126–128. – INSA 10, 1992, S. 336. – MAURER 1987. – MEYER 1937. – MÜLLER 1905, S. 347f. – SBZ 1898/31, S. 17, 131f., 138f. – SBZ 1933/101, S. 267. – SBZ 1934/103, S. 51, 62, 162–165, 174–178. – STOCKMEYER 1943. – Swiss Life 2007. – TROPEANO 1993. – VON BURG 2000, S. 222–234, 285. – ZWCh 1899, 1/3, S. 5–7. – ZWCh 1908/24 (Beilage), S. 229–232.

Plandokumente: SBZ 1898/31, S. 139. – STOCKMEYER 1943, S. 150f.



317

General-Guisan-Quai 40/General-Wille-Strasse 7. Geschäftsbaus der Rentenanstalt. Foto Wilhelm Gallas, 1940. BAZ. – Text S. 343.

LÖWENSTRASSE 1–3/
SIHLSTRASSE 46,
URANIASTRASSE 40/
LÖWENSTRASSE 2

Geschäftshäuser «Sihlporte» und «Schmidhof»

Bauherrschaft	Alwin und Eugen Walter Schmid.
Architekt	KARL II. KNELL.
1925–1928, 1928/29	Neubauten.

Baugeschichte

Um die Sihlporte entstanden Ende der 1920er Jahre die Geschäftshäuser «Sihlporte», «Schmidhof», «Zentrum» (Sihlstrasse 55/Talstrasse 3), «Handels-hof» (Uraniastrasse 31–35/Sihlstrasse 34, 38) oder auch das Warenhaus «Ober» (Gessnerallee 1–5/Sihlstrasse 50).

Den Anfang machte 1925–1928 nach Abbruch eines Vorgängerbaus¹²⁸ das Geschäftshaus «Sihlporte»; der Architekt KARL II. KNELL war mit den Bauherren, den im Baumwollhandel tätigen Kaufleuten Schmid, befreundet. Für Alwin Schmid baute KNELL auch das benachbarte Geschäftshaus «Schmidhof». An den Bauten beteiligt waren KNELLS Mitarbeiter OTTO DÜRR,¹²⁹ das Ingenieurbüro FRITZ MEYER¹³⁰ und HEINRICH WALTER KLINKE. Bereits in den 1920/30er Jahren plante KNELL auch ein Hochhaus, das jedoch erst 1956–1958 realisiert wurde (Geschäftshaus «City», Talacker 50).¹³¹

Anhand der zwei Geschäftshäuser lassen sich der Wandel des Stadtgebiets vom Wohn- zum Geschäftsviertel und die zunehmende Bedeutung des

Autoverkehrs für die Stadtplanung nachvollziehen. In einem Ausnahmegesuch zum «Schmidhof» an die kantonale Baudirektion hiess es, das projektierte moderne Geschäftshaus befinde sich «an einer städtebaulich hervorragenden Lage, in einem Quartier, das zufolge der verschiedenen in letzter Zeit ausgeführten, noch projektierten und im Bau begriffenen Geschäftshäuser in zufriedenstellender Architektur und wegen der verkehrstechnisch günstigen Strassenführungen und des einheitlichen Baucharakters ein erfreulich wirkendes Geschäftsviertel darstellen wird». Der «Schmidhof» sollte dabei «ein markantes Zentrum» bilden; seine gerundeten und teils hinter die Baulinie zurückgesetzten Fassaden würden sich «in verkehrstechnischer Hinsicht günstig auswirken» und die halbkreisförmige Gestaltung der Platzfront komme einer guten Verkehrsregelung entgegen.¹³²

Gegen diese Entwicklung hatten sich die einstigen Eigentümer des Grundstücks noch 1925 gewehrt. Aufgrund der befürchteten Lärm- und Geruchsemissionen bekämpften sie den Bau einer Tiefgarage im Geschäftshaus «Sihlporte», denn «solche Betriebe gehören nun einmal nicht ins Stadtzentrum und in ausgesprochen ruhige Lagen, wo Wohnungen, mit etwas Bureaux vermischt, vorherrschen».¹³³ Die Einsprache zeigt, wie konfliktreich der städtebauliche Aufbruch rund um die Sihlporte mit ihren Bürohäusern in den 1920er Jahren war und wie KNELL hier eine Pionierrolle einnahm, die erst in den 1950er Jahren gewürdigt wurde.¹³⁴

Bauanalyse

Sihlporte. Das Geschäftshaus ist als Blockrandbau über unregelmässigem Grundriss um einen Innenhof errichtet und mit seiner Hauptfassade – diese trägt den Namen des Gebäudes – zur Sihlstrasse orientiert (Abb. 318). Der verputzte Eisenbetonbau mit ausgeprägter Horizontalgliederung weist eine für die 1920er Jahre typische, neuklassizistische Instrumentierung mit Elementen des Art déco auf (vgl. Nationalbank). Das Kranzgesims gegen die Sihlstrasse ist mit einem Kunststeinfries mit Reliefs von Löwen und Palmetten ausgestattet. Aus Kunststein sind auch die Gewände des Haupt- und Nebeneingangs, die Motive des weltumspannenden Handels (Schiff, exotische Frauenfiguren), von Flora und Fauna zeigen. Weitere Reliefs finden sich im Innenhof (HANS MARKWALDER).



318
Löwenstrasse 1. Geschäftsbaus «Sihlporte». Foto Wolf-Bender, 1931. BAZ. – Text S. 344.



319

Ansicht des «Schmidbofs», Löwenstrasse 2/Urianistrasse 40 (links), und des «Handelsbofs», Urianistrasse 31–35/Sihlstrasse 38 (rechts). Foto W. Pleyer, um 1935. BAZ. – Text S.345.

Im Inneren sind die Korridore, Toiletten und zwei Treppenhäuser gegen den Innenhof, die Büros über freiem Grundriss entlang der Aussenfassaden angelegt. Die Erschliessungszonen weisen eine reiche Ausstattung mit feingliedrigen Stuckdecken, ursprünglich erhaltenen Beleuchtungskörpern, Türflügeln oder Heizkörperverkleidungen auf. Das Hauptvestibül ist mit Marmor und rot bemalten, an Terrakotta erinnernden Platten ausgestattet. Sie tragen Reliefs mit mannigfaltigen Motiven.

Schmidbof. Das nur wenig jüngere Geschäftshaus präsentiert sich aussen wie innen deutlich reduzierter und in vielen Details moderner als die «Sihlporte» (Abb. 319). Der Blockrandbau, 1995–1998 renoviert,¹³⁵ zeigt ein Ladengeschoss mit Vordach und verkleidete Fassaden mit regelmässiger, schmuckloser Befensterung. Der Bau fällt an der Sihlporte durch seine allseits gerundeten Fassaden besonders markant ins Auge: «Nicht mehr die Reissfeder, der Verkehr gestaltet jetzt den Stadtplan», aus dem Vieleck sei «eine Eiform geworden, [...] Ein Haus aus einem Guss», schrieb die «NZZ».¹³⁶

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2008, S.204f. – BRECHT 1981. – BZD 1997/98, S.168, 178. – INSA 10, 1992, S.367f., 424. – SBZ 1955/73, S.67. – SBZ 1959/77, S.369. – Werk 1955/42, S.21f.

MYTHENQUAI 2

Wohn- und Versicherungsbau

Bauherrschaft	«Zürich» Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-AG.
Architekt	GOTTFRIED JULIUS KUNKLER.
1899–1901	Neubau.
1925	Erste Erweiterung (OTTO HONEGGER).
1977/78	Renovation. ¹³⁷

Baugeschichte

Die «Zürich» Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-AG (seit 1955 «Zürich» Versicherungs-Gesellschaft) ist aus dem 1872 gegründeten Versicherungs-Verein hervorgegangen und hatte ihren Sitz in der Kreditanstalt am Paradeplatz.¹³⁸ Für den Neubau am Mythenquai wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den der St.Galler Architekt GOTTFRIED JULIUS KUNKLER gewann.

1916 beauftragte die «Zürich» OTTO HONEGGER mit der Anfertigung von Bebauungsvorschlägen für das südlich anschliessende, von Mythenquai, Stern-, Alfred-Escher- und Breitingenstrasse eingefasste Areal. 1922 wurden hierzu auch die Gebrüder BRÄM, die Gebrüder PFISTER und PFLEGHARD & HAEFELI beigezogen. Nach einem Entwurf von HONEGGER¹³⁹ wurde 1925 der rückseitige, neuklassizistische Querbau als erste von mehreren Erweiterungsetappen (1931/1954/1981) realisiert.

Bauanalyse

Äusseres. Der langrechteckige, palastartige Verwaltungssitz ist der älteste Bau am 1887 eingeweihten Mythenquai und Teil einer Reihe repräsentativer Versicherungsbauten entlang der Seefront (Abb. 320). Der Bau weist eine neubarocke Fassadengestaltung in Sandstein über Kalksteinsockel auf. Sandstein wurde gewählt, «um im Gegensatz zu den in der Farbestimmung etwas lebhaft wirkenden Bauten der Umgebung eine möglichst ruhige Wirkung zu erzielen».¹⁴⁰

Zwei Büroggeschosse mit Rustikamauerwerk sind unterhalb eines Gurtgesimses zusammengefasst. Darüber erheben sich zwei (ehemalige) Wohngeschosse, die kolossale Pilaster- und Säulenordnungen zeigen. Die Hauptfassade ist durch Risalite, Balkone und Erker plastisch gegliedert. Ein erstes Projekt sah an der Hauptfront separate Wohnungs-



320

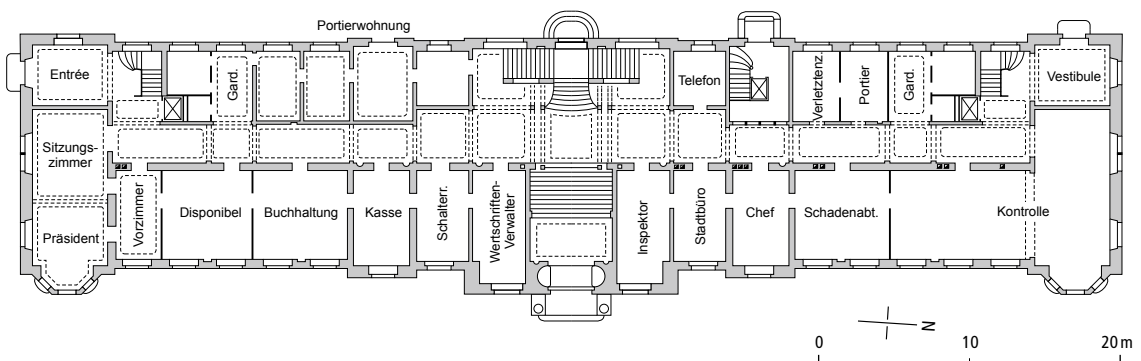
Mythenquai 2. Wohn- und Geschäftshaus der «Zürich» Versicherung. Rechts die herrschaftlichen Mietshäuser Breitingenstrasse 7, 9 von 1896–1898 (Nr. 9 als Hotel erbaut). Foto Michael Wolgensinger, 1948. BAZ. – Text S.345f.

eingänge in der Achse zweier Turmaufbauten vor. Nach der Verlegung der Zugänge wurden die Türme als Akzente beibehalten. Die einst zum Alfred-Escher-Platz orientierte Nordfassade ist ebenfalls reich instrumentiert.¹⁴¹

Die den Mittelrisalit bekrönende Figurengruppe war das Resultat eines Wettbewerbs (1901). Vor der sitzenden Schutzgöttin kniet hilfesuchend das Kind eines liegenden, verunglückten Arbeiters (Entwurf GUSTAV SIBER, Ausführung in Kupfer WEBER & RUCKER, München).¹⁴² Die Nordfassade wird von einem Rundgiebel und zwei sitzenden Figuren in Kupfer bekrönt (1902, ARNOLD HÜNERWADEL). Die Balkonskonsolen zeigen Köpfe als Darstellung der vier Elemente (ADOLF MEYER; die Konsolen PAUL ABRY). Die Konsolen ruhen auf Löwenköpfen, die vier Temperamente darstellend (URS EGGENSCHWYLER). Die übrigen Bildhauerarbeiten wurden nach KUNKLERS Entwürfen von ABRY ausgeführt.¹⁴³

Inneres. Der Gebäudegrundriss ist durch den schmalen Bauplatz bestimmt. Ein zentrales, grosszügig belichtetes Treppenhaus mit dreiläufiger Treppenanlage erschliesst die Verwaltungsräume (Abb. 321). In «einfacher, aber gediegener Ausführung» wurde dabei Marmor verwendet.¹⁴⁴ Die Firma BERBIG fertigte die farbigen Glasscheiben mit Darstellungen des Löwen als Wappentier der «Zürich» an (Abb. 322).

Im Dachgeschoss waren ursprünglich nebst Dienstbotenzimmern drei Waschküchen untergebracht, deren Lüftung über die Türme an der Hauptfront erfolgte. «Als wichtigster Faktor des Bauprogramms galt die Bestimmung, dass bei praktischer und zweckmässiger Verteilung der einzelnen Räume der Neubau hauptsächlich den Charakter des vornehmen Geschäftshauses sowohl als auch des feinen Wohnhauses zum Ausdruck bringen sollte».¹⁴⁵



321

Mythenquai 2. Zürich Versicherungs-Gesellschaft. Grundriss Erdgeschoss, 1:500. SBZ 1899/34, S. 7. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S.346.



322

Mythenquai 2. Treppenhaus der «Zürich» Versicherung. Foto 2013. – DPZH. – Text S. 346.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.66. – BZD 1974–1979, S. 61. – INSA 10, 1992, S. 373f. – MÜLLER 1905, S. 350–352. – SBZ 1899/34, S. 7f. – SBZ 1901/38, S. 235. – SBZ 1902/39, S. 171f., 183f., 195. – ZüKa 1901, S. 4–6.

Plandokumente: SBZ 1899/34, S. 7.

MYTHENQUAI 60

Versicherungsgebäude

Bauherrschaft	Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft.
Architekten	ALEXANDER VON SENER, EMIL FAESCH.
1911–1913	Neubau.
1929–1931	Erweiterung (OTTO und WERNER PFISTER).
1996–2000	Gesamtrenovation.

Zum 50-Jahr-Firmenjubiläum baute die 1863 gegründete Schweizerische Rückversicherungs-Ge-

sellschaft (heute Swiss Re) ein neues Verwaltungsgebäude auf der Grundlage eines Wettbewerbs. 1929–1931 wurde der Bau stilgetreu zu einer Vierflügelanlage mit Innenhof erweitert, 1957 wurde der Innenhof überbaut (WERNER STÜCHELI). Die Gesamtrenovation 1996–2000 hatte u.a. die Wiederherstellung der ursprünglichen Binnenstruktur zum Ziel.¹⁴⁶

Das Verwaltungsgebäude ist in Eisenbeton konstruiert und weist eine aufwendige, neubarocke Fassadenverkleidung aus französischem Kalkstein auf (Abb. 323). Der zweigeschossige Sockel zeigt über vergitterten Rundbogenfenstern fratzenartige Köpfe (ARNOLD HÜNERWADEL zugeschrieben).¹⁴⁷ Zwei Ober- und ein Mezzaningeschoss sind durch kolossale Pilaster zusammengefasst. An der Hauptfassade setzt das axiale, von zwei Löwen mit Weltkugel bekrönte Eingangsportal einen kräftigen Akzent (ARNOLD HÜNERWADEL).¹⁴⁸ Im Inneren haben sich die Treppenhäuser und die mit Eichenparkett,



323

Mythenquai 60. Verwaltungsbau der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft. Die fünf äussersten Achsen rechts sind Teil der Erweiterung von 1929–1931. Foto Wolf-Bender, 1938. BAZ. – Text S. 347.

Nussbaumtäfer und Stuckdecken ausgestatteten Repräsentationsräume erhalten. Bereits ursprünglich bestanden auch Grossraumbüros (1996–2000 wiederhergestellt).

Der Verwaltungsbau vermittelt Werte wie Beständigkeit, Traditionsbewusstsein und Sicherheit. Zusammen mit dem Bahnhof St. Gallen ist er ein Hauptwerk des Architekten [ALEXANDER VON SENGGER](#). Der in Genf als Sohn deutscher Eltern geborene ETH-Absolvent wurde als vehementer Gegner [LE CORBUSIERS](#) und der modernen Architektur bekannt und lehrte als bekennender Nationalsozialist 1934–1945 an der Technischen Hochschule in München. Das Hauptwerk des Baslers [EMIL FAESCH](#) ist der Basler Bundesbahnhof.¹⁴⁹

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 68. – HÜRLIMANN 1939, S. 146. – INSA 10, 1992, S. 374. – PARICI-CIPRYS 2004/2. – RUCKI 1998, S. 169, 494. – SBZ 1969/87, S. 13f. – SBZ 1970/88, S. 609–614, Taf. 17–20. – SONDEREGGER 2000.

PARADEPLATZ 2–5/ BAHNHOFSTRASSE 21/ TIEFENHÖFE 9–12

Tiefenhöfe

Bauherrschaft	Baugesellschaft Tiefenhof und Consorten.
Architekten	GUSTAV ALBERT WEGMANN , AUGUST CONRAD STADLER , MARTIN KOCH .
1856–1859	Neubau.

Baugeschichte

Die Architekten [WEGMANN](#) (Entwurf), [STADLER](#) und [KOCH](#) schlossen sich 1855 zur «Baugesellschaft Tiefenhof und Consorten» zusammen und erwarben von der Familie Bürkli den Garten des Tiefenhofs am Neumarkt (seit 1865 Paradeplatz).¹⁵⁰ Die Tiefenhöfe galten 1862 als «erste zusammenhängende Reihe von Gebäuden, welche nach den Bedürfnissen und dem Geschmacke der Gegenwart erbaut,

grosstädtisches Gepräge zeigen und eine Verschönerung des Platzes sind, auf dem sie stehen».¹⁵¹ Der Bau fortschrittlicher Wohn- und Geschäftshäuser zeugt von der liberalen Aufbruchstimmung, die nicht nur begrüsst, sondern auch kritisiert wurde; beim Bau fiel die sogenannte Tiefenhof-Linde «der materiellen, nur auf Geld und wieder Geld bedachten Richtung der Zeit zum Opfer».¹⁵²

Mit dem Bau der Münsterbrücke, des Postgebäudes an der neu angelegten Poststrasse und des Hotels Baur en Ville (1838) setzte der Wandel der linksufrigen Stadt zum Geschäftszentrum ein. Die Tiefenhöfe wurden noch vor dem Bau der oberen Bahnhofstrasse (1877) errichtet und sind entsprechend gegen den Paradeplatz und die Verkehrsachse Poststrasse/Bleicherweg orientiert, wobei der Kopfbau Bahnhofstrasse 19–21 bereits mit einer repräsentativen Fassade gegen den Fröschengraben ausgestattet wurde.

In Bahnhofstrasse 21 eröffneten **David Sprüngli** und sein Sohn Rudolf 1859 eine Backstube mit Laden und «Erfrischungsraum» – die Confiserie Sprüngli.¹⁵³

1889/90 erfolgte ein Umbau von Keller- und Erdgeschoss (Baumeister **RUDOLF GOTTLIEB GULL**). 1909 erwarb David Robert Sprüngli Bahnhofstrasse 19 von der «Leihkasse der Stadt Zürich» und erweiterte die Konditorei 1909/10 (**RUDOLF GOTTLIEB GULL**, **JAKOB GEIGER**). 1930/31 erfolgten unter Hermann Sprüngli die Auskernung und die Purifizierung der Fassaden. 1977/78 teils rekonstruierte Renovation.¹⁵⁴

Die Häuser Paradeplatz 2, 3 waren 1857 und Paradeplatz 4, 5 1859 vollendet. Kurz nach ihrer Fertigstellung verkaufte die Baugesellschaft die Liegenschaften.¹⁵⁵ Paradeplatz 5 gehörte 1898 Jacques Wüst, dem Direktor der Zürcher Depositenbank, die darin einen Schalter eröffnete; es folgte 1923 die Hypothekarbank in Winterthur.¹⁵⁶ 1977/78 wurde das Sockelgeschoss anhand einer Fotografie von 1943 rekonstruiert.¹⁵⁷

Bauanalyse

Als Zeile von Wohn- und Geschäftshäusern bilden die Tiefenhöfe die südliche Begrenzung des Paradeplatzes (Abb. 324). Die Platzfront ist dem Strassenverlauf entsprechend geschwungen und passte sich den städtebaulichen Gegebenheiten an – es wurde auf eine rechtwinklige Rasterstruktur wie später im Kratzquartier verzichtet. Rücksei-



324

Bahnhofstrasse 21/Paradeplatz 2–5. Wohn- und Geschäftshäuser «Tiefenhöfe». Foto um 1885. BAZ. – Text S. 349.

tig sind traditionellerweise Innenhöfe und Hinterhäuser angegliedert. Die Bauten waren zahlreichen, teils purifizierenden und wieder rekonstruierenden baulichen Veränderungen ausgesetzt. An den Fassaden lassen sich die Merkmale dieses frühen Geschäftshaustyps trotzdem noch ablesen. Sie sind zurückhaltend klassizistisch instrumentiert. Ein von Sandsteinpfeilern gestütztes Sockelgeschoss, dessen Gestaltung und Konstruktionsweise von Hausteil zu Hausteil variiert, fasst das Laden- und Mezzaningeschoss zusammen. Die darüber gelegene Bel-etage ist mit einem durchgehenden Balkon ausgestattet, die Kopfbauten sind durch ein zusätzliches Attikageschoss betont.

Die Fassadengestaltung war in Zürich noch ungewohnt: «Es ist vielleicht Fehler unseres Auges, wenn wir uns mit den hohlen Erdgeschossen dieser modernen Häuser, bei denen von Mauerwerk nichts bleibt als die hohen Mauerpfeiler zu beiden Seiten, auf denen dann die Façaden mit ihren drei oder vier Stockwerken wie auf Stelzen zu stehen scheinen, nicht aussöhnen können. Wer aber auf Spekulation baut, hat hier gar keine Wahl; er muss so konstruieren, wenn es auch gegen den eigenen Geschmack geschieht. Im Uebrigen sind die Verhältnisse gefällig und das Ganze, trotz den unregelmässigen Abweichungen der Fronte von der geraden Linie, von günstigem Eindruck.»¹⁵⁸ Der Zürcher Kalender spricht vom «Prinzip der möglichsten Verwerthung des Raumes verbunden mit Grossartigkeit und Luxus im Bauen». Die Eleganz und Pracht der Kaufladen zeige «einen Fortschritt, der sich Paris und London nähert».¹⁵⁹

Dokumentation

Quellen: SAZ, V.L.1.:14. Ass.-Nr. 623, 624, 632, 641, 642.

Literatur: BZD 1974–1979, S.19–21. – CARL 1963, S.9. – GRUNDER KdS ZH 2005, S.333–335. – HAUSER 1976, S.22. – HESS 1862. – INSA 10, 1992, S.379. – NIEVERGELT 1977/1. – SCRETA VON ZAVORZIZ 1978. – VONESCH 1981, S.37–39, 214f. – ZüKa 1860, S.8. – ZüKa 1896, S.19f.

Plandokumente: NIEVERGELT 1977/1, S.21, 34, 36. – SAZ, KK Bahnhofstrasse 21, Umbaupläne 1889. KK Tiefenhöfe 9, Umbaupläne 1890. Baueingabepläne Paradeplatz 2, 1887.

PARADEPLATZ 8/
BAHNHOFSTRASSE 23/
BÄRENGASSE 9/TALACKER 2–4

Schweizerische Kreditanstalt

Bauherrschaft	Schweizerische Kreditanstalt.
Architekt	JAKOB FRIEDRICH WANNER.
1873–1877	Neubau.
1898–1901	Innenumbau, Einbau einer Schalterhalle (ADOLF BRUNNER).
1931, 1952–1955	Umbauten und Renovationen (Gebrüder PFISTER).
1993–2002	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

Neubau 1873–1877. Die 1856 von Präsident **Alfred Escher** gegründete Schweizerische Kreditanstalt (SKA) belegte zunächst Büroräume im Kleinen Tiefenhof. 1858 bezog sie einen Teil des Postgebäudes an der Poststrasse, 1868–1876 war sie in der Liegenschaft Tiefenhöfe 1 eingemietet.¹⁶⁰ 1871 schrieb der Kanton das Feldhofareal am Paradeplatz (Zeughaus) zum Verkauf aus.¹⁶¹ Die SKA erwarb das Baugewert mit weiteren Beteiligten.¹⁶² Das 1872 festgelegte Bauprogramm sah einen dreiteiligen Bau mit Hauptfront gegen den Paradeplatz und je einen Flügel am Talacker und an der Bahnhofstrasse vor.¹⁶³ Nebst den Bankräumlichkeiten waren auch Wohnungen und «Nutzlokale, wie Kramladen, Comptoirs, Cafés» unterzubringen.¹⁶⁴ Der Entscheid, nicht wie andere «Finanzinstitute ihre Paläste für sich bauen», sondern mit dem Bau «noch ein gutes Geschäft zu machen», wurde gelobt. Es sei «eine alte Regel, dass ein rechter Hausbesitzer von seinen Miethsleuten so viel Zins erhalte, als es braucht, um selbst frei sitzen zu können». Das Vermieten von Räumen ermöglichte der Kreditanstalt, «einen grossartigen

und schönen Bau an den schönsten und bestgelegenen Platz Zürichs zu erstellen».¹⁶⁵ Der Bau sollte der Stadt ebenso «zur Verschönerung und Zierde dienen und zur Ehre gereichen wie der in seiner Art einzige Bahnhof».¹⁶⁶ Bekannte Zürcher Architekten wurden zu einem Wettbewerb eingeladen. Der erste Preis ging an JOHANN CASPAR WOLFF für die Fasadengestaltung und JAKOB FRIEDRICH WANNER für die Grundrisslösung. WANNER verweigerte die Zusammenarbeit mit WOLFF wie auch die Beteiligung an einem zweiten Wettbewerb. Dennoch wurde WANNER, der sich wohl als Erbauer des Bahnhofs für die Aufgabe qualifiziert hatte, beauftragt, auf der Grundlage beider Entwürfe ein definitives Projekt auszuarbeiten. Inwiefern er WOLFFS Pläne berücksichtigt hat, ist nicht bekannt; vom Wettbewerb ist nur ein Aufriss der Hauptfassade von WANNER erhalten.¹⁶⁷ 1873 erteilte die Stadt die Baubewilligung trotz Überschreiten der Baulinie und der zulässigen Bauhöhe.¹⁶⁸ Nach Bauverzögerungen und Kostenüberschreitungen konnte das Bankgebäude 1876 bezogen werden, der Innenausbau dauerte bis August 1877.

Skulpturen. Deren Ausführung erfolgte aufgrund der Wirtschaftskrise erst 1881–1883. ADOLF und FRITZ BRUNNER fertigten Skizzen für mehrere Figurengruppen als Grundlage für einen beschränkten Wettbewerb an; WANNER hatte diesen Auftrag abgelehnt. Nur der Genfer Bildhauer **CHARLES-FRANÇOIS-MARIE IGUEL** reichte eine verbindliche Offerte ein. Er führte die Hauptgruppe auf der Attika gegen den Paradeplatz (Personifikationen von Landwirtschaft, Handel und Industrie), eines der flankierenden Knabenpaare (Studium und Wachsamkeit) und die Gruppe gegen die Bahnhofstrasse (Kunst-



325

Paradeplatz 8. Schalterhalle der Schweizerischen Kreditanstalt von 1898–1901. Foto um 1905. BAZ. – Text S.351.



326

Paradeplatz 8. Wohn- und Geschäftshaus der Schweizerischen Kreditanstalt. Foto R. Guler, 1883. BAZ. – Text S. 351f.

gewerbe mit Genien) aus. Von Prof. JOHANN LUDWIG KEISER stammt eine zweite Knabengruppe (Wissenschaft und Kraft). Während IGUEL für das Punktieren und die Ausführung der Draperien «seine Arbeiter von Carrara» beschäftigte, führte er die «nackten Theile», Gesicht und Hände selber aus.¹⁶⁹ Die Skulpturen aus Schleithamer Sandstein hielten den Witterungseinflüssen nicht lange stand und mussten bereits 1892/93 bzw. 1908 entfernt werden (1993–1997 bei einer Fassadenrenovation nach Fotografien rekonstruiert).¹⁷⁰

Umbauten. Im Innenhof wurde 1898–1901 eine Schalterhalle mit Tresorräumen im Untergeschoss eingebaut, die sich bis ins damals hinzuerworbene, ehemalige Postgebäude hinein erstreckte. Im bisher als Wohn- und Geschäftshaus dienenden Eckbau Paradeplatz/Bahnhofstrasse wurden bis auf eine Direktorenwohnung im dritten Obergeschoss sämtliche Wohnungen zu Büros umgebaut.

Bis 1906 konnte die Kreditanstalt den gesamten Gebäudekomplex auf dem Feldhofareal erwerben. Dazu gehörte etwa das 1872 erbaute Seidenhaus Rübel & Abegg, Bahnhofstrasse 27 (ADOLF und FRITZ BRUNNER); Carl Abegg, Mitbegründer der Firma, war seit 1868 Verwaltungsrat, 1883–1911 Präsident der SKA. Die Wohn- und Geschäftshäuser Bären-gasse 3–7 wurden 1908/09 zu Bürozzwecken um-

gebaut, bevor sie 1913/14 durch einen Neubau der Gebrüder PFISTER ersetzt wurden (Bärengasse 5). Nach einem Umbau 1931 folgte 1952–1955 zum Jubiläum der SKA eine Gesamtrenovation (Gebrüder PFISTER).¹⁷¹ 1999–2002 wurde die Schalterhalle umgestaltet und renoviert.¹⁷²

Bauanalyse

Während die Credit Suisse heute das gesamte Baugeviert zwischen Paradeplatz, Bahnhofstrasse, Bärengasse und Talacker einnimmt, belegte die Kreditanstalt 1876 nur den Eckbau Paradeplatz/Talacker (Abb. 326). Der Kassenraum war hofseitig erschlossen; eine repräsentative Schalterhalle (Abb. 325) erhielt die Kreditanstalt erst 1898–1901 (heute Ladenpassage).

Die Eckbauten Paradeplatz/Bahnhofstrasse und Talacker/Bärengasse wurden als luxuriöse Wohn- und Geschäftshäuser vermietet. Diese funktionale Gliederung ist am Äusseren nicht erkennbar, da die Hauptfassade gegen den Paradeplatz «einen architektonisch einheitlichen und harmonischen Eindruck» erwecken sollte; die einheitliche Erscheinung kam dem Repräsentationsbedürfnis der Bauherrin nach – es war zudem vorauszusehen, dass die SKA in Zukunft mehr Platz beanspruchen würde. Der

Bau setzte mit seiner monumentalen, reich detailierten Hauptfassade in Sandstein für das Bahnhofstrassenquartier und auch im Zürcher Bankenbau neue Massstäbe. Er ist neben WANNERS Hauptbahnhof und **SEMPERS** Polytechnikum Zürichs dritter monumentaler Neurenaissancebau der Gründerzeit. Der Stadtrat lobte: «Das ganze Gebäude in seiner mehr als gewöhnlich grossen Ausdehnung ist eine architectonische Schöpfung von ausserordentlichem Werthe. Die Formgebung und Formbehandlung der Façade gegen den Paradeplatz gehört zum reichsten, was auf dem Gebiete des Profanbaues möglich ist, und unstreitig wird die Anlage und der Bau im Speziellen der Stadt Zürich zur grossen Zierde gereichen.»¹⁷³

Dokumentation

Literatur: Hochparterre 2002. – INSA 10, 1992, S. 379. – JUNG 2000. – JUNG 2006. – NIEVERGELT 1979. – NIEVERGELT 1998. – PARICI-CIPRYS 2005. – RIEGER 1977. – SBZ 1883/1, S. 29–31. – VON BURG 2000, S. 189–194. – ZüKa 1873, S. 8f. – ZüKa 1874, S. 11–14. – Zürich 1877, S. 95, Beilage 15–16.

Plandokumente: SAZ, Baueingabepläne Paradeplatz 8 ab 1873. Zürich 1877, Beilage 16.

SEIDENGASSE 1/SIHLSTRASSE 4–6/ URANIASTRASSE 25

Warenhaus Jelmoni

Bauherrschaft	Franz Anton Jelmoni (AG Jelmoni).
Architekten	HERMANN AUGUST STADLER, JAKOB EMIL USTERI.
Statische Berechnungen	Karl Menzel (Büro STADLER & USTERI).
Eisenkonstruktion 1898/99	Firma A. BUSS & CIE., Basel. ¹⁷⁴ Neubau.
1907, 1931–1938, 1947/48, 1958–1961	Umbauten und Erweiterungen.

Baugeschichte

Neubau 1898/99. **Johann Peter (Giovanni Pietro) Jelmoni-Ciolina** aus Toceno im Vigezzotal (I) leitete ab 1833 eine Filiale des 1804 in Mannheim gegründeten Modewarengeschäfts Gebrüder Ciolina im Haus «zum Waldegg» an der Schipfe 7. 1837 wurde der Laden wegen der verkehrsgünstigeren Lage an den Münsterhof 5 verlegt (Bau Münsterbrücke). Als



327

Seidengasse 1/Sihlstrasse 4. Warenhaus «Jelmoni». Foto Meiner, 1903. BAZ. – Text S. 353f.

bedeutende Neuerungen führte Jelmoni in Zürich feste Preise und den Versandhandel ein. 1849 kam es zum Bruch mit Ciolina und zur Gründung von Jelmoni & Comp. 1882 eröffnete der Enkel **Franz Anton Jelmoni** in den Tiefenhöfen am Paradeplatz sein neues Hauptgeschäft, bevor er 1896 mehrere Liegenschaften in Bahnhofsnähe erwarb und die Zürcher Architekturfirma STADLER & USTERI mit dem Bau eines modernen Warenhauses beauftragte.¹⁷⁵

Der Bau war 1899 das erste inklusive Dachstuhl vollständig in Eisenskelettbauweise erstellte Warenhaus der Schweiz.¹⁷⁶ Laut STADLER übertraf der Bau «sowohl in Bezug auf Grösse, als auch Konsequenz der Durchführung fast alle derartigen Bauten in Deutschland».¹⁷⁷ Die vor allem in Amerika erprobte Bauweise war in der Warenhausarchitektur Europas wenig verbreitet (z.B. Warenhaus «Printemps» 1881–1883, Paris). In Ingenieur- und Architektenkreisen wurde sie bezüglich ihrer Vor- und Nachteile etwa hinsichtlich der Feuersicherheit diskutiert.¹⁷⁸ Da die rohstoffarme Schweiz auf Eisenimporte angewiesen war, sprachen vor allem die Mehrkosten gegen diese Konstruktionsweise; im Falle des Jelmonigebäudes lagen diese bei 10%.¹⁷⁹ STADLER sah aber auch zahlreiche Vorteile, wie die grösstmögliche Ausnutzung der Bodenfläche bei hohen Bodenpreisen, die grossen Schaufensterflächen, die gut belichteten Innenräume ohne Binnenwände oder die Feuersicherheit. Schliesslich erhalte ein Gebäude durch das zierliche Rahmenwerk und die grossen Fensterscheiben «das Gepräge eines modernen grosstädtischen Geschäftshauses».¹⁸⁰



328, 329

Sibylstrasse 6. Erweiterung des Warenhauses «Jelmoli», Ansicht über den Steinmühleplatz. Foto TAZ, 1938. BAZ. – Lichthof im Erweiterungsbau. Foto Wolf-Bender, 1938. BAZ. – Text S. 354.

Erweiterungsbauten. Ab 1903 erwarben Jelmoli & Comp. benachbarte Liegenschaften und beauftragten 1907 die Architekten **PFLEGHARD & HAEFELI** mit einem Umbau und einer ersten Erweiterung an der Seidengasse. Bis 1928 folgten weitere Anbauten, angrenzende Liegenschaften wurden dem Betrieb angeschlossen. Unter anderem wurde der Haupteingang ein erstes Mal verändert.

Nach dem Kauf des hinteren und vorderen (Neuen) Seidenhofs¹⁸¹ sowie weiterer Häuser konnte in den 1930er Jahre eine grosszügige Erweiterung in Angriff genommen werden. Dieser kamen in städtebaulicher Hinsicht die Verbreiterung der Uraniastrasse und die Anlage des Steinmühleplatzes (1936) entgegen, welche es erlaubten, «im Stadtbild einen dominierenden Punkt zu gestalten».¹⁸² Für Studien des von **OTTO PFLEGHARD** geleiteten Baus wurde der Berliner **JOHANN EMIL SCHAUDT** (u.a. KaDeWe Berlin) beigezogen. 1931/32 wurde eine erste Bauetappe ausgeführt, um ein Geschoss niedriger als geplant und mit provisorischem Dachstuhl. 1933 wurde die Eröffnung und Erweiterung von Warenhäusern per Bundesbeschluss temporär verboten; dies und Diskussionen um die Anlage des Steinmühleplatzes verzögerten den Beginn der zweiten Bauetappe bis 1936. Unter Zuzug mehrerer Architekten wurde das ursprüngliche Projekt betreffend der Gestaltung des Turms, der Reklamegalerie und die Garage (Tiefgarage mit Autoaufzügen anstelle eines tiefer liegenden Hofes mit Abfahrtrampe) revidiert. Der Pariser **J. P. MONGEAUD** entwarf die gerundete Ecklösung und den Turm, **JOHANN ALBERT**

FREYTAG den Lichthof. Zusammen mit den Gebrüder **PFISTER** und **OTTO HONEGGER** stand er auch beratend bei der Fassadengestaltung zur Seite.¹⁸³ Gleichzeitig wurde der Bau von 1898/99 purifiziert (Entfernung der Dachaufbauten).

1947/48 folgte entlang der Uraniastrasse ein Neubau, der sich in Materialität und Stil eng an die Erweiterung der 1930er Jahre anlehnte (**ROLAND ROHN**). 1954/57 entstand am Steinmühleplatz ein mit dem Haupthaus verbundenes Verwaltungsgebäude (**ERNST** und **BRUNO WITSCHI**).¹⁸⁴

Nach Abbruch der letzten Altbauten an der Ecke Uraniastrasse/Seidengasse führte **ROLAND ROHN** 1958–1961 eine Erweiterung als Neuinterpretation des Eisenglasbaus von 1898/99 aus und baute den Haupteingang um. Das Warenhaus umfasste nun das gesamte Baugeviert.¹⁸⁵

Bauanalyse

Neubau 1898/99. Kern des Jelmoli-Warenhauses bildet der Eckbau an der Seidengasse/Sihlstrasse. Der über Eck gestellte Haupteingang ist zur Bahnhofstrasse ausgerichtet (**Abb. 327**). Die viergeschossige Rasterfassade mit schlankem Eisengerüst ist durch grossflächige Fensteröffnungen aufgelöst. Dies erlaubte die Anlage von Schaufenstern über die gesamte Fassadenhöhe. Sie dienten dazu, «das Publikum herein zu locken und zum Kaufe zu veranlassen».¹⁸⁶ Ursprünglich zierten der Geschäftsnamen und Inschriften zum Warenangebot die schmalen, schwarzen Brüstungen. Wegen der Einsprache



330

Zürichbergstrasse 8. Ehemaliges Wohn- und Geschäftsbau. Foto 1905. gta Archiv, Polytechnikum 1905. – Text S. 354.

eines Nachbarn musste entlang der Sihlstrasse im Gegensatz zu der Fassade an der Seidengasse auf bekrönende Dachaufbauten verzichtet werden. Der Bau erscheint heute purifiziert und der Haupteingang umgebaut (1930er Jahre/1958–1960). Das stark veränderte Innere war ursprünglich um einen Lichthof organisiert (Abb. 329). Die Verkaufsflächen erstreckten sich vom ersten Untergeschoss bis ins dritte Obergeschoss. Darunter befand sich ein Pack- und Lagerkeller, im Dachgeschoss Büros und Magazine.¹⁸⁷ An die Hofdurchfahrten schlossen massiv erstellte Treppenhäuser und Toiletten an.

Erweiterungsbau 1931–1938. Der Erweiterungsbau im Stil des Neuen Bauens weist eine dynamisch geschwungene, plattenverkleidete Fassade auf, die sich durch den spannungsvollen Kontrast von horizontalen Fensterbändern und vertikalem Treppenhausturm auszeichnet (Abb. 328). Gründe für die Aufgabe der Eisenglasbauweise waren die «übermässige Abkühlung im Winter und die starke Erhitzung im Sommer, [...] die umständliche Reinigung und der schwierige Glasersatz».¹⁸⁸ Der Treppenhausturm als Blickfang entsprach dem Wunsch nach einer betonten Ecklösung. Er diente in erster Linie als Werbefläche: «Die Reklame, ein wichtiger Bestandteil des Warenhauses, war in die Fassade einzubeziehen, damit sie mit dem Gebäude architektonisch übereinstimme».¹⁸⁹ So konnte beispielsweise eine eingebaute Hebebühne mit Leuchtschriften nachts auf die Plattform des Turms hinaufgezogen werden. Gegen den Steinmühleplatz entstand eine Reklamegalerie mit gekelterter Rückwand, die ebenfalls bei Tag und Nacht wirkungsvoll inszeniert werden konnte.

Dokumentation

Quellen: BAZ, Y 14. Prot. BK, 17.9.1935 und 11.11.1947.

Literatur: BIRKNER 1975, S. 156f. – BZD 2008–2010, S. 113. – DIETHELM 2003, S. 150f. – FRANK 1938. – Hochparterre 2005/18, S. 46–48. – INSA 10, 1992, S. 408. – PFLEGHARD 1905, S. 415f. – SBZ 1898/32, S. 154–157. – SBZ 1899/33, S. 22. – SBZ 1899/34, S. 115. – SBZ 1940/115, S. 155–166. – SBZ 1962/80, S. 134f. – SCHMID 1959. – VOSTI/CAMINADA 2003. – ZWCh 1899, 1/15, S. 5–6; 1/38, S. 4f.

Plandokumente: SBZ 1898/32, S. 154–156. – SBZ 1940/115, S. 158f., 165.

ZÜRICHBERGSTRASSE 8

Wohn- und Geschäftshaus «Sonnenbühl»

Bauherrschaft	Johann Heinrich Fierz.
Architekt	GOTTFRIED SEMPER.
1865–1867	Neubau.
1911/12	Umbau zum Gerichtmedizinischen Institut (HERMANN I. FIETZ).
1973/74	Aussenrenovation.
1998–2002	Restaurierung und Umbau zum Romanischen Seminar der Universität.

Das Gebäude wurde für den Textilkaufmann **Johann Heinrich Fierz**¹⁹⁰ und seine Frau Anna Katarina Locher an ihrem Wohnsitz «Sonnenbühl» in Hottingen erbaut – die dazugehörige Villa Zürichbergstrasse 4 wurde 1845 von JAKOB HOTTINGER ursprünglich als Knabeninstitut erstellt. Der von Baumeister JOHANNES FEHR ausgeführte, repräsentative Bau im Stil eines florentinischen Renaissancepalazzo wies Lager-, Kontor-, aber auch Wohnräume auf (Abb. 330). Das Innere wurde ab 1910 mehrmals umgebaut. SEMPERS Bau steht noch in der Tradition des vorstädtisch-barocken, eng mit dem Wohnsitz verbundenen Geschäftshauses.¹⁹¹

Dokumentation

Literatur: BZD 1970–1974, 7/1, S. 283–286. – FRÖHLICH 1974, S. 160–163. – INSA 10, 1992, S. 437. – KUNZ BOLT/MÜLLER 2008. – PFISTER 1959. – REINLE 1962, S. 45–47, 99.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass SEMPER.

Regula Crottet

INDUSTRIEBAUTEN

Die in Zürich vor 1940 entstandenen industriellen Bauten und Quartiere fielen ab den 1980er Jahren zusehends dem Raumbedarf des stark wachsenden Dienstleistungssektors zum Opfer, der denjenigen der Industrie in rasantem Tempo ablöste. In den 1990er Jahren begann in Oerlikon der rigide Umbau des Industriequartiers (Maschinenfabrik Oerlikon, Akkumulatorenfabrik, Werkzeugmaschinenfabrik) zum Dienstleistungsquartier, was die einstige «Industrielandschaft» Geschichte werden liess (Abb. 331). Eine ähnliche Entwicklung kann im Industriequartier (Zürich West) festgestellt werden. Die Firma Friedrich Steinfels und die Maschinenfabrik Escher Wyss & Co. erwarben in den 1880er Jahren grosse Areale, um mit ihren Betrieben an

neuem Standort unter modernen Bedingungen expandieren zu können. Soweit nicht abgebrochen, haben Restbauten dieser Industrieanlagen z.T. unter massiver Veränderung (Heinrichstrasse 267, ehemalige Seifenfabrik Steinfels) oder durch Umnutzungen, welche die Gebäudehülle zu respektieren suchen (Escher Wyss & Co., Schiffbaustrasse 4–6, ehem. Schiffbauwerkstätte oder Hardstrasse 303, Maschinenhalle), als städtebauliche Akzente ihre Wirkung behalten. Ähnliches gilt für die ehemalige Brauerei Löwenbräu (Limmatstrasse 264/268/270), die den Strassenraum mit ihrer Sichtbacksteinfassade jedoch kaum noch prägt.

In Wiedikon waren es die Tonerdelagerstätten am Fusse des Uetlibergs und die Sihl, welche zu



331

Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) mit Blick gegen Seebach. Foto 1950. BAZ. – Text S. 355.

kleinen industriellen Zentren führten. Die als Manufaktur geführten Ziegelhütten wichen ab 1850 den mechanischen Ziegeleien, die 1912 zu den Zürcher Ziegeleien fusionierten, deren letzter Betrieb 1973 die Produktion einstellte. Die Industriebrachen konnten neu genutzt werden. Ein ähnliches Schicksal erlitt die «Papierfabrik an der Sihl»; das technikgeschichtlich wie auch architektonisch interessante Areal musste 2003 fast vollständig dem Bau des Dienstleistungs- und Vergnügungszentrums «Sihlcity» weichen. Erwähnt werden muss die Lagerhalle an der Giesshübelstrasse (2007 Umbau zum Wohn- und Geschäftshaus), da [HERMANN WEIDELI](#) ROBERT MAILLART als Ingenieur beizog, welcher hier in monolithischer Stahlbetonbauweise «zum ersten Mal europaweit unterzugslose Stahlbetondecken über Pilzstützen einsetzte».¹

Eine vergleichbare Umwandlung betrifft die ehemalige Brauerei Hürlimann (Baubeginn 1867, HEINRICH SIGISMUND HIRSCHLER), die, auf einem Moränenhügel erstellt, allmählich zur funktional organisierten Grossbrauerei erweitert wurde. Nach der Schliessung der Brauerei 1996 begann die Evaluation einer Neunutzung, die zu einem Umbau zum Wellnesscenter führte, wobei lediglich Kubaturen und Fassaden beibehalten wurden.

Weitere Industriegebäude treten in Zürich neben diesen ehemaligen Zentren – das Industriequartier war zugleich auch Wohnquartier – nur als Solitärebauten auf; so etwa die Rote Fabrik oder die Mühle Tiefenbrunnen ([Abb. 332, 333](#)).



332
Seestrasse 395. Rote Fabrik, ehemalige Wäscherei. Foto um 1910. BAZ. – Text S. 356f.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

HARDSTRASSE 303

Bauherrschaft	Escher Wyss Maschinenfabrik AG.
Architekten	Baufirma LOCHER & CIE. Baubüro Escher Wyss AG.
1892–1894, 1908	Neubau.

Mit dem Bau der Maschinenhalle ab 1892 erfolgte die Ablösung des Standorts am Neumühlequai, der zu wenig Entwicklungspotenzial bot.² Die 105×110 m messende Halle verfügt über eine in genietetem Eisenfachwerk ausgeführte Dachkonstruktion mit Satteldachoblichtern. Sie ruht auf eisernen Unterzügen, die von doppelten Eisenstützen abgefangen werden. Das Mauerwerk besteht aus Sichtbackstein. Südlich der 1908 erweiterten Halle steht der 1892 erstellte Hochkamin.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 124f. – INSA 10, 1992, S. 343. – Escher Wyss 1955.

SEESTRASSE 395, 407, 409

Rote Fabrik

Bauherrschaft	Gustav Henneberg .
Architekt	CARL-ARNOLD SÉQUIN-BRONNER .
1892–1896	Neubau.

Die Anlage wurde im Auftrag des Seidenindustriellen [Gustav Henneberg](#) – er besass am General-Guisan-Quai eine herrschaftliche, 1896–1898 erbaute Villa mit Gemäldegalerie (Abbruch 1969)³ – durch den Ingenieur [CARL-ARNOLD SÉQUIN-BRONNER](#) als mechanische Seidenweberei erstellt. 1892 erfolgte der Bau von Seestrasse 407, dem 1895 der rückwärtige, eingeschossige Shedanbau sowie nördlich, gegen die Stadt, der dreigeschossige Verwaltungsbau folgten. 1972 erwarb die Stadt Zürich den Baukomplex, der heute als Kulturzentrum genutzt wird.⁴ Während die Produktionshallen schlicht in Sichtbackstein vor Eisenkonstruktion errichtet wurden, zeugt das Verwaltungsgebäude mit Eckrisaliten, Rundbogenfenstern und der Auszeichnung von Bo-



333

Seefeldstrasse 219, 225–231. Ehemalige Brauerei, ab 1914 Mühle. Idealansicht um 1895. Foto BAZ. – Text S.357.

genanfängern und Schlusssteinen vom repräsentativen Anspruch des Seidenfabrikanten.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.138 – INSA 10, 1992, S.404.

SEEFELDSTRASSE 219, 225, 227, 229, 231

Ehemalige Brauerei und Mühle Tiefenbrunnen

Bauherrschaft	Carl Meyer.
Ingenieur	PETER BENDER.
1889/90	Neubau.

Die Bierbrauerei wurde 1889/90 in romantischem Historismus mit Lisenen, Türmchenbestückten Blendgiebeln und Sichtbackstein in Farbwechsel erstellt. 1913 erfolgten der Kauf durch die

Brauerei Hürlimann und gleichzeitig die Stilllegung respektive der Verkauf an die Müllerfirma Wehrli & Koller, welche die Brauerei zu einer elektrisch betriebenen Grossmühle umbauen liess (Firma LOCHER). Nach der Stilllegung 1983 entstanden in der Mühle Büros, Läden und Wohnungen, ein Theater und ein Restaurant.⁵ 1986 konnte das Museum «Mühlerama» eröffnet werden. Die Mühle blieb erhalten.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.143. – INSA 10, 1992, S.401.

Karl Grunder

WOHNBAUTEN

Der Wohnbau in Grosszürich, d.h. der Stadt der ersten Eingemeindung, lässt sich grob in zwei Zeitfenster einpassen. Ab ungefähr 1860 setzte mit der zunehmenden Zuwanderung die Verstädterung der Vororte ein, die erste Ansätze der sozialen Segregation und damit schichtenspezifisches Bauen sowie mit der Blockrandbebauung ein neues städtebauliches Konzept umzusetzen begann. Erleichtert wurde dieses durch die erste Eingemeindung von 1893, die eine zentrale städtebauliche Steuerung zuließ. Mit der Kritik an der Blockrandbebauung, die um 1900 einsetzte, und den ersten städtebaulichen Planungen mittels offener Bebauung begann um 1910 die Realisierung eines neuen Stadtbildes primär in den Aussenquartieren, die den Prinzipien der Gartenstadt zu folgen suchte. Geprägt wurde diese Zeit vorerst von den Versuchen zur Überwindung des Historismus, die ab den ausgehenden 1920er Jahren mit der Moderne schliesslich gelang. So stand anlässlich der zweiten Eingemeindung 1934, welche Zürich zur Grossstadt machte, den Visionen des Städtebaus die Moderne als architektonische Ausdrucksform zur Verfügung.

WOHNBAUTEN 1860 BIS UM 1910

Rahmenbedingungen

Zürich sah sich ab 1860 mit einem Ausmass an Zuwanderung konfrontiert, welcher die bestehenden Strukturen und städtebaulichen Ordnungselemente in keiner Weise zu genügen vermochten.¹ Auf diese Verhältnisse versuchte das kantonale Baugesetz von 1863 zu reagieren. Es führte die Baulinie sowie die kausale Abhängigkeit von Traufhöhe und Strassenbreite respektive Gebäudeabstand ein. Weiter ermöglichte es der «Brandmauerartikel», Gebäude mit ihren Brandmauern unmittelbar an

die Grundstücksgrenze zu setzen; Blockrandbauten wurden dadurch möglich.² Von Bedeutung war auch §65, der es erlaubte, neue Quartiere anzulegen oder bestehende neu zu gestalten. In der Folge entstanden 1864 die Baureglemente für das Stadelhofer³ und das Bahnhofquartier⁴, welche für die weiteren städtischen Quartierüberbauungen jeweils als verbindlich bezeichnet wurden.

Wie sehr die stadtnahen Gemeinden mit der Verstädterung konfrontiert waren, zeigt sich daran, dass noch 1863 die Gemeinden Enge, Aussersihl, Unterstrass, Hottingen und Riesbach – sie lassen sich um 1860 als die von Bevölkerungswachstum und Bautätigkeit am meist betroffenen Gemeinden festmachen – für ihre zentrumsnahen Gebiete Bauverordnungen erliessen, weitere Gemeinden folgten in den 1870er Jahren.⁵

Raumplanerisch wirksam war das Baugesetz von 1863 nicht. Eine Änderung der Situation erfolgte erst mit der Eingemeindung sowie dem neuen Baugesetz von 1893.

Historismus: Zeitstil und Typologie

Mit dem Historismus setzte die freie Verwendung historischer Stile ein, ebenso erfolgten gegen die Jahrhundertwende und darüber hinaus die Aufweichung herkömmlicher und die Entwicklung neuer Bautypen. Ein Motor hierfür war der Mietwohnungsbau, welcher die grosse Masse an Wohnbauten zu stellen hatte.

Die grosse Zeit der Blockrandbebauung setzte ein. Hinsichtlich der traditionellen Bautypen wie Mehr- oder Zweifamilienhaus erfolgte eine Verunklärung, indem das Erscheinungsbild nicht mehr zwingend in Kongruenz mit der Funktion stehen musste. Folge waren formale Inkonsistenzen. Diese galt es unter Verwendung historischer Baustile möglichst harmonisch aufzulösen. Hinter diesem Vorgang steht der Primat des Prestiges, das die Fassadengestaltung und deren Schmuck prägte. Rotes



334

General-Guisan-Quai 20, 22, Beethovenstrasse 1–7, Stockerstrasse 4–6. Rotes Schloss. Foto Schroeder & Cie., um 1895. BAZ. – Text S. 358f., 411.

und Weisses Schloss illustrieren den genannten Umstand überdeutlich (Abb. 334). Seestrasse 121/123, 127/129 zeigen den grosszügigen und auch kreativen Umgang mit der Inkonsistenz zwischen Erscheinungsbild und Funktion, indem das Vorbild des barocken Palais auf zwei grossbürgerliche Doppel-einfamilienhäuser angewandt wurde (Abb. 335, 2).

In der Zeit um 1900 – die Diskussion um offene oder geschlossene Bauweise wurde angestossen⁶ – setzte die Überwindung des Historismus ein, paradoxerweise weiterhin mit Rückgriff auf historische Bauformen (Neuklassizismus, Reformarchitektur, Heimatstil).

Die Vorläufer der Verstädterung 1860–1890

Mit der Durchsetzung der Niederlassungsfreiheit durch den Bund (1848), den anschliessenden Abkommen mit den Anrainerstaaten (zwischen 1864 und 1876) und der daraus resultierenden Zuwanderung ging die Tradition des in der Familie vererbten Wohneigentums zurück.⁷ Die Zuwanderer lebten zur Miete. Die Zeit des spekulativen Wohnungsbaus setzte ein.⁸

Die Verstädterung der umliegenden Gemeinden begann in intensiver Form um 1860, also zu einer Zeit, als der Baumeisterarchitekt nach wie vor das Gros der Wohnbauten plante und ausführte. Das Polytechnikum mit seiner Architekturabteilung etablierte erst zusehends den akademisch geschulten Architekten und Planer.

Die Anfänge des spekulativen Wohnungsbaus

Während sich die philanthropischen Bauvereinigungen mit ihren Siedlungen insbesondere an die Facharbeiter wandten und diese an den Betrieb zu binden suchten, waren es spekulativ operierende Baumeister oder sich im Haupt- oder Nebenerwerb als Immobilienunternehmer oder -händler versuchende Berufsleute, welche mit klassizistisch-biedermeierlich geprägten frühen Formen von Mietshäusern dem Wohnungsbedarf der mittleren und unteren Schichten zu genügen suchten.⁹ Exemplarisch zu nennen sind der Baumeister JOHANNES BAUR aus Riesbach (Wohnsiedlung Gallusstrasse 9–21, 1867/68, Abb. 380), das Baugeschäft KNÖPFLI-STUTZ (Mehrfamilien-Reihenhäuser Quel-



335

Seestrasse 121/123. Grossbürgerliche Mietwohnungen im Gewand des barocken Stadtpalais. 1894. Stadler & Usteri. Foto BAZ 2005. – Text S.359.

lenstrasse 22/24/26, 28/30/32, 1886–1887, Abb.375) und in deren Gefolge gleich benachbart der Kaufmann Jacques Geiger (Wohnsiedlung [Quellenstrasse 14–20](#), 1889/90) oder der Spezereihändler Gustav Rittermann, der «gewerbsmässig und auf eigene Rechnung Häuser» durch das Baugeschäft Noll & Cie. erstellen liess, «um sie hernach zu verkaufen».¹⁰

Neben diesen oft nur im Nebenerwerb oder nur mit wenigen Bauten präsenten Unternehmern trat ab 1870 eine neue Kategorie von spekulativ tätigen Einzelpersonen und Firmen in Erscheinung, welche das Geschäft in einem massiv grösseren Umfang tätigten. Exemplarisch für diese Entwicklung stehen der Ingenieur Jean-Jacques Bourcart und der Architekt [HEINRICH ERNST](#). Es mag nicht zufällig sein, dass einer der ersten Schüler [GOTTFRIED SEMPERS](#) sich mit einem Dozenten für «Industrieverwaltung» zusammentat. Bourcart¹¹ – er gehörte zu den Vätern der modernen Industriebetriebslehre¹² – arbeitete bei der Firma Escher-Wyss & Cie. als Ingenieur und erhielt 1872 die Berufung als Privatdozent.¹³ Er beauftragte [HEINRICH ERNST](#) 1876 mit Planung und Bau der Doppeleinfamilienhäuser am Parkring ([Abb.363](#)). [ERNST](#) wiederum gründete die «Immobilien-gesellschaft Zürich», mit der er 1882 die Überbauung Rämi-/Waldmannstrasse realisierte.¹⁴ 1874/75 plante [ERNST](#) für den Baumeister [GEORG MÜLLER-WIDMER](#) die Häuser [Englischviertelstrasse 34/36/38/40](#) und vis-à-vis die Nummern [43/45/47/49](#).¹⁵ Bezeichnend für den Semperschüler ist der Umstand, dass er hier einen «geschlossenen Strassenraum» konzipierte.¹⁶ Parallel zur Bautätigkeit am Parkring war er in Eigenregie ebenfalls 1876 mit der Realisierung der vier spätklassizisti-

schen Doppelwohnhäuser Klosbachstrasse 69/71 (Abbruch 1974), [73/75](#), [79/81](#) und [83/85](#) (modernisiert) befasst.¹⁷ Bekannt ist [ERNST](#) insbesondere als Architekt des Roten Schlosses und des Geschäftshauses Metropol. Er war darüber hinaus Visionär von «Neu-Zürich», dessen Keim er im Bau der Quaianlagen sah und das er nach internationalen Massstäben realisiert sehen wollte.¹⁸ Er teilte jedoch das Schicksal einer Grosszahl spekulativer Bauherren und Architekten dieser Zeit, denn mit dem Erwerb der Papierwerdinsel beim Bahnhof übernahm er sich finanziell, und seine Immobilien-gesellschaft – und mit ihr auch [ERNST](#) – ging Konkurs.¹⁹

Verstädterung und Siedlungsstruktur

Bis etwa 1880, d.h. vor dem Einsetzen der urbanen Verdichtung, entstanden Neubauten primär entlang der Ausfallachsen.²⁰ In Hottingen und vor allem in Riesbach und dem Seefeld lässt sich jedoch eine Zunahme der Wohnbauten in einer Art Streusiedlung feststellen, da das bestehende Strassennetz beliebige Standorte zulies. Das Quartier Platte in Hottingen kann als erstes «akademisches Wohnquartier» nach dem Bau des Spitals 1833–1842 und des Eidgenössischen Polytechnikums 1861–1864 bezeichnet werden. Die Ausdehnung nach Ober- und Unterstrass, insbesondere entlang der Clausius- und der Sonneggstrasse, erfolgte erst mit dem Ausbau des Polytechnikums (ETH) und dem Bau der Universität im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert.

In Aussersihl bildete das Kasernenareal Anlass für die Anlage eines weit gefassten, ungefähr rektangulären Strassensystems. 1867 wies es erste Ansätze einer systematischen Bebauung mit Solitären und kurzen Zeilen auf, welche sich bis 1880 verdichtet und erweitert hatte.

Das Industriequartier war 1867 eine Brache, welche durch die alte Strasse ins Hard, die Lang(fur)renstrasse, und die 1864 erstellte Limmatstrasse grob strukturiert war. Noch 1880 waren es primär die Fierzhäuser ([Abb.378](#)), welche bis auf einige Bauten an der Limmatstrasse fast isoliert standen.²¹

Das Schicksal war den frühen Mehrfamilien- und Mietshäusern nicht gewogen. Besonders in Aussersihl, aber auch in Hottingen oder Riesbach sind sie als Baugruppen verschwunden; nur noch einzelne Bauten haben Verdichtung, Urbanisierung und den kontinuierlichen Neubau der Stadt überdauert ([Abb.336](#)).



336

Das Plattequartier um 1870. Kreuzung Zürichberg-/Schönleinstrasse mit Blick nach Fluntern. Kolorierte Federzeichnung. Privatbesitz. Foto BAZ. – Text S.360.

BÜRGERLICHE EINFAMILIENHÄUSER UND VILLEN

Der Bau bürgerlicher Ein- und z.T. Doppel-einfamilienhäuser lässt sich zwischen 1860 und 1900/1914 in drei Phasen aufteilen.²²

1860–1880/1890: Bis gegen 1890, dem Vorabend der ersten Eingemeindung, kann von einer übergreifend geplanten und vor allem praktizierten Urbanisierung oder von einer stringenten Quartierplanung kaum die Rede sein. Bürgerliche Doppel-einfamilienhäuser bildeten in diesem Kontext eher die Ausnahme. Das «Baureglement für das Villenquartier Enge» (Parkring) liess 1890 neben grossbürgerlichen Villen auch Doppel-einfamilienhäuser sowie mehrgeschossige bürgerliche Blockrandbebauungen zu (vgl. Abb. 362); ähnlich verhielt es sich beim «Villenquartier Neumünster» (Baureglement 1894), wo entlang der Forchstrasse der Zwang zum Bau «getrennter Villen» zugunsten urbaner Verdichtung entfiel.²³ Um den Quartiercharakter zu definieren, wurde lediglich festgehalten, dass «geräuschvolle, die Luft verunreinigende oder feuersgefährliche Gewerbe [...] sowie] die Anlegung von Werkplätzen für Steinhauer, Zimmerleute u. dgl.» nicht erlaubt

seien; ein Wortlaut, der in allen Baureglementen für Villenquartiere zu fassen ist.²⁴ Bürgerliche Einfamilienhäuser waren vorzüglich eine Bauaufgabe der Oberschicht und wurden in der Regel als «Villa», d.h. als grossbürgerliches Wohnhaus mit Park oder grossem Ziergarten, bezeichnet.

1890–1900: Mit dem Aufkommen der Blockrandbebauung in den ausgehenden 1880er Jahren geriet das bürgerliche Einfamilienhaus als Statussymbol unter Druck. Die luxuriösen Block- oder Blockrandbebauungen bildeten valide Alternativen, die durch zunehmenden Siedlungsdruck und steigende Bodenpreise begünstigt wurden. Der Bau von Einfamilienhäusern beschränkte sich primär auf einzelne herrschaftliche Villen des finanzstarken, liberalen Wirtschaftsbürgertums. Es handelte sich um eine exklusive, zahlenmässig beschränkte Bauaufgabe. Die zu beobachtende Reduktion der Parkanlagen hin zum bescheideneren Garten dürfte mit den steigenden Bodenpreisen zu erklären sein. Realisiert wurden die Villen meist im Rahmen eines privaten Quartierplans, mit welchem – auf relativ engem Raum – die soziale Segregation fixiert werden konnte. Exemplarisch ist hier das Baureglement Bellerive zu nennen, das 1884 eine stringente



337

Villenquartier Bellerive. Situationsplan 1884. SAZ AA Rb 11.
Foto BAZ. – Text S. 362.

Planung von «Villen im Park» vorsah und von der Idee des «bürgerlichen Landhauses» ausging.²⁵ Allerdings muss gleichzeitig festgehalten werden, dass die Wohnhäuser der «Villenquartiere» direkt an die Baulinie gegen die Strasse und nicht in den Park gesetzt wurden. Wie allgemein verhinderte die Baukrise auch hier die vollständige Überbauung. Die Bauten ab 1905 entstanden meist im Heimatstil, Neubarock oder Neuklassizismus und unter Abweichung vom ursprünglichen Konzept.

1900–1914: Nach der Immobilienkrise 1899–1903 kam es bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs zu einem erneuten Bauboom. Mit der Eingemeindung von 1893 waren Baulandreserven entstanden, die durch die Strassenbahn erschlossen wurden, da die Grossstadt – entgegen den einzelnen Gemeinden – die finanzielle Belastung tragen konnte. In diesem Rahmen erlebte der Bau von Ein- und Zweifamilienhäusern eine Blüte, da im November 1901 die «Vorschriften für offene Bebauung einzelner Gebie-

testteile» in Kraft getreten waren.²⁶ Die Vorschriften betrafen u.a. die Hänge des Zürichbergs, Teile von Ober- und Unterstrass, den Sihlmoränenzug in der Enge und den Wiediker Bühl.²⁷

Auffallen muss, dass gerade bei den bürgerlichen Ein- und Zweifamilienhäusern vorwiegend eine eher konservative Haltung zum Ausdruck kam, welche vorerst den Historismus völlig ungebrochen weiterführte und ab 1900/1910 mit dem Heimatstil, meist neuklassizistisch oder neubarock geprägt, bis weit in die 1920er Jahre keine wegweisende formale Alternative fand. Bauherrschaft und die schweizerische Architektenszene standen der Avantgarde, die das Neue Bauen propagierte, ablehnend gegenüber. Exemplarisch meinte der Architekt **HENRY BAUDIN** 1909: «Man ist davon überzeugt, dass man in der Baukunst nicht ohne in die schwersten Fehler zu verfallen die unerschöpfliche Überlieferung vernachlässigen darf».²⁸

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

BELLERIVESTRASSE 29, 33,
MITTELSTRASSE 6, 10,
KLAUSSTRASSE 24/26

Villenquartier Bellerive

Das «Villenquartier Bellerive» wurde als einziges in Zürich von einer Generalunternehmung, der Baugesellschaft Bellerive, realisiert. Treibende Kraft war der Oberingenieur der Nordostbahn, **Robert Moser-Blass**.²⁹ Die Gesellschaft hatte bis 1883 den Perimeter zwischen den Quaianlagen bei Bellerivestrasse 34, 36 und der Mittelstrasse sowie zwischen der Klausstrasse bis gegen die Lindenstrasse erworben (Abb. 337). 1884 wurde der Quartierplan genehmigt. Vorgesehen waren Parzellen zwischen rund 35m und gegen 60m Länge bei einer kleinsten Breite von 18–20m (Parzellengrössen zwischen knapp 800m² und 1800m²), was zusammen mit dem vorgeschriebenen Gebäudeabstand von je 3m zur Parzellengrenze eine maximale Gebäudebreite von 12m erlaubte. Vorgeschrieben waren die Baulinie (6m respektive 5m Distanz zur Strasse) und maximal drei Geschosse.³⁰ Durch den Zwang, die Wohnhäuser auf die Baulinie zu setzen, entstand rückwärtig ein parzellenübergreifender, privat geprägter Grünraum. Architekten der Baugesellschaft



338

Mittelstrasse 6. Villa Riesmatt. Foto Breitingen, 1888. BAZ. – Text S.364.

waren die Semperschüler ALBERT MÜLLER und GEORG LASIUS sowie die Gebrüder BRUNNER.

An der Mittelstrasse hat sich eine Zeile von Villen aus dieser ersten Bauphase erhalten. Der Weiterbau des Villenquartiers nach der Immobilienkrise – vorwiegend im Heimatstil – erfolgte im Laufe der 1910er Jahre. Verloren sind die ursprünglichen Bauten im Quartierteil Linden-, Bellerive-, Klausstrasse infolge Neuüberbauung ab den 1960er Jahren.

Bellerivestrasse 29

Bauherrschaft	Baugesellschaft Bellerive.
Architekt	ALBERT MÜLLER.
1889–1891	Neubau.

Der Grundriss der herrschaftlich-urbanen Villa wird durch das vortretende Treppenhaus sowie den säulenbestückten Verandaanbau kaum aufge-

brochen, sodass mit dem Walmdach mit Zinne und den stark betonten Ecklisenen ein massiger Bau entstand, der sich zur Lösung, wie sie GEORG LASIUS im Nachbarhaus Nr.33 fand, kontrastvoll abgehoben hat (Abb.339).

1891 konnte die Gesellschaft die Villa an Friedrich Ludwig Oboussier-Imhof, Partikular, Eigentümer der gleichnamigen Baumwollweberei in Aarau (heute Weberei Aarau AG), verkaufen.³¹

Bellerivestrasse 33

Bauherrschaft	Baugesellschaft Bellerive.
Architekt	GEORG LASIUS.
1889–1891	Neubau.

LASIUS baute in ländlich-romantischem Historismus mit Giebeldach und Belvedere-Turm. Nachträgliche Umbauten und Teilaufstockung haben den



339, 340

Links Villa Bellerivestrasse 29 von Albert Müller, rechts Villa Mittelstrasse 6 von Adolf und Fritz Brunner. Foto Hana, 1890. BAZ. – Rechts Mittelstrasse 10, Villa Erika von Adolf Brunner 1887/88, links Mittelstrasse 12 von Heinrich-Honegger-Näf, 1886/87. Foto Breiting, 1888. BAZ. – Text S. 363–365.

Habitus des «Landhauses» verändert und formal dem benachbarten Haus Bellerivestrasse 29 angeglichen. Verkauf 1891 an Johann Rudolf Dietiker.³²

Mittelstrasse 6

Villa Riesmatt

Bauherrschaft	Baugesellschaft Bellerive.
Architekten	ADOLF und FRITZ BRUNNER.
1887/88	Neubau.
(am Bau 1881)	

Der Verkauf der Villa erfolgte 1889 an den Kaufmann Maximilian Josef Frölicher-Stehli, der 1912 zusammen mit seiner Frau Marguerite und der Tochter Hedwig den Untergang des Luxusdampfers RMS Titanic überlebte. Das Ehepaar wollte in Lancaster (Pennsylvania) ein 1897 gegründetes Tochterunternehmen der Seidenfirma Stehli (Obfelden ZH) – sie verfügte in der Lombardei über drei weitere Produktionsstätten – besuchen. Die amerikanische Stehli-Niederlassung gehörte damals zu den weltweit grössten Seidenwebereien.³³ Der biografische Hintergrund zeigt, dass sich im Villenquartier Bellerive zumindest ein sehr vermögender Exponent der damaligen Industrieelite niederliess, was den sozialen Status der Siedlungsbewohner erhellt. Entsprechend orientiert sich die zweigeschossige Villa formal am französischen Schlossbau des 16. Jahrhunderts (1902 stilgerecht auf der Westseite erweitert) (Abb. 338). Fugenstrich im Erdgeschoss, gefugte Eckquaderung, horizontale Fensterverda-



chungen sowie ein Traufgesims mit Konsolfries bilden horizontale Elemente, welche dem eher schmal wirkenden, durch einachsige vertikale Segmente gegliederten Fassadenaufriß Breitenwirkung verleihen sollen. Der Treppenhausturm gibt der Villa Riesmatt zusammen mit den mit Rankenmalereien geschmückten spitzwinkligen Giebelfeldern und den obeliskenförmigen Akroterien Schlosscharakter.

Dokumentation

Literatur: Anzeiger aus dem Bezirk Affoltern 11.04. 2012. – Baukultur 2003, S. 122. – BZD 1989, S. 170. – Neumünster 1889, S. 380. – INSA 10, 1992, S. 370.

Mittelstrasse 10

Villa Erika

Bauherrschaft	Baugesellschaft Bellerive.
Architekt	ADOLF BRUNNER.
1887/88	Neubau.

Der schlicht gehaltene Bau lässt ADOLF BRUNNERS Schulung bei GOTTFRIED SEMPER erkennen (Prinzip der Bekleidung in der Baukunst³⁴) (Abb. 340). Das Gebäude entbehrt weitgehend eines urbanen Charakters. Flach geneigte Giebeldächer, Fassadengestaltung mittels horizontalen Fugenstrichs sowie die zierlich geschweiften Büge der Giebel dienen ebenso dem ländlich-romantischen Habitus wie der Belvedereform. Mit der opulenten Rankenmale-

rei in den Giebfeldern und am Kniestock wird ein Kontrapost zur spröden Architektursprache gesetzt. 1890 erwarb der damalige Stadtingenieur WERNER BURKHARD-STREULI, ab 1893 «Zivilingenieur», die Liegenschaft.³⁵

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.122. – INSA 10, 1992, S.370. – SBZ 1910/55, S.72, 83f.

Klausstrasse 24/26

Bauherrschaft	Baugesellschaft Bellerive.
Architekten	ADOLF und FRITZ BRUNNER.
1884/85	Neubau.

Als «Renaissanceschlösschen» stilistisch der Villa Riesmatt, Mittelstrasse 6, verwandt, waren die Architekten bezüglich des Bauschmucks zurückhaltender und versahen das Mansarddach der zweigeschossigen «Doppelvilla» mit einer begehbaren Zinne. 1889 erfolgte der Verkauf von Nr.24 an Johann Heinrich Trachsler-Biedermann. Nr.26 konnte bereits 1886 an Hartmann Rüegg-Honegger, den Bauherrn der Villa Egli, veräussert werden.³⁶

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.116. – INSA 10, 1992, S.358.

MITTELSTRASSE 12

Bauherrschaft	Johannes Honegger.
Architekt	HEINRICH HONEGGER-NÄF.
1886/87	Neubau.

Johannes Honegger³⁷ – in zweiter Ehe mit Anna Keller, Tochter von Jakob Keller, dem Gründer der Zürcher Kantonalbank, verheiratet – stieg 1858 in die 1853 gegründete mechanische Baumwollweberei Hub (Wald ZH) seines Bruders Kaspar Honegger ein. Nachdem die Fabrik 1859 abgebrannt war, baute Johann Honegger sie allein wieder auf. Kaspar hingegen errichtete die Fabrik im Neuthal (Bäretswil ZH).³⁸ Die Weberei von Johannes Honegger rentierte, sodass er 1873 eine weitere in der «Bleiche» (Wald ZH) – die grösste Weberei der

Schweiz – sowie 1869–1871 die Villa Flora (Rütistrasse 15, Wald ZH) erstellen konnte. Der Grossfabrikant Honegger kaufte 1880 zusätzlich noch die Villa Sonnenhof an der Rütistrasse 14 in Wald.

Der Bau der Villa Mittelstrasse 12 muss vor diesem Hintergrund als pied-à-terre in Zürich gewertet werden (Abb.340). Die zweigeschossige, herrschaftliche Villa (Umbauten 1903, 1942) mit konsolbesetztem Kniestock und Walmdach mit Zinne zeigt gegen die Mittelstrasse vier Achsen. Gurt- und Kranzgesimse betonen die Horizontale; einzige Vertikale bildet die unterschiedlich stark bossierte Eckquaderung. Die Südfront gegen die Lindenstrasse ist mit einem Risalit besetzt, dessen Giebel frühbarock geschweift zwei Rundfenster in Pilasterstellung zeigt. Dem Risalit ist ein zweigeschossiger, polygonaler Erker vorgesetzt. Die Opulenz des Erkerrisalits fällt aufgrund der kargen Instrumentierung der übrigen Fassadenteile umso mehr auf.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.123. – INSA 10, 1992, S.370. – MATTHIESEN 2010, S.15f., 19, 22f.,134.

MITTELSTRASSE 14

Villa Rösli

Bauherrschaft	JOHANN JAKOB HONEGGER.
Architekt	JOHANN JAKOB HONEGGER.
1892	Neubau.

Mittelstrasse 14 bildet mit Nr.12 ein Gebäudepaar, welches die formalen Attribute des französischen Schlossbaus des 16. Jahrhunderts adaptiert (Abb.341). Beide Bauten zeigen hohe, z.T. gekoppelte Fenster, die den Schlosscharakter zusätzlich unterstützen. Nr.14 ist reicher gestaltet, indem klassisches Formenrepertoire die gesamte Fassade überzieht; insbesondere die Fenstereinfassungen sind durch Pilaster, Sockel und Fries ausgezeichnet. Ein imposanter Treppenhausrisalit mit Attika und Dreieckgiebel zwischen den beiden Geschossen wird, wie die Gebäudeecken, von einer stark bossierten Eckquaderung begleitet. Ein steiles, schiefergedecktes Mansardwalmdach unterstützt zusätzlich die Allusion «Schlösschen».



341

Mittelstrasse 14. Villa Rösli. Foto 2003. BAZ. – Text S. 365.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 123. – INSA 10, 1992, S. 370.

HÖSCHGASSE 4

Villa Egli

Bauherrschaft	Hartmann Alfred Rüegg-Honegger.
Architekt	ALEXANDER KOCH.
Gartenarchitekt	OTTO FROEBEL.
1897–1902	Neubau.

Geschichte und Baugeschichte

Hartmann Alfred Rüegg war der Sohn des Textilkaufmanns Johann Jakob Rüegg-Raschle. 1875 war Rüegg Lehrling in einem «Handlungshaus». 1879 finden wir ihn in Mailand,³⁹ danach arbeitete er im väterlichen Betrieb, welchen er schliesslich übernahm und als «Hartmann Rüegg-Honegger, Rohseide und Export» weiterführte.⁴⁰ Sein grosses Vermögen erwirtschaftete er zusammen mit seinem Bruder Emil Rüegg, welcher ab 1879 in Shanghai arbeitete.⁴¹ Die Gebrüder Rüegg waren, ähnlich wie Diethelm & Co., im Export von Textilien nach Fernost und zudem mit dem Import von Rohseide für die (Zürcher) Seidenindustrie tätig.

1884 hatte Rüegg Emma Karolina Honegger geheiratet. Sie war die Enkelin von Hans Kaspar Honegger, dem Gründer der Weberei Rütli.⁴²

Rüegg-Honegger kaufte 1895 eine am Riesbacher Seequai gelegene Parzelle von dem über seine Frau verwandten Johannes Honegger. Er baute mit sei-

ner Villa die Seefront des Bellerivequartiers gegen Süden weiter, indem er direkt an das Landhaus «Solitude» anschloss; bekannt als die «Seeweid» aus den «Turnachkindern» der Kinder- und Jugendbuchautorin Ida Bindschedler.⁴³

Die Gründe, die Rüegg-Honegger dazu bewogen haben, ALEXANDER KOCH – er lebte seit 1885 in London, mit dem Bau seiner Villa zu betrauen, sind ebenso unbekannt wie die Beweggründe, welche die Akzeptanz des Bauherrn für eine konzeptuell typisch englische Bauweise bewirkten.

Um den Villenbau einordnen zu können, ist es dienlich, KOCHS Analyse der Unterschiede zwischen «continentaler» und englischer Architektur als Matrize zu benutzen. «Dem Engländer ist, was uns als klassischer Ernst imponiert, langweilig, überhaupt will der Engländer sich nicht imponieren lassen, sondern unterhalten sein und dies drückt sich auch in seinen Architekturbestrebungen aus.» Ein weiterer Unterschied sieht KOCH im Umstand, dass die akademische Ausbildung zum Architekten nicht wie auf dem Kontinent Fuss gefasst hatte, sondern «der junge Mann stattdessen etwa fünf Jahre zu einem Architekten in die Lehre» gegeben wurde. Die theoretische Ausbildung hatte er sich in eigener Initiative zu erwerben. Daher lernte der Engländer seine Architektur in einer pragmatischen, an die Baumeisterarchitekten erinnernden Ausbildung und nicht anhand klassischer Architekturvorbilder wie Tempel, Museen Paläste usw. Er verstehe es daher, «ein malerisches Gebäude herzustellen und wenn wir speziell bei der Villa und dem Wohnhaus verweilen, so ist es nicht nur malerisch [...], was er macht, sondern zudem äusserst bequem, den Bedürfnissen angepasst und kostet überdies nur die Hälfte von dem, was sein continentaler Kollege an dessen Stelle setzen würde».⁴⁴

Bauanalyse

An der Villa Egli lässt sich das englische Entwurfsprinzip nachvollziehen (Abb. 342, 343). Der Bau ist vom Inneren her gestaltet. Die Fassadengliederung steht in direktem Zusammenhang mit den Raumfunktionen. Dieses Gestaltungsprinzip steht im Gegensatz zum klassischen, für Zürich gängigen Instrumentar des Historismus, das die Fassade als Bildfläche des Sozialprestiges nutzt. Der Architekt und die Villa Egli spielen eine Vorreiterrolle, indem sie schon vor Muthesius' Plädoyer für das englische

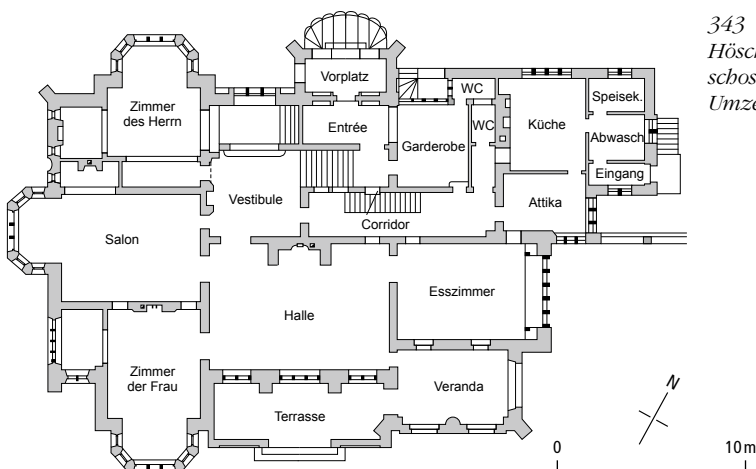


342, 344

Höschgasse 4. Villa Egli. Gartenfassade Süd. Foto Wolf-Bender, 1942. BAZ. – Villa Nabholz. Foto Breiting, 1901. BAZ. – Text S.366–368.

Wohnhaus 1908 dessen kreative Möglichkeiten zu nutzen wussten.⁴⁵ Der Villa Egli vergleichbar ist die Villa Nabholz, Seestrasse 119, (Abb.344), welche STADLER & USTERI 1894–1897 für den Seidenindustriellen Hermann Nabholz-von Grabow erstellen.⁴⁶ Hier zeigt sich jedoch ein entscheidender Unterschied, indem bei der Villa Nabholz Fassade und Binnenstruktur nicht in Kongruenz stehen. Am deutlichsten wird dies am sakral konnotierten, als polygonale Apsis gestalteten Treppenhaus, während KOCH sich bei der Villa Egli strikt profaner Vorbilder bediente und sie den Räumen und ihrer Funktion adäquat anwandte. Zu erwähnen ist NORMAN SHAW, dessen Villenbauten KOCH beeinflusst haben.⁴⁷

KOCHS Charakterisierung des «Malerischen» ergibt den Schlüssel zu Fassadenbehandlung und Gliederung des Baukörpers. Schon im Entwurf ging es darum, die «Neubauten so darzustellen, als hätten sie schon durch Jahrhunderte hindurch bestanden, und wenn sie auf der Zeichnung nicht mit Einsturz drohen, so erscheinen sie doch zum Mindesten äusserst reparaturbedürftig».⁴⁸ Das Nebeneinander von Fachwerk und stark bossierten Natursteinquadern, verschiedene Fenstergrössen in teilweise freier Verteilung, aber auch mehrere Kamine verschiedener Grösse erzeugen den Eindruck verschiedener Bauphasen, suggerieren Baugeschichte und Alter. Ein zusätzliches Element des «Malerischen» bildet das schottische Mauerwerk, das nicht nur mit Quadern



343

Höschgasse 4. Villa Egli. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. BAZ, Baueingabeplan 1897. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S.366f.



345

Höschgasse 4. Villa Egli. Erdgeschosshalle um 1900. Foto Privatbesitz. Repro BAZ. – Text S. 368.

verschiedener Grösse, sondern mit stärkerer und weniger starker Bossierung arbeitet, sodass ein lebendiger Schattenwurf entsteht, der den Baukubus auflösen scheint. Diesem Umstand dienen auch die über die Fassaden verteilten, stark vortretenden Bruchsteine, welche den Schattenwurf unregelmässig überhöhen.

An der Nord- wie der Südfassade in Stein gehauen das Allianzwappen Rüegg-Honegger. Links: ein aufgerichteter Löwe (Familienwappen Rüegg von Zürich). Rechts: ein natürlicher Pfau (Honegger von Zürich).⁴⁹

Das Innere zeigt sich weit konservativer als das Äussere (Abb. 345). Es orientiert sich – wie etwa die Wandtäfer, das Treppengeländer und das Portal des Vestibüls – am Barock. Die Halle wiederum sieht sich mit der Balkendecke und Zahnfriesen eher der Spätgotik verpflichtet, während das Herrenzimmer in Sichtfachwerk gehalten einen spartanischen Kontrast zum Damenzimmer bildet, welches mit Edelholztäfer und szenischem Eichenholzfries aufwartet. Jugendstil brachte KOCH nur wenig mit Glasmalereien und dem Schmiedeeisengitter der Portale zum Grundstück (OTTO BERTUCH) ein.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 110. – BIEDERMANN 2013. – BIRKNER 1972. – EGLI 1860. – INSA 10, 1992, S. 348. – KOCH 1889. – ULRICH 1905, S. 440f. – SBZ 1911/57, S. 257. – ZAK 1972/29, S. 131–140. – ZD 1989/90, S. 180–185.

NEUMÜNSTERALLEE 6, 9, 10, 12, 16, 17, 21

Villenquartier Neumünster

Der Grundeigentümer **Peter Emil Huber-Werdmüller** war ein Sohn des Seidenfabrikanten Johann Rudolf Huber-Zundel, Leiter der Seidenfirma Huber-Rordorf. Nach dem Maschineningenieurstudium am Eidgenössischen Polytechnikum erfolgten 1861/62 Aufenthalte in Frankreich, Belgien und England. Am «Conservatoire des arts et métiers» in Paris entstand die Freundschaft zu **Hermann Bleuler**, seinem späteren Schwager und Bauherrn der Villa Bleuler. 1864 heiratete Huber Marie Werdmüller. 1867 als Gemeinderat gewählt, war er von 1869 bis 1877 Bauvorstand in Riesbach. In diesem Zusammenhang steht auch sein Engagement für die Tunneltrasse der rechtsufrigen Seebahn, die unter dem Villenquartier hindurchführt. Er war Verwaltungsrat der Nordostbahn (NOB), dem er bis 1894 angehörte, und bis 1883 Direktor der «Zürcher Strassenbahn».⁵⁰ Wie gross Huber-Werdmüllers städtebauliches Engagement war und wie er bereits vor der Stadtvereinigung den damaligen städtischen Siedlungsraum als Ganzes betrachtete, belegen seine Entwürfe für den Riesbacher Quai, welche Grundlage für dessen Ausführung waren.⁵¹

Huber-Werdmüller war in der Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) tätig, als deren Gründer er mit seiner Firma P. E. Huber & Cie (Giesserei für Schmiedestücke, Scrap-iron-work) indirekt zu gelten hat und

als deren Verwaltungsratspräsident er von 1876 bis 1910 fungierte.⁵² Weiter engagierte er sich für die Aluminiumindustrie, da sich hier für die elektrotechnische Abteilung der MFO ein neues Absatzgebiet erschloss.⁵³

Das Villenquartier Neumünster belegt den Perimeter des 1845 von Hubers Vater erworbenen Landguts «Vogelhütte» (Abb. 346). Huber-Werdmüller vollendete 1892 das private Baureglement, die Genehmigung erfolgte 1894.⁵⁴ Motor für den Plan, ein Villenquartier zu etablieren, dürfte Huber-Werdmüllers städtebaulicher Weitblick gewesen sein. Auf der ersten Hangstufe über dem See lag das Quartier an einer ähnlich privilegierten Lage wie der Moränenzug des Parkings in der Enge.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.87, 129–132. – INSA 10, 1992, 375f. – RIETER 1957. – ROHRER/JUNG 1999. – RÜTTIMANN 1983. – STAFFELBACH 1943, S.25–179. – ZWCh 1901/45, S.357.

Neumünsterallee 6

Bauherrschaft	HANS VON MURALT.
Architekt	ADOLF BRUNNER.
Gartenarchitekt	OTTO FROEBEL.
1897/98	Neubau. ⁵⁵

HANS VON MURALT war ab 1882 Adjunkt des Stadtgenieurs, 1891 Stadt- und ab 1893 Kreisingenieur. Bevor er in den Dienst der Stadt trat, war er bis 1870 in der Firma Waring Brothers für den Eisenbahnbau in Siebenbürgen tätig, danach bis 1877 für die Nordostbahn (u.a. linksufrige Zürichseebahn) und 1879–1882 als Bauführer an der Gotthardbahn.⁵⁶

Die Villa ist in Sichtbackstein im kargen Stil französischer Landschlösser des Klassizismus erstellt (Abb. 347). Ein spitzbehelmter Treppenhausturm mit grossen, gesprossenen Fensterflächen sowie Fensterverdachungen mit Segmentbogen im Erdgeschoss erzeugen neben den Auszeichnungen von Portal und Treppenhausfenstern herrschaftlichen Anspruch. 1911 Verkauf an Marie Mathilde Trümpler-Ott und Einbau eines barocken Täferzimmers aus Bahnhofstrasse 33 (Hinterer Grabenhof, Abbruch 1911).⁵⁷ Ab 1958 Bürogebäude, 1980 Anbau.



346

Ausschnitt aus dem Übersichtsplan der Gemeinde Riesbach mit dem geplanten Villenquartier Neumünster, 1890. Rechts der Bildmitte die Neumünsterkirche mit ihrem Friedhof. Axial gegen Norden abgehend die Neumünsterallee mit den geplanten Villen. BAZ AA R 146. – Text S.369.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.129. – HAUSER 2000, S.96. – INSA 10, 1992, S.226, 375. – SBZ 1918/71, S.188. – ZD 1997/98, S.127.

Neumünsterallee 9

Bauherrschaft	Rudolf von Schulthess Rechberg-Stehli.
Architekt	JOHANN METZGER.
1903	Neubau.

Der Bauherr, Dr. iur. Rudolf von Schulthess Rechberg-Stehli, 1896–1903 erster Staatsanwalt, trat 1903 in die Schweizerische Kreditanstalt ein und wurde deren Vizedirektor. 1893 hatte er Julie Stehli, Tochter aus dem Hause der Textilindustriellen Stehli in Obfelden, geheiratet (vgl. Mittelstrasse 6).⁵⁸

In Reminiszenz an das barocke Stadtpalais Schulthess Rechberg⁵⁹ liess er sich eine zweigeschossige, neubarocke Villa mit Mansardwalmdach und Treppenhausrisalit erstellen. Im Erdgeschoss befindet sich ein Salon mit Marmorkamin und Stuckdecke. Heute Teil des Zentrums für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Zürich.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.129. – INSA 10, 1992, S.375. – USTERI 1958, S.115–119. – ZD 1997/98, S.128, 130.



347

Neumünsterallee 6. Villa von Muralt. Foto 2002. BAZ. – Text S.369.

Neumünsterallee 10

Villa Hagnauer

Bauherrschaft	Richard Hagnauer-Vogel. ⁶⁰
Architekt	JOHANN METZGER.
1898/99	Neubau. ⁶¹

Der Bauherr entstammte einfachen Verhältnissen. 1890 heiratete er Sophie Emma Vogel.⁶² Diese war die Tochter von Staatsschreiber Arnold Vogel-Hotz, der 1855 die sehr vermögende Elise Hotz geheiratet hatte. 1865 kaufte Vogel-Hotz das Palais Rechberg, wo in der Folge Emma Vogel aufwuchs.⁶³ 1889 ist Hagnauer als «Kaufmann in Buenos Ayres» zu fassen.⁶⁴ Er muss sich für längere Zeit und immer wieder in Südamerika, insbesondere in Chile aufgehalten haben, denn in Santiago ist die Firma «Hagnauer & Cie.» zu fassen, zudem wurde er 1898 chilenischer Konsul in Zürich.⁶⁵ Sein gesellschaftlicher Status lässt sich dadurch erhellen, dass er Verwaltungsrat des Warenhauses Jelmoli war und 1922 als Verwaltungsrat der Neuenburger-Versicherungen zu fassen ist.⁶⁶

Die zweigeschossige Villa mit Mansardwalmdach und Hochparterre wird durch drei Risalite mit Treppengiebel sowie einen mit dem strassen-

seitigen Risalit verschliffenen Eckturm mit Zwiebelhaube gegliedert (Abb.348). Loggien und Terrassen lockern die Fassade zusätzlich auf. Bossierte Eckquaderung, Hausteinkerle, Fassadendekor im Stil des deutschen Frühbarocks, Blatt- und Rankenwerk in den Fensterbrüstungen sowie Pilaster und Dreieckgiebel unterstreichen den Schlosscharakter. Die Verdachungen an den Turmfenstern des Obergeschosses zeigen einerseits das Füllhorn als Symbol des Wohlstandes und andererseits zwei Delphine als Symbol des Meeres und der Schifffahrt. Über dem rundbogigen Hausportal ein gleichseitiger Dreieckgiebel und in opulentem Rankenwerk das Wappen Hagnauer mit Helmzier.⁶⁷ 1975 Innenumbau für die Schulthessklinik.⁶⁸

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.130. – INSA 10, 1992, S.375f. – PFISTER 1928. – SCHULTHESS/RENFER 1996, S.117f. – ZD 1997/98, S.129f.

Neumünsterallee 12

Bauherrschaft	Emil Huber-Stockar.
Architekt	CONRAD VON MURALT.
Gartenarchitekt	OTTO FROEBEL.
Farbfenster	Gebrüder RÖTTINGER.
1899–1901	Neubau. ⁶⁹

Emil Huber – 1895 hatte er Helene Stockar geheiratet – war der Sohn von Peter Huber-Werdmüller, der den Bau des Villenquartier Neumünster angestossen hatte. Er war Maschineningenieur und



348

Neumünsterallee 10. Villa Hagnauer. 1898/99. Johann Metzger. Foto F. Ruef-Hirt, 1910. BAZ. – Text S.370.



349

Villa Neumünsterallee 12. In der Achse der Allee die Neumünsterkirche. Foto F. Ruef-Hirt, um 1910. BAZ. – Text S.371.

folgte seinem Vater 1891 als Direktor der elektrischen Abteilung der Maschinenfabrik Oerlikon. Befasst war er insbesondere mit der Vollelektrifikation der SBB, ab 1912 war er Mitglied der eidgenössischen Kommission für elektrische Anlagen (Elektrizitätsgesetzgebung).⁷⁰

Dem Bauherrn stand eine Doppelparzelle zur Verfügung, sodass OTTO FROEBEL eine ausgedehnte Parklandschaft unter teilweisem Einbezug des Parks des ehemaligen Landgutes Vogelhütte anlegen lassen konnte. Die Villa wurde in der Nordostecke des von Ost nach West abfallenden Geländes positioniert.⁷¹ Das historistische Gebäude weist einen unregelmässigen Grundriss und drei Quergiebel auf. Mit der Wahl des schottischen Mauerwerks wurde auf eine klassische Fassadengliederung verzichtet (Abb. 349). Einzig mit den Fensterformen wird gespielt, indem Rundbogen-, Segmentbogen- und Staffelfenster einander ablösen.

Im Inneren bestimmt eine zentrale Eingangs- und Treppenhaushalle den Grundriss. Diese wie auch ein Teil der Räume mit dem ursprünglichen Innenausbau sind wie etwa die Balkendecke der Halle von englischen Vorbildern beeinflusst.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.130. – INSA 10, 1992, S.376. – SBZ 1905/45, S.276, 305. – ZD 1997/98 S.126, 128, 130.

Neumünsterallee 16

Bauherrschaft	Emil Eduard Sulzer-Frizzoni.
Architekt	BAUR & CIE.
1895/96	Neubau.

Der Kaufmann Emil Eduard Sulzer heiratete 1889 Elena Luigia Frizzoni von Bergamo.⁷² Die Firma Sulzer-Frizzoni & Cie. war im Import von Rohseide tätig und besass zahlreiche Niederlassungen, u.a. eine in Lyon.⁷³ Ab 1891 ist Sulzer als Verwaltungsratsmitglied der National-Versicherung Basel zu fassen.⁷⁴

Das in Sichtbackstein erstellte, zweigeschossige Wohnhaus mit Hochparterre verzichtet auf jeglichen Bauschmuck. Granitsockel, Gurtgesims und Traufkehlung müssen genügen. Der an der Nordwestfassade angebrachte Treppenhausrisalit ist ebenso schlicht gehalten wie die Gauben des Mansardwalmdachs. 1909 polygonaler Zimmererkeranbau mit Dachterrasse durch FRIEDRICH WEHRLI.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.131. – INSA 10, 1992, S.376. – ZD 1997/98, S.127.

Neumünsterallee 17

Villa Sebes

Bauherrschaft	Eugen Sebes-Baumann.
Architekt	FRIEDRICH WEHRLI.
1902/03	Neubau. ⁷⁵

Eugen Sebes-Baumann, Leiter der Firma «Baumann älter», war 1905–1922 Verwaltungsrat des Schweizerischen Bankvereins.⁷⁶ Seine 1874 in Betrieb genommene mechanische Seidenstoffweberei (Am Wasser 55) war ein exportorientierter Grossbetrieb und beschäftigte 1925 728 Angestellte (Liquidation 1942).⁷⁷

WEHRLI erstellte eine neubarocke Villa, welche von Zürcher Barockpalais wie etwa dem Kreuzbühl inspiriert ist.⁷⁸ Das zweigeschossige Wohnhaus mit Walmdach verfügt im Hochparterre über Stichbogenfenster, welche an der dreiecksigen Strassenfront mit Verdachungen versehen sind. Neben den Fenstergewänden beschränkt sich die architektonische Auszeichnung auf Ecklisenen mit horizontalem Fugenstrich. Ein polygonaler Erker gegen den Garten sowie ein Verandaanbau mit Dachterrasse und rundbogigen Fenstern mit Jugendstilverglasung lockern den Baukubus auf, der zusätzlich durch einen Risalit an der Südwestfassade aufgebrochen wird.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 131. – BAUER 1972, S. 478. – INSA 10, 1992, S. 287, 375. – LÜPOLD 2010, S. 113. – RUSTERHOLZ 1963, S. 18f. – ZD 1998/99, S. 128.

Neumünsterallee 21

Bauherrschaft	Luzius Caviezel-Castelmur, Paula Friedheim.
Architekten	GIACOMO MOGGI, ⁷⁹ FRIEDRICH WEHRLI.
1896/97, 1901, 1909	Neubau.

Luzius Caviezel-Castelmur kam 1892 nach Zürich.⁸⁰ 1898 bezog er seine Villa an der Neumünsterallee.⁸¹ 1901 erfolgte der Verkauf an die Rentnerin «Paula Friedheim, geb. Hirsch». Sie wohnte jedoch nicht in der Villa.⁸²

Das Wohnhaus wurde 1901 durch einen dreigeschossigen Erker erweitert. Der Umbau des ursprünglichen Satteldachs zu einem Mansardwalmdach sowie der Anbau einer eingeschossigen Veranda 1909 veränderten das Erscheinungsbild zusätzlich.⁸³ Ungewohnt ist der Wechsel zwischen kargen, nur durch Gurtgesimse aus hellem Kalkstein gegliederten Sichtbacksteinfassaden und aufwendig in Neorokoko ausgeführten Risaliten. Auffallend ist dies insbesondere an der Strassenfassade, wo der Treppenhausturm über der Gebäudetraufe einen eingeschossigen Aufsatz mit «geschweiffter Haube» erhielt, der direkt dem süddeutschen Barock entliehen scheint. Desgleichen erinnert der strassenseitige Risalit an eine barocke Kirchenfassade. Zwischen dem geschweiften und gesprengten Segmentgiebel der Dachzone steht ein Frontispiz, in dem das Allianzwappen Caviezel-Castelmur mit Helmzier angebracht ist (Caviezel: in Gold drei schwarze Kugeln. Castelmur: in Rot silberne Zinnenmauer mit offenem Tor).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 132. – INSA 10, 1992, S. 219, 375. – REINLE 1962, S. 108. – ULRICH 1905, S. 437.

ZOLLIKERSTRASSE 32

Villa Bleuler

Bauherrschaft	Hermann Bleuler-Huber.
Architekt	ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI.
Gartenarchitekten	OTTO FROEBEL, EVARISTE MERTENS (nach Plänen BLUNTSCHLIS).
1885–1888	Neubau.
1901	Verkauf an Carl Abegg-Stockar, teilweise Neuausstattung.
Um 1905	Umbau Treppenhaus.
1943	Renovation.
1983	Kauf durch die Stadt.
1990	Abgabe im Baurecht an das Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft.
1990–1993	Restaurierung, Rekonstruktionen, Um- und Anbauten. ⁸⁴

Der Maschineningenieur Hermann Bleuler war 1870 an die Spitze des Instruktionkorps der Artillerie berufen worden, 1871 erfolgte die Beförderung zum Oberst. 1888 trat er als Oberinstruktor zurück und war bis 1905 Präsident des Schweizerischen

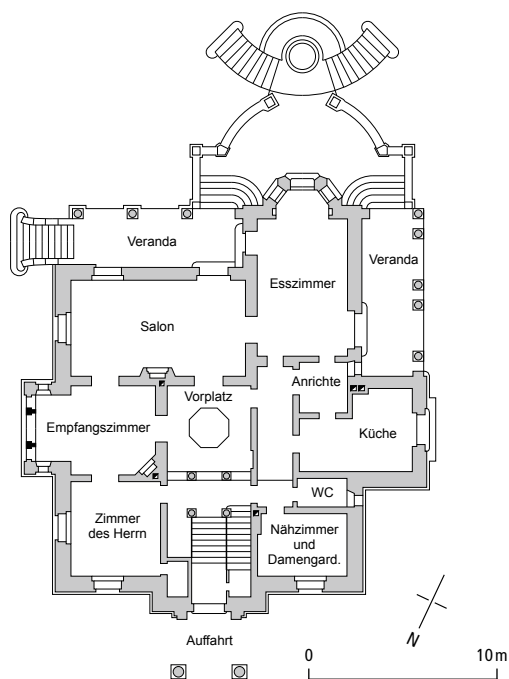
Schulrats (Leitung Polytechnikum), nachdem er bereits 1881 Mitglied und ab 1883 Vizepräsident war. 1873 heiratete Bleuler Emma Huber, die Schwester seines Freundes [Peter Emil Huber](#), des Initianten des Villenquartiers Neumünster.⁸⁵

Der Auftrag an den befreundeten Architekten [ALFRED FRIEDRICH BLUNTSCHLI](#) steht in Zusammenhang mit seiner beruflichen Veränderung. Als Vizepräsident und vollends als Präsident des Polytechnikums eröffnete sich ihm eine neue Aufgabe, die eine repräsentative Lebensführung mit einschloss. Finanzielle Schwierigkeiten – Bleuler verlor «um das Jahr 1900 einen grossen Teil seines Vermögens»⁸⁶ – zwangen ihn 1902 zum Verkauf der Villa an den Seidenhändler Carl Abegg-Stockar, welcher ab 1895 bis zur russischen Revolution 1918 in Kolomna bei Moskau die grösste Seidenzwirnerie Europas betrieb.⁸⁷

Der Bau der Villa erfolgte an der Hangkante, direkt südwestlich der alten Landstrasse, so dass mit einer Terrassierung gegen Norden ein ebener Vorplatz geschaffen und die Parkanlage gegen Westen stärker und gegen Süden nur sanft geneigt erstellt werden konnte ([Abb.350](#)).

Der Grundriss organisiert sich um eine zweigeschossige Säulenhalle mit oktagonalem Oberlicht ([Abb.351](#)). Dieser ist gegen Nordwesten das Treppenhaus angeschoben, welches an der Fassade durch einen Risalit in Erscheinung tritt. Die gegen Südwesten gelegene Küche wie auch das Badezimmer wurden durch eine Dienstubentreppe abgesetzt. Küche und Esszimmer (Erdgeschoss) sowie Elternschlafzimmer und Bad (Obergeschoss) treten als turmartiger Risalit mit Zinne respektive zweigeschossiger Quergiebel über die Fassaden vor, welche wiederum durch Terrassen und Loggien aufgelockert sind.

Der Fassadencharakter wird durch zwei Komponenten bestimmt. Die eine beherrscht die Strassen- und Eingangsfassade, greift mit dem dreigeschossigen, turmartigen Risalit mit Zinne auf die Gartenfassade über und erinnert an Stadtpaläste der Renaissance: geschlossene Fassaden, kubischer, geschlossener Altan, Rundbogenfenster mit Bossenquadern und behelmten Köpfen als Schlusssteinen. Die andere Komponente ist der «Villegiatura» gewidmet. Loggien, Balkone und ein polygonaler, stark befensterter Erker öffnen sich gegen den Park, in den eine Terrassentreppe führt ([Abb.352](#)). Die Lage wie auch der Park entsprachen zur Bauzeit



350, 351

Zollikerstrasse 32. Villa Bleuler. Ansicht von Norden. Foto 1970. BAZ. – Grundriss Erdgeschoss, 1:400. Baueingabeplan 1884. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S.373.

ganz dem weltflüchtig schöngeistigen Rückzug des Grossbürgertums in die ländliche, arkadische Abgeschiedenheit. Um dieser Kombination von städtischem Palazzo und Villegiatura gerecht zu werden, bediente sich [BLUNTSCHLI](#) der klassischen Formsprache, die wesentlich aus der Renaissance schöpft und sich bei den Wandmalereien und Sgraffiti an pompejanische Vorbilder hält.



352

Zollikerstrasse 32. Villa Bleuler. Ansicht von Süden. Lichtdruck Brunner & Hauser, um 1890. BAZ. – Text S. 373.

Dokumentation

Quellen: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass BLUNTSCHLI, Bericht von Peter Emil Huber-Werdmüller, 1912, Ms.10–12.

Literatur: ALTMANN 2000, Bd. 2, S. 219–223. – Baukultur 2003, S. 154. – FRÖHLICH 1994. – GUGGENBÜHL 1955, S. 111–119. – HAGER 1994. – HUGGENBERG-KAUFMANN 1947, S. 38f. – JUNG 1994. – KELLER 1994. – PAUR 1938. – REBSAMEN 1998. – ROTTER 1994. – SBZ 1905/45, S. 140. – HEUSSER 1994.

Plandokumente: BAZ, 9 Pläne Villa Bleuler. – gta Archiv, ETH Zürich, 11-O76-1 bis -42 (Nachlass BLUNTSCHLI).

ZOLLIKERSTRASSE 37

Bauherrschaft	Wilhelm Heinrich Diethelm-Diethelm.
Architekt	JOHANN METZGER.
1902	Neubau.

Diethelm wuchs in Erlen TG auf und besuchte die «Merkantilabteilung» der Kantonsschule Frauenfeld. Der kaufmännischen Lehre bei der Exportfirma «Bänziger, Bürke & Cie.» in St. Gallen folgte 1868 ein Volontariat bei «Streckeisen, Bischof & Cie» in London. Dort traf er J. R. Riedtmann, einen Nachbarn aus Erlen, der Teilhaber der Firma Hooglandt war. 1871 ging Diethelm bei der Firma Hooglandt & Co. in Singapur in Stellung. In Zürich hatte Diethelm 1886 – er war seit 1877 Teilhaber der Firma Hooglandt & Co. – seine eigene «W. H. Diet-

helm & Co.» gegründet, die als Generalagentin der «Hooglandt & Co Singapur» fungierte, welche er nach seiner Übernahme 1887 «Diethelm & Co. Ltd» nannte. Es entstand ein Unternehmen, das nach Fusionen heute als DKSH (Diethelm-Keller-Siber-Holding) in Asien tätig ist.⁸⁸ Nach 1906 hatte Diethelm & Co. den Hauptsitz in Zürich und Filialen in Singapur, Saigon und Bangkok.⁸⁹

Am 19. Feb. 1879 heiratete Diethelm Marie Diethelm von Erlen. 1879–1886 wohnte die Familie in Singapur, danach in Zürich, ab 1903 an der Zollikerstrasse 37.⁹⁰

Obwohl erst 1902 erbaut, ist die Villa gänzlich dem Historismus verpflichtet. Über einem Erdgeschoss mit Mauerwerk im schottischen Verband ist das Obergeschoss in Sichtbackstein erstellt. Das Walmdach mit Zinne und Dachhäuschen wird von drei verschiedenartig gestalteten Quergiebeln aufgelöst. An der Ecke Signau-/Zollikerstrasse bricht ein spitzbehelmter Erkerturm die Fassade zusätzlich auf. Rustizierte Ecklisenen, Treppengiebel und Fenster erinnern an Formen der deutschen Renaissance; der Quergiebel gegen die Villa Zollikerstrasse 41 nimmt die Grundform von deren Giebel auf.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 154. – EGGENBERGER 1987. – INSA 10, 1992, S. 435. – OETTLI/BRINER 1932. – Patumbah 2014. – WOLLE 2009. – ZANGGER 2011, S. 15, 85–90, 152–165. – ZD 1997/98, S. 128.

ZOLLIKERSTRASSE 41

Villa Rosenbühl

Bauherrschaft	Johann Edmund von Hegner-Meyer.
Architekt	JOHANN METZGER.
1898/99	Neubau.
1964, 1986, 2001	Umbauten.

Edmund von Hegner entstammte einer Winterthurer Familie, die u.a. mit seinem Grossvater [Salomon](#) den Schultheissen stellte. Zu Hause war die Familie im «Schanzengarten» (Büelrainstrasse 15), einem barocken Landsitz vor den Toren der Stadt. Der Vater, Oberstleutnant Edmund von Hegner-Siber – er hatte in Paris Strassen- und Brückenbau studiert – erwarb 1853 das Schloss Eppishausen (TG), wo er sich erfolgreich als Gutsherr betätigte.⁹¹ Seine Gattin, Dorothea Henriette Siber, war die Schwester von [Hermann Siber](#), welcher zusammen mit [Caspar Brennwald](#) 1865 die Import/Exportfirma Siber & Brennwald mit Sitz in Yokohama gegründet hatte.⁹²

Edmund von Hegner besuchte ab 1871 eine Handelsschule in Leipzig. Er wurde Prokurist bei [Adolf Guyer-Zeller](#), dessen Nichte Maria Henriette Meyer er heiratete.⁹³ Nach Guyer-Zellers Tod – Hegner war wohl dessen rechte Hand – folgte er ihm u.a. als Verwaltungsratspräsident der Jungfraubahn (Bau 1896–1912), deren Fertigstellung er betreute.

Die zweigeschossige, in Sichtbackstein erstellte Villa verfügt im Hochparterre über eine horizontale Bänderung in hellem Sandstein, die in die Fens-

tergewände greift ([Abb. 353](#)). Im Obergeschoss reduziert sie sich auf ein helles Band unterhalb der Fensterstürze. Ecklisenen werden durch einzelne, regelmässig gesetzte Bossenquader angetönt. Aufgebrochen wird der Baukubus durch Quergiebel und einen über Eck gesetzten, strassenseitigen Erkerturm. Der als Söller gestaltete Hauseingang ist dem Treppenhausrisalit, der ebenerdig den Dienstboteneingang birgt, seitlich angeschoben. Der Habitus des Baus lässt sich von Allusionen an die deutsche und die französische Renaissance leiten, so etwa das Dekor der Giebel, Dachgauben, Fensterbrüstungen und -verdachungen wie auch des Erkers in der Mittelachse des Erdgeschosses. Einzig die durch toskanische Säulen gegliederte Loggia mit Terrasse auf der Südostseite ist der Klassik verpflichtet.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 155. – INSA 10, 1992, S. 435. – LEDERGERBER 2001. – ULRICH 1905, S. 439. – WOLLE 2009. – ZANGGER 2011, S. 15. – ZD 1987/88, S. 168f. – ZD 1997/98, S. 127f.

ZOLLIKERSTRASSE 45

Villa zu den Tannen

Bauherrschaft	Heinrich Müller-Jelmoli.
Architekt	JOHANN METZGER.
1897/98	Neubau.

Heinrich Müller, Sohn des Regierungs- und Nationalrats Jakob Müller-Frey, besuchte die kaufmännische Abteilung der Industrieschule und später die kantonale Handelsschule. Er verbrachte ein halbes Jahr zur Weiterbildung in Marseille und 1866 ein weiteres in Alexandria, von wo ihn aber die Cholera vertrieb. Die Gründung eines Baumwollhandelsgeschäfts mit Niederlassung in Bombay war nicht erfolgreich. 1878 begann Müllers Karriere als Bürochef bei der 1872 gegründeten «Zürich Versicherung». Seine Karriere führte vom Direktor zum Generaldirektor. 1900–1922 hatte er Einsitz im Verwaltungsrat, dessen Präsident er ab 1915 war.⁹⁴

Die Villa verfügt über alle Attribute, wie sie für das im Quartier gängige Schema gelten: Aufbrechen des Kubus durch risalitartige Quergiebel, Erkerturm, Altan, Loggien und Balkone. Die heute purifizierten



353

Zollikerstrasse 41. Villa Rosenbühl. Foto 2002. BAZ. – Text S. 375.

Fassaden, ursprünglich mit Fugenstrich im Hochparterre, werden von schlichter Eckquaderung gefasst. Im Obergeschoss sind mehrere Fensterbrüstungen mit dekorativem Blattwerk besetzt. Das Dachgeschoss zeigt Sichtfachwerk, das ursprünglich reich verziert war.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 155. – DÜNKI 2000. – INSA 10, 1992, S. 435. – MÜLLER 2001. – ZD 1995/96, S. 237f. – ZD 1997/98, S. 126, 128, 130.

ZOLLIKERSTRASSE 128, 130

Villa Patumbah

Bauherrschaft	Carl Fürchtegott Grob-Zundel.
Architekten	ALFRED CHIODERA, THEOPHIL TSCHUDY.
Gartenarchitekt	EVARISTE MERTENS.
Dekorationsmalerei	WITT & OTT.
Glasmalerei Kuppel	ADOLF KREUZER.
Schmiedeeisenarbeiten	DAVID THEILER.
1883–1885	Neubau (Parkanlage 1890/91).
1911	Schenkung an das Diakoniewerk Neumünster.
1929	Verkauf der nördlichen Parkhälfte.
1981	Kauf durch die Stadt Zürich.
2010–2013	Restaurierung.

Baugeschichte⁹⁵

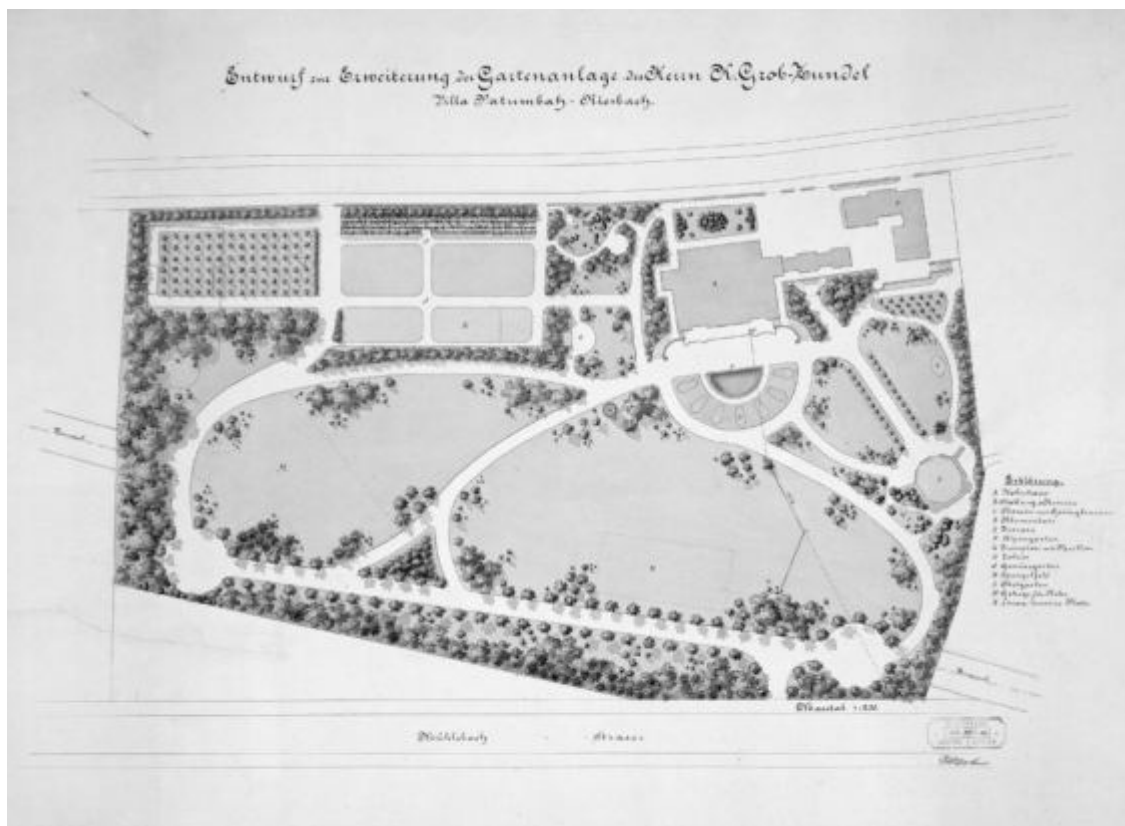
Grob, dessen Vater Hans Jakob Grob-Nüscheler Bäcker war, wurde «wegen Liederlichkeit und Unruhe» von der Volksschule genommen und nach Mettmensstetten geschickt. Mit 15 Jahren lebte er in Neuchâtel und begann mit 21 in Basel eine Ausbildung als kaufmännischer Angestellter. 1858 zog er nach Messina, damals eine der wichtigsten Hafenstädte für den Textilexport in den Orient.⁹⁶ Hier lernte er Hermann Näher aus Lindau (D) kennen,⁹⁷ mit dem er 1869 nach Sumatra reiste, wo sie auf den Plantagen von Albert Breker als dessen Teilhaber Muskatnussgärten unterhielten.⁹⁸ Nach der Gründung der Firma «Näher & Grob» pachtete diese 1871 vom Sultan von Serdang 5000 Hektaren Land für eine Tabakplantage, welche bald 25000 Hektaren (25 km²) umfasste, was einer «spekulativen Landnahme» gleichkam.⁹⁹ Näher & Grob beschäftigten rund 4300 Arbeitskräfte aus China,¹⁰⁰ Sumatra

und Java. Das goldene Zeitalter des Tabakanbaus in den 1880er Jahren erlaubte enorme Renditen; es kann von durchschnittlichen jährlichen Dividenden von bis zu 70% ausgegangen werden. 1889 erfolgte der Verkauf der Firma an Senembah Maatschappij (Senembah Aktiengesellschaft),¹⁰¹ ein niederländisches Konsortium, in dessen Verwaltungsrat Näher und Grob in Folge einer namhaften Beteiligung Einsitz nahmen. Vermutlich hatten die Überproduktion sowie die Importzölle der USA (knapp 50% auf Sumatratabak) den Verkauf von «Näher & Grob» bewirkt.¹⁰²

Bereits 1879 war Grob nach Zürich zurückgekehrt und heiratete 1881 Anna Dorothea Zundel.¹⁰³ 1883 übernahm er von seinem 1882 verstorbenen Bruder Heinrich das rund 13000 m² grosse Grundstück des Guts «Weinberg», um an dessen Stelle die Villa Patumbah mit ihrem Park zu errichten. Genieszen konnte er sein «Arkadien» jedoch nur wenige Jahre, denn 1893 starb er an den Folgen einer Tropenkrankheit. Seine Frau schenkte die Liegenschaft 1911 dem Diakoniewerk Neumünster, welches ein Erholungsheim einrichtete.¹⁰⁴

Kontext

Die Gesamtanlage, die Anordnung der Gebäude wie auch deren innere und äussere Gestaltung, müssen in enger Zusammenarbeit von Bauherr und Architekten entstanden sein (Abb. 354). Grob brachte sein Wissen und seine Vorliebe für Architektur und Kultur Ostasiens ein, wobei der Umgang in zeitgemässer historistischer Weise geschah. Weiter muss sich Grob in Fernost eine Lebenshaltung angeeignet haben, welche zusammen mit seinem Reichtum Anlass und Hintergrund zur opulenten Bauweise bildete. Grob bewegte sich in Sumatra in einer Kolonialgesellschaft, deren Grundlage der agroindustrielle Grossbetrieb war. Gesellschaftlich von Relevanz ist der Umstand, dass in der Kolonie eine klassen- und nationenübergreifende Solidarität der Weissen entstand, deren Ferment u.a. ein Kolonialrassismus war. Daraus leiteten die Kolonialherren Privilegien ab, die frappante Ähnlichkeiten mit europäischen Aristokratien aufweisen: Man legte Wert auf «Etikette, Pomp und traditionelle Uniformen». Es gab «Landhäuser, Gärten, Dienerschaft und Pferde».¹⁰⁵ Diese knappe Charakterisierung wirkt wie ein gesellschaftliches Programm für das Bauvorhaben in Zürich, dem eine neureiche



354

Evariste Mertens. «Entwurf zur Erweiterung der Gartenanlage des Herrn C. Grob-Zundel. Villa Patumbah-Riesbach». 1890. Foto DPZH. – Text S. 376f.

Attitüde eigen ist und das bezüglich Exotik im Inneren und Opulenz im Äusseren den gewohnten und quartierüblichen Rahmen bei Weitem sprengt; am nächsten steht ihm noch die Villa Bleuler.

Den Namen für seine Villa übernahm Grob von demjenigen seiner Tabakplantage «Patoembah» (phonetisch Patumbah) in Senembah; als Ortsbezeichnung besteht er noch heute.¹⁰⁶

Bauanalyse

Situation. Vor allem gegen Süden noch unbaut, erlaubte die Lage an der Hangkante eine freie Aussicht gegen Westen auf den See mit dem Uetliberg im Hintergrund und die fernen Glarner Alpen im Süden.

Äusseres. Im Aussenbereich ebenso wie in der Villa lässt sich eine Zweiteilung feststellen, welche sich nach den Argumenten «öffentlich – privat»

richtet. Inszeniert wird die Strassenseite der Villa als eigentliche Schauffassade (Abb. 355). Durch das Gefüge von doppelten, gespreizt gestellten Pilastern und Gebälkzonen wird ein Rahmen erstellt, in welchen die drei reich gestalteten Fensterachsen geradezu appliziert erscheinen. Der Balkon des Obergeschosses ruht auf mächtigen, geschweiften Volutenkonsolen, als ob er für ein überaus grosses Gewicht bestimmt sei. Die gekoppelten Balkonfenster, welche von einem gesprengten Segmentgiebel überhöht werden, und die flankierenden Rundbogenfenster mit gesprengten Volutengiebeln bilden das Instrumentar, welches den Fokus zusätzlich auf den Balkon lenkt, der als Brennpunkt der Fassade gedacht ist. Dem «Erscheinungsbalkon» ist insbesondere auch das sprechende Fassadendekor unterworfen. Wie sehr der Balkon mit dem Erscheinen des Ehepaars Grob-Zundel rechnete, zeigt die Unterseite der Balkonplatte, wo ein ehernes Tabak-



355

Zollikerstrasse 128. Villa Patumbah, Strassenfassade. Auf dem Balkon präsentiert sich der Baubherr, Johann Fürchtgott Grob-Zundel. Foto R. Gubler, um 1890. BAZ. – Text S.377f.



356

Zollikerstrasse 128. Villa Patumbah, Eingangsgalerie. Foto 2006. BAZ. – Text S.378.



357

Zollikerstrasse 130. Kutscherhaus der Villa Patumbah. Foto BAZ. – Text S.378.

blatt in einem Wappenschild angebracht ist: Carl Fürchtgott Grobs «Fundament» ist der Tabak. So erscheint denn auch die Tabakpflanze nur und einzig als Wandmalerei in den hochrechteckigen Wandfeldern, welche das Balkonfenster flankieren. Alle andern mit Wandmalereien versehenen Wandflächen sind mit klassischen Ranken, Blüten, Fruchtgehängen oder Festons geschmückt. Die Bronzefiguren (Merkur, Abundantia) in den Wandnischen des Obergeschosses, beide überhöht von Medaillons mit dem ligierten Schriftzug «GZ» (Grob-Zundel) sowie die überquellenden Füllhörner der Sprenggiebel der Fensterverdachungen schliessen das Programm der Schauseite.

Die Schaufassade selbst ist durch einen Vorgarten abgesetzt, welchem sich gegen Süden ein Vorplatz anschliesst. Dieser wird, wie die gesamte Strassenfront, durch ein neubarockes Schmiedeeisengitter abgeschlossen. Auf den Vorplatz öffnet es sich über ein Personenportal, das axial auf den Zentralbau der Galerie führt. Flankiert wird es von zwei doppelflügligen Portalen für Kutschen.

Die gusseiserne, verglaste Galerie in neubarockem Stil trennt die Vorfahrt vom Park (Abb.356).¹⁰⁷ Sie führt in ihrer Längsachse sowohl ins Haus als auch auf den Vorplatz des L-förmigen Kutscherhauses. Der in die Mittelachse der Galerie gesetzte Zentralbau erlaubt jedoch auch den direkten Zugang in den Park, wie überhaupt die verglaste Galerie dem Ankömmling einen ersten Blick in die arkadische Parklandschaft mit Pavillon erlaubt. Diese Tripelfunktion der Galerie mit ihrer unorthodoxen Organisation des Zugangs dürfte von Grobs kolonialer Vergangenheit beeinflusst sein: Haus, Park und Pferd bilden die Angelpunkte.

Wie wichtig Pferd und Kutsche für Grob waren, zeigt sich am Kutscherhaus (zwei Wagenremisen, eine Stallung), das sich, neben seinem die Wirkung der Villa steigernden Kontrast, an einer Kombination des zeitgenössischen Pförtner-, Stall- und Remisen- sowie Gartenhauses orientiert, wobei insbesondere letzterem der Schweizer Holzstil vorbehalten war,¹⁰⁸ dem hier aber wiederum «orientalische Opulenz» eigen ist (Abb.357).

Die Seiten- wie auch die Gartenfassade der Villa folgen keiner individuellen Ikonografie (Abb.358). Hier müssen einzig die Werkstoffe (Souterrain Kalkstein, Fenstereinfassungen, Gesimse, Balustraden usw. Carrara- und Veroneser Marmor) sowie die illusionistische Wandmalerei (Marmorinkrustationen,



358

Zollikerstrasse 128. Villa Patumbah, Gartenfassade. Foto HBA, um 1971. BAZ. – Text S. 378f.

ornamentierte Pilaster und Frieze) in Renaissanceformen den Reichtum repräsentieren.

Der Altan mit Freitreppen, die Arkade des Souterrains mit seinem «Spielzimmer», aber auch die beiden Balkone des Obergeschosses öffnen die Gartenfassade gegen den englischen Park und die ferne Landschaft. Hier, auf der abgewandten, privaten Seite der Villa, wird die Idee von Grobs persönlichem Arkadien direkt greifbar (Abb. 357).

Inneres. Hier unterscheiden sich halböffentliche und private Räume in ihrer Ausstattung wesentlich. So wie das Äussere der Villa nur mit wenigen exotischen Elementen bestückt ist und sich primär an klassisches Formenrepertoire hält, sind auch das Erdgeschoss wie die Zugangsgalerie europäischem Formengut verhaftet. Einzig die Decken der Galerie und des Herrenzimmers nehmen asiatisches Formengut auf (Abb. 359). In der Galerie zielt ein vierfarbiger, illusionistischer Baldachin in Form gespannter, seidendurchwirkter Planen die Decke, im

Herrenzimmer bieten die Tapeten (rekonstruiert) und die Kassettendecke in Formen und Ornament Allusionen an Fernost. Ansonsten finden wir eine klassische Ausstattung, welche im Damenzimmer barock zu überborden scheint. Die Ecken des Stuckplafonds sind mit den Symbolen der vier Jahreszeiten belegt, welche das Deckengemälde, eine Allegorie des ewigen Frühlings, zusammen mit Kartuschen und Friesen mit Blütenmalerei umfassen (Abb. 361). Es handelt sich geradezu um eine Apotheose des Weiblichen und indirekt von Anna Dorothea Zundel. Über die Balkontür und Fenster erfolgt eine Verschränkung des arkadischen Parks mit dem Damenzimmer als Hort des glückseligen und unbeschwerten Lebens.

Der Wintergarten zeigt illusionistisch gemalte Bögen (teilweise zerstört), die einen ebensolchen Deckenrahmen tragen, der den Blick auf ein Trompe-l'œil-Deckengemälde freigibt. Grotesk geformte, von Blumen umrankte Stützen tragen pavil-



359

Zollikerstrasse 130. Villa Patumbah. Eingangsgalerie mit Blick gegen den Hauseingang. Gut erkennbar die baldachinartig bemalte Decke. Foto 2006. BAZ. – Text S. 379.

Ionartig ein durchbrochenes Rund, über dem sich ein bewölkter Himmel öffnet, in den Tauben und Reiher (?) aufsteigen. Das über den Wintergarten belichtete Vestibül ist mit feingliedrigen Grotesken bemalt. In dessen Zentrum gibt ein Okulus einen indifferenten Blick in die Glaskuppel der Obergeschosse frei.

Bauherr wie Architekten wussten bezüglich der Exotik offenbar «Mass» zu halten, indem das

Äussere der Villa wie auch deren Erdgeschoss mit den halböffentlichen Räumen nur sehr zurückhaltend Hinweise auf die Herkunft des Reichtums geben.

Die privaten Räume insbesondere des zweiten Obergeschosses atmeten völlig asiatisches Flair (Abb. 360). Farbigkeit und Formen des Innenaubaus (Balustraden, Stützen mit chinesischen Schriftzeichen,¹⁰⁹ Gebälk der Galerie) scheinen Pagoden



360

Zollikerstrasse 130. Villa Patumbah. Zweites Obergeschoss, asiatisch gestaltete Galerie. An den Lisenen im Hintergrund die «Urbebersignaturen». Foto 2006. BAZ. – Text S. 380f.

und Hallentempeln entlehnt. Die Wandmalerei des Treppenhauses – wiederum zeigt die illusionistische Landschaftsmalerei schwergewichtig Himmel und exotische Pflanzen – verweist mit ihren grotesken Stützen auf den ornamentalen Reichtum Ostasiens. Ganz offenbar war Grob mit dem Kulturraum, dem er seinen Reichtum verdankte, nicht nur geschäftlich, sondern auch in Kunst und Lebensweise nach wie vor verbunden.

Dokumentation

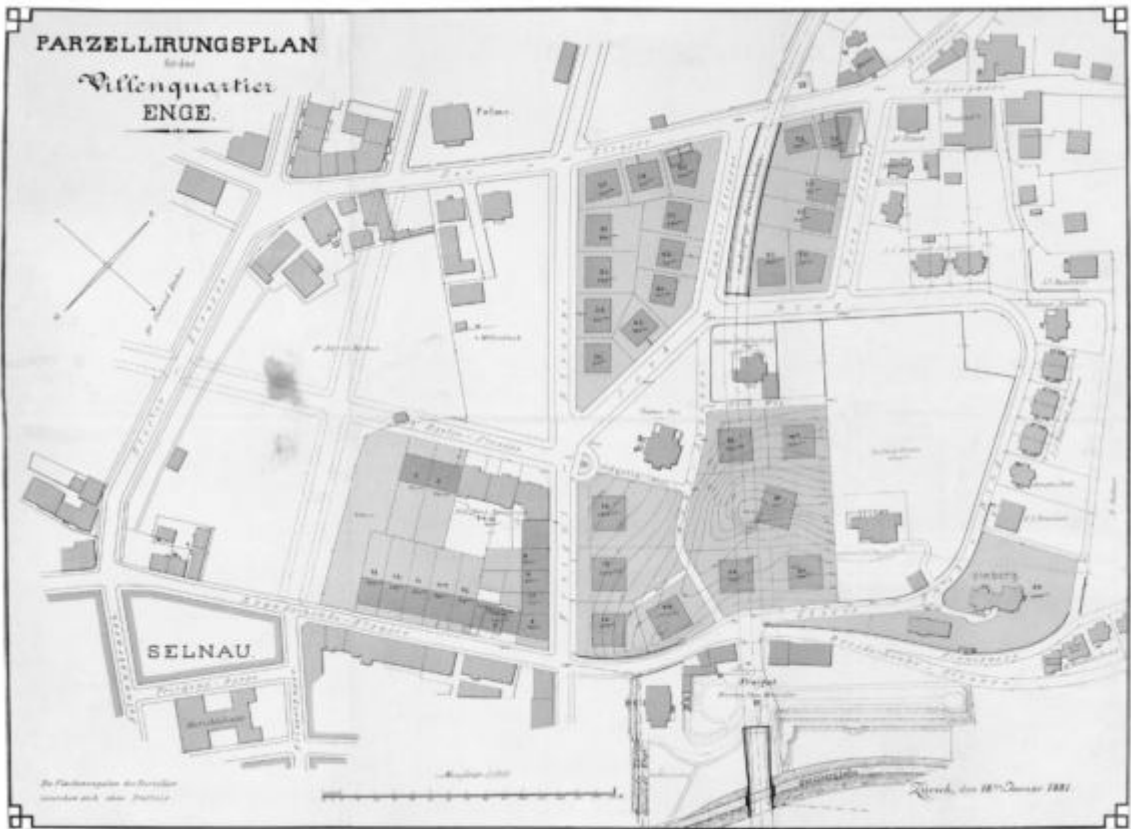
Literatur: Baukultur 2003, S. 158. – Neumünster 1889, Ss. 377f. – Heimatschutz 2010/50, S. 8f. – INSA 10, 1992, S. 436. – Patumbah 2014. – Schweizer Verein Deli 1936. – TEC 21, 4. Oktober 2013, Nr. 41–42, Villa Patumbah, S. 16–25. – ZANGGER 2011, S. 197.

Plandokumente: BAZ, Baueingabepläne 1883. – DPZH, Gartenplan 1991. – Div. Planaufnahmen.



361

Zollikerstrasse 130. Villa Patumbah. Erdgeschoss, Damenzimmer. Foto DPZH. – Text S. 379.



362

Parzellierungsplan für das Villenquartier Enge, Parkring. 1881. Gereibte Doppel­einfamilienhäuser, Villen im Park sowie Blockrandbauten belegen das Quartier. Grau hinterlegt sind projektierte Bauten. Ganz rechts die Neubauten von Bourcart/Ernst. Foto Stadt Zürich Geomatik+Vermessung. – Text S. 383f., 410.

PARKRING 23/25, 27/29, 39/41, 43/45, 47/49

Villenquartier Parkring

Bauherrschaft	Jean-Jacques Bourcart.
Architekt	HEINRICH ERNST.
1876	Neubau.

Jean-Jacques Bourcart erwarb – wohl 1874/75 – am Parkring fünf Parzellen (Nrn. 23/25, 37/29 und ehemals 35) und am «oberen Parkring», dem jüngeren westlichen und nördlichen Teil der Strasse, weitere acht Parzellen (Nrn. 39/41, 43/45, 47/49, 51, 53) (Abb. 362).

Das Gespann Bourcart/ERNST trat als Pionier der Siedlung auf und nahm als einziges eine syste-

matische Überbauung an die Hand. Die weitere Bautätigkeit, die bis um 1890 am regsten war,¹¹⁰ betraf im Wesentlichen nur noch die oben genannten Neubauten sowie Parkring 37 und Aubrigstrasse 10/12, letzteres ein 1890 erbautes, grossbürgerliches Doppelwohnhaus des Architekten CONRAD VON MURALT, der zugleich als Bauherr fungierte.¹¹¹

Fast wie ein Fremdkörper wirkt die «Villa dem Schönen» (Parkring 30), welche mit ihrem Volumen und der historistischen Palastarchitektur den am Parkring etablierten Repräsentationsanspruch bei weitem sprengt. 1898 von FRIEDRICH KÜHN für den Arzt und Kunstsammler Adolf Friedrich Hommel erstellt, 1902–1904 durch CHIODERA & TSCHUDY stilgerecht um zwei Museumsräume erweitert, birgt das Gebäude mit seiner teilweise reichen Ausstattung heute das Liceo Artistico.¹¹²



363

Parkring 39/41, 43/45, 47/49. Doppeleinfamilienhäuser im Auftrag von Jean-Jacques Bourcart. Foto Lichtdruck Brunner & Hauser, um 1895. BAZ. – Text S.384.

Freigutstrasse 9 (Villa Maria), 1897–1899 von **ALFRED CHIODERA** und **THEOPHIL TSCHUDY** für Maria Koch-Jagenberg, die Witwe des Fabrikanten Wilhelm Koch, erstellt, richtet sich mit einer Fassade zwar gegen den Parkring, ist jedoch städtebaulich Teil der unteren Freigutstrasse und Pendant des nordöstlich gelegenen bürgerlichen Blockrandquartiers.¹¹³

Das Quartier wurde nicht in der 1881 geplanten Form realisiert. Dies liegt wesentlich darin begründet, dass am sanft geneigten Moränenfuss gegen den Schanzengraben im Geviert Freigut-/Brandchenke-/Stocker-/Gartenstrasse resp. Bleicherweg ab 1886 grossbürgerlich ambitionierte Blockrandbebauungen entstanden, die einem neuen urbanen, kostengünstigeren Wohnstil entsprachen, der dem «Villenquartier» Konkurrenz machte. Die bescheidenen, zeitgenössischen und von spekulativen Bauherren wie Bourcart wohl auch werbetechnisch als «Villa» angesprochenen zweigeschossigen Einfami-

lien- oder Doppelwohnhäuser ohne grösseren Grünraum waren dazu keine Alternative.

Während ERNST Parkring 23/25 und 27/29, heute modernisiert, als neoklassizistisch geprägte zweigeschossige Doppelwohnhäuser mit Mansardwalm-dach konzipierte, ging er bei den Doppeleinfamilienhäusern Parkring 39/41,¹¹⁴ 43/45, 47/49 formal andere Wege, auch wenn das Grundrisskonzept das gleiche blieb (Abb.363). Der optisch wirksame Unterschied liegt im Umstand begründet, dass in Achse 1 und 4 je ein steiler und schmaler Quergiebel mit Flugsparrendreiecken den Charakter leicht neugotisch prägt.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 71. – INSA 10, 1992, S. 379. – ZAD 2010–2012. S. 122.

BÜRGERLICHE MEHRFAMILIENHÄUSER

Von Interesse sind hier Häuser, welche spezifisch für mehrere bürgerliche Mieter erstellt wurden. Solche Bauten lassen sich ab 1850 in Zürich vermehrt fassen. Ab etwa 1880 handelte es sich meist um Dreifamilienhäuser, die als Solitär oder als Teil eines kleinen Quartiers – z.B. [Seestrasse 65, 67, 69](#) – meist von einem Garten umgeben sind. Spezifisch ist der Umstand, dass sie, wie auch die Ein- und Zweifamilienhäuser, ursprünglich an eher privilegierter und insbesondere in «durchgrünter» Lage zu finden sind.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

[AUF DER MAUER 3, 5, 7, 9,](#)
[AUF DER MAUER 2, 4, 6, 8,](#)
[LEONHARDSHALDE 2, 7, 9](#)

Bauherrschaft	PAUL RORDORF, Salomon Rordorf-Gwalter.
Architekt	PAUL RORDORF. ¹¹⁵
1884–1891	Neubauten.

Die Mehrfamilienhäuser bilden eines der wenigen Beispiele, bei denen eine Grossparzelle im Nachgang zu öffentlichen Bauten (Polytechnikum) und zusehends verbesserter Erschliessung (Hauptbahnhof, Bahnhofbrücke) schon vor dem Baugesetz von 1893 gezielt und nicht mehr oder weniger zufällig spekulativ überbaut wurden. Ausschlaggebend war der Umstand, dass 1813 der Weinhändler Salomon Rordorf den Rebberg oberhalb des Landgutes «Mauer» kaufte und praktisch der gesamte Perimeter im Eigentum der Familie Rordorf blieb. Die Quartierbebauung setzte 1877 mit dem Bau der Privatstrasse «Auf der Mauer» an, damals eine u-förmige Schlaufe (Auf der Mauer/Leonhardshalde) mit Anschluss ans Central, aber ohne Erschliessung gegen Pfrundhaus und Polytechnikum.

Die vier kleineren Dreifamilienhäuser (Auf der Mauer 3, 5, 7, 9) entstanden zwischen 1884 und 1891, Nr.3 und 5 sind identisch, die Nummern 7 und 9 wurden allein von PAUL RORDORF erstellt. Höher an den Hang gesetzt, bilden die Nummern 2 ([Abb. 364](#)), 4, 6, 8 und Leonhardshalde 2 eine Zeile



364

Auf der Mauer 2. Mehrfamilienbaus. Foto 2008. BAZ. – Text S. 385.

grösserer, beinahe herrschaftlicher Mehrfamilienhäuser mit ausladenden Balkonen. Sie sind einem zurückhaltenden, klassizistisch geprägten Historismus verpflichtet und bilden eine Variante zu den Doppelwohnhäusern, wie sie im gleichen Dezennium im Parkring entstanden sind.

Dokumentation

Literatur: INSA 10, 1992, S. 301, 363. – RORDORF 1920, S. 257–259. – RORDORF 1964.

BELLERIVESTRASSE 18

Bauherrschaft	CASPAR OTTO WOLFF.
Architekt	CASPAR OTTO WOLFF.
1886/87	Neubau.

CASPAR OTTO WOLFF, Sohn von Staatsbauinspektor JOHANN CASPAR WOLFF, besuchte die Bauschule des Polytechnikums unter [GOTTFRIED SEMPER](#). Er trat in Zürich als Bauherr und Architekt von Privathäusern auf.¹¹⁶

Auf eine schmale Parzelle an die Kreuzung Bellerive-/Feldeggstrasse gesetztes Dreifamilienhaus mit Walmdach und Zinne, das sich mit seiner vier-



365

Bellerivestrasse 18. Mehrfamilienhaus.
Foto 1985. BAZ. – Text S. 385f.

achsigen Hauptfront gegen Süden wendet; an der schmalen Westfassade sind verglaste Veranden vorgesetzt (Abb. 365).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 81. – FRÖHLICH 1974/1, S. 248. – INSA 10, 1992, S. 313. – SBZ 1888/12, S. 55.

MÜHLEBACHSTRASSE 77

Bauherrschaft	ANDREAS WIDMER. ¹¹⁷
Architekt	ANDREAS WIDMER.
Um 1863	Neubau.

Das vom Bauherrn geplante und realisierte dreigeschossige Mietshaus mit Quergiebel und Dachwohnung – WIDMER belegte selbst eine Wohnung – steht traufständig mit fünf Achsen zur Strasse und zeigt einen flachen Mittelrisalit, der drei Achsen umfasst und im zweiten Obergeschoss durch einen Balkon ausgezeichnet ist. Handwerker und weitere

mittelständische Bauherren konnten sich Wohneigentum aufgrund der knappen Finanzierung oft nur leisten, indem sie kleinere Mietshäuser erstellten, in denen sie selbst eine der Wohnungen belegten.

Klassizistisch-biedermeierliches Mietshaus, dem nachträglich an der einen Giebelseite eine hölzerne Veranda angefügt wurde.

OTTIKERSTRASSE 14, 18/20, 22, 24

Bauherrschaft	Sali Hermann Noerdlinger. ¹¹⁸
Architekt	Stieger & Cie. (JOSEF STIEGER).
1904–1912	Neubauten.

Der Bankier Sali Hermann Noerdlinger trat bereits 1895/96 in Stuttgart als Bauherr eines «Mietshauses» auf.¹¹⁹ Sein Umzug 1903 nach Zürich hing mit seiner Tätigkeit als spekulativer Bauunternehmer zusammen. 1905 hatte er an der Ottikerstrasse drei Häuser realisiert. 1910/11 ist er als Bauherr der Mehrfamilienhäuser Ottikerstrasse 53 und

55–57 und 1912 des Wohn- und Geschäftshauses Nüschelerstrasse 6/Bahnhofstrasse 41 zu fassen.¹²⁰ Offenbar ging Noerdlinger durch seine spekulative Bautätigkeit mehrmals Konkurs, weshalb er, 1918 wieder in Stuttgart, Suizid begangen haben soll.¹²¹

Zwischen der Weinberg- und der Universitätsstrasse dehnte sich südlich bis gegen die von den Hochschulen her ausgreifende Siedlung entlang der Sonnegg- und der Culmannstrasse ein weitgehend unbebautes Terrain aus, welches lediglich durch die nicht völlig ausgebaute Stapferstrasse schwach erschlossen war. Die vertikale Erschliessung des Hangs wurde 1898 mit dem Bau der Ottikerstrasse – sie folgte wie üblich den Parzellengrenzen – vollzogen.¹²²

Kurt Guggenheim – er lebte 1905–1917 an der Ottikerstrasse 18 – beschreibt die Stimmung, die er an seinem neuen Wohnort empfand: «Die Ottikerstrasse, damals eine Art Neuland an der Grenze zwischen Ober- und Unterstrass, von einem Tobel durchschnitten [Waltensbach] und während einiger Jahre auf eine gewisse Weise noch Pioniergegend. [...] so erhoben sich linkerhand die als weniger solid geltenden Scheierhäuser und rechts die Noerdlingerhäuser, Gebäude von individueller Prägung, im deutschen Baukastenstil, nicht ohne eine gewisse Grosszügigkeit erstellt. [...] Galt das im vollen Umbruch befindliche Quartier am Rande des lehmigen Tobels mit seinem Huflattich als minderwertig gegenüber dem vornehmeren Engequartier, so bezeichnete das Wohnen in einem neuen Haus mit Garten, auf zwei Stockwerken, die durch eine innere Verbindungstreppe miteinander verbunden waren, kühne Modernität und zweifellos eine sozial-symbolische Erhöhung.»¹²³

Ottikerstrasse 14

Das Dreifamilienhaus mit herrschaftlichen 6-Zimmer-Wohnungen wurde 1904/05 an der Ecke Turner-/Ottikerstrasse erstellt (Abb. 366). Kernstück jeder Wohnung ist der «Gesellschaftssaal», der sich über sechseckigem Grundriss gegen die Strassenkreuzung wendet. Flankiert wird er von je zwei weiteren Zimmern entlang der Längsfassade. Hinterlegt werden die als Enfilade angelegten Wohnräume von einem Korridor in gebrochener Winkelform, sodass das Treppenhaus in einer Achse mit dem Gesellschaftsraum liegt.

Die Schauseite liegt an der Ottikerstrasse und über Eck gegen die Strassenkreuzung. Mit dem Ins-



366

Ottikerstrasse 14. Mehrfamilienhaus. Im Hintergrund rechts: Ottikerstrasse 18/20. Foto 1910. BAZ. – Text S. 387.

trumentar und dem Dekor der Palastarchitektur und Dekorationselementen des Jugendstils wird zusammen mit der Monumentalordnung und den beiden über Eck gesetzten Erkertürmchen mit Laterne ein überaus herrschaftlicher Anspruch erweckt.

Ottikerstrasse 18/20

An diesem Wohnhaus zeigt sich exemplarisch die Inkongruenz von Funktion und Erscheinungsbild. Es handelt sich um ein Doppelwohnhaus mit je zwei 6-Zimmer-Wohnungen über zwei Etagen. Die Wohnungen selbst sind je über eine Binnentreppe erschlossen. Diese suboptimale Grundrisslösung wird durch den längsrechteckigen, schmalen Grundriss der Wohnungen noch verstärkt. Die äussere Erscheinung, welche mit romantisch belegten Architekturversatzstücken die Allusion Schlossbau nährt, lässt jedoch wie in Nr. 14 auf grosszügige Etagenwohnungen schliessen. **Kurt Guggenheim** verbrachte hier seine Kindheit und Jugend.

Ottikerstrasse 22, Castello Rosso; Nr. 24

Ursprünglich war das im Stil der deutschen Renaissance erstellte Mehrfamilienhaus mit dem gleichen Wohnungsschema wie Nr. 18/20 angelegt (Abb. 367, 368).¹²⁴ Gegenüber den Nrn. 14 und 18/20 zurückhaltender instrumentiert (roter Sandstein, verputzte Wandflächen, gotisierendes Dekor mit Jugendstilversatzstücken), leitet das Haus zu Nr. 24 über, welches den Reformstil aufnimmt, auch wenn der Grund- wie der Aufriss durch Erkertürme, Balkone und eine komplexe Dachlandschaft nach wie vor dem Historismus verpflichtet sind.



367, 368

Ottikerstrasse 22. Mehrfamilienhaus Castello Rosso. Foto 2005. BAZ. – Wohnraum Erdgeschoss mit Jugendstildekor. Foto BAZ. – Text S. 387f.



In der opulenten Anwendung architektonischer Zeichensprache treffen sich die Häuser an der Ottikerstrasse mit den Wohn- und Geschäftshäusern am Bleicherweg 37–47 (1893–1906, [CHIODERA & TSCHUDY](#)), wo sich die Auflösung des klassischen Historismus im Jugendstil fassen lässt ([Abb. 369](#)).¹²⁵ Noch näher dürfte die Haltung derjenigen von Bernastrasse 1–15/Sihlfeldstrasse 45–63 sein, wo sich ab 1908 der eklektizistische Stilpluralismus wie ein Musterbuch lesen lässt.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S. 56f. – BZD 1974–1979, 2. Teil, S. 67. – BZD 1980–1984, 2. Teil, S. 202. – BZD 1999–2002, S. 103. – GUGGENHEIM 1999, S. 15f. – HELFENSTEIN 1982. – INSA 10, 1992, S. 378.

PLATTENSTRASSE 33

Zum Hohenstein



369

Bleicherweg 37–47. Wohn- und Geschäftshäuser von Chiodera & Tschudy, 1893–1906. Foto 2005. BAZ. – Text S. 388.

Bauherrschaft	Rudolf Kuhn, Schneidermeister.
Architekten	AUGUST CONRAD STADLER, JOHANNES PFRUNDER. ¹²⁶
1862/63	Neubau.

Vermutlich hatte sich Kuhn mit dem Bau finanziell übernommen, denn kurz nach Bauabschluss traten die Baumeister STADLER und PFRUNDER als Eigentümer auf.

Das viergeschossige Mehrfamilienhaus (heute Steinerschule) hebt sich vom damals in Zürich gängigen Schema des klassizistisch-biedermeierlichen Wohnhauses mit Giebeldach, wie es gerade an der nahen Plattenstrasse 52 (1861/62) repräsentativ vertreten ist, klar ab. Ganz offensichtlich muss AUGUST CONRAD STADLER planender Architekt gewesen sein. Die Eindrücke und Skizzen seiner Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien

(1839/40)¹²⁷ dürften mit ein Grund für das Abweichen vom lokalen Baustil gewesen sein.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S.145. – INSA 10, 1992, S. 382.

PLATTENSTRASSE 46/48

Bauherrschaft	Franz Ludwig Bauer.
Architekt	unbekannt.
1863–1865	Neubau.

Franz Ludwig Bauer, Weinhändler aus Fluntern, muss unter die spekulativen Bauherren gerechnet werden, treffen wir ihn doch gleich benachbart auch als Bauherrn von Plattenstrasse 50 (ersetzt durch Neubau) und 52 an.

Auffallend an Nr.46/48 ist der Umstand, dass hier – man erinnere sich an den Brandmauerartikel des Baugesetzes von 1863 – ein axialsymmetrisches Doppelhaus zu je fünf mal drei Achsen erstellt wurde, das unter seinem Walmdach eine Strassenfront von insgesamt zehn Achsen birgt; die Haustüren liegen an den seitlichen Schmalfronten. Das Erdgeschoss wird durch ein Gurtgesims von den drei Obergeschossen getrennt, von welchen das Dachgeschoss durch einen Fries abgehoben ist. In Achse drei und acht zieren im ersten und im zweiten Obergeschoss Balkone mit zeitgenössischen Eisengeländern die Fassade. Mit seinem Volumen hebt sich das Mehrfamilien-Doppelwohnhaus deutlich von den umgebenden Wohnbauten ab und wäre am ehesten mit Zürichbergstrasse 30 (1864) vergleichbar.

PLATTENSTRASSE 52

Bauherrschaft	Franz Ludwig Bauer.
Architekt	unbekannt.
1860/61	Neubau.

Während der Weinhändler Bauer an Plattenstrasse 46/48 1863–1865 eine regelrechte «Mietskaserne» mit geringstem Umschwung wohl für die untere Mittelschicht erstellte, vertritt Nr.52 einen gehobenen Ansatz. Ganz im Stil einer herrschaftlichen Villa

liegt hinter dem an den Strassenrand gerückten, traufständigen Haus ein grosser Garten mit altem Baumbestand, in dem das Nebengebäude Nr.52a an der Grundstücksgrenze mit Nr.50a zusammengebaut ist. An eine Villa erinnert auch der vier von sechs Achsen umfassende, kaum vorspringende Risalit mit Quergiebel, durch den die Dachwohnung des dreigeschossigen Wohnhauses komfortabler ausfällt. Das erste Obergeschoss ist als piano nobile ausgestaltet, das durch Gurtgesimse gefasst und durch ornamentierte Brüstungsreliefs sowie einen Balkon mit Gusseisengittern ausgezeichnet wird. Das Mehrfamilienhaus bildet das Bindeglied zwischen den 1836/37 erstellten Escherhäusern am Zeltweg 7–15 und der Baumeisterarchitektur der zweiten Hälfte des 19.Jahrhunderts.

Ein Bewohner des Hauses war der Chirurg [Theodor Billroth](#), der hier während seiner Lehrtätigkeit von 1861 bis zu seinem Ruf nach Wien 1867 wohnte.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S. 146. – INSA 10, 1992, S. 382.

PLATTENSTRASSE 78

[Hottingerhof](#)

Bauherrschaft	Hans Heinrich Tanner.
Architekt	unbekannt, GOTTFRIED SEMPER ? ¹²⁸
1864/65	Neubau.

Gleich nordwestlich des alten Zentrums von Hottingen, am Baschligplatz, treffen wir auf vier zwischen 1861 und 1870 erstellte Häuser: Plattenstrasse 74, 77, 86 und 88, die bis auf Nr.88 seit ihrem massiven Umbau nicht mehr viel gemeinsam haben. Bauherr der vier Wohnhäuser war Hans Heinrich Tanner, Ziegeleibesitzer in Seebach-Binz. Mit seiner Ziegelei, in der er auch noch nach dem Fabrikgesetz von 1877, das Arbeit für Kinder unter 14 Jahren verbot, für Kost und Logis «auswärtige Kinder in schulpflichtigem Alter als billige Arbeitskräfte» beschäftigte,¹²⁹ schuf er sich offenbar das Kapital, um nahe dem Spitals und der Hochschule Mietshäuser zu erstellen. Für Nr.74, in dem Tanner selbst wohnte, ist als Baumeisterarchitekt [WENDOLIN WÜRSCH](#) zu fassen (1869/70).¹³⁰

Plattenstrasse 78 – durch Innenrenovationen teilweise verändert – hat rein äusserlich mit den



370

Plattenstrasse 78. Mehrfamilienhaus. Wohnhaus von Gottfried Semper, der möglicherweise auch an der Planung beteiligt war. Foto F. Ruef-Hirt, 1910. BAZ. – Text S.389f.

vorgenannten Bauten nichts gemein. Gleich sind Bauherrschaft (Tanner), Bauzeit (1860er Jahre) und die Funktion als Mietshaus. Frappant ist der formale Unterschied zu WÜRSCHS Haus Nr.74 und den weiteren von Tanner in Auftrag gegebenen Bauten. Der differenzierte Fassadenaufriß kann nur erklärt werden, wenn zumindest einer der frühen Schüler SEMPERS oder gar SEMPER selbst die Hand – auf welche Weise auch immer – im Spiel hatte (Abb.370). Auffällig ist, dass SEMPER gleich nach Bauvollendung eingezogen ist.

Die Abnahme der Fenstergrösse mit jedem Geschoss – ausgenommen vom Erd- zum ersten Obergeschoss, die durch einen Fries getrennt sind – die Gliederung durch Gurtgesimse und Pilaster, die einen Sockel, drei Ober- sowie eine Art Attikageschoss ausscheiden, das flach geneigte Dach wie auch der Aufbau der Balkone, die im Erdgeschoss auf gemauerten Pfeilern ruhen, während die Obergeschosse schlanke korinthische Gusseisensäulen mit Schaftring und zylinderförmigen Kämpfern aufweisen, zeugen von einem akademisch geschulten Architekten.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S.113. – Baumeisterhäuser 2011. – FRÖHLICH 1974/1, S.236, 243f. – INSA 10, 1992, S.382.

SCHULHAUSSTRASSE 27

Bauherrschaft	Heinrich Schächli.
Architekt	unbekannt.
1892/93	Neubau.

Das Mehrfamilienhaus ist ein Vertreter des «ländlichen Historismus», der mit viel weniger Opulenz (Aufriss, Dekor) als im urbanen Kontext auskommt (Abb.371). Über einem Sockelgeschoss, welches durch Rustika-Lisenen betont wird, werden das erste und das zweite Obergeschoss durch Sichtbackstein-Lisenen zusammengefasst, wobei das erste Obergeschoss mit den Dreieckgiebeln der Fensterverdachungen zurückhaltend als piano nobile bestimmt wird. Die vertikale Gliederung des Baukörpers durch Risalite gibt die Möglichkeit für Quergiebel, welche im Schweizer Holzstil gehalten sind. Jedes Geschoss verfügt in der Nordostecke über einen teilweise verglasten Gusseisenbalkon.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S.78. – INSA 10, 1992, S.399.

SCHULHAUSSTRASSE 41

Villa Ariana

Bauherrschaft	KARL WALDMANN-ABEGG.
Architekt	KARL WALDMANN-ABEGG.
1898	Neubau.

KARL WALDMANN-ABEGG stammte aus Wiesenbach (Württemberg, D) und ist 1879 als Architekt und Bauherr an der Bürglistrasse 27 fassbar. Er wurde 1889 Bürger von Enge.¹³¹ In der Folge ist er in der Gemeinde Enge als spekulativer Bauherr für bürgerliche Mehrfamilienhäuser tätig.¹³²

Dem in ländlich geprägtem Historismus erstellten Mehrfamilienhaus Nr.27 benachbart, trumpft Nr.41 mit urbanem Formen- und Stilrepertoire auf (Abb.372). Der Kellersockel (Granit) ist in den Hang gebaut, das Hausportal (Nordostecke) des



371, 372

Schulhausstrasse 27. Mehrfamilienhaus. Foto Breiting, 1894. BAZ. – Schulhausstrasse 41. Mehrfamilienhaus. Foto 1979. BAZ. – Text S. 390f.

dreigeschossigen Mehrfamilienhauses wird über einen Vorgarten mit Freitreppe erreicht. Geprägt wird die Strassenfassade (Nordfassade) von einem polygonalen, im ersten und im zweiten Obergeschoss zusätzlich mit barock geschwungenen Balkonen besetzten Erkerturm mit Spitzhelm, dem an der Nordwestecke ein über Eck gestellter, viereckiger Risalit mit eingeschossigem spitzbehelmtm Turmaufsatz antwortet. Fugenstrich und Diamantquader der granitnen Fenstergewände des Erdgeschosses bilden mit dem Kellergeschoss einen Sockel, dem quasi zwei «Beletagen» folgen. Diese sind – wie auch die Turmaufsätze – reich mit barocken Ornamenten belegt, die sich an Formen orientieren, wie sie sich im Umkreis von [BORROMINI](#) finden lassen (Kartuschen, Fruchtgehänge, Muschelornamentik, Frauenköpfe, Putten, Fabelwesen).

Schulhausstrasse Nr. 27 und 41 bilden den südlichen Abschluss des in nächster Nähe, nordwestlich des Schulhauses Bürgli, gewachsenen kleinen Viertels mit bürgerlichen Mehrfamilienhäusern.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 78. – INSA 10, 1992, S. 218, 399.

SEESTRASSE 65, 67, SEEWARTSTRASSE 5, RICHARD-WAGNER-STRASSE 6

Bauherrschaft	WILHELM ERNST HIERONYMI.
Architekt	WILHELM ERNST HIERONYMI.
1895/96	Neubau.

Die vier frei stehenden, identischen Dreifamilienhäuser erheben durch das Mansarddach und den barocken Baustil einen herrschaftlichen Anspruch. Das Erdgeschoss ist mit horizontalem Fugenstrich betont, das erste Obergeschoss als piano nobile reicher gestaltet als das zweite. Loggien statt Balkone, Kartuschen – teilweise mit Büsten besetzt – in den geschwungenen Giebeln der Fensterverdachungen erwecken die Allusion an ein Stadtpalais.

Dokumentation

Literatur: INSA 10, 1992, S. 402.



373

Universitätsstrasse 27–31. Mehrfamilienhaus mit Ladenlokalen. Foto 2006. BAZ. – Text S.392.

UNIVERSITÄTSTRASSE 27, 29, 31

Bauherrschaft	FERDINAND WILHELM HOLZHALB.
Architekt	FERDINAND WILHELM HOLZHALB.
1865–1867	Neubau.

Dem Klassizismus der Escherhäuser von **LEONHARD ZEUGHEER** verpflichtet, bilden die drei spätklassizistischen, zu einem Block gefügten Mehrfamilienhäuser zu je drei Traufachsen eine frühe Reaktion auf den Bau des nahen Polytechnikums (Abb.373). Dem als Risalit gestalteten, flach gedeckten viergeschossigen Mittelbau ist je ein dreigeschossiger Flügel angefügt. Ursprünglich unterstützte ein Vorgarten den repräsentativen Anspruch. Universitätsstrasse 17–21 (Bauherrschaft Heinrich Egolf) nahm 1879 HOLZHALBS Gebäude als Vorbild.¹³³ Weinbergstrasse 112–116 zeigt, wie dieser Bautyp noch 1894 seine Verwendung fand.¹³⁴

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2009, S. 68. – Baukultur 2010, S. 83, 84. – INSA 10, 1992, S. 422.

FRÜHE MEHRFAMILIENHÄUSER FÜR ARBEITER UND NIEDERE ANGESTELLTE

Eine klare Grenze zwischen einem Mietshaus für die Unterschicht und Objekten für die untere Mittelschicht ist nicht scharf zu ziehen, auch wenn Fassadenschmuck, Balkone und Kubatur Marker sind. Die Realität bildet fließende Übergänge, welche quartierspezifisch beeinflusst sind. So ist in Hottingen und dem Hochschulquartier das Mehrfamilienmietshaus für niedere Angestellte an sich etwas komfortabler gestaltet als etwa in Unter- oder Oberstrass, da es sich in ein Quartier mit höherem Sozialprestige einzufügen hatte. Im Industriequartier und auch in Aussersihl hingegen waren die frühen Mietshäuser der 1860er bis 1880er Jahre äusserst schlicht gestaltet und grenzten sich klar von den wenigen mittelständischen Bauten ab. Gerade in diesen beiden, ab etwa 1890 von grosser Baudynamik erfassten Gebieten blieben nur wenige und daher umso wichtigere Zeugen der frühen «Mietskaserne» (Schöneeggquartier) erhalten. Auffallend ist der Umstand, dass die kleineren Mehrfamilienhäuser mit bis zu maximal acht Parteien in der Regel nur zwei Fensterachsen breit sind, was einer 3-Zimmer-Wohnung mit Küche und gemeinsamer Toilette im Treppenhaus-Zwischengeschoss entspricht.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

KASINOSTRASSE 18, 20

Bauherrschaft	HEINRICH BOSSHARD.
Architekt	HEINRICH BOSSHARD, Baumeister?
1885	Neubau.

Das Doppelhaus ist ein später Vertreter des Baumeisterhauses. Zwei lediglich zwei Achsen breite, giebelständige Häuser sind durch einen traufständigen, vierachsigen und zweigeschossigen Verbindungsbau mit zwei Haustüren zusammengefasst.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.HO.C.32.a.:6.

LAURENZGASSE 3

Bauherrschaft	Salomon Maag, Baumeister in Riesbach.
Architekt	RUDOLF MÜLLER.
Um 1887/88	Neubau.

Traufständiges, schlichtes Mehrfamilienhaus, das zu seinen drei Geschossen zusätzlich ein Dachgeschoss zählt, das gegen die Strasse einen einachsigen Quergiebel zeigt. Die dichte Befensterung der Traufseite sowie die lediglich zwei Achsen breite Giebelseite zeigen die Kleinräumigkeit des Inneren auf. Vergleichbar damit ist die nahe gelegene Laurenzgasse 12.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.US.C.16.a.:3.

NEUFRANKENGASSE 25, 27

Bauherrschaft	Johannes Bosshard, Schreiner. ¹³⁵
Architekt	unbekannt.
Um 1874–1877	Neubau.

Das dreigeschossige Doppelwohnhaus mit je vier Wohnungen erhebt sich über minimalem Grundriss (Abb. 374). In der fünfachsigen Trauffassade zwei Hauseingänge. Die Dachwohnungen werden durch einen Quergiebel mit zwei Fenstern zusätzlich belichtet.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.AS.C.23.:6.

NEUFRANKENGASSE 29

Bauherrschaft	Georg Hess. ¹³⁶
Architekt	unbekannt.
Um 1863–1865	Neubau.

Traufständig vierachsiges, dreigeschossiges Miethaus mit zweiachsigem Quergiebel der Dachwohnung. Gegen Nordwesten ein zweiachsiger Flachdachanbau, der mit einem Umbau des Hauses zusammenhängen dürfte.



374

Neufrankengasse 25/27. Doppelmehrfamilienhaus. Foto Wolf-Bender, 1950. BAZ. – Text S.393.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.AS.C.23.:5.

NORDSTRASSE 16

Bauherrschaft	Heinrich Bräm, Schreiner.
Architekt	J. J. SUL, Baumeister?
Um 1864–1866	Neubau.

Offenbar hatte sich Bräm am Bau übernommen, denn schon 1864 ist das Haus Konkursmasse und geht 1866 an den Baumeister J. J. SUL, welcher als Architekt zu vermuten ist. Das Haus entspricht mit seinen 4×2 Achsen bis auf das Pultdach statt des Quergiebels Neufrankengasse 29.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.US.C.16.a.:2.

Literatur: INSA 10, 1992, S. 382.

QUELLENSTRASSE 22/24/26, 28/30/32

Bauherrschaft	KNÖPFLI-STUTZ.
Architekt	KNÖPFLI-STUTZ, Baugeschäft.
1886/87	Neubau.

Die zwei giebelständigen, dreigeschossigen Mehrfamilien-Reihenhäuser zu je drei mal drei Wohnungen sowie an den Giebelseiten je mit einer Dachwohnung konzipiert, entsprechen in ihrer kargen



375

Quellenstrasse 22/24/26. Mehrfamilienhauszeile. Foto 2006. BAZ. – Text S. 360, 393f.

Schlichtheit der spätbiedermeierlich geprägten Baumeisterarchitektur (Abb. 375). Im Inneren teilweise noch der ursprüngliche Innenausbau.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.AS.C.23.:9.

SCHÖNEGGSTRASSE 34

Bauherrschaft	ANTON CARL.
Architekt	ANTON CARL, Baumeister? ¹³⁷
1879/80	Neubau.

Das viergeschossige, giebelständige Mietshaus zählt traufseitig vier und giebelseitig drei Achsen, wobei die nordwestliche Traufseite mit dem Treppenhaus eine fünfte, durch einen kleinen Quergiebel markierte Achse zählt, während die südöstliche durch den zweiachsigen Quergiebel der Dachwohnungen akzentuiert wird (Abb. 376). Die Instrumentierung der Fassade zeigt das für den etwas höheren Anspruch an Prestige übliche Repertoire: Ein Fries trennt das Sockel- von den Obergeschossen, von denen das dritte wiederum durch ein Gurtgesims mit dem Dachgeschoss vereint wird. Hervorgehoben werden das erste und das zweite Obergeschoss zusätzlich durch horizontale Fensterverdachungen. Insgesamt ein wenn auch karger, so doch differenzierter, spätklassizistischer Fassadenaufriß. Vergleichbar mit Zweierstrasse 9.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.AS.C.23.:7.

Literatur: INSA 10, 1992, S. 398.

ZWEIERSTRASSE 9

Bauherrschaft	Heinrich Keller. ¹³⁸
Architekt	unbekannt.
1861	Neubau.

Vertreter des in Aussersihl und Industrie ehemals verbreiteten Typs der «Mietskaserne». Mit insgesamt acht Wohnungen und einer Wirtschaft im Erdgeschoss bestückt, sind die Wohnungen über einen Mittelrisalit erschlossen. Lediglich Gurt- und Kranzgesimse gliedern den Bau. Das erste der drei Obergeschosse zeigt horizontale Fensterverdachungen.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.AS.C.23.:5.

Literatur: Baukultur 2004, S. 84. – INSA 10, 1992, S. 439.

WOHNSIEDLUNGEN

Vor der Ära des «Roten Zürich» spielten «Arbeitersiedlungen» in ihrer traditionellen Form, wie sie im Rahmen der industriellen Revolution und der philanthropisch-erzieherischen Bestrebungen privater Trägerschaften ab den 1860er Jahren entstanden, in Zürich eine untergeordnete Rolle.¹³⁹ Es war allgemein beabsichtigt, nicht zur Miete, sondern zum Verkauf zu bauen, was die Häuser nur für Facharbeiter, Angestellte oder qualifizierte Handwerker prädestinierte,¹⁴⁰ welche diese zudem noch als Spekulationsobjekte «missbrauchen» konnten, wie es z.B. in der Siedlung Sonnenberg der Fall war.¹⁴¹ Die zu hohen Kosten resultierten einerseits aus dem Umstand, dass gegenüber den Vorbildern in Mulhouse oder Winterthur die Landpreise höher und jedem Haus ein grösserer Garten zu eigen war. Andererseits führten die «besseren Raumverhältnisse» und der höhere Ausbaustandard zu einer Verteuerung, welche zusammen mit dem Baugesetz, das weder Holz- noch Fachwerkbau zuließ, den Erwerb der Häuser durch einfache Arbeiter praktisch verunmöglichte.¹⁴²



376

Schöneggstrasse 34. Mehrfamilienhaus. Foto BAZ. – Text S. 394.

Als Protagonist des Arbeiterwohnbaus trat die Firma Escher Wyss und Cie. in Person ihres Mitbesitzers Friedrich von May-Escher 1859/60 an der Sonneggstrasse in Erscheinung (Abbruch 1950/51).¹⁴³ Wohl in Zusammenhang mit dem Ausbau der Maschinenfabrik und der Spinnerei erfolgte in der Höhe über der Fabrikanlage,¹⁴⁴ durch den Weinbergfussweg auf kurzem Weg erschlossen, der Bau der Arbeitersiedlung nach englischem Vorbild.

Die «Aktiengesellschaft für Erstellung von billigen Wohnungen» realisierte 1861 – Architekt war JOHANN CASPAR ULRICH – eine Siedlung an der Badener-/Engel-/Feld-/Pflanzschulstrasse (Abbruch 1979).¹⁴⁵

Der wichtigste Bauherr im Rahmen des Arbeiterwohnungsbaus bis um 1900 war der Aktienbauverein Zürich. Er entstand auf Initiative von [Johann Heinrich Fierz](#),¹⁴⁶ Textilkaufmann und Politiker, Bauherr von Zürichbergstrasse 8. Der Verein war eine «Unternehmung für Erstellung billiger Wohnungen auf Verkauf». Mit den Fierzhäusern (58 Einheiten) und dem Sonnenbergquartier (62 Einheiten) er-

stellte er ab 1873 die beiden ersten Grosssiedlungen der Stadt.

Etwas überspitzt formuliert, kann festgestellt werden, dass die von gemeinnützigen Gesellschaften erstellten sogenannten Arbeitersiedlungen letztlich als Zuchtanlagen für das Kleinbürgertum gedacht waren und – einem ideologisch geprägten Gutmenschenstum verpflichtet – den erhofften Erfolg nicht zeitigten.

Neben diesen Arbeitersiedlungen waren vor 1900 Genossenschaftssiedlungen noch weit weniger vertreten. Insgesamt sind zwei zu verzeichnen. Die 1891/92 erstellte Genossenschaftssiedlung Eigenheim war, wie die andern Arbeitersiedlungen der Zeit, nur über «grössere Geldbeträge einiger Herren» zu realisieren. Die zweite ist die erste Genossenschaftssiedlung im modernen Sinn. Ausgehend vom 1891 gegründeten «Verein der Zürcher Wohnungsmieter» – heute als Mieterverband bekannt –, wurde von der Zürcher Bau- und Spargenossenschaft (heute Zürcher Bau- und Wohngenossenschaft) an der Sonneggstrasse eine frühe Form der Hofrandbebauung mit vier Geschossen realisiert, welcher die Blockrandbauten Feldstrasse 115/119/121 folgten.¹⁴⁷ Es fällt auf, dass die Genossenschaft anders als die Bauvereine baute. Da es nicht um preisgünstiges, kleinbürgerlich-ideologisch intendiertes Wohneigentum im Kleinstformat, sondern um erschwingliche Mietwohnungen ging, war das mehrgeschossige, verdichtete Bauen, wie es mit Blockrandbebauungen in den 1890er Jahren als modern und urban betrachtet wurde, die bevorzugte Bauform.



377

Aktienbausiedlung Sonnenbergquartier. Hölderlinstrasse 6 (links), Fichtenstrasse 14/16 (rechts). Foto F. Ruef-Hirt, um 1910. BAZ. – Text S. 396.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

ASYLSTRASSE 93,
FICHTENSTRASSE 1–13, 21–23, 49–55, 2–24,
BERGSTRASSE 154–160,
HÖLDERLINSTRASSE 3–5, 4–8,
LILIENSTRASSE 1–7A, 4,
VEILCHENSTRASSE 2–10, 16–22, 3–9, 15–19

Aktienbausiedlung Sonnenbergquartier

Bauherrschaft	Aktienbauverein Zürich.
Architekten	JOHANNES BAUR (Projektplanung), JOHANN FRIEDRICH ZUPPINGER-SPITZER, GOTTFRIED HESS (Bauleitung). ¹⁴⁸
1873–1889	Neubau.

Ab 1873 wurde die Siedlung in vier Bauetappen bis 1889 mit insgesamt 60 Häusern und 100 Wohnungen erstellt (Abb. 377),¹⁴⁹ zur dritten Etappe zählen auch die 1877 erbauten zwei Doppelwohnhäuser Bergstrasse 154/156, 158/160.¹⁵⁰

Vorbild war u.a. die Cité Ouvrière in Mulhouse, wobei die Zürcher Häuser komfortabler angelegt und im Sonnenbergquartier u.a. «mit Wasserleitungen in die Küchen» versehen waren, während die Bewohner der Fierzhäuser «auf einen gemeinschaftlichen Pumpbrunnen angewiesen waren».¹⁵¹

Realisiert wurden die Siedlungen mit drei Haustypen als Doppelhaus. Ein Typ war eingeschossig für eine Familie; alle weiteren Häuser waren zweigeschossig für eine oder zwei Familien angelegt. Aus Kostengründen wurde 1875 ein weiterer, den Häusern in Mulhouse nahe stehender Typ mit vier Häusern eingeführt, was jedoch die erhofften Einsparungen kaum brachte.¹⁵²

Dokumentation

Literatur: Aktienbauverein 1896. – Baukultur 2003, S. 25. – Baukultur 2013, S. 39. – INSA 10, 1992, S. 300. – Wohnsiedlungen 2003, S. 140f.

EIGENSTRASSE 5–17, 8–26,
HEIMATSTRASSE 3–25, 6–20

Genossenschaftssiedlung Eigen-Heim

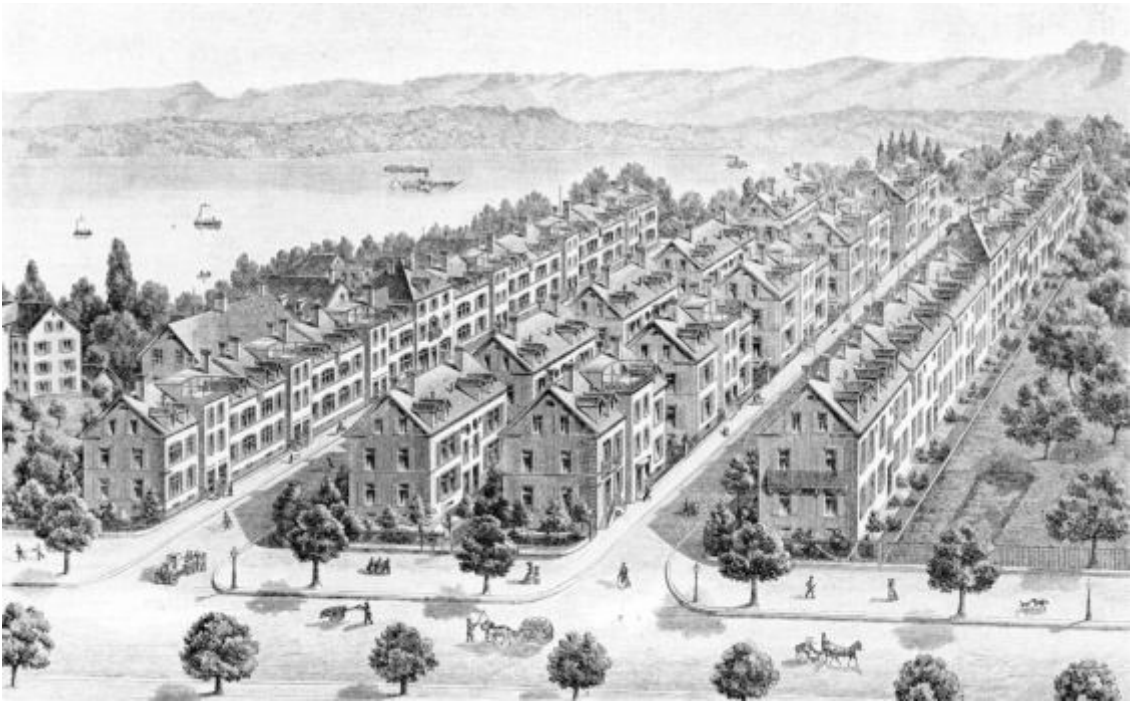
Bauherrschaft	Baugesellschaft Eigen-Heim.
Architekt	HERMANN I. FIETZ.
1891/92	Neubau.

Deutlicher als der Aktienbauverein vertrat die Baugesellschaft Eigen-Heim philanthropische Anliegen. HERMANN FIETZ skizzierte die Wohnsituation in Zürich am Vorabend der Eingemeindung drastisch, indem er bemerkte, dass ein «Überfluss an Wohnungen für besser gestellte Familien, für Wohlhabende und Reiche, dagegen grosser Mangel an solchen für ärmere Familien» bestehe. Einfachere Haushaltungen «mit Jahreseinkommen von 2–3 tausend Franken» hatten auf dem Hausmarkt keine Möglichkeit, Eigentum zu erwerben. Die Baugesellschaft machte es möglich, mit monatlichen Beiträgen, die «später am Hause gut geschrieben werden», und durch den Kauf von «Stammanteilen», die dem Äufnen von Betriebskapital dienten, die kostengünstige Miete eines eigenen, unkündbaren «Heimwesens», einer Etagenwohnung, zu finanzieren. Trotzdem bestanden Finanzierungsschwierigkeiten, sodass sich «mit Rücksicht auf die Gemeinnützig-



378

Wohnsiedlung Fierzhäuser. Ausschnitt mit dem Doppelwohnhaus Johannesgasse 22/24. Foto 1971. BAZ. – Text S. 397f.



379

Eigenstrasse 5–17, 8–26. Heimatstrasse 3–25, 6–20. Genossenschaftssiedlung Eigen-Heim. Holzstich von H. Fischer. BAZ Format II. – Text S.396f.

keit des Unternehmens [...] einige Herren [...] anboten haben grössere Geldbeiträge auf eine bestimmte Zeit unverzinslich zu leisten». Bis 1892 konnte die Siedlung realisiert werden (Abb. 379).¹⁵³

Die Kosten sollten tief gehalten werden, indem zwei geschlossene, zweigeschossige Zeilen und zwischen diesen zwei weitere Zeilen mit Doppelwohnhäusern zu je drei Parteien erstellt wurden. Der Anteil des Grundstückspreises wurde mit dem Verzicht auf Familiengärten zusätzlich gering gehalten. FIETZ gelang es, direkt neben dem Gaswerk Seefeld – ein Umstand, der sicherlich auf den Bodenpreis drückte – ein Ensemble zu erstellen, das durch den geschickten Einsatz von Risaliten eine Gliederung erhielt, die es zudem ermöglichte, in den Dachwohnungen mehr Wohnraum zu bieten und Dachterrassen als Ersatz für den fehlenden Garten zu erstellen.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.96. – INSA10, 1992 S.324f. – SBZ 1891/17, S. 33f.

FIERZGASSE 3, 7–9, 11, 19, 21–25, 29,
ACKERSTRASSE 35, 39, 43, 47,
HEINRICHSTRASSE 33–37, 41, 47,
51–55, 32, 36–40, 48–56,
JOHANNESGASSE 4–8, 12, 18, 22–24,
JOSEFSTRASSE 76,
LANGSTRASSE 230, 234, 238, 242,
MATTENGASSE 37, 41, 45, 49, 38, 42, 46, 50

Fierzhäuser

Bauherrschaft	Aktienbauverein.
Architekt	JOHANNES BAUR.
1873–1879	Neubau.

Zwischen 1873 und 1879 realisierte der Aktienbauverein in Aussersihl nach Plänen von JOHANNES BAUR durch JOHANN FRIEDRICH ZUPPINGER-SPITZER¹⁵⁴ und ab 1876 durch GOTTFRIED HESS¹⁵⁵ als bauleitenden Architekten die Fierzhäuser (Abb. 378).¹⁵⁶ Das Aktienkapital stammte von der Nordostbahn (NOB), deren Direktor Emil Weiss im Vorstand sass, und von der Firma Escher Wyss

& Cie.¹⁵⁷ Die Siedlung verfügte über eine eigene Kinderkrippe, was mit der schichtspezifischen Werk-tätigkeit der Frauen zusammenhängt, die damit auch ihren Beitrag zu Kauf und Schuldenbewirtschaftung (Hypotheken) des Wohneigentums leisteten.

Der Standort der Siedlung, damals auf freiem Feld, dürfte nicht nur vom tiefen Landpreis bestimmt worden sein. Die Teilfinanzierung durch die Nordostbahn macht deutlich, dass es wohl auch darum ging, den im nahen Bahnhof beschäftigten Facharbeitern eine Bleibe anzubieten und sie so an den Betrieb zu binden. 1876 finden sich in den 90 schlichten Kleinhäusern insgesamt 18 Angestellte von Post und Bahn, was einem Anteil von 20% entspricht.¹⁵⁸

Dokumentation

Literatur: Aktienbauverein 1896. – Baukultur 2004, S.120. – INSA 10, 1992, S.328. – Wohnsiedlungen 2003, S.76.

GALLUSSTRASSE 9–21, NORDSTRASSE 32

Bauherrschaft	JOHANNES BAUR.
Architekt	JOHANNES BAUR.
1867	Neubau.

Baumeister JOHANNES BAUR – wir treffen ihn auch als planenden Architekten des Aktienbauvereins –¹⁵⁹ erstellte an der Gallusstrasse 9–21/Nordstrasse 32 1867 in Eigenregie eine Zeile von acht zweigeschossigen, durch ein Gurtgesims gefassten



380

Nordstrasse 32, Gallusstrasse 9–21. Arbeiterwohnbäuser. Foto HBA. BAZ. – Text S.358, 398.

Häuschen in Sichtbackstein, wobei die Kopfbauten mit Quergiebel und ursprünglich mit geschweiftem Frontispiz versehen waren (Abb.380). Heute teilweise verputzt, bilden diese Bauten mit Minimalgrundriss die einzigen erhaltenen, für eine materiell bescheiden ausgestattete Klientel erstellten Arbeiterhäuser Zürichs des 19.Jahrhunderts.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S.96. – FIETZ 1891. – INSA 10, 1992, S.234. – Wohnsiedlungen 2003, S.150f.

LINDENBACHSTRASSE 17, 19, 21

Bauherrschaft	Baugenossenschaft Mein Eigen Heim.
Architekt	unbekannt.
Um 1891/92	Neubau.

Ziel der Genossenschaft war es, unabhängig von gemeinnützigen oder industriellen Geldgebern Mietwohnungen zu erstellen. Einer der wenigen Fälle, in denen eine Baugenossenschaft eine eigentliche «Mietskaserne» und dazu noch nach einem nicht mehr aktuellen Konzept erstellte. Drei dreigeschossige Wohnhäuser mit je drei 4-Zimmer-Wohnungen und mit Dachwohnung wurden zu einem Ganzen gefügt, indem das mittlere giebelständige, einem Risalit ähnlich, von je einem traufständigen, ebenfalls dreigeschossigen Flügel flankiert wird. Balkone auf der südwestlichen Traufseite sollten den geringen Umschwung, der keine Familiengärten erlaubte, kompensieren.

Dokumentation

Quelle: SAZ, VI.US.C.16.a.:3.

Literatur: Baukultur 2009, S.37. – Erster Jahresbericht der Genossenschaft Mein Eigen Heim, umfassend den Zeitraum August 1890 bis Ende 1891. Zürich 1892.

ROTHSTRASSE 1/3, 6–19, SEMINARSTRASSE 33–43, 45–55

Wohnsiedlung Röthelquartier

Bauherrschaft	Aktienbauverein.
Architekten	FRIEDRICH WEHRLI, EMIL NÄF-HATT.
1891–1897	Neubau.



381

Wohnsiedlung Rötbelquartier. Rothstrasse 1/3, 5/7 (Haustyp 8 und 9). Im Hintergrund ein Ausschnitt von Seminarstrasse 45–55. Foto um 1920. BAZ. – Text S. 399.

Der Kauf des Bauareals an der Rötbelstrasse 1890 stand in direktem Zusammenhang mit dem erfolgreichen Verkauf von Wohneinheiten, sodass der Aktienbauverein wieder über grössere Liquidität verfügte.¹⁶⁰ Nachdem die Rothstrasse erstellt war, konnte 1891 mit dem Bau der Siedlung begonnen werden. Die erste Bauetappe umfasste je zwei Doppelhäuser. Rothstrasse 1/3 und 2/4 (abgebrochen) wurden je als 4-Zimmer-Häuser mit Keller, Waschküche, Küche, Toilette, Mansarde und Altan konzipiert. Die Nummern 5/7 und 6/8 verfügten über das gleiche Raumprogramm, jedoch nur mit 3 Zimmern und ohne Altan; der zugehörige Garten umfasste «6–700 m²» (Abb. 381).¹⁶¹ Die beiden Bautypen wurden von FRIEDRICH WEHRLI, der 1890/91 als bauleitender Architekt aufgeführt ist, neu konzipiert.¹⁶² Wie schon bei andern Siedlungen des Aktienbauvereins kamen die Häuser «etwas hoch im Preise und konnte bisher [1895] nur eines derselben verkauft werden», die übrigen wurden vermietet.¹⁶³

Mit der weiteren Projektierung war EMIL NÄF-HATT befasst, der seit 1890 Mitglied der Baukommission war. Die Überbauung erfolgte in vier Schritten bis 1897. NÄF-HATT ging neu zur Zeilenbebauung über und kreierte dafür ein Reiheneinfamilienhaus von 5 Zimmern, 2 Mansarden, Küche, «Wasch- und Badküche» sowie Keller; der Garten wurde wesentlich verkleinert. So gelang es, die Baukosten von bisher Fr. 30 000.– resp. Fr. 25 000.– auf knappe Fr. 15 000.– zu reduzieren.¹⁶⁴ Rothstrasse 1 sowie mehrere Reihenhäuser der Seminar- wie der Rothstrasse sind purifizierend renoviert oder gar wie Seminarstrasse 35/37 durch Neubauten ersetzt worden.

Dokumentation

Literatur: Aktienbauverein 1895. – INSA 10, 1992, S. 406.

SONNEGGSTRASSE 48–66, NELKENSTRASSE 4, 6

Bauherrschaft	Zürcher Bau- und Spargenossenschaft.
Architekten	HEINRICH ZIEGLER (Nr. 48–62), JAKOB REHFUSS.
1893–1897	Neubau. ¹⁶⁵

Baugeschichte

Das Konzept der Hauseigentümer-Genossenschaft, das sich in den Grossstädten Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts grosser Beliebtheit erfreute, wurde hier erstmals konsequent, d.h. ohne eine Zusatzfinanzierung von dritter Seite, umgesetzt. Ziel war es, «unveräusserlichen Genossenschaftsbesitz zu schaffen».¹⁶⁶

Hinter der Genossenschaft stand der 1891 gegründete «Verein der Zürcher Wohnungsmieter» (heute Mieterverband). Sein Ziel war «die Gründung einer Kooperation [...] zur Beschaffung von Wohnhäusern, die der Spekulation entzogen werden sollten», da «Staat und Gemeinden [...] den Landspekulanten gegenüber untätig die Hände in den Schoss legten, statt ihnen im Interesse der Gesamtheit gewisse Beschränkungen zu auferlegen, wozu sie hoheitlich das Recht hätten».¹⁶⁷

1892 gründete der Verein die «Bau und Spargenossenschaft, und zwar nach dem Muster derjenigen von Hannover, wo ebenfalls aus kleinen Mitteln einfache, bequeme, solide Häuser, nicht als Arbeiterquartiere, sondern für den Mittelstand gebaut wurden». Zweck waren «Bau, Erwerb und Verwaltung von Wohnhäusern, deren Vermietung an Genossen sowie die Annahme und Verwaltung von Spareinlagen der Genossen und ihrer Familienangehörigen».¹⁶⁸

Über eine öffentliche Ausschreibung suchte die Genossenschaft nach Häusern und Bauplätzen. 1893 erwarb sie «das 5746 m² grosse Areal an der Sonneggstrasse». Aus einem eingeladenen Wettbewerb unter «sechs hiesige[n], anerkannt tüchtige[n] Architekten» ging 1893 das Projekt von HEINRICH ZIEGLER als Sieger hervor.

Die Finanzierung war mit einem hohen Risiko behaftet. Die Bank Leu & Co. verpflichtete sich, bis zu «70% derjenigen Summe hypothekarisch darzuleihen, welche durch den jeweils mit der Entwicklung der Baute wachsenden Assekuranzwert unter Hinzurechnung des Bodenwertes repräsentiert wird». Ende 1893 hatten von den 125 Genossenschaftlern erst deren 9 ihren Anteil voll einbezahlt. Den Verbindlichkeiten von Fr. 350 000.– standen damals lediglich «knapp Fr. 16 000.– Eigengelder gegenüber».¹⁶⁹

Im Herbst 1894 wurde mit dem Bau der Häuser Sonneggstrasse 58 und 62 mit 16 Wohnungen begonnen. Gleichzeitig stieg das Genossenschaftskapital bei Verdoppelung der Zahl der Genossenschaftler auf Fr. 55 000.–, das Sparguthaben auf Fr. 8435.–, wobei die Verwaltung 1894 neu Obligationen für Fr. 32 000.– ausgab, da die Sparguthaben wegen ihrer «Kurzfälligkeit und Unstabilität» als zu unsicher galten. Trotzdem unterliess es der Verwaltungsrat, «Kapitalien zu beschaffen, die lange Zeit unkündbar und eventuell allmählich abzutragen waren».¹⁷⁰

Als 1897 die Vollendung der Siedlung absehbar war, erfolgte «trotz Anzeichen einer kommenden Wirtschaftskrise» – dazu gehörten Mietzinsausfälle, leer stehende Wohnungen, Ansteigen des Hypothekarzinses, rückläufige Preisentwicklung für peripher gelegene Grundstücke – der Kauf eines Landkomplexes an der Brauerstrasse. Da wegen der Planung der linksufrigen Bahnlinie der Grossteil der Parzelle mit einer Bausperre belegt wurde (realisiert wurden als Teil einer Blockrandbebauung, lediglich Feldstrasse 115, 119 und 121), kam die Genossenschaft nahe an die Liquidation, die mehrmals nur mit grösster Mühe vermieden werden konnte.¹⁷¹

Bauanalyse

Städtebaulich ist der erste Überbauungsplan ZIEGLERS von Interesse, da er eine eigentliche Hofrandüberbauung suggeriert (Abb. 382).¹⁷² Realisiert wurden auf der schmalen, rund 150 m langen Parzelle jedoch zwei lang gestreckte Zeilen.

Das Raumprogramm des Doppelhauses Sonneggstrasse 69 zu zehn Wohnungen zeigt den Massstab an Wohnkomfort, der 1894 angeboten wurde. Während das Erdgeschoss je eine 4-Zimmer-Wohnung umfasste, waren es in den Obergeschossen nördlich je eine 5- und südlich je eine 3-Zimmer-Wohnung, wobei jede Wohnung über eine Veranda (Balkon) und rückseitig über eine Laube verfügte. Ausser den beiden 3-Zimmer-Wohnungen des Dachgeschosses hatte jede Wohnung «1 Badezimmer, 1 Speisekammer und 1 Korridor» und alle Wohnungen je 1 Kellerabteil und 1 Kohlebehälter.¹⁷³ Das Doppelhaus Nelkenstrasse, das vier 2-Zimmer-Wohnungen mit zusätzlicher Mansarde barg, war ebenfalls mit Badezimmern versehen, wobei zusätzlich die «komplette Gas- und Wasserleitung» hervorgehoben wird; die Badezimmer verfügten über Gasöfen.¹⁷⁴

Die Häuser waren einem kargen Historismus verpflichtet, der mit Quergiebeln und Viertelwalm-dächern die Kuben zu strukturieren sucht; heute teilweise purifiziert. 1895 kaufte die Genossenschaft talwärts zwei Parzellen, «um die Erstellung einer Mietskaserne zu verhindern, die unserm Quartier, besonders den Häusern 60 und 64, die Aussicht auf die Stadt versperrt hätte».¹⁷⁵ Realisiert wurden zwei als «Villen» bezeichnete gutbürgerliche Dreifamilienhäuser (Sonneggstrasse 55 und 57, stark umgebaut), welche 1906 resp. 1910 verkauft wurden.¹⁷⁶

Dokumentation

Literatur: BÄCHI 1943. – Bau- und Wohngenossenschaft 1993. – Baukultur 2010, S. 55. – INSA 10, 1992, S. 409. – KURZ 2000. – ZD 1999–2002, S. 105.

WARTSTRASSE 3–21, 4–12,
EIDMATTSTRASSE 60,
STREULISTRASSE 31–39

Wohnsiedlung Eigen-Heim

Bauherrschaft	Genossenschaft Eigen-Heim.
Architekt	J. WOHLGEMUTH. ¹⁷⁷
1898–1900	Neubau.

Nördlich der Wohnsiedlung Sonnenberg und der Asylstrasse gelegen, erfolgte ab 1898 zwischen Streuli- und Wartstrasse der Bau einer doppelten



382

Prospekt der Zürcher Bau- und Spargenossenschaft für die Siedlung Sonnegg-/Nelkenstrasse. Idealansicht 1896. Foto BAZ. – Text S. 400.

Zeile von dreigeschossigen Doppelhäusern von acht mal zwei Achsen. Sie greifen ein Konzept auf, wie es in der «Sonnegg-Kolonie» kurz zuvor realisiert worden war. Die südöstliche Flanke der Wartstrasse (Nr. 3–21) wurde mit einer geschlossenen Zeile von Reiheneinfamilienhäusern besetzt. Die gesamte Siedlung wird von Elementen der klassischen wie der deutschen Neurenaissance bestimmt. Der teilweise reiche Bauschmuck und das Bauvolumen der Doppelhäuser weist die Siedlung dem bürgerlichen Mittelstand zu.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S. 67. – INSA 10, 1992, S. 354.

BLOCKRAND- UND ZEILENBEBAUUNGEN

Wohnbauten

Die Blockrandbebauung steht wie kein anderer Bautyp für den Städtebau des 19. Jahrhunderts. Mithilfe des raum- und damit auch kosteneffizienten Blockrandbaus wurde im Zeitalter der Industrialisierung dem Bevölkerungswachstum in den Städten und ihren Vororten begegnet. In Zürich ermöglichten das Baugesetz von 1893 und insbesondere der erste gesamtstädtische Bebauungsplan (1899/1901) mit seinen Zonen der offenen und geschlossenen Bebauung den Bau von Blockrandbauten in den dafür vorgesehenen Zonen. Der

Bautyp tritt dabei besonders häufig als Wohn- und Geschäftshaus, aber auch als reines Wohnhaus und im 20. Jahrhundert schliesslich als reines Geschäftshaus auf. Es gilt festzuhalten, dass aufgrund der um 1900 aufkommenden Kritik an der «Mietskaserne» der Bautyp des Mietshauses in geschlossener Bauweise in Zürich keineswegs aufgegeben, sondern durch verschiedene Massnahmen reformiert wurde (vgl. Wohnsiedlungen).

Bei den Blockrandbebauungen des 19. Jahrhunderts spielte der Innenhof eine sekundäre Rolle. Er diente primär der Belichtung und Belüftung der rückwärtigen Räume und wurde oft mit zusätzlichen Hofbauten (Wohnbauten waren verboten) – im unterklassigen Aussersihl und in Industrie waren es meist Gewerbebauten – überstellt. Dies bedingte mindestens eine Zufahrt, wobei diese wie auch der Freiraum des Hofes auch feuerpolizeilichen Bedingungen zu genügen hatten (Durchfahrt und Wendemöglichkeit der Spritzenwagen).¹⁷⁸

Zürich folgte also mit seinen Blockrandbebauungen einem im ausgehenden 19. Jahrhundert zur Stadterweiterung und -verdichtung gültigen Prinzip, das erst mit seiner völligen Ausreizung in Arbeiterquartieren seine Akzeptanz verlor; ein Vorgang, der sich so in Zürich nicht abspielte.¹⁷⁹

Die Blockbebauung als urbane Wohnbauform war nicht schichtenspezifisch gedacht. Vielmehr ist sie das Resultat des spekulativen Wohnungsbaus in urbanem Umfeld, in dem ein privater Unternehmer in verdichteter Bauform für quartierspezifische Interessenten einheitliche Mietwohnungen erstellte. Insofern festigte und förderte diese Bauform –

meist sekundär – eine bereits bestehende oder sich anbahnende soziale Segregation, da eine erfolgreiche Vermietung der Wohnungen oder der Weiterverkauf des Neubaus vom Markterfolg, d.h. vom quartier- und kundengerechten Baukonzept, abhing. In Zürich lassen sich bis um 1900 nur einige wenige Quartiere in nuce diesem Schema unterordnen. In erster Linie betraf dies die folgenden Gebiete: Vom General-Guisan-Quai bis zur Sihl zwischen Tunnelstrasse und Schanzengraben (Enge). – Beim Friedhof Sihlfeld das Geviert rund um den Idaplatz (Wiedikon). – Zwischen Stauffacher- und Kanzleistrasse von der Langstrasse bis zur Bahnlinie/Urselweg (Aussersihl).

Von städtebaulich grosser Relevanz und für die Entwicklung nicht nur der Blockrandbebauung in Zürich wegweisend war der 1854 von der Nordostbahn gefällte Entscheid, den Bahnhofstandort entgegen allen Planungen, die ihn an den See verlegen wollten, beizubehalten. Stadtingenieur ARNOLD BÜRKLI nahm sich 1861–1863 der konkreten Strassenplanung an, welche sich mit dem Bahnhofplatz und dem Bahnhofquartier befasste, während parallel dazu ein Bahnhofneubau geplant wurde. Mit dem «Baureglement für das neue Stadtquartier beim Bahnhof und die Bauten an der Bahnhofstrasse» von 1864, das wegweisend sein sollte, wurde die Blockrandbebauung in Zürich eingeführt.¹⁸⁰

Die Blockrandbebauung entstand in topografischer Abhängigkeit. Ebenes oder nur leicht geneigtes Gelände bildete vor der durchgehenden Mechanisierung des Bauens eine Voraussetzung für diese Bauweise. Es waren primär Bauplätze in Aussersihl und Wiedikon, die sich für Blockrandbebauungen anbieten (Bebauungsplan 1899/1901). Weiter war es der Bereich der ehemaligen Bleichen westlich vor der Stadt und die südlich anschliessenden Aufschüttungen des Seebeckens (beide Enge), von denen aus gegen Norden ein ganzes bürgerliches, teilweise grossbürgerliches Quartier von Blockrandbebauungen leicht ansteigend bis gegen den Parkring jenseits des Bleicherwegs geplant und teilweise auch realisiert wurde.

Obwohl Gemeindeingenieur PETER EMIL HUBER-WERDMÜLLER bereits 1872 in einem Projekt das gesamte Seefeld zwischen Seefeldstrasse und See mit einem Strassenraster für grosszügige Blockrandbebauungen belegt hatte, fasste diese Bauform nicht wirklich Fuss; gerade hier wurden erst im frühen 20. Jahrhundert geplante Raster nachträglich über-

baut.¹⁸¹ Die Realität bot damals eine Siedlungsstruktur, primär ein älteres Strassen- und Wegnetz, welche, neben den vielfältigen Eigentumsverhältnissen, einer systematischen und vor allem einheitlichen Bebauung entgegenstand. So entwickelte sich vorerst ein vielfältig durchmischter Stadtteil, in dem z.B. das Gaswerk und die Seidenfärberei, eine Arbeitersiedlung sowie Villen oder Ansätze einer gehobenen Blockrandbebauung in unmittelbarer Nähe zueinander standen. Als privilegierte Wohnlage am See konnte sich das Seefeld bis um 1900 nur in wenigen Teilbereichen etablieren, obwohl mit der Dufour- und der Bellerivestrasse sowie der Seefeldstrasse, letztere mit der Strassenbahn, Achsen entstanden waren, die dazu die Möglichkeit boten.

Am Römerhofplatz wiederum lässt sich exemplarisch aufzeigen, wie die Erschliessung – die Strassenbahn fuhr schon 1894 durch die Klosbach- und die Asylstrasse zum Römerhof – an einem neuen «Verkehrsknotenpunkt» die Spekulation zum Blühen brachte und Ansätze von grossstädtischem Anspruch zu beobachten sind; z.B. [Asylstrasse 64–70/ Konkordiastrasse 23, 25](#), [Asylstrasse 55, 57](#), [Klosbachstrasse 104, 106](#), [Römerhofplatz 5/Klosbachstrasse 97, 99/Rütistrasse 2–10](#) sowie [Klosbachstrasse 103–105](#) als Zeile, ebenso [Carmenstrasse 24/Klosbachstrasse 111](#).

Der reine Wohnblock war vorerst ein Privileg der Oberschicht, während der Wohnblock mit integrierter Ladenzone für die Ober-, die Mittel- und die Unterschicht zu finden ist; er reicht vom Zentral- und vom Kappelerhof an der Bahnhofstrasse bis zu den Blockrandbebauungen rund um den Idaplatz in Wiedikon. Zu vermuten ist, dass die ökonomische Potenz der Mieter und mit ihr die Zentrumsnähe der Bebauung für die Frage der mono- oder multifunktionalen Bauweise mitverantwortlich war. Erst mit der zunehmenden Mobilität, hier insbesondere auch dem Ausbau der Strassenbahn, welche diese ab 1900 vom Luxus- zum Massentransportmittel werden liess, wurden zentrale Verkaufsläden und Warenhäuser möglich. Nicht nur die Ware wurde aus einem grösseren Umkreis bezogen, auch der Kundenkreis erweiterte sich. Die technische Möglichkeit der ökonomisch rentablen Entflechtung von Wohnen, Arbeit und Konsum prägte schliesslich die Stadtquartiere der frühen Moderne.

Zeilenbebauung. Bei stärker abfallendem Gelände reduzierte sich der Bautyp der Blockrandbebauung zu kurzen, in der Fallachse liegenden oder



383

Badenerstrasse 69–75. Wohn- und Geschäftshäuser mit Entresol. 1893–1899 von diversen Architekten erbaut. Foto 2003. BAZ. – Text S. 404.

etwas längeren, leicht ansteigenden oder den Höhenkurven folgenden Zeilen (z. B. Bolleystrasse). Bei rasterförmigen Strassenplanungen, die auf alte Strassenzüge Rücksicht zu nehmen hatten – etwa beim Bleicherweg oder bei Teilen der Stockerstrasse in der Enge, der alten Rotwandstrasse (heute Kräuelgasse) in Aussersihl oder besonders den alten Stichstrassen zum See in Riesbach (Seefeld) –, waren die Zeilenbebauungen aufgrund der zu schmalen Parzellen oft das Mittel der Wahl, um Urbanität zu erzeugen. Ab und zu diente eine Zeile auch als «Füllmaterial» für Restparzellen; architektonisch am eindrucklichsten gelöst am [Bleicherweg 37–47](#). Daneben existieren auch Zeilen, die – oft aufgrund der Immobilienkrise um 1900 – als Teil nicht vollständig ausgeführter Blockrandbebauungen isoliert stehen blieben, wenn sie nicht um 1910 oder erst nach dem Ersten Weltkrieg in zusehends «modernerem» Stil zum Blockrand ergänzt wurden.

Für Zürich typisch ist die Durchmischung von Zeilenbebauung oder Blockrandansätzen mit Solitärbauten, seien es Ein-, Zwei- oder gar Mehrfamilienhäuser. Repräsentativ sind hier u. a. das Hochschulquartier Nord, wo sich das zugehörige Wohnquartier in einem Fächer gegen Norden auszudehnen begann. Achsen bilden die Clausius- und die Sonneggstrasse, welche wie die etwas weiter abgelegene Bolleystrasse parallel zum Hang verlaufen, während die Rämi- und die Universitätsstrasse oder auch die Weinbergstrasse als nördliche Ausfallsachse gegen Winterthur resp. Schaffhausen aufgrund der Steigung bis um 1900/1910 nur locker mit Einzelbauten besetzt waren. Im Hochschul-

quartier Süd hingegen, das sich vom nördlich gelegenen Spital gegen Hottingen ausdehnte, finden Blockrandbauten wie auch geschlossene Zeilen kaum Ansätze ([Dolderstrasse 9–27/Fehrenstrasse 2–12/Hofstrasse 12–24](#) ist als Blockrand eine Einzelercheinung). Topografie, ältere Bauten und wohl auch seit dem Bau von Spital, Kinderspital und Polytechnikum die Tendenz zum eher gehobenen «Akademikerquartier» spielten eine Rolle.

Als repräsentative Beispiele bieten sich drei Blockrandquartiere an. Alle drei stehen in direkter Abhängigkeit von der übergreifenden Stadtplanung, wie sie mit der Eingemeindung 1893 möglich wurde, auch wenn sie allesamt durch verschiedenste private Unternehmer realisiert wurden und teilweise von stadtplanerischen Massnahmen aus der Zeit vor 1893 profitierten.

Hervorzuheben ist, dass die soziale Segregation in Zürich bis um 1900/1910 nicht einzelne, schichtenspezifische Stadtteile hervorbrachte, obwohl sich grossräumig – z. B. nach Steueraufkommen der Gemeinden¹⁸² – pauschal eine soziale Segregation ablesen lässt. Zürich war auch nach der ersten Eingemeindung von 1893 zu klein und auch topografisch zu uneinheitlich, als dass sich einzelne homogene schichtenspezifische Stadtteile hätten herausbilden können. Ein Ansatz dazu findet sich am deutlichsten zwischen General-Guisan-Quai und Bleicherweg, wo bisher nicht überbautes Land den Bau eines «Prestige-Quartiers» möglich machte.¹⁸³ Das Rote und das Weisse Schloss – gleich der Tonhalle benachbart und ehemals durch das Palais Henneberg getrennt – boten einen opulenten Auf-

takt in bester Lage am «Alpenquai» (General-Guisan-Quai) und sollten mit den übrigen Bauten der Quaianlagen «Neu-Zürich» aufs eindrucklichste repräsentieren.

In der Regel erfolgte eine kleinräumige soziale Segregation und mit ihr das schichtenspezifische Bauen innerhalb eines Quartiers. Das Nobelquartier umfasste auch weniger privilegierte Wohnlagen (z.B. Nordlage des Selnauquartiers/Brandschenkestrasse), die erkennbar auf die Verhältnisse weniger bemittelter Bewohner ausgerichtet waren. Ein Arbeiter- oder ein kleinbürgerliches Quartier wies auch prestigeträchtigere Lagen auf, an denen repräsentativer und teurer gebaut wurde. Dazu gehörten die Hauptachsen, wie etwa die Kreuzung [Badener-/ Sihlfeldstrasse \(Badenerstrasse 69–79\)](#) oder die Kreuzung [Berta-/ Sihlfeldstrasse \(Bertastrasse 1–5/ Sihlfeldstrasse 49–63\)](#), wo sich die Blockrandbauten in einem geradezu frappanten Mass vom quartierüblichen Ausbaustandard und Repräsentationsanspruch abheben ([Abb.383](#)). Gerade in einem Quartier der unteren Mittel- oder gar Unterschicht konnte zudem eine öffentliche Grünanlage, wie z.B. die Bäckeranlage, zu aufwendigeren Blockrandteilen führen, wie etwa [Stauffacherstrasse 127–131 und 141–149](#) oder die Bauten im Raum Idaplatz ([Idaplatz 4; 8, 9, 10](#)).

Oft verlief die soziale Grenze mitten durch eine Blockrandbebauung. So griff etwa das mittelklassige Selnauquartier über die Brandschenkestrasse gegen Süden ins Nobelquartier Freigut-, Diana-, Gartenstrasse über; die Nordseite der Blockrandbebauung wurde für eine finanziell weniger bemittelte Klientel gebaut als die Südseite. Ebenso war die Stockerstrasse zwischen Brandschenkestrasse und Bleicherweg mit ihren Blockrandbauten – die Läden dienten auch dem nahe gelegenen Wohnquartier – immer noch opulent, aber doch weniger prestigeträchtig ausgebaut als die rein dem Wohnen vorbehaltenen Teile an der Tödi-, Garten- oder Dianastrasse.

Innerhalb der einzelnen Quartiere bestand offensichtlich eine Korrelation zwischen Lage (privilegiert – nicht privilegiert) und bestehender Infrastruktur (Erschliessung/Verkehrsachsen, Dienstleistung, öffentliche Bauten) einerseits und sozialer Segregation andererseits.

Augenfällig wird dies etwa in dem als Arbeiterquartier bezeichneten Aussersihl. Auch innerhalb des Quartiers muss eine Sozialhierarchie bestan-

den haben. Einfluss hatte einerseits der Bau der Kaserne mit Zeughäusern und Exerzierplatz. Die Anlage wurde nachträglich von einem rasterförmigen Strassennetz umfasst, dessen Parzellen vorwiegend mit Blockrand-, aber auch mit Zeilen- oder Einzelbauten – letztere oft älterer Baubestand vor 1890 – belegt wurden. Anhand der Adressbücher lässt sich feststellen, dass sich in diesem Perimeter auffallend viele Wirtschaften, Hotels und Absteigen befanden und der Ausländeranteil (Italiener) hoch war. Offenbar zog die Militäranstalt entsprechende Dienstleistungsbetriebe (Bordelle, Wirtschaften, Pensionen) nach sich, was wiederum – wegen des niederen Prestiges des Quartiers – die Durchmischung mit unterprivilegierten Immigranten förderte. Entsprechend schlicht war in der Regel auch der architektonische Anspruch der Bauten.

Ein anderes Bild zeigen Wohngebiete in gebührendem Abstand zum Kasernenviertel. An der Stauffacherstrasse, insbesondere gegenüber der «Bäckeranlage», einer innerstädtischen Grünanlage, wirken die Blockrandbauten beinahe mittelständisch, während die in zweiter Reihe angeordneten Anlagen entlang der Kanzlei-/Anwandstrasse einem geringeren Anspruch genügen mussten.

Entgegen der Erwartung war bis um 1900/1910 die Blockrandbebauung im Quartier des nördlichen Aussersihl (heute Industrie) zwischen Limmat und Bahnlinie (Röntgenstrasse) kein prägendes städtebaulich relevantes Element. Gerade hier zeigt sich, dass verschiedene Bauaufgaben wie Infrastruktur (Filteranlage, Central Molkerei, Kantonales Salzmagazin, Kornhaus, Gaswerk), etwas Industrie und Wohnbauten in unmittelbarer Nähe zueinander angelegt waren. Während die Infrastruktur- und Industriebauten zwischen Limmat und Limmatstrasse standen, belegten die Wohnbauten den Bereich zwischen Limmatstrasse und Bahnlinie (Röntgenstrasse). Es zeigt sich, dass die ältere Infrastruktur das Quartier und seine weitere Entwicklung prägten. Der Sihlquai fusst auf der alten Strasse ins Hard,¹⁸⁴ das Gaswerk (abgebrochen) und mit ihm die Limmatstrasse als Zubringer entstanden 1864, der Eilgutbahnhof mit dem Bahnhofneubau in den 1870er Jahren. In der Folge entstanden 1873–1879 im Zentrum des heutigen Quartiers die Fierzhäuser,¹⁸⁵ denen später eine kleinere Siedlung an der [Quellenstrasse 10–36](#) folgte. Zwischen beiden Siedlungen entstanden zwischen 1893 und 1895 zwei Blockrandgevierte (Lang-/Heinrich-/Gasometer-/

Josefstrasse), während weitere Ansätze zur urbanen Verdichtung mit Blockrandbauten Stückwerk blieben. Und wiederum stossen wir hier auf eine Durchmischung von Bauaufgaben und Bauformen, wie sie bis um 1910 für praktisch alle städtischen Gebiete Zürichs galt, die bereits über Infrastruktur und ältere Bebauungen verfügten. Die grundlegende Neuorganisation eines bereits besiedelten Bereichs ist für Zürich in der Zeit des Historismus eine absolute Ausnahme.

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

ALFRED-ESCHER-STRASSE 9, 11,
BODMERSTRASSE 3–11,
GOTTHARDSTRASSE 48–56,
(GENFERSTRASSE 27, Neubau)

Bauherrschaft	JOHANN JAKOB STÄHLI-WEILER.
Architekt	JOHANN JAKOB STÄHLI-WEILER, Baumeister. ¹⁸⁶
1894–1896	Neubau.

Nach den Aufschüttungen zu den Quaianlagen wurde die Mythenstrasse (Genferstrasse) als Hauptachse und repräsentative Allee vom «Arboretum» zum Bleicherweg und gegen Nordwesten über diesen hinaus bis ins Nobelquartier an der Gartenstrasse respektive am Parkring angelegt. Nach der Vollendung der Quaianlagen 1887 waren – neben dem Roten (1891–1893) und dem Weissen Schloss (1890–1892) – die zwei zwischen 1893 und 1897 erstellten Blockrandbauten an der Bodmerstrasse die ersten modernen Wohnüberbauungen im neuen Bleichequartier.¹⁸⁷

JOHANN JAKOB WEIDMANN, der planende Architekt des benachbarten, von den Gebrüdern STÄHLI realisierten Bodmerhofs (Alfred-Escher-Strasse 5/Bodmerstrasse 2–14/Genferstrasse 33/Dreikönigsstrasse 45–55) (Abb. 384), hat die Blockrandbebauung zumindest beeinflusst; als Architekt ist er zusätzlich nur noch für das Geschäftshaus Usterstrasse 18 zu fassen.¹⁸⁸

Die beiden Blockrandbebauungen bildeten im nahen Hinterland der Quaianlagen den ersten Marker für die soziale Segregation, handelte es sich doch um Wohnbauten für gehobene Ansprüche des Mittelstands.



384

Alfred-Escher-Strasse 9/11, Gotthardstrasse 52–56. Blockrandbau. Foto 2005. BAZ. – Text S. 405.

Die Lage direkt neben der ehemaligen Trasse der Zürichseebahn bedeutete in den 1890er Jahren keine Beeinträchtigung des Wohnkomforts. Gerade die Nähe zum alten Bahnhof Enge, den ERNST als Südbahnhof von Zürich einstufte,¹⁸⁹ sowie die in nächster Nähe gelegene Infrastruktur (Kreisgebäude, Post und Telegraf, Geschäfte an Bleicherweg und Stockerstrasse) zeigen, wie in der stadtnahen und reichen Gemeinde Enge eine moderne Urbanität Fuss zu fassen begann.

Der Bodmerhof von Architekt WEIDMANN ist klassisch-streng gestaltet und verfügt über Vorgärten. Der benachbarte Blockrandbau verzichtet bis auf die Zeile an der Bodmerstrasse auf solche, ist jedoch aufwendiger gestaltet und verfügt über Ladenlokale.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 28. – BZD 1980–1984, S. 188. – INSA 10, 1992, S. 317.

ASYLSTRASSE 64–70,
KONKORDIASTRASSE 23, 25

Römerschloss

Bauherrschaft	JOHANN SCHECK. ¹⁹⁰
Architekt	JOHANN SCHECK.
1895–1896	Neubau.



385

Asylstrasse 64–70 (rechts), Konkordiastrasse 23/25 (links). Römerschloss. Blockrandbau mit Ladenlokalen entlang der Asylstrasse. Foto BAZ. – Text S. 406.

Als 1895 die 1893 gegründete private Dolderbahn vom Römerhof aus das Hotel Waldhaus Dolder erschloss, war ihr Zubringer, die elektrische Tramlinie Bellevue–Kunsthhaus–Römerhof–Kreuzplatz, bereits ein Jahr in Betrieb, der Zusammenschluss mit der Linie Bellevue–Kreuzplatz–(Burgwies) über die Klosbachstrasse erfolgte kurz darauf. Im Rahmen dieser Aufwertung dürfte sich SCHECK entschlossen haben, das Römerschloss als eigentliche Luxusüberbauung zu realisieren. Mit den 1876 in nächster Nähe erstellten bürgerlichen Doppelwohnhäusern von HEINRICH ERNST (Klosbachstrasse 69/71, 73/75, 79/81, 83/85) und dem 1894/95 erbauten fünfgeschossigen Blockrandbau mit Kolossalordnung von LOUIS HAUSER-BINDER¹⁹¹ vis-à-vis des Römerschlusses (Asylstrasse 55, 57/Klosbachstrasse 104, 106) bestand bereits ein gehobenes Ambiente, welchem schliesslich durch den imposanten Bau der Talstation der Dolderbahn ab 1898 (Bahnhof, Hotel, Wohnungen, 1981 Auskernung) mit ihrer Palastarchitektur ein mehr als ebenbürtiges Pendant zum Römerschloss beigelegt wurde.¹⁹²

Der L-förmig angelegte, fünfgeschossige Blockrandbau mit Ladengeschoss setzt sich, bis auf den Eckbau am Römerhofplatz, der über acht Achsen verfügt, aus sieben siebenachsigen Baueinheiten zusammen (Abb. 385). Die Langfassaden verfügen je über dreiachsige loggiaartige Balkone, die ab dem ersten Obergeschoss von einem fünfgeschossigen Rechteck-Erker, welcher auch das Dachgeschoss bedient, flankiert werden. Die beiden Eckbauten werden durch polygonale Erker markiert (Abb. 386).

Der Fassadenschmuck im Stil der Neurenaissance liegt über einem quadrierten Raster, der durch Diamantbesatz einen Teil der Pilaster auszeichnet. Segmentgiebel mit Palmetten und Dreieckgiebel mit Medaillons zeichnen die Fenster des zweiten und des dritten Obergeschosses aus.

Im Inneren sind es heute noch Stuckdecken, Täfer und Parkettböden, die von der einstigen vornehmen Ausstattung zeugen. Vier Treppenhäuser überliefern in ihrer Marmorierung, den Wand- und Deckenbildern, dem Terrazzoboden und den Deckenprofilen den äusserst repräsentativen Anspruch der Baute.¹⁹³ 2002–2006 erfolgte eine Renovation sowie die Restaurierung der Eingangshalle Asylstrasse 70.



386

Asylstrasse 64. Römerschloss. Ehemaliges Ladenlokal mit Confiserie gegen den Römerplatz. Foto um 1900. BAZ. – Text S. 406.

Vermutlich hat SCHECK den Bauschmuck (Quaderung, Fensterverdachungen, Pilaster) ebenso wie an Carmenstrasse 31, 33 in «reichem Formen- und Stylschatz» in Springformen giessen lassen.¹⁹⁴

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S. 38. – INSA 10, 1992, S. 300. – MÜLLER 2010.

BAHNHOFSTRASSE 10–18,
BÖRSENSTRASSE 12–18,
FRAUMÜNSTERSTRASSE 9–19,
KAPPELERGASSE 11–15

Kappelerhof

Baugeschichte

1878 wurde der alte Kappelerhof¹⁹⁵ an der Ecke Bahnhofstrasse/Kappelergasse und in den Folgejahren alle übrigen Bauten im Geviert Bahnhof-, Börsen-, Fraumünsterstrasse und Kappelergasse abgebrochen. Zwischen 1879 und 1888 entstand als Teil des vollständig erneuerten Kratzquartiers eine nach dem Kappelerhof benannte Blockrandbebauung mit begrüntem Innenhof, der von allen Strassen her durch eine Durchfahrt erschlossen ist, und repräsentativen Wohn- und Geschäftshäusern im Stil der Neurenaissance. Das Konzept stammte von ADOLF und FRITZ BRUNNER. Sie hatten 1873–1876 bereits das nördlich anschliessende Postgebäude zum Blockrandbau Zentralhof umgebaut. Die Überbauung der einzelnen Parzellen des Kappelerhofs übernahmen verschiedene Architekten, die meisten von ihnen traten – neben dem Industriellen

Guyer-Zeller – auch als spekulative Bauherren auf. Die einzelnen Häuser erhielten abgesehen von der einheitlichen Geschoss- und Traufhöhe eine individuelle Ausprägung, was auf ein nur rudimentäres Gesamtkonzept schliessen lässt. Die Strassen- sind gegenüber den Hoffassaden aufwendiger gestaltet; Läden und Entresol werden zu einem Sockel zusammengefasst, darüber erheben sich drei Wohn- oder Büroggeschosse. Die Häuser entlang der Börsenstrasse waren bis zum Bau der Nationalbank 1919–1922 durch die Sicht auf die Stadthausanlagen und den See privilegiert.

*Bahnhofstrasse 10/Börsenstrasse 18.*¹⁹⁶ Das Eckhaus zum Gryffenberg wurde 1882/83 von ALBERT AUGUST MÜLLER in enger Zusammenarbeit mit dem Bauherrn Adolf Guyer-Zeller (Baumwollindustrieller, Kantonsrat) erbaut (Abb. 387). Im Erdgeschoss waren vermietbare Verkaufsräume und im Entresol Büroräume untergebracht. Der Bauherr belegte die darüber liegenden Etagen mit Büros im ersten und seiner Wohnung im zweiten und im dritten Obergeschoss. Die vermietbaren und privaten Räume waren unabhängig voneinander erschlossen.¹⁹⁷ PETER BIRKENHOLZ baute das Innere 1913 grundlegend um, indem er unter anderem den «engen und deshalb unwirksamen inneren Lichtschacht» entfernte.¹⁹⁸ Um 1950 erfolgte eine purifizierende Fassadenrenovation. Aussenrenovation 2014/15.

Dokumentation

Literatur: BZD 1974–1979, S. 19. – BZD 1985/86 S. 88f. – INSA 10, 1992, S. 121. – SB 1913/5, S. 343. – SBZ 1886/8, S. 3–5. – SBZ 1913/61, S. 35. – SBZ 1917/69, S. 156–159, Taf. 21, 22. – ULRICH 1905, S. 422. – ZüKa 1887, S. 10f.

Plandokumente: SAZ, Div. Baueingabepläne.

Adresse	Bauberschaft	Architekten	Neubau
Bahnhofstrasse 10/ Börsenstrasse 18	Adolf Guyer-Zeller	ALBERT AUGUST MÜLLER	1882
Bahnhofstrasse 12/14 Bahnhofstrasse 16/18, Kappelergasse 11/13/15, Fraumünsterstrasse 9/11, Börsenstrasse 12	EMIL SCHMID-KEREZ EMIL NÄF-HATT	EMIL SCHMID-KEREZ EMIL NÄF-HATT	1879/80 1876–1888
Fraumünsterstrasse 13	EMIL NÄF-HATT	HERMANN BOLLER	1886
Fraumünsterstrasse 15	MARTIN KOCH-ABEGG	MARTIN KOCH-ABEGG	1886
Fraumünsterstrasse 17/19	ADOLF UND FRITZ BRUNNER	ADOLF UND FRITZ BRUNNER	1879
Börsenstrasse 14/16	BAUR & NABHOLZ (JOHANNES BAUR, ADOLF NABHOLZ-BAUR)	BAUR & NABHOLZ (JOHANNES BAUR, ADOLF NABHOLZ-BAUR)	1884



387

Bahnhofstrasse 10–18, Börsenstrasse 18. Kappelerhof. Vor dem Bau der Nationalbank verfügten die Wohnungen an der Börsenstrasse über direkte Seesicht. Foto Brunner & Hauser, um 1890. BAZ. – Text S. 407.

BERTA STRASSE 1–15,
SIHLFELDSTRASSE 45–63,
GERTRUDSTRASSE 4, 6,
ZENTRALSTRASSE 118–126

Bauherrschaft	ROBERT HARDMEIER.
Architekten	ROBERT HARDMEIER, FRIEDRICH GERHARD. ¹⁹⁹
1908–1919	Neubau.

Das trapezoide Blockrandgeviert bildet den nordöstlichen Abschluss der nach der ersten Stadtvereinigung 1893 tangential um den Idaplatz entstandenen Blockrandgevierte. Zu einer Zeit erstellt, in welcher die Blockrandbebauung städtebaulich bereits als Auslaufmodell galt, zeigt sich exemplarisch, wie stark eine ältere Parzellierung die Bauform mitprägte.

Über weitere Werke des Bauherrn und Architekten ROBERT HARDMEIER ist nichts bekannt. Dies mag daran liegen, dass er mit seiner Prestigeüberbauung zum Opfer der Bankenkrise von 1910–1920 wurde, welche zum Zusammenbruch sämtlicher lokaler Sparkassen des Kantons Thurgau führte. Die Leih- und Sparkasse Steckborn, welche HARDMEIERS Projekt finanzierte, wurde – der Strafgerichtsprozess fand 1913 statt – bis 1918 liquidiert.²⁰⁰

Mit seiner Überbauung bewegte sich HARDMEIER in einer Umbruchzeit. Er ist mit seinem «gebauten Musterbuch des Stilpluralismus» einer der letzten Vertreter des Historismus. Der neuromanische Kopf-

bau gegen die Badenerstrasse (Bertastrasse 1) (Abb. 388) und der neugotische Bau Sihlfeldstrasse 53 vertreten den jeweiligen Stil am reinsten, und das konstruktive Prinzip der zwischen Vertikalen eingespannten Wand- und Fensterfelder wird überspielt. Aber schon bei der neubarocken Fassade Sihlfeldstrasse 53 oder den vom Jugendstil mitgeprägten Fassaden (Sihlfeldstrasse 57, 63), der orientalisierenden Fassade Bertastrasse 5, aber auch dem klassizistisch bestückten Bau Bertastrasse 11 wird klar, dass HARDMEIER einem modernen Prinzip des Fassadenaufbaus folgte. Durchgehende vertikale Stützen teilen die Fassade in vertikale Bänder, denen die mehrteiligen Fenster eingefügt werden.

Die Überbauung spiegelt den Umbruch von Historismus und Jugendstil zu Neuklassizismus, Heimat- und Reformstil. Sie ist Zeuge des zeitgenössischen Versuchs neuer Formfindung im Wohnbau, wie sie erst mit dem Neuen Bauen eine radikale Lösung fand.

Dokumentation

Literatur: BÄRTSCHI 1983, S. 356. – Baukultur 2005, S. 15, 35. – BZD 9.2, 1974–1979, S. 62. – INSA 10, 1992, S. 315. – LEISI 1987, S. 102f. – REBSAMEN 1989, S. 24f. – Werk-Archithese 1977, S. 70.



388

Bertastrasse 1–15, Sihlfeldstrasse 45–63.
Blockrandbau im Stilpluralismus. Foto um
1925. BAZ. – Text S. 408.

BERTASTRASSE 17–23,
IDAPLATZ 8–10,
ZURLINDENSTRASSE 186, 190,
GERTRUDSTRASSE 12–26,
ZENTRALSTRASSE 111–129

Bauherrschaft	Aktienbaugesellschaft Zurlinden.
Architekten	BÜTZBERGER & BURKHARD. ²⁰¹
1896/97	Neubau.

Bereits vor der Eingemeindung 1893 wurde Wiedikon von einem ausserordentlichen Bauboom erfasst. Der 1877 angelegte städtische Zentralfriedhof Sihlfeld wurde seit 1882 mit dem Pferdetram über die Badenerstrasse erschlossen. Die städtebauliche Gestaltung und Erschliessung des Vorfelds westlich des Zentralfriedhofs und südlich des Friedhofs Aussersihl lag in der Konsequenz. Als Zentrum des kleinen, für Blockrandbauten vorgesehenen Gevierts Aemtler-/Gertrud-/Martha-/Zentralstrasse wurde am Strassenkreuz Berta-/Zurlindenstrasse der kleine Idaplatz angelegt.

Während die Blockrandbauten rund um den Idaplatz schlicht gehaltene und bescheidene, typische «Mietskasernen» von vier und fünf Vollgeschossen und einem Mansardgeschoss sind, hebt sich die u-förmige Überbauung der Aktienbaugesellschaft durch aufwendigere Gestaltung mittels Quergiebeln, Rundbogenöffnungen im Laden- und Segmentbogenfenster im ersten Obergeschoss deutlich ab. Bei den teilweise wieder in der ursprünglichen Farb-

keit restaurierten, teilweise aber auch purifizierten Fassaden orientierte sich der Architekt zurückhaltend an Motiven der norddeutschen Renaissance, wobei mit dem fialenartigen Dekor der Quergiebel auch Allusionen an die Backsteingotik bestehen.

Über Zusammensetzung und Aktivitäten der Aktienbaugesellschaft Zurlinden bestehen keine weiteren Informationen. Mit HERMANN BÜTZBERGER, Baumeister von Bleienbach BE, gewann sie einen Architekten (BÜTZBERGER & BURKHARD, später BÜTZBERGER & SUTER), der in Zürich 1885 aktiv wurde (Heinrichstrasse 108/110, ehem. Konzerthaus Orpheum).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2005, S. 14, 37. – INSA 10, 1992, S. 220, 315, 346, 351, 402.

BLEICHERWEG 50–56,
TÖDISTRASSE 46, 52,
GARTENSTRASSE 11–19,
STOCKERSTRASSE 43, 45

Bauherrschaft	Diverse, vgl. Text.
Architekten	vgl. Text.
1893–1897	Neubau.

Der heutige Bleicherweg bildet eine Grenze, nördlich derer aufgrund der topografischen Verhältnisse (Auslauf der Sihlmoräne gegen Selnau,



389

Gartenstrasse 11–19. Bürgerlicher Blockrandbau in der Enge. Foto 2005. BAZ. – Text S. 410.

Strassensteigungen etwa 4%) sowie alter Strassen und Wege (Bleicherweg, Selnau- und Stockerstrasse) zwar kein streng rektanguläres Strassensystem möglich war, aber in privilegierter Lage Bauten für eine vermögende Klientel entstehen konnten. Interessant ist die 1890 fassbare Quartierplanung, weil sie ganz offenbar in Konkurrenz zum direkt südwestlich anschliessenden «Villenquartier Parkring» stand und diesem eine moderne Urbaniät entgegenstellte. Wie sehr mit einer grossbürgerlichen Bewohnerschaft gerechnet wurde, zeigt – neben der Grosszügigkeit der Blockrandbauten – der Umstand, dass die Gartenstrasse mit einer befahrbaren Brücke über den Schanzengraben in die Bäregasse hätte geführt werden sollen, um das Quartier so direkt an die Bahnhofstrasse anzuschliessen (Gemeindeplan Enge 1890).

Aufgeteilt wurde das Quartier durch die Tödi- und die Gartenstrasse in vier Blockrandgevierte, von denen das nördliche zusätzlich durch die Dianastrasse halbiert wird.

Eigentümer gut der Hälfte des Quartiers, u.a. der zwei Viertel östlich der Tödistrasse, war 1881 [Alfred Escher](#). Die Parzelle Ecke Bleicherweg/Freigutstrasse gehörte «von Willenbach», während Baumeister FRIEDRICH ULRICH Eigentümer zumindest eines Teils des Gevierts Garten-/Tödi-/Brandschenke-/Freigutstrasse war, wo er bereits 1878 den Ansatz einer Blockrandbebauung (Gartenstrasse 36, 38/Freigutstrasse 16) realisiert hatte (vgl. [Abb. 362](#)).

Gartenstrasse 11–17, 1896/97 von ROBERT ZOLLINGER für J. Muggli erstellt,²⁰² repetiert fünfgeschossig den Fassadenaufriß, wie ihn ZOLLINGER schon

im Bodmerhof (Alfred-Escher-Strasse 5) angewandt hatte ([Abb. 389](#)). Das höhere Sozialprestige zeigt sich u.a. darin, dass die Brüstungen und Fenstergiebel mit Kartuschen, Putten oder Palmetten ausgezeichnet sind.

Gartenstrasse 19 wurde 1896/97 für die Seidenfabrikanten August und Hans Näf von HEINRICH HONEGGER-NÄF erstellt.²⁰³ In Anlehnung an den barocken Palastbau plante HONEGGER einen viergeschossigen Eckbau, der über einem doppelgeschossigen Sockel aus Quadern eine Kolossalordnung mit ionischen Pilastern und Säulen aufweist. Im Gegensatz zu ZOLLINGER verwendete er grössere Raumhöhen, vermied den bürgerlich anmutenden Erker und fügte teilweise in eine Ädikula gestellte Balkone hinzu, was dem Bau ein deutlich höheres Prestige verleiht.

An *Bleicherweg 50–56* und an der *Stockerstrasse 43, 45* schliessen (teilweise purifizierte) Blockrandbauten das Geviert. Mit den Läden im Erdgeschoss boten sie den gegen den Parkring gelegenen Wohnblocks die entsprechende Infrastruktur. *Bleicherweg 52* (1893f., Bauherr von Nr. 50 und 52 ist der Lehrer J. Muggli, Architekt HERMANN I. FIETZ) und *Stockerstrasse 45* (1895, Bauherr war der Kaufmann und Architekt ADOLF FRANCESCHETTI)²⁰⁴ markieren mit ihren an der deutschen Renaissance orientierten mächtigen Quergiebeln die jeweiligen Mittelachsen der Zeile.

GASOMETERSTRASSE 23–35, HEINRICHSTRASSE 83–87, MOTORENSTRASSE 9–25, JOSEFSTRASSE 130

Bauherrschaft	A. Strickler, Baumeister.
Architekt	N. BRAUN, ²⁰⁵
1894–1897?	Neubau.

Zwischen Heinrichstrasse und Neugasse bis zur Langstrasse entwickelt sich ein Blockrandquartier, das in den Jahren zwischen 1893 und 1898 von verschiedenen spekulativ tätigen Unternehmern erstellt wurde. Exemplarisch steht der von Baumeister A. STRICKLER erstellte und von Architekt N. BRAUN geplante Blockrand Gasometer-/Heinrich-/Motoren-/Josefstrasse ([Abb. 390](#)). Diese Überbauung des Industriequartiers kommt dem negativ konnotierten Erscheinungsbild einer «Mietskaserne» am



390

Gasometerstrasse 23–35 (rechts), Josefstrasse 130, Motorenstrasse 25 (links). Blockrandbau. Foto F. Ruef-Hirt, um 1910. BAZ. – Text S. 410f.

nächsten. Der Zwang zur optimalen Ausnützung in Korrelation zum Baugesetz zeigt sich in der Fünfgeschossigkeit an der breiten Gasometer-, der breiten Josef- und der breiten Heinrichstrasse, während die schmalere Motorenstrasse nur vier Geschosse zuliess; das Dachgeschoss mit Dacherkern zählte nicht als Vollgeschoss.

Trotzdem existiert auch hier innerhalb des Viertels eine Hierarchie, indem gegen die Josefstrasse die Fassade reicher gestaltet ist; Eckerker mit Rustikapilaster, Sprenggiebel mit Büsten als Fensterverdachung sowie die Verkleidung des Sockelgeschosses mit Granit sind nur hier zu finden, während die übrigen Fassaden – an der Motorenstrasse purifiziert – weit weniger repräsentativ lediglich mittels horizontaler Fensterverdachungen und Balkongitter geschmückt sind.

A. Strickler und N. BRAUN sind 1900 auch an Josefstrasse 174–178 zu fassen.²⁰⁶

Dokumentation

Literatur: INSA 10, 1992, S. 353.

GENERAL-GUISAN-QUAI 20, 22,
BEETHOVENSTRASSE 1, 3, 5, 7,
STOCKERSTRASSE 4, 6, 8

Rotes Schloss

Bauherrschaft	HEINRICH ERNST & CO. ²⁰⁷
Architekt	HEINRICH ERNST.
Ingenieur	GEORGES F. RAMEL. ²⁰⁸
1891–1893	Neubau.
1977/78	Aussenrenovation.

Das «Rote Schloss» basiert auf städtebaulichen Überlegungen, die HEINRICH ERNST bereits 1889 den Behörden bezüglich der Überbauung des kurz zuvor vollendeten Seequais (General-Guisan-Quai) unterbreitet hatte.²⁰⁹ Für ERNST gab es zwei Faktoren zu berücksichtigen. Einerseits sollte die Ostfassade des u-förmig angelegten Baus den «linksseitigen Rahmen» der Tonhalle bilden. Dieser war gegen den See zum «Alpenquai» hin ein Park vorgelegt, auf den ERNST mit dem Zurücknehmen der Fassade und der Anlage eines Vorgartens als Abstandhalter reagierte. Den Vorgarten führte er über Eck an den «Alpenquai», sodass die Südfassade von diesem abgesetzt wird. ERNST wertete «die freie Behandlung der ganzen Architektur im Geiste der französischen Frührenaissance» als angemessene Reaktion auf die Tonhalle (vgl. Abb. 334). Neben den Fensterformen sind es insbesondere die Hauptrisalite, die formal in Allusion auf den Donjon auftreten; aber auch Turmerker, Turmrisalite sowie die Dachformen entlehnte er dem erwähnten Stil.

Massgebend war für den Architekten, «dass die Quais in würdiger Weise überbaut würden; weder durch langweilige Mietskasernen, was der Stadt ein steifes Gepräge verliehen, noch durch einzelne Villen, was zu einem allzu ländlichen Aussehen geführt hätte; sondern durch Häuserviertel, welche zu der ganzen Umgebung, sowohl in Hinsicht auf die schöne Lage, als auf Farbe und Silhouette in angenehmem Kontrast stehen würden».

Mit dem einheitlich gestalteten, viergeschossigen Baukomplex von 40 Wohnungen von 3 bis 9 Zimmern, mit grosszügigen Räumen, die über Parkettböden, opulente Stuckdecken, klassische Türgerichte, Sockeltäfer und Marmorkamine verfügten, bot ERNST Wohnungen für die «ersten Anforderungen» an. Dazu gehörte aus haustechnischer Sicht – ERNST hatte für die gesamte Haustechnik den Maschineningenieur RAMEL zugezogen – eine Dampf-Luft-Zentralheizung, technisch kombiniert mit elektrischer Beleuchtung, die in einem eigenen Maschinenhaus im Hof untergebracht war (abgebrochen). So konnte der ganze Komplex mit Licht, Kalt- und Warmwasser (auch für das Bad) und Heizung versorgt werden; dass eine «zentrale Dampfwäscherei und Trocknerei» bestand, liegt in der Konsequenz der technischen Infrastruktur und belegt den hohen Komfort der Wohnungen ebenso wie der Umstand, dass «fünf Häuser mit hydraulischen Personenaufzügen versehen»



391

General-Guisan-Quai 30–36, Genferstrasse 2, Tödistrasse 1. Weisses Schloss. Foto Schroeder & Cie., um 1895. BAZ. – Text S. 412.

waren.²¹⁰ Hydraulische Kohlenaufzüge beschickten die Küchen mit angegliedertem Abwaschraum und Vorratskammer. Keller und Gesindezimmer gehörten zu jeder Wohnung. Da noch keine Schwemmkanalisation bestand, kam das «Kübelssystem» zur Anwendung. Die «Abfallstoffe werden durch eine besondere Pumpenanlage direct aus den Häusern befördert». Dem Umstand, dass oft «Cloakengase» in die Wohnungen drangen, wurde mit einer nicht weiter spezifizierten «Vorrichtung» begegnet.²¹¹

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 32. – BAUMGARTNER/PARICI-CYPRIS 2010. – INSA 10, 1992, S. 335. – ULRICH 1905, S. 424–427. – SBZ 1890/15, S. 1–3, 9f., 27f. – SBZ 1892/19, S. 82. – SBZ 1893/22, S. 151–154. – SBZ 1917/69, S. 21.

GENERAL-GUISAN-QUAI 30, 32, 34, 36,
GENFERSTRASSE 2,
TÖDISTRASSE 1

Weisses Schloss

Bauherrschaft	HEINRICH HONEGGER-NÄF.
Architekt	HEINRICH HONEGGER-NÄF.
1890–1892	Neubau.

Ob und in welchem Ausmass sich HEINRICH HONEGGER-NÄF von den Plänen HEINRICH ERNSTS bezüglich der Überbauung an den Quaianlagen beeinflussen liess, lässt sich nicht belegen. HONEGGERs Austritt aus dem Zürcher Ingenieur- und Architekten-Verein 1891 zeugt jedoch zumindest von Spannungen zwischen ihm und dem Zürcher Architektenestablishment.²¹²

Mit reichem Innenausbau für eine grossbürgerliche Kundschaft orientiert sich das Äussere frei am barocken Schlossbau (Abb. 391). Aufgrund der im ersten und im zweiten Obergeschoss durchlaufenden Balkone wird die seeseitige Fassade mit Freisäulen instrumentiert, welche an den Balkonrisaliten eine Kolossalordnung bilden. HONEGGER zeigt sich mit dem klassischen Formenkanon vertraut, ohne ihn streng zu befolgen, was sich u.a. in der Verwendung der Säulenordnungen wie auch der Anwendung von Atlanten und den Skulpturen über der Kolossalordnung des Mittelrisalits zeigt. Die Dachlandschaft ist ruhiger als beim Roten Schloss, lediglich die Spitzhelme der über Eck stehenden Turmerker sowie die Dächer des Mittel- wie der Seitenrisalite durchstossen die Silhouette.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 57. – INSA 10, 1992, S. 336. – ULRICH 1905, S. 424f.

STAUFFACHERSTRASSE 127–131,
SCHREINERSTRASSE 60–64,
ANWANDSTRASSE 28–34,
ENGELSTRASSE 61–63

Bauherrschaft	siehe Tabelle S. 413. ²¹³
Architekt	CARL HERMANN WEIGLE. ²¹⁴
1895–1899	Neubau.

Baugeschichte

Die Blockrandbebauung kann unter mehreren Aspekten als exemplarisch gelten. Es lässt sich etwa

<i>Bauherrschaft</i>	<i>Adresse</i>	<i>Neubau</i>	<i>Bauetappen</i>
Gustav Angst, Zimmermeister	Anwandstrasse 32	1895/96	1. Etappe 1895/96
Mathias Baur, Zimmermeister	Anwandstrasse 34	1898/99	Schreinerstrasse 61, 63
Regina Bernet-Lampert	Engelstrasse 61, 63	1895/96	Schreinerstrasse 59, Anwandstrasse 28, 30
	Stauffacherstrasse 127, 129	1896/97	Anwandstrasse 32
	Schreinerstrasse 60, 62	1897–1899	
Rudolf Pfister	Stauffacherstrasse 131/ Schreinerstrasse 64	1896/97	2. Etappe 1896/97 Stauffacherstrasse 127, 129
Adolf Wicker, Zimmermeister	Engelstrasse 59/ Anwandstrasse 28, 30	1895/96 ²¹⁵	Schreinerstrasse 64 (Stauffacherstrasse 131)
			3. Etappe 1897–1899 Schreinerstrasse 60, 62

aufzeigen, wie der spekulative Wohnungsbau in Form einer Blockrandbebauung zu neuen – vor allem auch logistischen – Planungen und Bauabläufen führte. Wie üblich waren am ganzen Blockrandbau mehrere Bauherrschaften beteiligt.

Regina Bernet-Lampert hatte mit sechs Gebäuden die Bauherrschaft über rund 50% der Blockrandbebauung inne. Zimmermeister ADOLF WICKER mit seinen drei kleineren Bauten folgt mit rund 25%, die übrigen Bauherren teilten sich mit je einem Gebäude die restlichen 25%.

Es ist aussergewöhnlich, dass Ende des 19. Jahrhunderts eine verheiratete Frau – ihr Mann Benedikt Bernet starb 1899 – als spekulative Bauherrin auftritt. Zu vermuten ist, dass sie von ihrem Mann spätestens seit 1897 getrennt lebte. Sie bezog im «Sihlhof» eine Wohnung.²¹⁶ 1898–1900 wohnte sie – mit Telefonanschluss – an der Bäckerstrasse 129, als Berufsbezeichnung wird «Liegenschaftenverkehr» angegeben. Zwischen 1897 und 1900 verkaufte sie ihre Häuser.²¹⁷ 1901 ist sie in «ihrem» Blockrandgeviert als Wirtin in der Liegenschaft Schreinerstrasse 64 zu fassen.²¹⁸ Bereits 1902 zog sie weg und lebte nun mit 48 Jahren als «Particularin», d.h. Rentnerin, an der Sonneggstrasse 23, 1904/05 an der Bolleystrasse 8 und zwischen 1906 und 1916 an der Minervastrasse 2, bevor sie in einen Neubau an der Paulstrasse 2 im Seefeld zog.²¹⁹ Die Klärung, ob und wo Regina Bernet-Lampert in Zürich weitere Bauvorhaben realisierte, wäre Gegenstand weiterführender Forschungen. Auf alle Fälle sah sie sich mit knapp 50 Jahren in der Lage, von ihrem Vermögen zu leben. Wenn wir ihrer Biografie nachgehen, stossen wir auf eine höchst beeindruckende Frau, die über ein hohes Mass an Resilienz verfügt haben muss. Sie verbrachte als Kind armer Eltern aus Schnifis (Vorarlberg, A) ihre Kindheit bis 1874

als Verdingmädchen im Allgäu. Nach dem Tod der Eltern zog sie zu ihrem Bruder nach St. Gallen, der dort – anfänglich als Saisonnier tätig – ein eigenes Baugeschäft gegründet hatte. 1880 lernte sie den Kondukteur Benedikt Bernet von Sirnach kennen, heiratete 1881 und wohnte ab 1893 in Zürich, wo ihr Bruder sein Baugeschäft weiterführte, in dem auch Bernet tätig war. Regina Bernet-Lampert, die sich bereits in St. Gallen weitergebildet hatte und sich offenbar für Architektur stark interessierte, übernahm in Zürich organisatorische Aufgaben im Baugeschäft des Bruders und betätigte sich als Immobilienhändlerin.²²⁰ Es liegt somit nahe, anzunehmen, dass die Bauausführung bei ihrem Bruder lag, der wohl mit den drei als Bauherrschaft auftretenden Zimmermeistern zusammenarbeitete.

Bauanalyse

Das gesamte Blockrandgeviert zeugt trotz Purifizierungen und Veränderungen von einem durchgehenden Gestaltungswillen, sodass anzunehmen ist, dass HERMANN CARL WEIGLE die Gesamtplanung innehatte. Bis 1894 als Architekt und Baumeister in St. Gallen fassbar, war er ab 1894 und sicher bis 1910 in Zürich tätig.²²¹ Regina Bernet-Lampert engagierte offenbar den ihr aus der Zeit in St. Gallen bekannten Architekten.

Erstellt wurde eine mittelständische Überbauung an für Aussersihl privilegierter Lage. Die Bauten an der Stauffacherstrasse haben als Gegenüber die «Bäckeranlage», welche in der Front und westlich von je einem Schulhaus flankiert wird. Der Freiraum bot eine attraktive Wohnlage, was auch an der repräsentativen Fassadengestaltung abgelesen werden kann (Abb. 392). Ein Sockel mit Fugenstrich und Diamantbesatz umfasst ein Ladenge-



392

Engelstrasse 63, Stauffacherstrasse 127–131.
Blockrandbau in Aussersihl. Foto 2003.
BAZ. – Text S. 413f.

schoß und ein Entresol. Darüber wird durch korinthische Pilaster eine zwei Geschosse mit Balkonen umfassende Kolossalordnung geschaffen, welche durch Sichtbacksteinmauerwerk auch farblich akzentuiert wird. Einem Gebälk ist ein Attikageschoß aufgesetzt, dessen Mauerfelder mit Schablonenmalerei geschmückt sind. Eine Reihe von Dacherkern sowie die risalitartige Betonung der Gebäudeecken zeigen eine verhaltene Anspielung an den Schlossbau. Das grundlegende Gestaltungskonzept wurde für die weiteren Bauten des Blockrands beibehalten, wobei das Entresol durch ein Wohngeschoss ersetzt und auf die Kolossalordnung verzichtet wurde.

Auch hier lässt sich beobachten, dass viele Blockrandbebauungen Zürichs einer formalen Hierarchie unterstehen, die direkt mit Lage und Sozialprestige und wohl auch mit feinmaschiger sozialer Segregation verbunden ist. Auffallen muss, dass die südlich gelegenen Blockrandbebauungen zwischen Kanzlei- und Anwandstrasse bescheidener gestaltet sind, was nicht allein mit ihrer teilweise nur wenige Jahre späteren Erstellung am Übergang zum Jugendstil zusammenhängen dürfte.

Dokumentation

Quellen: SAZ, VI.AS.C.23.:11, 12.

Literatur: Baukultur 2004, S. 80. – BRUNHART 1999. – INSA 10, 1992, S. 414. – LAMPERT 1996.

Karl Grunder

WOHNBAUTEN 1900 BIS 1940

WOHNSIEDLUNGEN

Die «Wohnungsfrage»

Analog zur Entwicklung im Ausland waren die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts eine reformorientierte, experimentierfreudige und produktive Periode im schweizerischen und auch im Zürcher Wohnungsbau. Verschiedene Faktoren wie das rasche und als planlos empfundene Stadtwachstum oder prekäre Wohnverhältnisse rückten die «Wohnungsfrage» um 1900 in den Fokus von Sozialreformern, Behörden, Stadtplanern und Architekten.²²² Die «Mietskaserne» – mehr Schimpfwort als Bautyp – stand im Zentrum der Kritik. Auch wenig Privilegierten sollte ein Leben in einfachen, aber soliden, hygienisch einwandfreien und billigen Wohnungen ermöglicht werden. Der private Wohnungsmarkt stellte jedoch kaum kleine und günstige Wohnungen zur Verfügung. Als Lösung bot sich der gemeinnützige Wohnungsbau an, der in kommunaler und genossenschaftlicher Form zahlreiche Stadtgebiete in den Zürcher Ausgemeinden bis heute prägt.²²³ Nachdem die Stadt bereits einzelne Wohnhäuser für städtische Arbeiter (z.B. Strassenbahner) erbaut hatte (Abb. 393),²²⁴ wurde am 21. April 1907 das Projekt einer ersten städtischen Wohnüberbauung



393

Wildbachstrasse 81–85. Drei Mehrfamilienhäuser für städtische Strassenbahner in der Nähe des Tramdepots Tiefenbrunnen. Friedrich Wilhelm Fissler und Friedrich Hirsbrunner. 1907. Foto HBA, 1908. BAZ. – Text S. 414.

im Industriequartier in der Gemeindeabstimmung klar angenommen (Siedlung Limmat D). Es folgte 1911–1919 die mittelständische Siedlung Riedtli in Unterstrass.

Politisch breit abgestützt, galt der kommunale Wohnungsbau als präventive, sozialpolitische Massnahme, die wirksamer und billiger sei «als die Vermehrung von Krankenanstalten, Besserungsanstalten und Zuchthäusern, zwecks Korrektur der vielfach aus schlechten Wohnverhältnissen entstehenden Schäden». Ein gesundes Familienleben sei «die Grundlage der öffentlichen Ordnung» und bedinge gute Wohnverhältnisse, meinte der freisinnige OTTO PFLEGHARD anlässlich des Baus der «Schindelhäuser» in Wipkingen 1918.²²⁵ Als Wohnideal für alle Bevölkerungsschichten galt das Einfamilienhaus mit Garten. HERMANN HERTER sah in seinem Bau eine «staatserhaltende Aktion». Das Einfamilienhaus sei «das Fundament aller Wohnkultur und im besondern einer gesunden Entwicklung der arbeitenden, sesshaften Bevölkerung». Der Besitz eines Eigenheims fördere Ordnungsliebe,

Sparsamkeit, Liebe zum Haus und letztlich das Heimatgefühl: «Die körperliche und geistige Er-tüchtigung ist einleuchtend, und es gehen aus dem Einfamilienhaus ohne Zweifel der bessere Staatsbürger und die bessere Staatsbürgerin hervor als aus dem Miethaus.»²²⁶ Anlass zu diesen Äusserungen gab der Bau einer Einfamilienhauskolonie an der Frohburgstrasse in Oberstrass im Rahmen einer schweizweiten Musterhausaktion des 1919 gegründeten Schweizerischen Verbands zur Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaus.²²⁷

Individualisierte Wohnkonzepte

Der weitaus häufigste städtische Bautyp war auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts das frei stehende oder zu Blockrand- und Zeilenbauten zusammengefasste, drei- bis höchstens fünfgeschos-sige Mietshaus. Der Typus wurde entlang neuer hygienischer, städtebaulicher und gestalterischer Forderungen weiterentwickelt und verschiedenen Bedürfnissen angepasst. Vor allem im gemeinnützi-



394, 395

Utoquai 47–49/Färberstrasse 3/Kreuzstrasse 2–4. Das heutige Hotel Bellerive wurde 1929 von Anton Fritz Scotoni und Karl Völlmy als Apartmenthaus mit Grossgarage, Tennisballen, Wohn- und Geschäftsbaus erbaut. Foto 1961. BAZ. – Universitätstrasse 101. Apartmenthotel und Restaurant Rigibof mit Postfiliale und Geschäftsräumen. 1930–1932 erbaut von Hermann Schneider und Otto Tschumper. Foto Wolf-Bender, 1933. BAZ. – Text S. 416.

gen Wohnungsbau wurden dabei zahlreiche kleine bis kleinste Wohnungen erbaut.

Neben der herrschaftlichen Villa etablierte sich das «einfache», bürgerliche bis mittelständische Einfamilienhaus und in den 1920er Jahren das «Kleinhaus» für Arbeiterfamilien. Das Einfamilienhaus für Arbeitslose blieb hingegen ein einmaliges Experiment.

Ist in zeitgenössischen Quellen vom Einfamilienhaus die Rede, schliesst dies auch das Doppel- oder Reiheneinfamilienhaus ein. Das frei stehende Einfamilienhaus blieb für Arbeiterfamilien und weitgehend auch für den Mittelstand eine Utopie. Wurden Einfamilienhaussiedlungen realisiert, dann nach englischem Vorbild meist als kosten- und platzsparende Reihenhäuser an peripheren Lagen, wo der Boden günstig war.

Vereinzelt entstanden spezifische Wohnformen für Grossfamilien, Ledige oder berufstätige Männer und Frauen; z.B. die Frauenwohngemeinschaft Lettenhof oder das als «Einküchenhaus» geplante «Amerikanerhaus» der Wohn- und Speisegemeinschaft an der Gertrudstrasse 37/Idastrasse 28 (Ämtlerhalle, 1916/17).²²⁸ An amerikanischen Vorbildern orientierten sich auch mehrere meist multifunktionale und heute oft umgenutzte Apartmenthäuser wie 1927–1929 das «Bellerive» (Utoquai 47–49 / Färberstrasse 3/Kreuzstrasse 2–4) (Abb. 394),²²⁹ 1934 das Frascati (Seefeldquai 1/Bellerivestrasse 2)²³⁰ oder 1930–1932 der Rigibof (Universitätstrasse 101) (Abb. 395).²³¹

Die Anfänge des genossenschaftlichen Wohnungsbaus

Die ersten genossenschaftlichen Wohnbauten wurden in den 1890er Jahren erstellt. Ab 1910 erfolgte die Unterstützung der Stadt u.a. durch den Verkauf von günstigem Land oder die Übernahme von Zweithypothenen. Von diesen ersten Massnahmen profitierte die 1908 gegründete, philanthropische Genossenschaft für Beschaffung billiger Wohnungen in Zürich.²³² Sie baute 1911 eine Zeile von zwei- und dreigeschossigen Mehrfamilienhäusern mit ausgebautem Dachgeschoss an der Bertastrasse 39–61 in Wiedikon (BISCHOFF & WEIDELI) (Abb. 396).²³³ Aus finanziellen Gründen wurde die Blockrandbauweise dem ursprünglich geplanten Bau von frei stehenden Mehrfamilienhäusern vorgezogen. Hingegen verzichtete man auf die erlaubte maximale Geschosshöhe, «um nicht zu viele Familien unter einem Dache zu vereinigen».²³⁴ Es wurden Kleinwohnungen von zwei bis vier Zimmern mit eingebautem Mobiliar, eigenem WC und Gemeinschaftsbad erstellt. Erstmals in Zürich wurden Wohnküchen eingerichtet, die das Wohnzimmer ersetzten. In einem «Kochschrank» konnten Speisen warm gehalten werden.²³⁵ 1917 und 1920 wurde die Zeile gegen die Wiesendangerstrasse zum Blockrand geschlossen (HALLER & SCHINDLER, FRITZ HIRSBRUNNER); 1977/78 renoviert.²³⁶

Eine weitere frühe Baugenossenschaft war die mittelständische Gartenstadtgenossenschaft Zürich.



396

Ansicht der Bertastrasse von Südwesten. Links die Schulanlage Aemter von Gustav Gull (1908), rechts entlang der Bertastrasse die Wohnsiedlung der Genossenschaft für Beschaffung billiger Wohnungen. Postkarte 1911–1917. BAZ. – Text S. 416.

Dass die Stadt in diesem Fall den Bau von Wohneigentum förderte, war eine Ausnahme. Im Gegensatz etwa zu Winterthur oder Basel beschränkte sich die Unterstützung fast ausschliesslich auf den Mietwohnungsbau.²³⁷

Der Kriegs- und der Kleinwohnungsbau

Im Ersten Weltkrieg kam die private Wohnbautätigkeit infolge der Bauteuerung praktisch zum Erliegen. Während die Bevölkerungszahl in den ersten Kriegsjahren zurückgegangen war, herrschte ab 1916 ein Wohnungsmangel und ab 1918 erlebte Zürich eine bisher nicht gekannte Wohnungsnot.²³⁸ Die städtische Wohnungsbaukommission hielt fest, dass «das Zusammendrängen der Leute in den Wohnungen bereits begonnen» habe; man sei dabei, «eigentliche Brutstätten des Grossstadtelends zu bekommen».²³⁹ Zwischen 1918 und 1920 entstanden deshalb mehrere städtische Siedlungen mit möglichst preisgünstigen Kleinwohnungen, von EBERLÉ als «Kriegswohnungsbau» bezeichnet.²⁴⁰ Der Sparzwang führte zu Rationalisierungen und Normierungen im Bauprozess (z.B. einheitliche Fenster). Es wurden verschiedene Mauerwerk- und Deckenkonstruktionen erprobt und Ausnahmen vom Baugesetz erwirkt. Weiter verzichtete man auf wohnungseigene Bäder und Zentralheizungen. Gleichzeitig wurde auf ein Mindestmass an Solidität, Komfort, aber auch Repräsentation Wert gelegt; die Idee von transportablen Einfamilienhausprovisorien wurde etwa von der Wohnungsbaukommission diskussionslos abgelehnt.²⁴¹ Aufgrund der Teuerung waren die Kriegswohnbauten trotz Sparmassnahmen kaum billiger als die Bauten der Vorkriegsjahre.²⁴²

1916 schrieb die Stadt einen Wettbewerb für die Siedlung Zurlinden in Blockrandbauweise aus (BISCHOFF & WEIDELI).²⁴³ Auch die Siedlung Rebhügel auf der Hügelkuppe des Bühls in Wiedikon ging 1918/19 aus einem Wettbewerb hervor (ADOLF und HEINRICH II. BRÄM).²⁴⁴ Fünf Teilnehmer konnten unter drei städtischen Grundstücken frei wählen und hatten feste Offerten vorzulegen. Die dreigeschossigen Bauten weisen bis auf die regelmässigen Fensterachsen und die einfachen Türeinfassungen keinerlei architektonische Gliederung oder Bauschmuck auf. Es handelt sich um zwei gegen die Ecken aufgebrochene Blockrandgevierte, wie sie vergleichbar um 1930 entlang der Seebahnstrasse realisiert wurden. Sie umschliessen Innenhöfe, in denen Gemüsegärten angelegt waren. Die zeitgenössische Kritik sah das Ideal der Gartenstadt ungenügend umgesetzt, erkannte aber auch, «dass sich die Stadt mit der geplanten Anlage dem anzustrebenden Ideal wieder um einen Schritt» genähert habe.²⁴⁵ Die 2-Zimmer- und 3-Zimmer-Wohnungen folgten mit wenigen Ausnahmen einem einzigen Typ und waren mit Wohnküche und WC ausgestattet, geheizt wurde mit Kachelöfen (Gesamtsanierung 1981/82).²⁴⁶ Beide Siedlungen beeinflussten mit ihrer reduzierten, vereinheitlichenden Formensprache und den einfachen Grundrissen den gemeinnützigen Wohnungsbau der Zwischenkriegszeit.²⁴⁷

1918/20 entstanden in Wipkingen in zwei Etappen innerhalb weniger Monate die Schindelhäuser in Fachwerkbauweise (PFLEGHARD & HAEFELI). Die Kolonie Sihlfeld wurde 1920 unter Bezug auf die Siedlung Zurlinden vom städtischen Hochbauamt ausgeführt (HENRI EBERLÉ). EBERLÉ entwarf auch die 1919/20 unter HERMANN HERTER realisierten *Musterhäuser Wibichstrasse 5–11*. Sie sollten wie



397
Städtische Mehrfamilienbaussiedlung Birkenhof, 1925/26. Ansicht des Brunnens im Innenhof gegen die Häuser Guggachstrasse 3–9. Foto Wolf-Bender, 1928. BAZ. – Text S. 418.

die Schindelhäuser konkrete Vorschläge für «Bauerleichterungen beim Kleinwohnungsbau» liefern. Das vierteilige Reihenhäuser unter Walmdach erscheint äusserlich als Einheit, weist jedoch zu Versuchszwecken pro Hausteil je unterschiedliche Konstruktionen und Baumaterialien auf. Zusätzlich wurden Ausnahmegenehmigungen bezüglich der Raumhöhen, der Brandschutzmassnahmen und der Kanalisation erwirkt.²⁴⁸

1925/26 entstand in Unterstrass für mittelständische Verhältnisse die Siedlung Birkenhof (ALBERT FROELICH, KÜNDIG & OETIKER) (Abb. 397).²⁴⁹ Drei Mehrfamilienhauszeilen – mit Wandmalereien von JAKOB GUBLER ausgestattet – umschliessen u-förmig eine öffentliche Grünanlage, die einen Brunnen mit «zwei sinnenden Frauen» aus Muschelkalk aufweist (1927, OTTO KAPPELER).²⁵⁰

Der Mangel an billigen Wohnungen zwang die Stadt, den Bau von weiteren rund 200 Wohnungen «für die untersten Schichten der städtischen Bevölkerung mit den niedrigsten Einkommen» zu prüfen.²⁵¹ Im November 1925 tagte erstmals die «Expertenkommission für verbilligten Wohnungsbau». ²⁵² Eine Subkommission erarbeitete Projekte für billige Kleinwohnungen. «Kleinwohnungsbau» wurde definiert als «die Schaffung einfacher, aber gesunder und heimeliger Wohnungen für die am wenigsten bemittelten Kreise der Bevölkerung». ²⁵³ Es sollte sowohl der Bau von drei- bis fünfgeschossigen Mehrfamilienhäusern («Hochbau») als auch derjenige von ein- bis zweigeschossigen Reiheneinfamilienhäusern («Flachbau») berücksichtigt wer-

den. Es entstanden die Siedlungen Utohof, «Heuried» (beide Abbruch 1970er Jahre), Erismann- und Bullingerhof (alle KÜNDIG & OETIKER) (Abb. 398).²⁵⁴ Die Siedlungen «Erismann» und Utohof hatten modellhaften Charakter, da einmal die Hochbau-, einmal die Flachbauweise zum Zug kam. Der Vergleich der beiden Siedlungen sollte belegen, dass der Bau von kleinen, einfachen Einfamilienhäusern an der Peripherie nicht teurer war als derjenige von zentral gelegenen Mehrfamilienhäusern. Der Bullingerhof (1930/31) stellt eine verbesserte Variante des Erismannhofs dar.²⁵⁵ Der viergeschossige Blockrandbau ohne Eckbebauung umschliesst einen für Zürich einmalig grossen, öffentlichen Innenhof. Die Wohnungsgrundrisse entsprechen weitgehend denjenigen im Erismannhof, wobei neu wohnungseigene Bäder eingebaut wurden.

Das «Kleinhaus», das «Minimal-Kleinhaus» oder «Einfamilien-Minimalhaus» wurde in den 1920er Jahren schweizweit zu einem viel diskutierten Bautyp, der von Behörden, Verbänden und auch vom Schweizerischen Werkbund gefördert wurde.²⁵⁶ Für Zürich sind neben den städtischen Wohnungen etwa die Bernoullihäuser oder die Siedlungen der Baugenossenschaft Vrenelisgärtli zu nennen.

Der genossenschaftliche Siedlungsbau der Zwischenkriegszeit

1924 revidierte die Stadt die Grundsätze zur Wohnbauförderung, was dem genossenschaftlichen Wohnungsbau zu einem enormen Aufschwung verhalf. Bis 1943 entstanden in Zürich 45 gemein-



398
Städtische Mehrfamilienbaussiedlung Bullingerhof in Aussersihl, 1931. Blick von Osten gegen den grossen Innenhof. Links angeschnitten der Kindergarten Bullingerstrasse 5. Foto L. Beringer, 1947. Repro BAZ (Bildarchiv Beringer & Pampaluchi). – Text S. 418.



399

Genossenschaftssiedlung Sihlfeld der ABZ in Aussersihl. Fassadenmalereien von Wilhelm Hartung, 1929. Foto Reto Schlatter, 2015. – Text S. 419.

nützige, von der Stadt unterstützte Baugenossenschaften.²⁵⁷ Zwischen 1919 und 1934 wurden rund 14 000 gemeinnützige Wohnungen erstellt, fast die Hälfte des gesamten Wohnungszuwachses.²⁵⁸ Um die Untermiete zu verhindern, lag der Fokus vor allem auf 3-Zimmer-Wohnungen mit getrennten Eltern- und Kinderschlafzimmern.²⁵⁹ Mit den Fördermassnahmen sicherte sich die Stadt auch den Einfluss auf die Gestaltung der Siedlungen.²⁶⁰

Die 1916 gegründete Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ) entwickelte sich in den 1920er Jahren zur grössten Baugenossenschaft der Schweiz. Zwischen 1920 und 1936 baute sie in Zürich 30 Siedlungen (Abb. 399).²⁶¹ Durch gezielte Werbung unter dem Motto «Mieter, organisiert Euch!»²⁶² rief Dora Staudinger²⁶³ zu Selbsthilfe und Solidarität im Kampf gegen die Wohnungsnot auf.²⁶⁴ Die ABZ baute mit ihrem Hausarchitekten OTTO STREICHER

«jede Art von Wohngebäuden: Einfamilienhäuser (freistehende und Reihenhäusern), Doppelhäuser, Mehrfamilienhäuser und städtische Mietshäuser, je nach Wunsche der Mitglieder, der Lage der zur Verfügung stehenden Bauplätze, deren Preis und [...] den Vorschriften des Baugesetzes».²⁶⁵

Zu den stark vom genossenschaftlichen Wohnungsbau geprägten Stadtgebieten zählen Wiedikon, Wipkingen, Unterstrass, Wollishofen oder das Hardquartier in Aussersihl, das 1927 innerhalb kurzer Zeit durch grosszügige Blockrandsiedlungen überbaut wurde (Abb. 400).²⁶⁶ Städtebaulich bedeutend sind auch das Letten- und das Milchbuckquartier.²⁶⁷ Im Friesenberg entstanden bis in die 1940er Jahre zahlreiche Reiheneinfamilienhäuser. Bauträger waren vor allem die städtische Stiftung «Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien» und die Familienheim-Genossenschaft Zürich.²⁶⁸



400

Luftansicht des Hardquartiers in Ausersibl von Süden. Rechts der Einschnitt der 1927 eröffneten, tiefgelegten linksufrigen Zürichseebahn. Entlang der Bahnlinie im Vordergrund die Siedlung Kanzleistrasse der ABZ (1930), die Siedlung Seebahn der BEP (1930) und im Hintergrund der städtische Erismannhof (1927/28). Die Siedlungen der ABZ und der BEP sollen durch Neubauten ersetzt werden. Foto Ad Astra-Aero, 1930/31. BAZ. – Text S. 419.

Zürich und die Gartenstadt

Mit dem Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs und dem Aufkommen des Automobils setzte um 1900 die Trennung von Arbeit und Wohnen ein. 1901 wurde Zürich in Zonen der geschlossenen und der offenen Bauweise eingeteilt, 1912 folgte eine zweite Zone der offenen Bebauung. Damit wurde die Grundlage zur Verdichtung der Innenstadt und zur Anlage von durchgrünten Wohnquartieren an der Peripherie geschaffen. Die Entwicklung stand im Zusammenhang mit der von Ebenezer Howard propagierten, sozialreformerischen Gartenstadt-idee.²⁶⁹ Die SBZ publizierte 1907 den ersten Artikel über «Englische Arbeiterwohnhäuser und Gartenstädte».²⁷⁰ Ab 1908 entstanden in Zürich mehrere, meist mittelständische Eigenheimsiedlungen, die den Gartenstadtgedanken aufnahmen. Ziel waren nicht eigenständige Satellitenstädte auf genossen-

schaftlicher Basis im Sinn Howards, sondern städtebaulich und architektonisch einheitliche, idyllische Einfamilienhaussiedlungen in durchgrünten Stadtquartieren zu Selbsthilfe- und auch zu unternehmerischen Zwecken. Der Begriff «Gartenstadt» korrelierte wie bei der Siedlung Bergheim oft auch mit der Heimatschutzideologie.

Die Bezeichnung «Gartenstadt» war um 1908 zwar neu, Vorbilder lassen sich jedoch nicht nur in England, sondern auch in den bürgerlichen Villenquartieren oder den frühen Arbeitersiedlungen finden.

Die Gartenstadtgenossenschaft Zürich. Ziel der 1908 von Mitgliedern des Mietervereins²⁷¹ gegründeten, von der Stadt unterstützten Gartenstadtgenossenschaft Zürich war es, dem Mittelstand «recht wohlfeile Einfamilienhäuser mit Garten zu verschaffen», die der Spekulation dauerhaft entzogen waren.²⁷² Dem Vorstand gehörten Stadtpräsident Jakob Robert Billeter, der Pfarrer und Politiker Paul Pflüger,



401

Zeppelinstrasse 22–34. Erste Bauetappe der Reibenein- und Reibenzweifamilienbaussiedlung der Immobiliengenossenschaft Favorite. Postkarte 1913. BAZ. – Text S. 421f.

der Architekt **HERMANN WEIDELI** und der Publizist Albert Baur (Heimatschutz, SB, Werk) an.²⁷³ Sobald sich genügend Bauwillige gemeldet hatten, liess die Genossenschaft ein Projekt ausarbeiten. Die Wünsche der Bauherren wurden nur so weit berücksichtigt, als sie einen späteren Rück- oder Verkauf der Häuser nicht erschwerten.²⁷⁴ Die erste Siedlung entstand 1909/10 an der Roth- und der Seminarstrasse in Unterstrass.²⁷⁵ Sie umfasste elf freistehende und zu Doppel- sowie einem Reihnhaus zusammengefasste Einfamilienhäuser mit 5-Zimmer-Wohnungen. Der Architekt **EDUARD HESS** schöpfte bei der Gestaltung aus dem Fundus, den der Schweizerische Heimatschutz mit dem 1908 durchgeführten Wettbewerb und der reich bebilderten Publikation «Einfache Schweizerische Wohnhäuser» zur Verfügung gestellt hatte.²⁷⁶ Benachbart hatte der Aktienbauverein 1891–1897 das Röthelquartier als Grundstein eines ausgedehnten, vom ge-

nossenschaftlichen Siedlungsbau geprägten Quartiers angelegt.

Eine zweite Siedlung entstand 1911–1914 in unmittelbarer Nachbarschaft zur Siedlung Bergheim in Hirslanden (beide Gebrüder **PFISTER**). Die Häuser dieser frühen Siedlungen wurden nach dem Vorbild dörflicher Strukturen möglichst frei gruppiert, um eine «intime und wohnliche» Gesamtanlage und optimale Licht- und Aussichtsverhältnisse zu schaffen.²⁷⁷ «Langweilige Wiederholung» wurde im Gegensatz zu «den Arbeiterkolonien und Aktienhäusern aus früheren Jahrzehnten» vermieden.²⁷⁸

Weitere Gartenstadtsiedlungen. Viele Siedlungen hatten keinen gemeinnützigen, sondern einen unternehmerischen Hintergrund. Die Reihenhaussiedlung der Immobiliengenossenschaft Favorite an der Zeppelinstrasse in Unterstrass stellt eine opulente und originelle Umsetzung des Gartenstadtdenkens dar (1912–1920, **KÜNDIG & OETIKER**) (Abb. 401).²⁷⁹



402, 403

Rossackerstrasse 119, 121. Einfamilienbaussiedlung Globus-Heimeli in Albisrieden. – Ansicht eines Schlafzimmers. Die Möbelausstattung stammt vermutlich aus den «Magazinen zum Globus». – Fotos Wolf-Bender, 1933. BAZ. – Text S. 422.



404

Im Klösterli 2–4, 6–8. Doppeleinfamilienbaussiedlung «Im Klösterli» beim Zoo in Fluntern, erbaut 1937/38. Foto Wolf-Bender, 1938. BAZ. – Text S. 422.

An der Wonneberg- und der Südstrasse in Riesbach entstand 1913/14 die Villenkolonie Wonneberg der Baufirma Ritter & Cie. und Ingenieur J.J.H. Wüst (MÜLLER & FREYTAG, OTTO GSCHWIND).²⁸⁰ Das Klusdörfli in Hirslanden wurde 1921–1926 von der Baugesellschaft Klus erbaut (ADOLF HEER, HAUSER & WINKLER).²⁸¹

Einzigartig war das Projekt «Globus-Heimeli» des Ingenieurs WILLY STÄUBLI, der 1932/33 in der ganzen Schweiz, u.a. in Albisrieden, Einfamilienhäuser «für einfache Leute» mit vorfabrizierten Bauelementen erstellte – nach Wunsch vom Warenhaus Globus eingerichtet (Abb. 402, 403).²⁸² Die Eigenheimsiedlung Im Klösterli in Fluntern wurde als spätes Beispiel vor dem Zweiten Weltkrieg von ERHARD GULL auf Initiative des Klösterli-Wirts Hermann Städeli erbaut (Abb. 404).²⁸³

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

AEMMERLIWEG 6–30,
OPFIKONSTRASSE 16–18, 30–32

Arbeitslosensiedlung Au

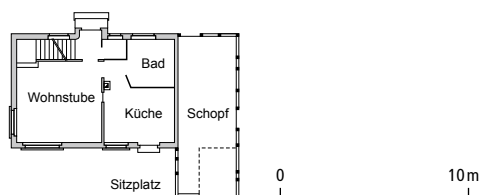
Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekt	GEORG (JÖRG) SEGER.
1940/41	Neubau.

1933 hatten die «Siedlungsgruppe Selbsthilfe» und die Bauarbeitersektion Zürich beim Stadtrat

ein Projekt für eine Erwerbslosensiedlung in Oerlikon/Seebach eingereicht. Im Rahmen einer gemeinnützigen Baugenossenschaft hätten die Wohnhäuser von erwerbslosen Bauarbeitern in einer Holzskelettkonstruktion erstellt werden sollen. Als Lohn war ein Eigenheim mit Pflanzland vorgesehen (nicht realisiertes Projekt: JOSEF BEELER).²⁸⁴

Die einzige Arbeitslosensiedlung der Stadt wurde als Folge der Wirtschaftskrise realisiert. Ungelernten Arbeitslosen oder vermindert arbeitsfähigen Handwerkern sollte ein Einfamilienhaus mit angebautem Schopf und Stall für Kleinvieh sowie Pflanzland überlassen werden. Angesprochen waren Familienväter, die «als saubere und friedfertige Mieter» bekannt waren und ausweisen konnten, dass sie «ein grösseres Stück Land gärtnerisch» bewirtschaften konnten.²⁸⁵ SEGER legte der Stadt ein Projekt in der Au in Schwamendingen vor. 1938 kaufte die Stadt das Land und 1940/41 folgte die erste Bauetappe mit 17 frei stehenden Einfamilienhäusern (Abb. 405). Die zweigeschossigen, unspektakulären Giebelhäuser weisen geräumige Zimmer und einen kleinen, traufseitig angegliederten Ökonomieanteil auf. Zur Ausstattung gehörten eine Ofenheizung und integriertes Mobiliar.²⁸⁶

Pro Haus wurden 1200 bis 1600 m² Land zur Verfügung gestellt. Um das gemeinsame Pflügen zu ermöglichen, verzichtete man auf Zäune zwischen den Grundstücken.²⁸⁷ Als Kostenobergrenze pro Haus legte die Stadt Fr. 14 000.– fest, die mit bis zu Fr. 25 000.– weit überschritten wurde. Grund war u.a. die verhältnismässig hochwertige Ausstattung. Finanziert wurde die Siedlung durch Beiträge der Lotterie der Genossenschaft für Arbeitslosensiedlung und Arbeitsbeschaffung Zürich (Arba), des Kantons und der Stadt. Der Bund engagierte sich im Rahmen der bundesrätlichen Verordnung betreffend die Förderung der Innenkolonisation



405

Arbeitslosensiedlung Au, Grundriss Erdgeschoss eines Einfamilienhauses, 1:400. SBZ 1942/120, S. 199. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 422.

und Erleichterung der Ansiedlung im europäischen Ausland vom 14. Dezember 1936.²⁸⁸ Die zweite Bauetappe wurde nicht ausgeführt.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2002, S.88. – SBZ 1942/120, S.198–200. – Wohnen 1933/8, S.103f., 106. – Wohnen 1940/15, S.31–33. – Wohnen 1941/16, S.119–121.

Plandokumente: SBZ 1942/120, S.199.

BADENERSTRASSE 291–295,
FRITSCHISTRASSE 2–4, 3–11, 15–19,
ZENTRALSTRASSE 163–167,
ZURLINDENSTRASSE 232–236, 233–237,
ZYPRESSENSTRASSE 40

Wohnsiedlung Zurlinden

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	ROBERT BISCHOFF, HERMANN WEIDELI.
1918/19	Neubau.
1962/63	Badeinbauten.
2006/07	Gesamtsanierung. ²⁸⁹

Baugeschichte

Zur Bekämpfung der Wohnungsnot veranstaltete die Stadt 1916 einen eingeladenen Wettbewerb für den Bau einer Arbeiterwohnsiedlung und die Gestaltung einer öffentlichen Grünanlage auf dem Areal eines aufgehobenen Friedhofs (Fritschiwiese) in Wiedikon. Das in drei Varianten vorgelegte Projekt von BISCHOFF & WEIDELI überzeugte wegen der «durchgeführten Einheit im Grundriss und Aufriss, womit eine klare und billige Konstruktion erreicht» worden sei. «Die Ausbildung der Portale mit Vorbau und Freitreppe, ebenso die Balkone» bedingten hingegen «einen im Verhältnis zur Zweckbestimmung der Häuser etwas weitgehenden Aufwand».²⁹⁰

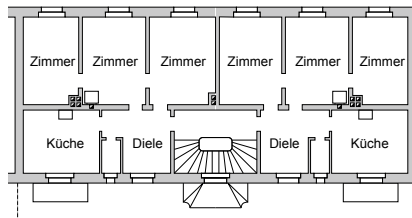
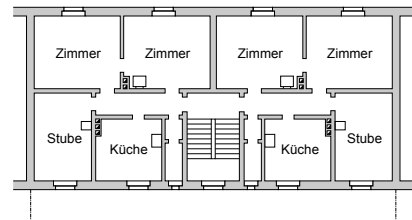
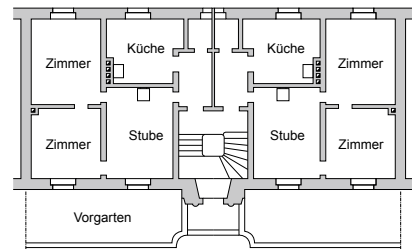
Bauanalyse

Die Siedlung umfasst drei Baublöcke. Ein fünfgeschossiger Baukörper mit zwei pavillonartigen Geräteräumen begrenzt die Fritschiwiese gegen die Badenerstrasse (Abb. 406).²⁹¹ Die viergeschossigen Bauten entlang der Fritschistrasse weisen schmale Vorgärten auf und vervollständigen zwei historisti-



406

Städtische Mehrfamilienbaussiedlung Zurlinden, 1918/19. Ansicht von der Badenerstrasse. Im Vordergrund das Ladenlokal der «Consumgesellschaft Denner & Co». Foto L. Macher, um 1935. BAZ. – Text S.423.



0 10m

407

Städtische Wohnsiedlung Zurlinden. Verschiedene Grundrisstypen, 1:400. Eberlé 1922, S.23. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S.424.

sche Blockrandbauten um grosszügige Innenhöfe. Im Vergleich zur Riedtlisiedlung wurde Einheitlichkeit und die Reduktion auf wenige gestalterische Akzente angestrebt. Die einzelnen Hausteile – unter einem Walmdach vereint – sind kaum individualisiert. Das Hochparterre ist durch Fugenschnitt und ein Gurtgesims aus Kunststein betont. Regelmässig angeordnete Fenster mit Kunststeineinfassungen und schlichte Balkone auf kräftigen Konsolen bestimmen das strassenseitige Fassadenbild. Nur die Eingangsachsen sind in drei Varianten durch profilierte Kunststeintürgewände und Sgraffiti hervorgehoben. Die Eingänge erscheinen monumentalisiert, da die Treppen zum Hochparterre ins Innere verlegt wurden. Die Hoffassaden verleihen der Siedlung eine kasernenhafte Erscheinung. «Der graue Ton des Verputzes und die etwas dunkler gehaltenen Fensterläden» wurden mit einem «würdigen Charakter, im Gegensatz zu der etwas bunten Architektur der Umgebung» assoziiert.²⁹²

Die Wohnsiedlung Zurlinden umfasste neben einem Kindergarten, einem Verkaufslokal und einer Werkstatt für den Hauswart rund 180 Kleinwohnungen von meist drei Zimmern in vorwiegend zweispännigen Häusern (Abb. 407). Jedes Haus war mit einem Gemeinschaftsbad im Keller ausgestattet, das Dachgeschoss wurde nicht ausgebaut.²⁹³ Die Häuser weisen im Vergleich zu älteren Blockrandbauten eine geringere Gebäudetiefe auf. Je nach Wohnungstyp sind die Zimmer über einen Gang, eine Diele oder einen kleinen Vorplatz erschlossen, was z.T. zu gefangenen Zimmern führte. Die Küchen waren gerade so gross, dass darin auch gegessen werden konnte. Zur Wohnungsausstattung gehörten Riemenböden, Einbauschränke, in den Stuben Fischgratparkett und Lambris. Geheizt wurde mit einem Kachelofen, einige Zimmer waren mit Tragöfen heizbar.²⁹⁴

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2005, S.82. – Dok. Zurlinden 2008. – EBERLÉ 1922, S.20–25. – INSA 10, 1992, S.438. – SBZ 1917/69, S.248–251, 257–263. – WENGER 1931. – Wohnsiedlung Zurlinden 2008.

Plandokumente: EBERLÉ 1922, S.23.

BERGHEIMSTRASSE 4–10, 5–15, WITIKONERSTRASSE 82–98

Wohnkolonie Bergheim

Bauherrschaft	Baugenossenschaft Bergheim.
Architekten	OTTO PFISTER, WERNER PFISTER.
1908/09	Neubau.

Baugeschichte

Die Wohnkolonie Bergheim entstand auf Initiative des Lehrers Hermann Bertschinger. Mit dem Ziel, günstiges Wohneigentum in ländlicher Umgebung zu schaffen, gründete er mit Lehrern, Beamten und Kaufleuten eine Baugenossenschaft. Die Kolonie folgt exemplarisch den Idealen des 1905 gegründeten Schweizerischen Heimatschutzes und war in Zürich die erste, die den Gartenstadtgedanken aufnahm.²⁹⁵

Das Bauland im Kapf, westlich des Stöckentobels in Hirslanden gelegen, fällt gegen Südwesten ab und lag «kaum fünf Minuten von der Strassenbahn» entfernt.²⁹⁶ Es wurde in 18 ungleich grosse Parzellen aufgeteilt, die je nach Lage bewertet und den Genossenschaftlern verkauft wurden.²⁹⁷ Das 1907 gegründete Architekturbüro der Gebrüder PFISTER sowie KARL II. KNELL und ALFRED HÄSSIG arbeiteten Projekte aus.²⁹⁸ Die Gebrüder PFISTER kamen zu einem ihrer ersten Aufträge und profitierten davon im Hinblick auf den Wettbewerb der Baugesellschaft Phönix für einen Bebauungsplan des Villenquartiers Schlössli-Susenbergr (1909). Ab 1912 bauten sie auch die unmittelbar nördlich gelegene, etwas opulenter Gartenstadtsiedlung Im Kapf.²⁹⁹

Bauanalyse

Äusseres. Die Siedlung umfasst 14 Einfamilien- und 4 Zweifamilienhäuser (Solitäre und Doppelhäuser) (Abb. 408). Das einzige dreiteilige Reihenhauses war nicht zonenkonform, wurde aber dennoch bewilligt, da es den villenartigen Charakter des Quartiers nicht beeinträchtigte und keine Spekulationsarchitektur darstellte.³⁰⁰

Für die Lage der Häuser war nicht «das Reissbrett» bestimmend, «sondern das Gelände und die Sorge, möglichst vielen Fenstern Sonne und Aussicht zu geben». Die Bauten wurden «wie bei schönen alten Dörfern» gruppiert. Alte Bäume wurden in die An-

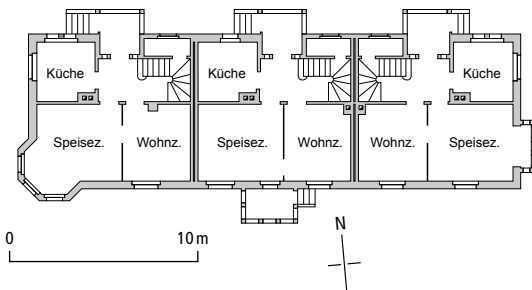


408

Ansicht der Kolonie Bergheim von der Mühle Hirslanden aus. Foto 1909. BAZ. – Text S. 424f.

lage integriert, leichte Terrassierungen ermöglichen ebene Gärten und die Mauern gaben Anlass zu «malerischen Motiven». Die Häuser entsprachen der damaligen Vorstellung vom «Typus des alten Zürichseehauses in modernisierter Form» und waren in «landesüblichen Baumaterialien» erstellt.³⁰¹ Mit dem Zürichseehaus wurde vor allem das steile Satteldach mit Aufschieblingen in Verbindung gebracht. Auch die Form des Reihenhauses wurde als «typische zürcherische Bauart» beschrieben, für die das gewachsene, kleinbäuerliche Reihnhaus als Vorbild diente.³⁰² Die charakteristischen Reihfenster wurden allerdings durch moderne Wohnzimmererker ersetzt. Die frei stehenden Einfamilienhäuser weisen «nach altem, wenn auch früher seltenerem Brauche» Pyramiden- oder Walmdächer auf.³⁰³

Inneres. Die Ausstattung wurde nach den Bedürfnissen der einzelnen Eigentümer individualisiert. Bei der Raumgestaltung wurde auf das «häufige Be-



409

Wohnkolonie Bergheim, Witikonstrasse 94–98. Grundriss Erdgeschoss, 1:400. SBZ 1910/55, S. 200. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 425.

streben, den Leuten neue Wohnsitten aufzudrängen» verzichtet (Abb. 409). Damit war vor allem die damals übliche Wohndiele gemeint, die der «Zürcher Überlieferung» nicht entspreche.³⁰⁴ Als Bodenbelag verwendete man Linoleum, Vorplätze und Wohnzimmer wurden mit gebeiztem Tüfer, die Schlafzimmer mit Lambris und Tapeten bis auf Türhöhe ausgestattet, manche Decken erhielten Stuckornamente und die Erker schablonierte Motive. Geheizt wurde mit Kachel- und Tragöfen. Die Architekten entwarfen als «Raumkünstler» viele der zum Teil fest eingebauten Möbel selbst.³⁰⁵

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2003, S. 25. – INSA 10, 1992, S. 314. – MILLER 1993. – SB 1910/2, S. 3–11. – SBZ 1910/55, S. 200f., Taf. 47–50. – VON BURG 2000, S. 72–75, 110–115, 273. – ZWCh 1908, S. 118f., 142f. – ZWCh 1911, S. 179–181.

DOLDERTAL 17, 19

Doldertalhäuser

Bauherrschaft	Sigfried Giedion.
Architekten	ALFRED ROTH, EMIL ROTH, MARCEL BREUER.
Ingenieur	CARL HUBACHER.
1932–1936	Planung und Neubau.
1993/94	Renovation, Anbau bei Doldertal 19.

Baugeschichte

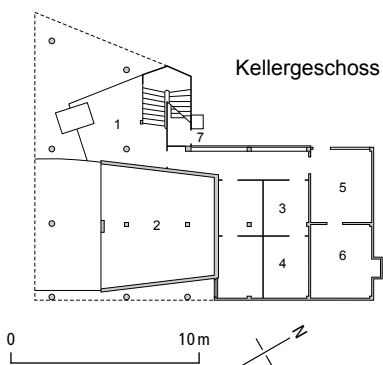
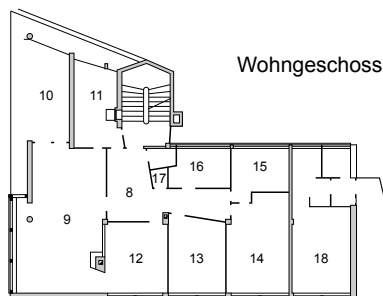
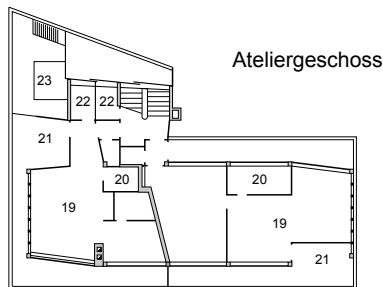
Doldertal ist eine 1912 angelegte Sackgasse längs des Wolfbachtobels in Hottingen. HERMANN WEIDELI kaufte ein am Tobel gelegenes Grundstück und realisierte 1915/16 zusammen mit ROBERT BISCHOFF die neubarocke Villa Doldertal 7.³⁰⁶ 1917 erwarb Bertha Giedion-Jacobs die Liegenschaft, später bewohnte ihr Sohn Sigfried Giedion das Haus. Der Garten und das nördlich anstossende, ebenfalls in Familienbesitz befindliche Land waren als Bauplatz der Doldertalhäuser vorgesehen.

Ob die Initiative zur Überbauung des Areals von Giedion oder von ALFRED und EMIL ROTH ausging, ist widersprüchlich überliefert. Auch der jeweilige Anteil der Beteiligten am Projekt lässt sich nicht im Detail rekonstruieren. Die Architekten legten nach Konflikten Wert darauf, als gleichwertig am Projekt Beteiligte genannt zu werden.³⁰⁷



410, 412

Doldertal 17, 19. Ansicht der Doldertalbäuser von Süden. Foto 1936. gta Archiv, Nachlass Alfred Roth. – Doldertal 17. Ansicht des Wohnzimmers im Erdgeschoss gegen die Essnische und die Terrasse anlässlich einer Wohnausstellung, eingerichtet von der Wohnbedarf AG (Barwagen von Alfred Roth, Sessel und Sofa von Alvar Aalto, Esstisch und Stühle wohl Marcel Breuer). Foto Hans Finsler, 1936. gta Archiv, Nachlass Alfred Roth. – Text S. 427.



Die ersten zwei Entwürfe stammen von den Architekten ROTH und sahen eine gestaffelte Reihenhausbebauung vor. 1933 wurde MARCEL BREUER von Giedion zunächst inoffiziell in die Arbeiten mit einbezogen. Der dritte Entwurf zeigt ebenfalls eine Zeilenbebauung und nimmt vermutlich zahlreiche Änderungsvorschläge BREUERS auf. Das eingereichte Projekt wurde von den Baubehörden als nicht zonenkonform abgelehnt.³⁰⁸ Vom 4. Dez. 1933 datiert ein Entwurf von ALFRED ROTH mit drei frei stehenden, schräg zur Strasse positionierten Baukörpern; deren zwei gelangten 1935/36 nach weiteren Überarbeitungsschritten zur Ausführung.³⁰⁹ Für die vorgesehene Flachdachkonstruktion mit einem zurückgesetzten und zu Wohnzwecken ausgebauten Dachgeschoss mussten zahlreiche Hürden genommen werden, da das Baugesetz dies nicht vorsah. Die Architekten legten den Behörden nach Einsprachen der Nachbarn eine umfassende Untersuchung vor, die auf eine allgemeingültige Regelung der Dachgestaltung zielte. Sie wurden von der Orts-

411

Doldertal 17, 19. Doldertalbäuser. Grundriss Keller-, Wohn- und Ateliergeschoss, 1:400. 1. Eingang, 2. Garagen, 3/4. Keller, 5. Waschküche, 6. Trockenraum, 7. Nebeneingang, 8. Flur, 9. Wohn- und Esszimmer, 10. Terrasse, 11. Küche, 12–14. Zimmer, 15. Bad, 16. Mädchenzimmer, 17. WC, 18. 1-Zimmer-Wohnung, 19. Wohnateliers, 20. Kochnischen, 21. Terrassen, 22. Abstellräume, 23. Sonnenbad. Werk 1936/23, S. 289. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 427.

gruppe Zürich des BSA und durch ein Gutachten der kantonalen Natur- und Heimatschutzkommission unterstützt und erhielten die Baubewilligung «ausnahmsweise» und nur «versuchsweise».³¹⁰

Bei den Mietshäusern für den gehobenen Mittelstand wurde versucht, «die Vorzüge des Einfamilienhauses auf die Etagenwohnung» zu übertragen. Darunter verstanden die Architekten das ruhige und ungestörte Wohnen im und um das Haus, den Einbezug der Natur und die «Befreiung von dem unangenehmen Gefühl, in einem Miethaus zu sein».³¹¹ Folglich wurde Wert auf eine gute Schallisolation gelegt, die sich mit der Abkehr von der Massivbauweise hin zur Skelettbauweise verschlechtert hatte. Küche und Treppenhaus sind von den ruhigen Wohn- und Schlafräumen separiert, wobei das Treppenhaus in Betonbauweise einen eigenständigen Baukörper bildet. Wände, Decken und Säulen wurden sorgfältig isoliert. Bei den Wasserleitungen suchte man nach geräuscharmen Konstruktionsweisen, ebenso wurden geräuschlose Armaturen (Kugler) und leise spülende, schwedische Klosetts eingebaut.³¹² Zu den 5-Zimmer- und 6-Zimmer-Wohnungen gehörte neben der Autogarage auch je ein «Mädchenzimmer», gerade so gross wie das anschliessende Badezimmer.

Bauanalyse

Die zwei unregelmässig L-förmigen Baukörper unter Flachdach sind zweigeschossig und weisen ein zurückversetztes Dachgeschoss mit Wohnatelliers auf. Sie stehen mit ihrer Langfront schräg zur Strasse. Dadurch ergab sich eine lockere Gesamtanlage und eine verbesserte Südlage der Wohnräume (Abb. 410, 411, 412).³¹³

Das Kellergeschoss ist südseitig ebenerdig zugänglich. Es ist zurückversetzt, wodurch ein gedeckter Vorplatz entstand. An zwei Garagen schliessen von der Strasse abgewandt der Eingang und das Treppenhaus an. Der verglaste Eingangsbereich vermittelt fliessend zwischen aussen und innen, indem die Granitplatten des Vorplatzes und die Gartenbepflanzung im Inneren fortgeführt werden. Der Einbezug der Landschaft spielte auch bei der Wohnungsgestaltung eine wichtige Rolle. Südseitig sind grosszügige Terrassen angelegt. Zur Wohnung im zweiten Obergeschoss gehört zudem ein Sonnenbad auf dem Flachdach. Auch die Wohnatelliers waren mit separaten Terrassen ausgestattet. Die

Fensterflächen wurden aber im Vergleich zu anderen modernen Bauten vor allem aus wärmetechnischen Gründen reduziert.³¹⁴

Die Fassaden waren so zu gestalten, dass der Unterhalt minim war. Der Edelputz aus weissem Zement und Natursteinpartikeln war ungefärbt. Für die Rollladen- und Sonnenstorenvorrichtungen, die südseitigen Brüstungen und die Verkleidung der Dachaufbauten wurde Eternit verwendet. Die Holzfenster und einige Metallteile wurden vor allem «aus architektonischen Gründen» gestrichen.³¹⁵

Da neben der kurzen Bauzeit auch ein freier Grundriss und offene Raumstrukturen angestrebt wurden, bot sich der Eisenskelettbau an. Die Dachaufbauten wurden in einer Holzkonstruktion erstellt und isoliert.³¹⁶

Dokumentation

Quellen: gta Archiv, ETH Zürich, Nachlässe [Sigfried Giedion](#), ALFRED und EMIL ROTH.

Literatur: Baukultur 2013, S. 63. – ROTH 1940, S. 47–60. – RÜEGG 1996. – SBZ 1934/104, Anhang Weiterbauen 1, S. 5–7. – VON MOOS 1985, S. 88–93. – Werk 1936/23, S. 285–290.

Plandokumente: Werk 1936/23, S. 289.

DORFSTRASSE 24, 30–32,
KLEINERTSTRASSE 3, 6,
NORDSTRASSE 289–293, 297–303,
TROTTESTRASSE 3, 7, 11, 15–21, 6–16,
WAIDSTRASSE 18–20

Schindelhäuser

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI.
1918/1920	Neubau in zwei Etappen.
1987–1990	Renovation. ³¹⁷
2008–2012	Renovation. ³¹⁸

Baugeschichte

Die Siedlung entstand im Rahmen des städtischen «Kriegswohnungsbaus». In wenigen Monaten sollten «mit möglichst geringen Kosten» gesunde und freundliche Wohnungen entstehen.³¹⁹ Im Februar 1918 präsentierte OTTO PFLEGHARD die auf Eigeninitiative angefertigten Skizzen in der städtischen Wohnungsbaukommission und schlug den Bau von Fachwerkhäusern vor.³²⁰ Bereits im Oktober



413

Nordstrasse 289–299/Trottenstrasse 10–14. Die städtische Mehrfamilienbaussiedlung an der Nordstrasse noch ohne den namengebenden Schindelschirm. Ansicht der heute aufgehobenen Pflanzgärten von Westen. Foto Ernst Linck, um 1920. BAZ. – Text S. 428.

1918 waren die Wohnungen der ersten Bauetappe bezugsbereit. Es handelte sich um dreigeschossige, zu Gruppen von zwei bis vier Häusern zusammengefasste, zweispännige Bauten. Die Wetterseiten wurden in Massivbauweise, die Häuser der zweiten Bauetappe dann vollständig massiv erstellt. Die Behörden und Architekten prüften «sorgfältig alle Anordnungen und Konstruktionen nicht nur auf ihre Zweckmässigkeit, sondern auch auf ihre Wirtschaftlichkeit»; das Nötige sollte «in guter Qualität, das Entbehrliche gar nicht gemacht werden».³²¹ Weil das kantonale Baugesetz die Fachwerkbauweise nur für ländliche Gebiete vorsah, kam sie hier als absolute Ausnahme zur Anwendung. Da wegen des Zeitdrucks feuchtes Holz verbaut wurde, kam es zu Putzschäden. Die Häuser wurden deshalb 1922 mit einem Eternitschindelschirm versehen.³²² Weitere Ausnahmegewilligungen betrafen die Vorschriften zur offenen Bebauung, die Höhe der Räume, die Treppenbreite und die Stärke der Brandmauern.³²³

Bauanalyse

Die Häusergruppen sind parallel oder senkrecht zur Strasse angeordneten, so «dass zwischen ihnen ordentliche Gärten und lange freie Durchblicke» frei blieben und «in Bezug auf Sonne und Garten ein gewisser Luxus» erreicht wurde (Abb. 413). Die 126 2-Zimmer- und 3-Zimmer-Wohnungen in drei Grundrisstypen enthielten eine Wohnküche und ein WC. Ein Zimmer wurde mit einem Tragofen aus-

gestattet, ein Reservekamin diente dem Beheizen der Küche. Die Kastenfenster ermöglichten es, die Fensterläden auch bei eingesetzten Winterfenstern einzuhängen. Die Dächer waren teils mit Doppel-falz-, teils mit Biberschwanzziegeln gedeckt.³²⁴

Dokumentation

Quellen: SAZ, Prot. Wohnungsbaukommission, 4.2.1918, S. 87–106; 14.2.1918, 108–116.

Literatur: Baukultur 2009, S. 91. – BZD 1989/90, S. 197–199. – BZD 2010–2012, S. 135. – INSA 10, 1992, S. 377. – SBZ 1918/71, S. 201–203. – Schindelhäuser 2012.

Plandokumente: SBZ 1918/71, S. 203.

ERISMANNHOF 2–12

SEEBAHNSTRASSE 251–257, 261–265,

STAUFFACHERSTRASSE 196–198

Erismannhof

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	KARL KÜNDIG, HEINRICH OETIKER.
1927/28	Neubau.
1989–1991	Gesamtrenovation.

Baugeschichte

Die nach Stadtrat Friedrich Erismann benannte Siedlung Erismannhof, ursprünglich Wohnkolonie Bäckerstrasse, ist eine von zwei städtischen Versuchssiedlungen mit Kleinwohnungen für ärmere Bevölkerungsschichten, denen die Arbeit der «Ex-



414

Luftansicht des Erismannhofs von Norden. Im Innenhof das Kindergartengebäude. Das Umland ist noch von Pflanzgärten und Gewerbebauten geprägt. Foto um 1928. BAZ. – Text S. 429.

pertenkommission für verbilligten Wohnungsbau» vorausging.³²⁵

Eine Subkommission (Stadtrat GUSTAV KRUCK, HEINRICH OETIKER, HEINRICH HATT-HALLER) be-
sichtigte bestehende Wohnsiedlungen in Zürich
und suchte nach Möglichkeiten, diese hinsichtlich
der Baukosten zu optimieren.³²⁶ Als vorbildlich
beurteilten Kruck und Hatt-Haller die Siedlung der
Baugenossenschaft Sonnenheim an der Hardstrasse
(1924–1929, KÜNDIG & OETIKER)³²⁷ und schlu-
gen für die geplante «Normaldreizimmerwohnung»
einen verbesserten «Typ Sonnenheim» vor.³²⁸ Die
Wohnungsgrundrisse und auch die aufwendigere
äussere Erscheinung der fünfgeschossigen Sied-
lung dienten als Ausgangspunkt für die Entwick-
lung des Erismannhofs.

Das Projekt wurde in drei Varianten ausgear-
beitet. Der Stadtrat, insbesondere Emil Klöti, setzte
sich aus «volksgesundheitlichen Gründen» für die
Variante mit fünfgeschossigen Blockrandbauten und
einem grossen Innenhof ein, obwohl dies eine Redu-
ktion von 210 auf 170 Wohnungen bedeutete. Es
liege «im Interesse der Gesamtheit der Einwohner,
dass in den Arbeiterquartieren der Nachteil der
Miethäuser durch Schaffung von Rasenspielflächen
für die Jugend möglichst gemildert» werde.³²⁹

Zahlreiche Massnahmen führten zu Reduktionen
bei den Bau- und Unterhaltskosten.³³⁰ Dazu gehör-
ten die «Flissarbeit»,³³¹ der Verzicht auf unnötige
Gestaltungselemente, günstige und doch solide
Baumaterialien oder die Typisierung von Konstruk-
tionsteilen. Die Holzgerichte der Fenster wurden

inkl. Vorfenster und Läden vorgefertigt und konn-
ten schon beim Hochführen der Mauern eingefügt
werden, später folgten die Flügel und Läden. Beim
Erismann- wie beim Uthof wurden die Zimmer-
wände und -decken mit roh belassenen, maschinen-
gehobelten Tannenbrettern mit Deckleisten verklei-
det. Dies garantierte gegenüber Putz einen raschen
Baufortschritt und günstige Unterhaltskosten. Die
Aborte der zweispännigen Häuser kamen neben-
einander zu liegen, dadurch war nur eine Steig-
leitung für Wasser, Gas und Elektrizität sowie ein
Kanalisationsrohr nötig. Im Keller wurden Gemein-
schaftsbäder eingerichtet. Das Dachgeschoss wur-
de nicht ausgebaut, das Dach mit Biberschwan-
ziegeln zweiter Wahl gedeckt.³³²

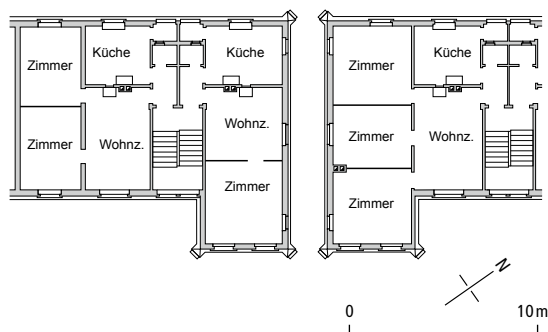
Bauanalyse

Situation. Der Erismannhof steht im Quartier
Hard in Aussersihl, unmittelbar ausserhalb des Stadt-
gebiets, das von der Linie der linksufrigen Seebahn
eingefasst ist (Abb. 414, 415). Das Quartier wurde
erst nach deren Tieferlegung 1927 als Wohngebiet
attraktiv und ist heute wie kein anderes vom kom-
munalen und genossenschaftlichen Wohnungsbau
der Zwischenkriegszeit in geschlossener Bauweise
geprägt.

Äusseres. Die Siedlung besteht aus 17 fünfgeschos-
sigen Wohnhäusern, die als mehrfach unterbroche-
ne Blockrandbebauung einen grossen Innenhof um-
schliessen. Strassenseitig sind Vorgärten vorgelagert,
die von Natursteinmauern eingefasst sind.



415
Seebahnstrasse 251–265. Ostseitige Strassenfassade des Erismannhofs. Foto Ernst Linck, um 1928. BAZ. – Text S. 429f.



416
Wohnsiedlung Erismannhof, drei Grundrisstypen, 1:400. SBZ 1930/96, S. 23. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 430.

An der Seebahn- und der Erismannstrasse stehen insgesamt vier identisch ausgerichtete Baukörper. Südostseitig weisen sie stark vorspringende Seitenrisalite auf (2-Zimmer- und 4-Zimmer-Wohnungen), die durch Dreiecksgiebel ausgezeichnet sind. Strebepfeiler an den Gebäudeecken verleihen den Bauten einen festungsartigen Charakter, der durch die karge Fassadengestaltung noch verstärkt wird. Um die verputzten Fassaden minimal zu gliedern, sind die zwei untersten Geschosse zu einem Sockel unter einem rot betonten, einfachen Gurtgesims zusammenfasst. Anstelle der rundbogigen, ehemaligen Loggien weist das Gesims ein expressives Zackenornament auf. Die drei darüberliegenden

Geschosse sind zweifarbig durch horizontale Streifen gefasst. Wo die Hauseingänge bei der Siedlung Zurlinden noch stark betont waren, treten sie beim Erismannhof nicht mehr repräsentativ in Erscheinung, sind aber farbig hervorgehoben (1989–1991 neu gefasst).

Mauern mit torartigen Durchgängen zum Innenhof verbinden die Baukörper. Der von Bäumen umgebene Innenhof ist durch Mauern in Wäscheaufhängeplätze und eine Spielwiese gegliedert. In der nördlichen Hälfte befindet sich ein eingeschossiges Kindergartengebäude.

Inneres. Die Wohnungen weisen einen kleinen Vorplatz anstelle eines Korridors auf (Abb. 416). Er erschliesst den Abort, die Küche und das Wohnzimmer. Die übrigen Zimmer sind über das Wohnzimmer zugänglich, was Untermiete praktisch ausschloss. Von der Wohnküche aus kann der Kachelofen des angrenzenden Wohnzimmers beheizt werden. Pro Zimmer fanden zwei Betten Platz. Für die Ausstattung wurden Riemenböden und Fliesen zweiter oder dritter Wahl verwendet. In der Küche wurde ein Küchenbuffet, im Wohnzimmer ein Wandschrank eingebaut. Als Vorbild für die Bretterverkleidung der Wände diente das 1924 erbaute Utohaus auf der Ibergeregge der Sektion Uto des Schweizerischen Alpenclubs (GUSTAV KRUCK).

Der Erismannhof wurde 1930 als Gruppe von Mietskasernen mit gepflegt durchgebildetem Grundriss und Aufbau bewertet, deren Nachteile durch den grossen Innenhof ausgeglichen worden seien.³³³ Heute gilt er als «Nullvariante» des kommunalen Wohnungsbaus, der noch ganz in der Bautradition verankert ist und zu einem wichtigen Bezugspunkt im positiven wie im negativen Sinn wurde.³³⁴

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 52. – BUCHTER 1991. – BZD 1991/92, S. 147–149. – INSA 10, 1992, S. 326. – SBZ 1930/96, S. 22f., Taf. 2. – SIA 1993/111, S. 658–663. – Werk 1929/16, S. 136–139. – Wohnsiedlungen 2003, S. 56f. – Wohnungsbau 1932, Nr. 13.

Plandokumente: SBZ 1930/96, S. 23. – Wohnungsbau 1932, Nr. 13.

GOETZSTRASSE 4, 8–12,
KINKELSTRASSE 44, 49, 52, 53, 56–60,
RIEDTLISTRASSE 65–67, 71, 81–85,
RÖSLIBRUNNENWEG 1, 4–6, 5–7, 10,
SCHEUCHZERSTRASSE 82, 84, 90, 94–102,
STOLZESTRASSE 14–30, 19–29, 32–34, 40–42, 46,
WINTERTHURERSTRASSE 27–55

Wohnsiedlung Riedtli

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	FRIEDRICH HIRSBRUNNER (Adjunkt), FRIEDRICH WILHELM FISSLER.
1911–1919	Neubau in fünf Etappen.
1934/35	Umbau (Zentralheizung, Unterteilung von 5-Zimmer-Wohnungen).
1984–1986	Renovation.
2003–2008	Renovation (Rückführung zu 5-Zimmer- Wohnungen, Zusammenlegung von Kleinwohnungen zu grösseren Einheiten).

Baugeschichte

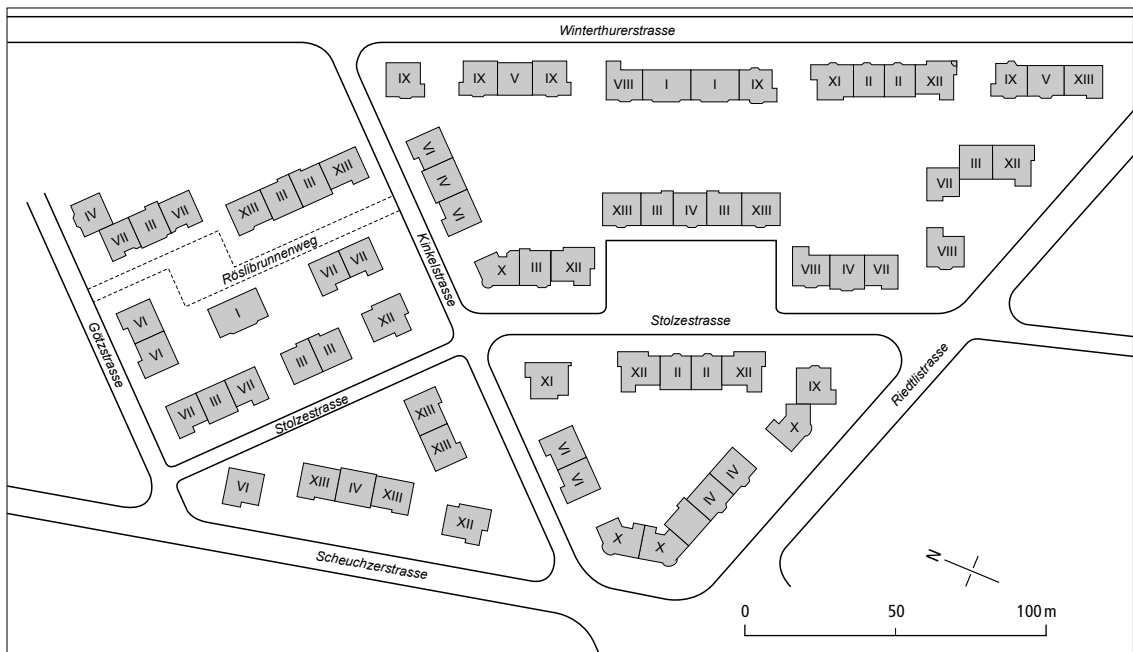
Die Siedlung Riedtli wurde als zweite kommunale Wohnsiedlung realisiert. Im Gegensatz zur Über-

bauung im Industriequartier richtete sie sich an Mieter aus «besser gestellten Arbeiterkreisen und aus dem Mittelstande».³³⁵ Das von der Stadt erworbene, grosse Grundstück am Zürichberghang lag in der 1. Zone der offenen Bebauung.

Bauanalyse

Situation. Die Siedlung besteht aus 66 Häusern, die einzeln stehen oder zu Gruppen von bis zu 5 Häusern zusammengefasst sind (Abb. 417). Die Gebäudeabstände überschritten «um vieles das vom Baugesetz geforderte Mass».³³⁶ Die Siedlung ist daher stark durchgrünt und schliesst abwechslungsreiche Erholungszonen ein. Zu jedem Haus gehörte ein Zier-, jedoch kein Nutzgarten, der nach Wunsch vom Gartenbauamt gepflegt werden konnte.³³⁷ Die Stolzestrasse ist zu zwei Platzanlagen erweitert; eine dient heute als Parkplatz, die zweite zierte ein [Brunnen](#) mit der Figur eines Fauns, der auf einer Schnecke reitet (1919, JOHANN JAKOB WILHELM SCHWERZMANN).³³⁸

Die Häuser sind losgelöst von der Baulinie meist parallel zu den Strassen orientiert, die sich der



417

Wohnsiedlung Riedtli. Übersichtsplan mit Bezeichnung der verschiedenen Wohnungstypen, 1:2500. SBZ 1909/53, S. 327. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 431f.



418

Ansicht der städtischen Mehrfamilienbaussiedlung Riedtli von Süden mit der Stolzestrasse im Vordergrund. Foto Wolf-Bender, 1913. BAZ. – Text S. 432.

Topografie anpassen. Die Idee der Gartenstadt hat den Bau der Siedlung zwar beeinflusst, Ziel war wie bei anderen Zürcher Gartenstadtsiedlungen jedoch nicht die Anlage eines autonom funktionierenden Stadtteils nach englischem Vorbild, sondern der Bau eines einheitlichen städtischen Wohnquartiers, das die Vorteile von Zentrumsnähe und gesundem Wohnen im Grünen verband. Das Projekt erinnerte an «ein gutes, altes, natürlich gewachsenes Dorfbild». Für die Anlage der «Strässchen und Plätze» sei CAMILLO SITTE vorbildhaft gewesen und man habe mit Erfolg «schöne Durchblicke und geschlossene Raumwirkungen» angestrebt.³³⁹

Ausseres. Die Architektur zeigt Formen des Heimatstils mit Einflüssen aus Barock und Jugendstil (Abb. 418). Bei einheitlicher Formensprache zeichnet sich die Siedlung durch die Vielfalt im Detail aus. Die Fassaden der zwei- bis dreigeschossigen Häuser tragen einen in Gelb- bis Grautönen gestrichenen Kellenwurfputz, der im Bereich von Erkern und einzelnen Fenstern durch glatte, farbige Putzornamente akzentuiert wird. Die einzelnen Häuser sind durch verschiedene Eingangs- und Fensterformen, Erker, Loggien, Balkone oder Lauben individualisiert. Ursprünglich belebten auch Spaliere die Fassaden. Mächtige Giebel-, Walm- und Mansarddächer sowie Dachaufbauten bilden eine abwechslungsreiche Dachlandschaft. Die Häuser Stolzestrasse 34 und Kinkelstrasse 52 zeigen Wandmalereien von WILHELM HARTUNG.³⁴⁰

Wohnungstypen und Ausstattung. Die Mehrfamilienhäuser enthalten in der Regel eine, ausnahmsweise zwei Wohnungen pro Geschoss. Nebst einem

kleinen Ladenlokal an der Winterthurerstrasse umfasste die Siedlung 301 Wohnungen in verschiedenen Grundrissstypen, davon 21 2-Zimmer-, 133 3-Zimmer-, 136 4-Zimmer-, 11 5-Zimmer-Wohnungen und 17 Mansardenzimmer.³⁴¹ Bei der Wohnungsausstattung sollte «jeder Luxus und jede Scheinkorruption strenge vermieden und lediglich nur auf zweckmässigen, soliden und dabei gefälligen Ausbau geachtet werden».³⁴² Wie bei der städtischen Siedlung an der Limmatstrasse wurden in den ersten beiden Bauetappen Wohndielen eingebaut, die als Essraum oder Spielecke für Kinder dienten und einem zusätzlichen Zimmer entsprachen. Die Dielen erzeugte «ein freundliches, heimeliges Aussehen, wie es gewöhnlich nur der Wohnung des Einfamilienhauses eigen» sei.³⁴³ Ab der zweiten Bauetappe forderte die Wohnungsbaukommission den Verzicht auf die Wohndielen zugunsten von Balkonen und Veranden.³⁴⁴ Als Neuheit wurden alle Wohnungen mit teils getrenntem Bad und WC ausgestattet. Bis um 1940 wies die Riedtlisiedlung die durchschnittlich grössten Wohnungen aller städtischen Wohnsiedlungen auf.³⁴⁵

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2009, S. 31. – INSA 10, 1992, S. 390. – KURZ 2000, S. 26–28. – SBZ 1909/53, S. 246, 325–327. – SCHATZMANN 1909, S. 87–89. – UGOLETTI SERRA 2011, S. 279–293. – WIEDERKEHR 1989.

Plandokumente: SBZ 1909/53, 325–327.



419

Ansicht der ersten Bauetappe der Bernoullihäuser. Blick über die Limmat von Nordosten (Höngg). Foto um 1927. BAZ. – Text S. 433f.

HARDTURMSTRASSE 200–286,
288–322, 324–394

Bernoullihäuser

Architekt und Bauherr	HANS BERNOULLI.
Bauleitung	KÜNDIG & OETIKER.
1924/26, 1928/29	Neubau in Etappen.

Baugeschichte

Der Basler HANS BERNOULLI war einer der engagiertesten Schweizer Architekten im Kleinwohnungsbau der Zwischenkriegszeit und erstellte mehrere Siedlungen in Basel, Zürich und Winterthur. Bei den nach ihm benannten Bernoullihäusern an der Hardturmstrasse setzte er Eindrücke um, die er auf Reisen im Norden Deutschlands, in Belgien, Holland und vor allem in England gesammelt hatte. BERNOULLI wollte «das englische Arbeiterhaus» auch in der Schweiz realisieren.³⁴⁶ Dabei wurden ihm durch baugesetzliche Vorschriften zahlreiche Hindernisse in den Weg gelegt.³⁴⁷

Von RAYMOND UNWIN, Planer der ersten englischen Gartenstadt Letchworth (1903), hatte er gelernt, «dass man die kleinen Häuser nicht einfach an Strassen aufreihen dürfe», sondern besser in eine übergeordnete Einheit wie «die Gruppe, das Hufeisen, den Hof, die Sackgasse, den Platz» einbinde.

Seine für Basel geplante Kleinhaussiedlung entlang dreier Sackgassen konnte er aus rechtlichen Gründen nicht realisieren (Sackgassen waren verboten), worauf er sein Projekt in einer anderen Schweizer Stadt umsetzen wollte.³⁴⁸ Nach dem Studium des Zürcher Baugesetzes erwarb er das

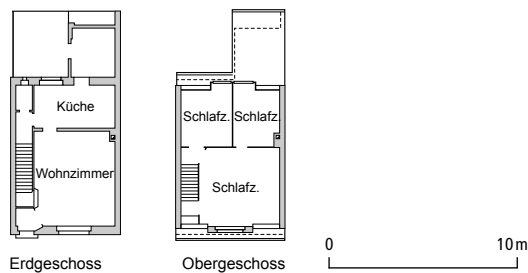
Land an der Hardturmstrasse.³⁴⁹ Während ihm das «rückwärtige Zusammenbauen der einzelnen Häusergruppen» ausnahmsweise bewilligt wurde – erstmals wurden in Zürich Reihenhäuser nicht parallel, sondern senkrecht zur Strasse angeordnet –, musste BERNOULLI auf die Bauten verzichten, welche die Sackgassen gegen die Limmat zu einem Hof geschlossen hätten. Die Baubehörden lehnten die Hofanlage mit der Begründung ab, dass dadurch die Luftzirkulation beeinträchtigt würde.³⁵⁰

In der ersten Bauetappe entstanden mit finanzieller Unterstützung der Stadt³⁵¹ drei Baugruppen von insgesamt 44 Häusern in Typen zu vier und fünf Zimmern. Im Herbst 1924 konnten zwei Häuser, die durch die Kunstgewerbeschule und die Gewerbehalle der Zürcher Kantonalbank möbliert wurden, besichtigt werden.³⁵²

Für die zweite Bauetappe 1928/29 überarbeitete BERNOULLI die Haustypen. Wiederum konnte er die Hofsituation nicht wie geplant realisieren; die Sackgassen fanden ihren Abschluss in eingeschossigen Garagen- und Badezimmerbauten. Nach ihrer Fertigstellung wurden die Häuser einzeln verkauft.³⁵³ Bei den Käufern der preisgünstigen, aber keinesfalls billigen Einheiten handelte es sich vor allem um Handwerker, Gewerbetreibende, Beamte oder Angestellte der SBB. 1930 ist BERNOULLI als Eigentümer mehrerer Häuser der jüngsten Bauetappe zu fassen, die sich nicht gleich verkaufen liessen.³⁵⁴

Bauanalyse

Die Bernoullihäuser liegen ausserhalb des damaligen städtischen Siedlungsgebiets an der Limmat (Abb. 419). 1925 entstand westlich mit der Kolo-



420

Hardturmstrasse 200–286. Bernoullibäuser. Grundrisse Erdgeschoss und erstes Obergeschoss, 1:400. BAZ, Prospekt «Einfamilienhäuser Hardturmstrasse», 1924/25, unpaginiert. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 434.

nie Hardturmstrasse (Baugenossenschaft Hardhof) eine der frühesten Genossenschaftssiedlungen Altstetens, in der Nachbarschaft wurden um 1930 zahlreiche Sportstätten erbaut.³⁵⁵

BERNOULLI bezeichnete die sechs von der Hardturmstrasse abgehenden Sackgassen als «Wohnhöfe», die nicht nur der Erschliessung, sondern auch als Begegnungszone und Spielplätze dienen sollten. Sie werden von zwei Reihenhauszeilen begrenzt. Jedes Haus besitzt rückseitig eine Gartenparzelle, die ursprünglich streng gegliedert war: Von der Küche aus war ein gepflasterter Arbeitsplatz und ein bekiestes «Höfchen» mit Obstbaum zugänglich. Daran schloss ein Nutzgarten von 5,5×10m an. Zwischen den Gärten verläuft ein Fussweg, der diese erschliesst und die Hardturmstrasse mit dem Fischerweg verbindet.³⁵⁶

Die einfachen, schmucklosen Häuser der ersten Etappe sind eingeschossig, das steile Giebeldach weist einen knappen Dachüberstand auf. Das Erdgeschoss wird von Küche, Wohnzimmer und WC belegt, gartenseitig war eine Waschküche mit Badewanne angebaut (Abb. 420). Das Dachgeschoss mit drei Schlafzimmern wird beidseitig durch grosse, verschindelte Giebelgauben belichtet. Ähnliche Bautypen hatte BERNOULLI in Basel in den Siedlungen Im Lindengarten (1922/23) oder Hirzbrunnenschanze (1920–1925) realisiert.

Die Häuser der zweiten Bauetappe sind zweigeschossig und sparsam klassizistisch instrumentiert. Der rückseitige Waschküchenanbau ist als Terrasse begehbar, auf die Dachgauben wurde verzichtet. Die Häuser sind aus Kostengründen in technischer und gestalterischer Hinsicht unspektakulär und

stellen im Prinzip eine Weiterentwicklung der Arbeiterwohnhäuser des 19. Jahrhunderts dar. Die Siedlung zeigt heute aufgrund der Eigentümerverhältnisse ein heterogenes Erscheinungsbild.

Dokumentation

Quellen: BAZ, Prospekte «Einfamilienhäuser Hardturmstrasse», 1924/25. – SAZ, Prot. SR, 17.10.1923, Nr. 1346; 22.12.1923, Nr. 1606.

Literatur: Baukultur 2004, S. 127. – INSA 10, 1992, S. 343f. – Werk 1924/11, S. 311–317. – NÄGELIN-GSCHWIND 1993, S. 71–77, 215. – SBZ 1924/84, S. 113.

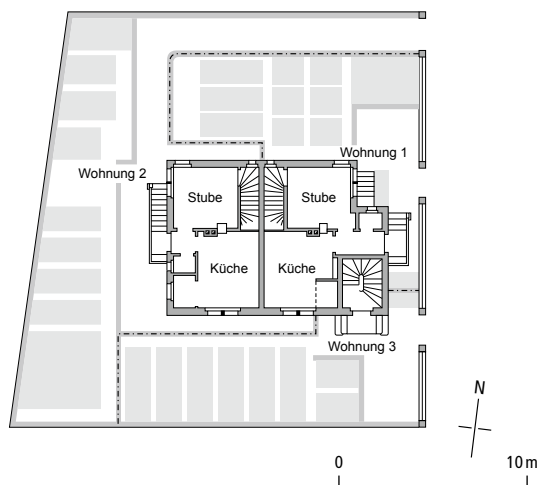
Plandokumente: BAZ, Prospekte «Einfamilienhäuser Hardturmstrasse», 1924/25.

IM BERGDÖRFLI 3–11, 15, 2–16

Im Bergdörfli

Bauherrschaft	Baugenossenschaft Entlisberg.
Architekt	ARNOLD LEONHARD HUBER-SUTTER.
1914	Neubau.
1966	Renovation. ³⁵⁷

Das Bergdörfli war 1914 die erste Genossenschaftssiedlung in Wollishofen.³⁵⁸ 1908 suchte Gottlieb Rutschmann, Kondukteur der Zürcher Strassenbahnen, nach Gleichgesinnten für das Projekt.



421

Siedlung Im Bergdörfli. Haus Im Bergdörfli 12 mit drei Wohnungen, drei separaten Eingängen und drei abgegrenzten Gartenbereichen, Grundriss Erdgeschoss, 1:400. SB 1919/11, S. 189. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 435.



422

Im Bergdörfli 2, 4–6. Ansicht von Südwesten. Foto 2005. BAZ. – Text S. 435.

Unterstützt wurde er von Tuchfabrikant Hermann Reiff-Franck/Sertorius, der 1912 erster Präsident der Baugenossenschaft wurde und 1913 in die Bresche sprang, nachdem die Bank die Finanzierung verweigert hatte.³⁵⁹ Neben finanziellen Schwierigkeiten gefährdete auch der Ausbruch des Ersten Weltkriegs das Projekt. Bauführer und Handwerker wurden zum Militärdienst eingezogen und stattdessen arbeitslose Genossenschafter beschäftigt; auch «Handwerkersfrauen mauerten und malten mit».³⁶⁰ Das Land wurde von der Stadt erworben. Nördlich hatte die Stadt 1909–1911 das Waisenhaus Entlisberg, der Kanton 1914/15 die Blinden- und Taubstummenanstalt gebaut. Die Siedlung lag weit ab von der nächsten Tramstation oder einem Schulhaus. 1928–1931 entstanden benachbart die ausgedehnten Genossenschaftssiedlungen Entlisberg I–III der ABZ.

Die Wohnungen im Bergdörfli richteten sich an wenig Vermögende.³⁶¹ Der Solidaritätsgedanke unter den Genossenschaftern wurde grossgeschrieben. Die Wohnungen wurden «nur an Familien mit Kindern vermietet. Auch musste man entweder Mitglied einer Gewerkschaft oder der Partei (SP) sein.»³⁶² Einer der Bewohner war der Architekt, Maler, Bildhauer und Bauhausschüler [HANS FISCHLI](#).³⁶³

Das Bergdörfli ist vor allem typologisch interessant: HUBER-SUTTER wollte neben dem frei stehenden, teuren Einfamilienhaus und dem Reihnhaus einen neuen Bautyp etablieren, den er als «Haus mit Einzelwohnungen» beschrieb ([Abb. 421, 422](#)). Dabei handelte es sich um ein kleines Mehrfamilienhaus, bei dem jede Wohnung einen eigenen Eingang, ein eigenes Treppenhaus und einen eigenen Gartenanteil erhielt. Der Vorteil gegenüber dem

Reihnhaus lag darin, dass jede Wohnung zur besseren Belichtung und Belüftung über mindestens drei Fassadenseiten verfügte.³⁶⁴

Die Siedlung umfasst acht Wohnhäuser, ausgedehnte Nutzgärten und ein Waschhaus (heute Verwaltungsgebäude).³⁶⁵ Drei Wohnhäuser sind mit je drei 3-Zimmer-Wohnungen belegt, wovon zwei zweigeschossig angelegt sind und die dritte im Dachgeschoss untergebracht ist. Vier Häuser sind als Doppel-einfamilienhäuser mit fünf Zimmern ausgebildet, ein Haus enthält vier 2-Zimmer-Wohnungen. Die innere Struktur ist äusserlich nicht ohne Weiteres ablesbar. Die Häuser mit ihrer auffallend buckligen Putzstruktur sind in einem schlichten Heimatstil ausgebildet, der lokale Bauformen aufnimmt.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 122. – Bergdörfli 2012. – INSA 10, 1992, S. 352. – SB 1919/11, S. 182–204. – Wohnen 1974/49, S. 267.

IMFELDSTEIG 2, 4/6, WASSERWERKSTRASSE 106, 108 Frauenwohnkolonie Lettenhof

Bauherrschaft	Baugenossenschaft Lettenhof, Baugenossenschaft berufstätiger Frauen, Heim- und Protektoratsstiftung für alleinstehende Frauen.
Architektin	LUX GUYER .
1926/27	Neubau.
1976	Umbau Imfeldsteig 2, Wasserwerkstrasse 106.
1988	Umbau Imfeldsteig 2, Wasserwerkstrasse 106, Wasserwerkstrasse 108 (Restaurant zu Lofts).

Baugeschichte

1925 schlossen sich auf Initiative der Zürcher Frauenzentrale mehrere Frauenorganisationen mit dem Ziel zusammen, günstige und gut ausgestattete Wohnungen für alleinstehende und berufstätige Frauen zu schaffen. Ein Argument war, dass berufstätige Frauen «des Geduldetseins als Untermieterinnen müde» seien.³⁶⁶ Aus der Frauenzentrale ging 1926 die «Baugenossenschaft Lettenhof» als eine von insgesamt drei Bauträgern hervor. Als zweite



423
Wasserwerkstrasse 106, 108, Imfeldsteig 2, 4–6. Frauenwohnkolonie Lettenhof. Ansicht über die heute aufgehobenen Gleise bei der Bahnstation Letten. Foto Ernst Linck, um 1928. BAZ. – Text S. 436f.



424
Frauenwohnkolonie «Lettenhof». Verschiedene Grundriss-typen, 1:400. Oben Baugenossenschaft Lettenhof, Mitte Baugenossenschaft für berufstätige Frauen, unten Protektorat für alleinstehende Frauen. Werk 1928/15, S. 146. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 437.

engagierte sich die «Heim- und Protektoratsstiftung für alleinstehende Frauen», die in ihrem Stiftungszweck die Gründung von Wohnheimen vor allem für ältere Frauen vorsah. In der «Baugenossenschaft berufstätiger Frauen» schlossen sich die Gruppe weiblicher Angestellter des kaufmännischen Vereins, der Verein ehemaliger Handelsschülerinnen der Höheren Töchterschule und andere Frauengruppen zusammen. Ein gemeinsames Ziel war der Bau praktischer Wohnungen, welche die Mieterinnen von der Hausarbeit entlasten sollten. Es lag nahe, für diese Bauaufgabe die erste selbstständig tätige Architektin der Schweiz zu gewinnen.³⁶⁷

Das steile Landstück oberhalb der Bahnstation Letten wurde gemeinsam erworben. Die Lage garantierte gute Besonnung und Aussicht. Bei der Gesamtanlage legte man Wert auf ein einheitliches und geschlossenes Erscheinungsbild. Der terrassierte Gartenraum konnte gemeinsam genutzt werden. Als weiteres Bindeglied betrieb der Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften ein öffentliches Restaurant. Die einzelnen Häuser finanzierten die Trägerschaften selbständig und schufen Wohnungstypen nach ihren Bedürfnissen. Ein Hauswartehepaar besorgte allgemeine Hausarbeiten, liess den Staubsauger aus, bediente das gemeinsame Telefon und stand gegen Entgelt für weitere Tätigkeiten zur Verfügung.³⁶⁸ Während Imfeldsteig 4/6 noch gut erhalten ist, wurden die anderen Wohnhäuser und das Restaurant mehrmals umgebaut.³⁶⁹

LUX GUYER engagierte sich in Zürich mehrfach für die Wohnbedürfnisse alleinstehender Frauen. 1927–1929 baute sie für den «Verein für ein Heim für Studentinnen, Lehrerinnen und weibliche Büroangestellte» den Neuen Lindenhof bei der Kirche Fluntern.³⁷⁰ Für die «Baugenossenschaft berufstätiger Frauen» erstellte sie 1928–1930 in Unterstrass die Siedlung Beckenhof.³⁷¹ Auch die südöstlich an den Lettenhof anschliessenden Mehrfamilienhäuser Wasserwerkstrasse 94–104 (Lindenbachgut) wurden 1927/28 von GUYER erbaut. Das Land gehörte zum Areal, das die Stadt 1926 an die Zürcher Frauenzentrale verkauft hatte. Es gelangte 1927 an den Bauunternehmer Adolf Baumann aus Wädenswil.³⁷²

Bauanalyse

Äusseres und Konstruktion. Die Siedlung besteht aus vier kubischen Baukörpern unter flach geneigten Walmdächern, die im rechten Winkel einen be-

grünen Hof einfassen (Abb. 423). Die verputzten Häuser sind in Backstein und Kalksandstein erstellt und innwendig durch Schlackenplatten isoliert. Auch die Zwischenwände bestehen aus Schlackenplatten.

Die Häuser zeigen ein gemässigt modernes Erscheinungsbild; die grosszügigen Fenster weisen sparsam betonte Einfassungen und Jalousieläden auf, die äussersten Fensterachsen sind an die Haussecken gerückt. Die Treppenhäuser sind anhand der vertikalen, eisern gerahmten Fensterbänder erkennbar. Die schlichten, symmetrisch angeordneten Balkone mit selbsttragenden Kragplatten wirken wie ein Zierelement der Fassaden. Alte Fotografien zeigen, dass die Fassaden der Häuser Imfeldsteig 2 und Wasserwerkstrasse 106 ursprünglich zweifarbig, horizontal gestuft gestrichen waren.

Inneres. Alle Wohnungen waren mit Zentralheizung, elektrischen Boilern, Speise- und Einbauschränken sowie Küchen nach dem Taylorsystem ausgestattet. Als Bodenbeläge in den Zimmern dienten Pitchpine-Riemen, in den Küchen und Vorplätzen «Zürcher Ziegel». Die viergeschossigen Häuser Imfeldsteig 4/6 der Baugenossenschaft Lettenhof enthalten 2-Zimmer- und 3-Zimmer-Wohnungen mit eigenen Badezimmern (Abb. 424). Bei den zwei Häusern Imfeldsteig 2 und Wasserwerkstrasse 106 gehörten zur Ausstattung der 1-Zimmer- und 2-Zimmer-Wohnungen Kochnischen und teilweise eigene Badezimmer. Das zweigeschossig zur Wasserwerkstrasse ausgerichtete, ehemalige Restaurant enthielt im Obergeschoss Einzelzimmer mit gemeinsamer Teeküche und Gemeinschaftsbad.³⁷³

Dokumentation

Quellen: gta Archiv, ETH Zürich, 29–01.

Literatur: Baukultur 2009, S. 94. – CLAUS 2009, S. 75–78, 179–181. – INSA 10, 1992, S. 428. – Werk 1928/15, S. 142–147. – Wohnen 1930/5, S. 164f., 168f.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich. – Werk 1928/15, S. 145f.

LIMMATSTRASSE 159–165, 175, 179–181,
GASOMETERSTRASSE 39–45, 40–42,
HEINRICHSTRASSE 76–80, 86–88, 106,
MOTORENSTRASSE 1–5, 2–6

Siedlung Limmat I

Bauherrschaft	Stadt Zürich.
Architekten	FRIEDRICH HIRSBRUNNER (Adjunkt), FRIEDRICH WILHELM FISSLER. ³⁷⁴
1907–1909	Neubau.
1936–1939	Fassadenpurifizierung.
1979/80	Gesamtrenovation, Bädereinbau.

Baugeschichte

Limmat I wurde als erste kommunale Wohnsiedlung auf einem städtischen Grundstück im Industriequartier beim Limmatplatz erbaut. Das Gebiet war bis auf wenige Brachen bereits dicht mit Wohn-, entlang der Limmat mit Industriebauten besetzt. Im Hinblick auf erschwingliche Mietpreise wurde die bestehende Blockrandstruktur übernommen. Gleichzeitig bemühte sich die Stadt, die Nachteile der Blockrandbebauung zu vermeiden.



425

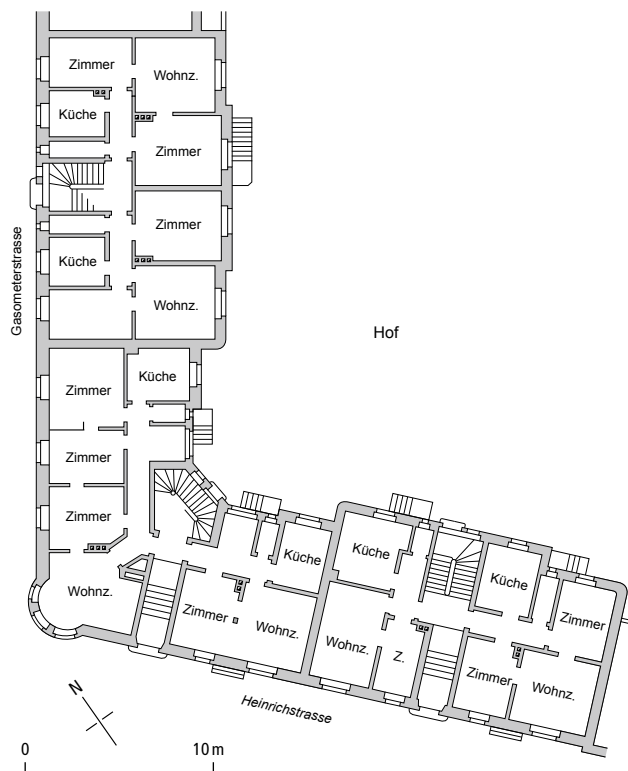
Heinrichstrasse 76–80, 86–88. Ansicht der städtischen Mehrfamilienbaussiedlung Limmat I von Süden. Foto HBA, 1909. BAZ. – Text S. 438.

Bauanalyse

Äusseres. Zwei aus Rücksicht auf ältere Bauten einseitig offene Blocks sowie ein geschlossener Block umschliessen grosszügige Höfe, die mit Baumgruppen, Brunnen und Spielgeräten ausgestattet wurden (Abb. 426). Längs der Heinrich- und der Motorenstrasse sind sonnenseitig kleine Vorgärten angelegt.

Die Fassadengestaltung steht im Zeichen der Reformarchitektur. Trotz individualisierender Elemente wie die in Kunststein gestalteten Eingänge, die Erker und Dachaufbauten präsentieren sich die drei Gevierte als Einheit (Abb. 425). Um diese zu betonen, wurde zu «munterer und energischer Behandlung der Fassaden mit Farbe geschritten».³⁷⁵ Der Sockel bestand bis zu den Fenstersimsen im ersten Obergeschoss aus gestocktem, in Brauntönen gestrichenem Vorsatzbeton, das erste und das zweite Obergeschoss waren weiss, das dritte Obergeschoss ockergelb gefasst; Erker und Risalite waren ebenfalls dunkler hervorgehoben, die Dachaufbauten und Fensterachsen durch Putzornamente betont. BAUR stellte 1909 fest, dass mit diesem Farbenspiel «der Boden lokaler Bautradition verlassen» worden sei, und begrüsst dies als Mittel, die «Langeweile» der regelmässigen Strassenzüge zu brechen.³⁷⁶ Die Baumaterialien mussten günstig sein. Von Sparsamkeit zeugen etwa die damals noch ungewöhnlichen Putzeinfassungen der Fenster.

Inneres. Die viergeschossigen Bauten umfassen 25 zweispännige Wohnhäuser mit insgesamt 225 Wohnungen in elf Grundrisstypen (30 3-Zimmer-, 155 3-Zimmer- und 40 4-Zimmer-Wohnungen).³⁷⁷ Bei den Grundrissen wurde darauf geachtet, dass die Wohn- und Schlafzimmer nach Süden und Osten, die Küchen und Aborte nach Norden und Westen ausrichtet wurden. Mittels schmaleren Gebäudetiefen, Wohndielen und hofseitigen Treppenhäusern sollten auch die Eckhäuser genügend Licht und Luft erhalten. Die Dachgeschosse waren zur Hälfte ausgebaut, die andere Hälfte wurde als Waschküche und als Abstellraum genutzt; die Dächer besitzen Zinnen. Die Wohnungen wurden als «solid und gefällig» beschrieben, wobei «jeder Luxus und jede Scheindekoration» vermieden worden sei.³⁷⁸ Um günstige Mietpreise garantieren zu können, wurde auf die Einrichtung einer Zentralheizung und auf wohnungseigene Bäder verzichtet, Gas diente der Beleuchtung. Man versuchte, «ein Nebeneinander-



426

Siedlung Limmat I. Verschiedene Grundrisstypen im Erdgeschoss, 1:400. SB 1909/1, S. 146. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 438.

wohnen verschiedener Bevölkerungselemente» zu fördern und zu vermeiden, «dass einer solchen städtischen Wohnungsanlage das Gepräge eines ausschliesslichen Arbeiterviertels von vornherein aufgedrückt» werde.³⁷⁹ Bei den Mietern handelte es sich schliesslich zu etwa 65% um Stadtangestellte.³⁸⁰ Die trotz Sparmassnahmen erheblichen Baukosten hatten zu verhältnismässig günstigen, jedoch keineswegs zu billigen Wohnungen geführt.³⁸¹

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 135. – INSA 10, 1992, S. 366. – KURZ 2000, S. 25f. – SB 1909/1, S. 145–152. – SCHATZMANN 1909, S. 79–87. – SCHATZMANN 1910, S. 12–16.

Plandokumente: SCHATZMANN 1909, S. 80–82.

LUX-GUYER-WEG 5–9

Rotachhäuser

Bauherrschaft	Baugenossenschaft Rotachstrasse.
Architekt	MAX ERNST HAEFELI.
1927/28	Wettbewerb und Neubau.
1989/90	Verkauf an Private und Renovation. ³⁸²

Baugeschichte

Die Rotachhäuser wurden als Musterhäuser für die Ausstellung «Das neue Heim II» des Kunstgewerbemuseums erbaut. Anstoss gaben der Erfolg der Ausstellung «Das neue Heim» (1926)³⁸³ und die Ausstellung «Die Wohnung» des Deutschen Werkbunds in Stuttgart (Weissenhofsiedlung 1927).

Als Bauland diente ein steil zur Limmat hin abfallender Obstgarten zwischen der Wasserwerkstrasse und der Bahnlinie Letten–Stadelhofen, der zu einem grösseren Areal gehörte. Eigentümer war [Friedrich Martin Schindler-Escher](#), Schwiegervater von [WERNER MAX MOSER](#). MOSER hatte bereits 1927 als Mitarbeiter seines Vaters [KARL MOSER](#) Bauungspläne für das Areal skizziert und schlug vor,³⁸⁴ einen Teil für die Musterhäuser zu verwenden. Nach Schindlers Tod 1927 verkauften seine Erben das Grundstück an die Baugenossenschaft Rotachstrasse, welche die Häuser nach Ende der Ausstellung übernehmen wollte. Die Stadt sicherte dem gemeinnützigen Bauvorhaben ihre Unterstützung zu. Das Kunstgewerbemuseum lud zehn «junge, noch wenig beschäftigte Architekten» zu einem von der Stadt finanzierten Wettbewerb ein.³⁸⁵ [PETER](#)

[MEYER](#) wertete dies als «erstes Symptom eines sich vorerst sehr zögernd regenden Interesses öffentlicher Stellen für die Bestrebungen der modernen Architektur»,³⁸⁶

Die Rotachhäuser stellten Versuchsbauten für Mittelstandswohnungen dar,³⁸⁷ anhand derer neue Bautechniken und Detaillösungen erprobt werden sollten. Da die Baukosten u.a. aufgrund von «Spezialkonstruktionen» das Budget weit überstiegen, garieten die Mietpreise entsprechend hoch.³⁸⁸ Einer der ersten Mieter war der Initiant der Ausstellung und Direktor des Kunstgewerbemuseums, [ALFRED ALTHERR](#). Bereits 1932 fanden die Häuser eine internationale Würdigung.³⁸⁹

Wettbewerb 1927. Das Programm sah zwei 5-Zimmer- und zwei 3-Zimmer-Wohnungen mit oder ohne Garagen vor. Die Grundrisse sollten «die neuzeitlichen Bestrebungen in der Wohnungskultur zum Ausdruck bringen».³⁹⁰ Die Jury empfahl keines der Projekte bedingungslos zur Ausführung und zeichnete unter Verzicht auf einen 1. Preis die Architekten [HANS HOFMANN](#), [MAX ERNST HAEFELI](#) und [WILHELM KIENZLE](#) aus.³⁹¹ Sie waren alle Teil des Schweizer Kollektivs, das 1927 mehrere Wohnungen in der Weissenhofsiedlung ausgestattet hatte. Ihre Entwürfe verraten den Einfluss der Ausstellungsbauten von [LE CORBUSIER](#) und seinen «fünf Punkten zu einer neuen Architektur» (1927); etwa die Skelettkonstruktion und das halb offene Sockelgeschoss, das sich aufgrund der Hanglage anbot.

[HOFMANN](#) hatte nach Ansicht der Jury «die Bedürfnisse des modernen Miethauses fraglos am bes-



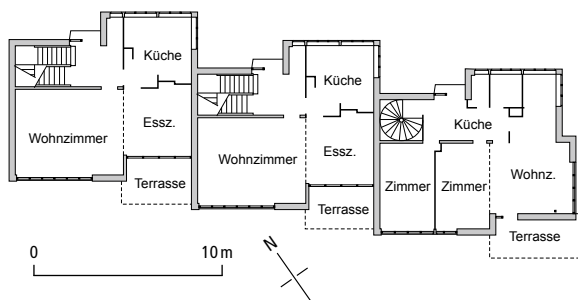
427

Lux-Guyer-Weg 5–9. Ansicht der Rotachhäuser über die Limmat von Süden. Foto 1929. DPZH. – Text S. 440.



428

Lux-Guyer-Weg 5. Wohn- und Esszimmer der 3-Zimmer-Wohnung. Foto Wolf-Bender, 1928. Archiv ZHDK. – Text S. 440.



429

Lux-Guyer-Weg 5–9. Rotachhäuser. Grundriss erstes Obergeschoss (Eingangsgeschoss), 1:400. SBZ 1928/92, S. 45. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 440.

ten erfasst und am geistreichsten und sparsamsten gelöst. Trotzdem wurde das zweitrangige Projekt von HAEFELI zur Ausführung empfohlen, da es ohne grosse Änderungen ausführbar war. Dies, obwohl die Jury kritisierte, dass HAEFELI «am altherkömmlichen Einfamilienhaustypus» festhalte.³⁹² Der widersprüchliche und als mutlos empfundene Juryentscheid wurde von verschiedener Seite kritisiert.³⁹³

Bauanalyse

Die Musterhäuser bestehen aus zwei Einfamilienhäusern mit Dienstmädchenzimmer und einem Zweifamilienhaus mit 3-Zimmer-Etagenwohnungen. Sie sind aneinandergebaut und leicht zueinander versetzt (Abb. 427). Die gestaffelte Bauweise hatte den Vorteil, dass die Privatsphäre der Mietparteien gewahrt wurde.³⁹⁴

Die Bauten bestehen aus einem Eisenbetonskelett mit Hohlziegelausmauerungen, die zum Teil auch tragende Funktion haben. Strassenseitig sind die Kellermauern in armiertem Beton erstellt.

Äusseres. Dieses ist wie die Binnengliederung durch die Hanglage geprägt. Das halb offene, von Pfeilern gestützte Kellergeschoss dient gegen die Limmat als gedeckter Gartensitzplatz. Die darüberliegenden Wohngeschosse sind südseitig durch grosse Fenster über niedrigen Brüstungen belichtet. Erstmals wurden Aluminiumfenster mit Doppelverglasung verwendet, während die übrigen Fenster Eisenrahmen erhielten.³⁹⁵ Balkone und Loggien schaffen eine Verbindung zum Aussenraum. Das zweite Obergeschoss springt zugunsten von Terrassen aus der Fassadenflucht zurück und weist ein begrüntes Flachdach auf. Die Erschliessung erfolgte ursprünglich von der Wasserwerkstrasse her über Stege ins erste Obergeschoss (heute Erdgeschoss). Die Fassaden zeigen zahlreiche Vor- und Rücksprünge und sind rau verputzt. Die Nord- und Ostseite sind durch fassadenbündige Fenster geprägt.

Inneres. Bei den Einfamilienhäusern befindet sich das Hauptgeschoss mit Küche, Ess- und Wohnzimmer (Abb. 429, 428) im ersten Obergeschoss, während die Schlafräume im Erdgeschoss liegen. Die Küche ist durch einen Anrichtegang mit Durchreiche mit dem Essbereich verbunden; Wohn- und Esszimmer trennen Schiebewände. Die zahlreichen Einbauschränke wurden mit damals neuartigen Schiebetüren ausgestattet. Das Badezimmer mit einer in der Mitte platzierten Badewanne und zwei flankierenden Waschplätzen entwickelte HAEFELI bereits 1924.³⁹⁶ Der Architekt war für jedes Detail der Innenausstattung (z.B. Türdrücker), bei der mittleren Wohnung auch für die Möblierung verantwortlich.³⁹⁷ Die farblich differenziert gestalteten Innenräume wurden 1989 rekonstruiert.

Im östlichen Zweifamilienhaus wurde im Keller die Zentralheizung, im zweiten Obergeschoss die gemeinsame Waschküche mit Trockenraum und Bügelzimmer untergebracht.

Dokumentation

Quellen: SAZ, Prot. SR, 28. April 1927, Nr. 678; 11. Januar 1928, Nr. 62.

Literatur: Baukultur 2009, S. 38. – BÜCKLE 1994. – DANGEL 1989/90. – GIEDION 1929, Umschlagbild und Abb. 76. – HILDEBRAND 2007, S. 34–37, 206–209. – HITCHCOCK 1985, S. 122f. – INSA 10, 1992, S. 427. – SBZ 1927/90,

S. 147, 272–276. – SBZ 1928/92, S. 44–47, Taf. 1, 4. – Wohnen 1928/3, S. 138–140. – Wegleitung 1927 (Beilage zu 75). – Wegleitung 1928 (80). – Werk 1927, 14/9, S. XXV; 14/10, S. XXIXf.; 14/12, S. XXVII–XXIX. – Wohnungsbau 1932, Nr. 25. – Zürich um 1930, S. 92–105.

Plandokumente: gta Archiv, 100–039, 100–040. – SBZ 1928/92, S. 45f.

NIDELBADSTRASSE 79, bei 79, 90, 94,
OSTBÜHLSTRASSE 10–106, 15–79,
WESTBÜHLSTRASSE 2, 10, 20, 30, 40,
50, 60, 11–79,
KALCHBÜHLSTRASSE 150A–F

Werkbund-Siedlung Neubühl

Bauherrschaft	Gemeinnützige Genossenschaft Neubühl.
Architekten	MAX ERNST HAEFELI, WERNER MAX MOSER, EMIL ROTH, CARL HUBACHER, RUDOLF STEIGER, PAUL ARTARIA, HANS SCHMIDT.
Bauleitung	MAX ERNST HAEFELI, EMIL ROTH.
Gartenarchitekt	GUSTAV AMMANN.
1929–1932	Planung und Neubau.
1985/86	Gesamtrenovation.

Baugeschichte³⁹⁸

Anders als die meisten gemeinnützigen Wohnsiedlungen wurde die Siedlung Neubühl nicht von Genossenschaftlern, sondern von avantgardistischen Zürcher und Basler Architekten unter Führung von RUDOLF STEIGER initiiert. Kurz nach der Stuttgarter Werkbundaussstellung, an der die meisten Architekten der Neubühlsiedlung beteiligt waren, hatte STEIGER im April 1928 erste entsprechende Abklärungen getätigt. Er hatte auch die Idee, die Bauaufgabe im Kollektiv zu lösen.³⁹⁹ Im November 1928 wurde eine Initiativgruppe unter der Leitung von Friedrich Traugott Gubler (Geschäftsführer des SWB) gegründet. Als Berater wurde der Basler HANS SCHMIDT vorgeschlagen, der bereits Erfahrung im modernen Siedlungsbau hatte (Basel, Siedlung Schorenmaten, 1927–1929). Im Februar 1929 fand die konstituierende Generalversammlung der Genossenschaft Neubühl statt.⁴⁰⁰ Der Schweizerische Werkbund (SWB), dem alle Neubühl-Architekten angehörten, unterstützte das Bauprojekt, war aber weder finanziell noch organisatorisch beteiligt.⁴⁰¹

Die Initianten wollten eine Siedlung nach modernen städtebaulichen, architektonischen und ausstat-

tungstechnischen Gesichtspunkten in grösserem Massstab realisieren. Sie sollte keine «Versuchssiedlung» darstellen⁴⁰² und «keine manifestierende, sondern eine sozusagen konsolidierte Modernität» repräsentieren – «auf sensationelle Wirkung» sollte verzichtet werden.⁴⁰³ Mit der Anwendung moderner, jedoch bewährter Konstruktionen sollte die Senkung der Baukosten erreicht werden, die man zwar «theoretisch errechnet», aber praktisch bisher kaum erreicht hatte.⁴⁰⁴ Günstig wurde auch die Siedlung Neubühl nicht, und nicht jede bautechnische Entscheidung hatte sich im Nachhinein bewährt.⁴⁰⁵

Anders als bei der Weissenhofsiedlung stand nicht der individuelle Architektenentwurf, sondern ein einheitliches Erscheinungsbild im Vordergrund. Gleichzeitig wollte man die Uniformität moderner Arbeitersiedlungen wie bei den Frankfurter Siedlungen Sinnheim, Praunheim oder Römerstadt vermeiden.

Beabsichtigt war der Bau von Wohnungen für den (bürgerlichen) Mittelstand, «der kulturell wichtigsten und breitesten Schicht also, deren Wohnsitzen das Wohn-Niveau eines Landes überhaupt bestimmen».⁴⁰⁶ Die hohen Erschliessungskosten oder die Distanz zur Stadt schlossen eine Siedlung für das Existenzminimum von vornherein aus.⁴⁰⁷ Die Wohnungen sollten eine neue Wohnkultur repräsentieren, wie sie vom Werkbund gefördert⁴⁰⁸ oder von Sigfried Giedion unter dem Stichwort «Befreites Wohnen» propagiert wurde.⁴⁰⁹ Entstanden ist schliesslich eine der bedeutendsten Siedlungen des Neuen Bauens in der Schweiz.

1929 wurde das Projekt publiziert und aufgrund der Kritik überarbeitet.⁴¹⁰ Anstelle grosser Einfamilienhäuser und Etagenwohnungen wurden mehr kleine Einfamilienhäuser geplant.⁴¹¹ Die Überarbeitung des Blocks 2, Typ N (Abb. 432) mit Ateliers zeigt, dass sich auch viele Künstler für die Wohnungen interessierten.⁴¹² Neu war eine zentrale Heiz- und Warmwasseranlage vorgesehen, deren Rentabilität wegen Bedenken der Behörden in einem Gutachten belegt werden musste.⁴¹³

Ursprünglich wollte die Baugenossenschaft von der Stadt finanziell unabhängig bleiben, richtete dann aber doch ein Kreditbegehren an den Stadtrat.⁴¹⁴ Eine eingeschränkte Unterstützung wurde zunächst nur für die ersten beiden von drei Baustapen gewährt. Die Zurückhaltung der Stadt lag daran, dass ihr die Baugenossenschaft noch unbekannt



430

Siedlung Neubühl. Ansicht des Wohn- und Esszimmers von Flora und Rudolf Steiger-Crawford. Foto gta Archiv, Nachlass HMS. – Text S. 444.

war und diese relativ teure und grosse Wohnungen plante, was nicht den Zielen des gemeinnützigen Wohnungsbaus entsprach. Wenig Bedenken hatte die Stadt bezüglich der Architektursprache, denn mit der Siedlung Sonnenhalde in Leimbach (PAUL SCHUMACHER) wurde bereits ein Siedlungsprojekt in «moderner Bauweise» unterstützt.⁴¹⁵ Die Bauherrschaft (Baugenossenschaft Freiblick) hatte jedoch bereits Erfahrung im Siedlungsbau und ihre Mietpreise befanden sich im gesetzlich vorgesehenen Rahmen.⁴¹⁶

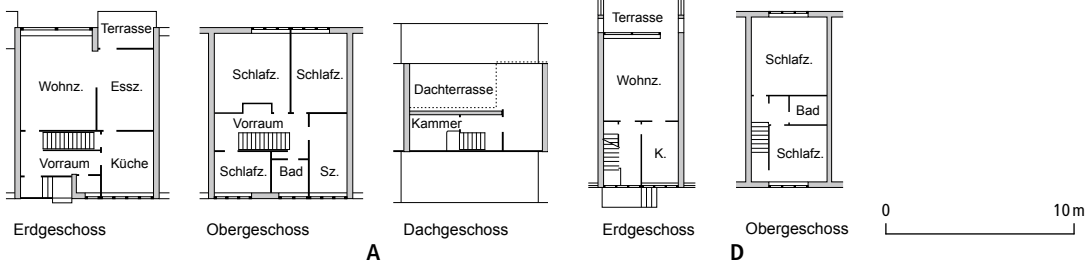
Die Baubewilligung erfolgte am 11. April 1930. Verschiedene regierungsrätliche Ausnahmegewilligungen für die Baulinienabstände, das Durchbrechen der Brandmauern im Kellergeschoss, die Terrassenaufbauten beim Wohnungstyp A, die Etagenhöhen von 2,40 m (gesetzliche Minimalhöhe 2,50 m), die Treppenbreiten und das sogenannte rückwärtige Zusammenbauen waren noch ausstehend (Abb. 432).⁴¹⁷ Letzteres war nach dem Baugesetz von 1893 verboten, was die zukunftsweisende Bauweise der senkrecht statt parallel zur Strasse

gereichten Wohnhäuser verhinderte (vgl. Bernoullihäuser).⁴¹⁸ Bedenken ästhetischer Natur gab es keine, «da es sich um eine grössere, geschlossene Einheit und nicht um einzelne Fremdkörper innerhalb einer konventionellen architektonischen Umgebung» handle.⁴¹⁹ Auch die kantonale Heimatschutzkommission war der Ansicht, «dass gerade in diesem von der übrigen Bebauung losgelösten Gebiete ein Versuch mit der Erstellung moderner Wohnbauten mit Flachdächern gewagt werden dürfe».⁴²⁰

Zwei Ausstellungen dienten der Bewerbung der Siedlung. Unter dem Patronat des SWB richteten die Initianten im September 1931 mehrere Wohnungen nach thematischen Gesichtspunkten mit Mustermöbeln nach eigenen Entwürfen ein (z.B. ein Webatelier von FLORA STEIGER-CRAWFORD und ihrer Schwester LILI HUMM-CRAWFORD). Zu diesem Zweck wurde im Juli 1931 von **Sigfried Giedion**, **WERNER MAX MOSER** und dem Kaufmann Rudolf Graber die Wohnbedarf AG gegründet, welche die Entwürfe umsetzte.⁴²¹

Bauanalyse

Situation und Bebauungsplan. Die Neubühlsiedlung liegt in Wollishofen, am Stadtrand gegen Kilchberg auf der Kuppe des Zimmerbergs (Abb. 432). Der nordöstliche Siedlungsteil fällt gegen den Zürichsee ab und lag in der Zone II der offenen Bebauung. Der südwestliche Teil gegen das Sihltal lag in der Zone I der offenen Bebauung, was den Bau von dreigeschossigen Mehrfamilienhäusern ermöglichte; getrennt werden die beiden Bauzonen durch die Nidelbadstrasse. Zur Erschliessung wurden die Ostbühl- und die Westbühlstrasse als Quartierstrassen erstellt. Der heutige «Alte Kirchenweg» sollte später zur Tram- und Ausfallstrasse ausgebaut werden (nicht realisiert).⁴²²



431

Werkbund-Siedlung Neubühl. Wohnungstypen A und D. Grundrisse Erdgeschoss, erstes Obergeschoss und Dachgeschoss, 1:400. SBZ 1931/98, S. 144, S. 147. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 444.



432

Luftansicht der Siedlung Neubühl von Nordosten, im Vordergrund der Alte Kirchenweg. Dahinter folgen die Reibeneinfamilienhäuser des Wohnungstyps A, dann diejenigen des Typs B–D. Im Hintergrund jenseits der Westbühlstrasse die Mehrfamilienhäuser mit Etagenwohnungen des Typs LM. Rechts ausserhalb des Bildes nicht sichtbar sind die Häuser mit Garagen, Ateliers, Etagen- oder Aussengangwohnungen des Typs N, O, P, PQ (Übersicht über die Wohnungstypen: SBZ 1931/98, S. 142). Foto Walter Mittelholzer, 1932. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 441f.

Der Bebauungsplan ist hauptsächlich WERNER MAX MOSER zuzuschreiben. Die Siedlung besteht aus 27 senkrecht zu den Strassen angelegten Reiheneinfamilien- und Mehrfamilienhäusern. Ihre Orientierung nach Südosten wurde durch die Topografie, die Aussicht und die Windverhältnisse (möglichst wenig Angriffsfläche bei Nordostwind) bestimmt. Die Häuser sind «dem Gefälle entsprechend gestaffelt, wie dies von altersher in den Zürichseedörfern zu sehen» gewesen sei.⁴²³ Zwei Hauszeilen (Wohntypen N/O) stehen parallel zum Alten Kirchenweg und enthalten Garagen, Künstlerateliers und Etagenwohnungen. Die Häuser des Typs P bergen nebst Garagen und Wohnungen auch Läden, die Heizungsanlage und einen Kindergarten. Das projektierte Teehaus wurde nicht ausgeführt (Abb. 432).

Gartengestaltung. Zentrales Merkmal der Siedlung ist ihre Einbindung in die Landschaft und Natur. Da die Entfernung zur Stadt ein Nachteil war, wurde

die aussichtsreiche Lage im Grünen bei der Vermarktung umso mehr betont: «In sonniger Stille, inmitten gepflegter Gärten, zwischen Matten und Wald, lebt man das ganze Jahr wie in einem Ferienort.»⁴²⁴

Für die Umgebungsgestaltung war der Gartenarchitekt GUSTAV AMMANN verantwortlich. Er gliederte die etwa 100 m² grossen Gartenparzellen zwischen den Hauszeilen in drei Funktionsbereiche. Der Gartensitzplatz ist durch Drahtglaswände und Sträucher gegen den Nachbarn abgegrenzt. Anschliessend folgt eine Rasenfläche und ein kleiner Gemüse- und Obstgarten. Der Selbstversorgungsgedanke, der bei gemeinnützigen Wohnsiedlungen und ihren Gärten im Vordergrund stand, trat gegenüber dem Erholungsaspekt zurück.⁴²⁵

Wohnungs- und Grundrisstypen. Das Angebot an Wohnungstypen war für eine Genossenschaftsiedlung ungewöhnlich breit. Insgesamt entstanden 105 Einfamilienhäuser und 90 Etagenwohnungen

in 10 Grundrisstypen – von der 1-Zimmer-Wohnung im Aussenganghaus bis zum gereihten 6-Zimmer-Einfamilienhaus (Abb. 431).

Das jeweils zum Garten orientierte Wohnzimmer wurde möglichst gross (18–27,5 m²), die Schlafzimmer wurden klein bis mittelgross dimensioniert. Die Verkehrs- und Wirtschaftsflächen sollten auf ein Minimum beschränkt bleiben (Korridorbreiten von 1–1,2 m, Treppenbreiten von 0,9 m). Neben Kochnischen von 2–4 m² bestanden Küchen von 6 m² gesetzlichem Mindestmass, die entweder über eine Tür oder eine Durchreiche gegen das Wohn- und Esszimmer verfügten. Die Küchen von 9 m² in den grösseren Haustypen rechneten mit Personal. Standard war die elektrische Einbauküche. Bad und WC sind wenn möglich getrennt. Als Besonderheit weisen die in der Wohnungsmitte im Obergeschoss gelegenen Bäder Oberlichter auf.⁴²⁶ Als Stauraum stehen neben den Kellerabteilen kleine Kofferabstellräume zur Verfügung. Die Häuser des Typs A zeichnen sich durch ihre Dachterrassen aus (Abb. 432).

Konstruktion und Ausstattung. Bei den Reiheneinfamilienhäusern sind nur die Querwände zwischen den einzelnen Einheiten tragend ausgeführt (Backstein). Im Keller befindet sich zusätzlich eine tragende Längswand, da die Häuser durch einen Korridor verbunden sind (eine Waschküche pro Zeile). Darüber liegen Eisenbetondecken in drei Varianten. Die Konstruktion ermöglichte beliebig grosse Fenster und hatte den Vorteil, dass die nichttragenden Aussenwände als reine Isolierwände ausgeführt werden konnten (Raumgewinn, geringeres Gewicht).⁴²⁷

Die Wohnzimmer öffnen sich durch verglaste Türen und ursprünglich einfach verglaste, bis unter die Decke geführte Holzschiebefenster gegen den Garten (Abb. 430). Die grosszügigen Fensterflächen machen im Schnitt 38% der Bodenfläche aus, gesetzlich waren 10% vorgeschrieben. Aus Spargründen wurden in allen Schlafzimmern und nach Norden gelegenen Zimmern doppelverglaste, hölzerne Flügelfenster eingesetzt.

Als Bodenbelag wurde Linoleum, in Küchen und WC fugenloser Dermal-Belag und im Bad Fliesen verwendet. Die Wände wurden tapeziert, wobei die Mieter aus einer von den Architekten ausgesuchten Kollektion wählen konnten. Weitere Ausstattungsbestandteile wie die Beleuchtungskörper wurden auf Wunsch durch die Genossenschaft zur Verfügung gestellt.⁴²⁸

Dokumentation

Quellen: Archiv der Genossenschaft Neubühl. – gta Archiv, ETH Zürich, Pläne der Genossenschaft Neubühl sowie Pläne, Akten und Fotos in Architektennachlässen. – SAZ, Prot. SR, 14.2.1930, Nr. 343; 20.12.1930, Nr. 2600. Prot. der Wohnungsbaukommission des SR 1922–1934, 16.1.1930.

Literatur: Baukultur 2006, S. 132. – HILDEBRAND 2007, S. 221–226. – MARBACH 1990. – SBZ 1929/93, S. 317–321. – SBZ 1931/98, S. 141–150, 156–162. – STOFFLER 2008. – Werk 1930/17, S. 182–187. – Werk 1931/18, S. 257–279. – Zürich um 1930, S. 130–155.

Plandokumente: gta Archiv, ETH Zürich. – SBZ 1931/98, S. 142, 144–149.

RÖNTGENSTRASSE 39–49, 55–63, 73–77

Drei Wohnkolonien

Bauherrschaft	Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals (BEP).

Geschichte

Die Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals (BEP) ging aus der 1910 gegründeten Eisenbahner-Baugenossenschaft Zürich (EBZ) hervor. Die Namensänderung folgte 1918 mit dem Beitritt der Mitglieder der liquidierten Baugenossenschaft des Eidgenössischen Post-, Telegraf- und Telefonpersonals.⁴²⁹ Wie in anderen Schweizer Städten gehörten die Eisenbahner zu den ersten, die sich zu Selbsthilfzwecken in Wohnbaugenossenschaften zusammenschlossen. Sie waren auf Wohnraum in Bahnhofsnähe angewiesen, der meist zu teuer war.⁴³⁰

Städtebau

Die im Stadtbild auffallend gekrümmte Röntgenstrasse folgt dem Lauf des alten Bahndamms nach Wipkingen (1856), der 1894 durch ein Viadukt ersetzt wurde. Nach Abbruch des Bahndamms wurde das von der Stadt abgetrennte Gelände durch Bahn- und Wohnbauten überbaut; als grosszügige Grünfläche wurde die Josefwiese geschaffen.

Um den Röntgenplatz – die sechsarmige Strassenkreuzung wurde erst in den 1980er Jahren verkehrsberuhigt – entstand ein städtebaulich bedeutendes Ensemble von genossenschaftlichen Wohnsiedlungen (Abb. 433). Der Platz weist einen Brunnen

433

Situationsplan der verschiedenen Wohnkolonien um den Röntgenplatz im Industriequartier; 1:4000. 1. BEP, Kolonie Alter Block (Industrie 1), Eduard Hess, 1913–1915. 2. BEP, Kolonie Roter Block (Industrie 2), Gottlieb Leuenberger, Pietro Giumini, 1919/20. 3. BEP, Kolonie Brauner Block (Industrie 3), Pietro Giumini, 1925–1927. 4. Baugenossenschaft Röntgenhof, Kolonie 1, Pietro Giumini, 1926. 5. Baugenossenschaft Röntgenhof, Kolonie 2, Pietro Giumini, 1927. 6. Baugenossenschaft Röntgenhof, Kolonie 3, Pietro Giumini, 1927. 7. ABZ, Siedlung Ottostrasse, Otto Streicher, 1926/27. 8. Baugenossenschaft Röntgenhof, Kolonie 4, Pietro Giumini, 1928. www.stadtplan.stadt-zuerich.ch. Umzeichnung P. Albertin 2015. – Text S. 444f.

mit drei musizierenden Knaben auf (1929, ADOLF ERNST HOFMANN).

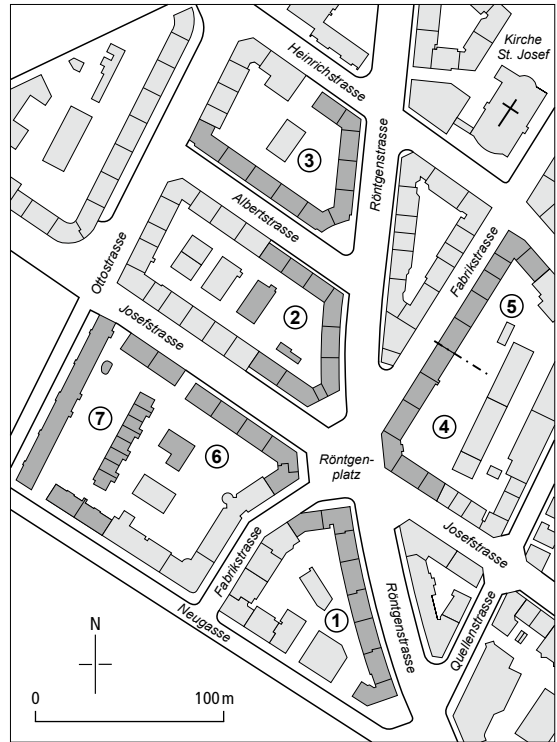
Das von Blockrandbauten besetzte Stadtgebiet ist eines von wenigen, das stark vom genossenschaftlichen Siedlungsbau in geschlossener Bauweise geprägt ist. Die Baugenossenschaft BEP war 1926 nach der Fertigstellung der vierten Kolonie an der Röntgenstrasse der Ansicht, dass «eines der schönsten Quartiere des Industriequartiers» entstanden sei. «An der breiten, zum Teil heute schon mit Hartbelag versehenen Röntgenstrasse üben diese Bauten einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer aus. [...] Durch die gutgelungene architektonische Struktur und den sorgfältig ausgewählten Fassadenton kommen die sonst bei derart grossen Bauten augenfälligen Mietskasernensymptome nicht zum Ausdruck.»⁴³¹

Röntgenstrasse 39–49

Kolonie Alter Block (Industrie 1)

Architekt EDUARD HESS.
1913/14 Neubau.
2005/06 Umbau.⁴³²

Ein erstes Bauprojekt am Limmatplatz scheiterte: Die Stadt verweigerte die Unterstützung, weil sie diese als Sache des Arbeitgebers ansah. Das zweite Projekt wurde mithilfe der SBB realisiert, die ein Stück Land an der Röntgenstrasse abtraten und die zweite Hypothek übernahmen.⁴³³ Architekt HESS hatte bereits Erfahrung im genossenschaftlichen Siedlungsbau. Bauführer war PIETRO GIUMINI,⁴³⁴



434

Röntgenstrasse 41–49. Ansicht der Wohnkolonie Alter Block. Foto 1926. DPZH. – Text S. 445f.

der zu einem der meistbeschäftigten Genossenschaftsarchitekten Zürichs wurde und an allen Bauten um den Röntgenplatz beteiligt war.

Der Alte Block ist die erste in Selbsthilfe erstellte Arbeiterwohnsiedlung Zürichs und eine der wenigen Genossenschaftssiedlungen, die vor dem Ersten Weltkrieg entstanden sind. Der viergeschossige Blockrandbau folgt in konkavem Schwung der Rönt-



435

Ansicht der Wohnkolonie Roter Block über den Röntgenplatz von Südosten. Foto Ernst Linck, um 1920. BAZ. – Text S. 446f.

genstrasse und weist ein ausgebautes Dachgeschoss mit mächtigen Dachaufbauten auf (Abb. 434). Die Fassaden im Heimatstil mit Anklängen an den Barock zeigen strenge Fensterachsen. Das zurückhaltende Dekor und die zur Einheit zusammengefassten Einzelhäuser nehmen bereits typische Merkmale des genossenschaftlichen Siedlungsbaus der 1920er Jahre voraus. Der Innenausbau wurde lange als mustergültig angesehen.⁴³⁵

Röntgenstrasse 59–63

Kolonie Roter Block (Industrie 2)

Architekten	GOTTLIEB LEUENBERGER, PIETRO GIUMINI.
1919/20	Neubau.
2003	Renovation.
2015	Umbau (Balkonanbauten).

Baugeschichte

Der Bau des Roten Blocks stellte die Genossenschaft vor grosse finanzielle Schwierigkeiten. Der Baugrund – eine aufgefüllte Kiesgrube – verlangte eine durchgehende armierte Fundamentierung. Ausserdem stiegen die Baumaterialpreise, während gleichzeitig deren Qualität oft mangelhaft war. Dies zwang zu Sparmassnahmen.⁴³⁶ Die Teuerung nach dem Ersten Weltkrieg lässt sich anhand eines Vergleichs der Siedlungen Alter Block und Roter Block aufzeigen: Der Alte Block kostete Fr. 727 798.– (Kubikmeterpreis Fr. 28.80.–), der Rote Block Fr. 2 272 886.– (Kubikmeterpreis Fr. 85.25.–).⁴³⁷ Die Siedlung wurde mit Unterstützung von Bund, Kanton, Stadt und den SBB realisiert; die Mietpreise konnten niedrig gehalten werden.⁴³⁸

Bauanalyse

Die Kolonie vervollständigt ein älteres Blockrandgeviert. Die Häuser sind von der Baulinie zurückversetzt und lassen einen knappen, von einer Mauer gefassten Vorgarten frei (Abb. 435). Die über Eck gestellte Fassade gegen den Röntgenplatz erhält mit der zentralen, rundbogigen Durchfahrt in den Hof und den rundbogigen Fenstern entlang der Gebäudeecken repräsentatives Gewicht.

Die Siedlung besteht weitgehend aus fünfgeschossigen, zweispännigen Hausteilen mit je zehn Wohnungen zu zwei bis vier Zimmern, was «unangenehm an Kasernierung» erinnerte.⁴³⁹ Auf Balkone, Loggien und weitgehend auch wohnungseigene Bäder wurde verzichtet. Das Dachgeschoss ist – typisch für den genossenschaftlichen Siedlungsbau der Zwischenkriegszeit in geschlossener Bauweise – nicht ausgebaut. Die Fassaden sind ohne jede Gliederung durchgehend verputzt und in einem roten Ton gestrichen.⁴⁴⁰ Sie weisen regelmässige, dichte Fensterachsen mit kräftig eingefassten, leicht quereckigen Fenstern mit Jalousieläden auf.⁴⁴¹ Die Hauseingänge und die Treppenhäuser sind durch Medaillons akzentuiert. Sie zeigen Spielszenen und Naturmotive (CARL FISCHER).⁴⁴² Im Innenhof steht ein dreigeschossiges, ehemaliges Kindergartengebäude.

Die Krise im Baugewerbe und der Spardruck waren mit Gründe für die formal reduzierte Architektur. Der Rote Block wirkte in vielerlei Hinsicht richtungsweisend für den Arbeitersiedlungsbau der 1920er Jahre: Farbe diente als Stimmungs- und Gestaltungselement, die Fassaden und Dachflächen wurden vereinheitlicht. Die kaum gegliederten, neoklassizistischen Fassaden wiesen bewusst platzier-

te baukünstlerische Akzente auf. Gewürdigt wurde diese aus der Not geborene Entwicklung, die beim Roten Block und auch bei den Siedlungen der BEP beim Lettenschulhaus zu beobachten war, positiv: «Bereits machen sich im Bilde unserer Städte die wohltuend einheitlich konzipierten Hausgruppen bemerkbar, die Verbilligung anstreben durch Massen-Produktion gleicher Einheiten, Weglassen des Entbehrlichen, Vereinfachung und Normalisierung des Notwendigen, gemeinsame Benützung der Treppenhäuser, Waschküchen, Trockenräume, Wäschehänge- und Spielplätze. Alle diese Bauten hat die wirtschaftliche Not vor üblem Scheinwesen bewahrt.»⁴⁴³

Röntgenstrasse 73–77

Kolonie Brauner Block (Industrie 3)

Architekt PIETRO GIUMINI.
1925–1927 Neubau.

Baugeschichte

1925 baute PIETRO GIUMINI im Geviert Röntgen-, Heinrich- und Ottostrasse die Kolonie Viadukt für kinderreiche Familien (Abbruch 1960).⁴⁴⁴ Die kurz darauf erstellte Siedlung Brauner Block war die letzte der BEP im Industriequartier. Sie lehnt sich strukturell an den Roten Block an, entstand aber unter veränderten wirtschaftlichen Voraussetzungen, was sich in der Gestaltung und vor allem im Komfort niederschlug. Mittlerweile wurde in Zürich wieder rege gebaut und die Bauunternehmen arbeiteten effizienter. Die in zwei Etappen erstellten Bauten waren je innerhalb eines Jahres bezugsbereit. Es wurde eine Zentralheizung anstelle der Ofenheizungen eingebaut (bis 1946 Kohlebetrieb); die erste Anlage dieser Grösse in der Schweiz. Alle Wohnungen erhielten ein eigenes Bad. Im Hof wurde ein Kindergartengebäude mit Sitzungslokal erstellt.⁴⁴⁵ Die Baukosten betrugen Fr. 1 689 251.–⁴⁴⁶ bei einem Kubikmeterpreis von Fr. 55.–.⁴⁴⁷

Bauanalyse

Die Strassenfassaden zeigen subtile Details. Sie weisen einen bräunlichen Rillenputz auf, der harmonisch vom Roten Block zur bläulich-grünen Farbe der Siedlung Viadukt überleiten sollte.⁴⁴⁸ Zwei

Putzgesimse gliedern die Fassade horizontal, während die vertikal betonten Hauseingangssachsen als Risalite kaum merklich vorspringen. Fenster und Türen weisen schlichte Kunststeineinfassungen auf. Die Türen zeigen Reliefs mit nackten Figuren in freier Natur.⁴⁴⁹ Neu sind die Wohnungen mit Balkonen mit abstrakt verzierten Gittern ausgestattet. Die übereck gestellte Fassade an der Ecke Albert-/Röntgenstrasse ist konkav geschwungen.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2004, S. 143f. – BALDINGER 1935. – INSA 10, 1992, S. 391. – KUNZ 1960. – SBZ 1924/84, S. 261–263, 276–278, Taf. 9, 10, S. 288–291. – Wohnen 1926/1, S. 46f., 83. – Wohnen 1929/4, S. 4f., 7, 9. – Wohnen 2006/81, S. 26–30.

Plandokumente: SBZ 1924/84, S. 262.

ZANGGERWEG 1–11, 15–47, 2–22, 26–34

Siedlung Zanggerweg

Bauherrschaft	Baugenossenschaft Vrenelisgärtli.
Architekt	OTTO GSCHWIND.
1926/27	Neubau.

Geschichte

Das Anliegen der bereits 1919 gegründeten Baugenossenschaft war es, ausschliesslich Eigenheime zu bauen «und auch dem weniger Bemittelten unbekümmert um politische Zugehörigkeit, soziale Stellung und Konfession die Erwerbung eines Einfamilienhauses im Rahmen der Genossenschaft zu ermöglichen». Auf günstigem Bauland und nahe an Verkehrslinien sollten «Kolonien mit gartenstadtähnlichem Charakter» entstehen.⁴⁵⁰ Die Statuten sahen maximal zweigeschossige, einfach, aber solid erbaute Häuser mit eigenem Garten vor. Gebaut wurde nur, wenn genügend Interessenten als Genossenschafter einen Kaufsummenanteil von 6–10% des Anlagewerts bei der Zürcher Kantonalbank einbezahlt hatten. Beim Tod eines Genossenschafters gingen Rechte und Pflichten auf Frau und Kinder über.⁴⁵¹ Obwohl die Baugenossenschaft keine gemeinnützigen Ziele gemäss den städtischen Vorgaben verfolgte, wurden die meisten Bautappen im Rahmen des gemeinnützigen Wohnungsbaus unterstützt. 1929 spaltete sich die Baugenossenschaft in die «Eigenheimgenossen-



436

Luftansicht gegen Unterstrass von Osten. Im Vordergrund die Winterthurerstrasse, auf die rechts im spitzen Winkel die Langmauerstrasse trifft. Die entlang der Winterthurer- und der Langmauerstrasse angelegte Mehrfamilienbaussiedlung der Baugenossenschaft Oberstrass umschliesst die Reiheneinfamilienbaussiedlung Zanggerweg der Baugenossenschaft Vreneligsärtli. Rechts der Langmauerstrasse frühere Siedlungsetappen der Baugenossenschaft Vreneligsärtli. Foto Walter Mittelbolzer, um 1928. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz. – Text S. 449.

schaft Vreneligsärtli» und die «Mieterbaugenossenschaft Vreneligsärtli» auf, der auch der Hausarchitekt OTTO GSCHWIND angehörte. Zur Trennung kam es, weil eine Minderheit auch Mehrfamilienhäuser bauen wollten, was ein Grossteil der Mitglieder nicht akzeptierte.⁴⁵²

In Unter- und Oberstrass erstellte die Baugenossenschaft zwischen 1919 und 1928 mehrere Siedlungen. In den ersten vier Bauetappen wurden im Geviert Letzi-, Möhrli-, Schäppi- und Schanzackerstrasse in Oberstrass (1919–1921/1924) und an der Roth- und der Hofwiesenstrasse in Unterstrass (1921/22) rund 50 Einfamilienhäuser ausgeführt. Ausgehend von zwei Grundrisstypen mit vier und fünf Zimmern wurden dabei bis zu fünf Einheiten zu Reihenhäusern zusammengefasst.⁴⁵³

Baugeschichte

Die Baugenossenschaft Oberstrass baute 1924–1927 eine grosszügige Siedlung mit dreigeschossigen Mehrfamilienhäusern unter Walmdach entlang der Winterthurer-, der Scheuchzer- und der Langmauerstrasse (OTTO GSCHWIND). Das Bauland im Inneren der Siedlung und nordwestlich der Langmauerstrasse verkaufte sie an die Baugenossenschaft Vreneligsärtli, die es in Etappen zwischen 1924 und 1927 durch Reiheneinfamilienhäuser mit grosszügigen Gärten überbaute. Der südliche Teil der Siedlung Im Eisernen Zeit gegen die Scheuchzerstrasse wurde im Rahmen der 1924 vom Stadtrat eingeleiteten Aktion zur Beschaffung von Wohnungen für kinderreiche Familien unterstützt. Die Stromversorgung für das gesamte Gebiet erfolgte

über ein Einheitsnetz, das von einer eigens errichteten Transformatorstation gespeist wurde. Die in der achten und letzten Etappe ausgeführten Häuser am Zanggerweg erhielten neu elektrische Boiler und Kochherde.⁴⁵⁴

Bauanalyse

Situation. Die Siedlung am Zanggerweg liegt von den Hauptstrassen abgeschirmt innerhalb der Mehrfamilienhaussiedlung der Baugenossenschaft Oberstrass und weist eine axialsymmetrische Gesamtanlage auf (Abb. 436). Der Zanggerweg mündet in eine platzartige Erweiterung, die im Süden von einem Kindergarten begrenzt wird (1927, HERMANN HERTER) (Abb. 437). Ungleich lange Reiheneinfamilienhauszeilen sind mit unterschiedlichem Abstand parallel zum Weg angeordnet und zweiseitig von Gärten umgeben. Zugunsten eines einheitlichen Erscheinungsbilds war die Bepflanzung durch ein Gartenreglement festgelegt.⁴⁵⁵

Äusseres. Die Hauszeilen sind in sich symmetrisch gegliedert und unter einem einheitlichen Walmdach mit Aufschieblingen und Dachgauben zusammengefasst. Die Hausteile sind zweigeschossig, je zwei Achsen breit und verputzt. Sie zeigen kantig eingefasste Fenster mit Jalousieläden und einfache Erker an den Schmalseiten. Die Gestaltung orientiert sich, typisch für den Wohnungsbau der 1920er Jahre, an

der schlichten lokalen Landsitzarchitektur des Spätbarocks und des Klassizismus. Es kamen zwei Haustypen mit vier und fünf Zimmern in Variationen zur Ausführung. Heute sind die Häuser aufgrund der Eigentumsverhältnisse unterschiedlich stark verändert.

Im Gegensatz zu den malerisch gruppierten Gartenstadtsiedlungen der Vorkriegszeit mit ihren individualisierten Haustypen folgen die Siedlungen der Baugenossenschaft Vreneligsärtli einem der Regelmässigkeit und Symmetrie verpflichteten städtebaulichen Konzept. Mehrere Häuser sind zu einer Einheit zusammengefasst und ordnen sich der Gesamtkomposition unter. Als Vorbild diente wohl die 1919–1924 von HANNES MEYER erbaute Gartenstadtsiedlung «Freidorf» in Muttensz BL. Während diese explizit sozial- und wirtschaftsreformerische Ziele verfolgte (Kollektivismus und Kooperation), stand bei den Siedlungen der Baugenossenschaft Vreneligsärtli die Wohn- und weniger die Lebensgemeinschaft im Vordergrund.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2009, S. 30, 69. – BZD 1991/92, S. 151f. – INSA 10, 1992, S. 433. – SB 1919/11, S. 194. – Wohnen 1926/1, S. 111–114, 131–134, 149–152. – Vreneligsärtli 1954.

Plandokumente: Wohnen 1926/1, S. 131–133.

Regula Crottet



437

Der Zanggerweg von Süden, flankiert von der 8. Bauetappe der Siedlungen der Baugenossenschaft Vreneligsärtli. Foto HBA, um 1930. BAZ. – Text S. 449.



438

Restelbergstrasse 106. Neubarocke Villa, 1924/25 erbaut von den Gebrüdern Pfister. Nur drei Jahre später baute Otto Rudolf Salvisberg in nächster Nähe an der Restelbergstrasse 97 sein Wohnhaus mit Atelier als Manifest der Moderne. Foto Wolf-Bender, 1927. BAZ. – Text S. 451.

VILLEN UND EINFAMILIENHÄUSER

Das Einfamilienhaus als Solitärbau blieb auch zwischen 1900 und 1940 eine exklusive Bauaufgabe der oberen Mittel- und der Oberschicht.⁴⁵⁶

Mit der zunehmenden Erschliessung des Zürich- und des Adlisbergs entwickelten sich die südwestexponierten höheren Hanglagen zu weitläufigen Villenquartieren. Neben wenigen Bauten des Historismus finden sich bis in die 1930er Jahre vor allem Wohnhäuser und Villen im Heimatstil. Unter dem schwer zu definierenden Stilbegriff lassen sich Bauten subsumieren, die sich – zum Teil eng, zum Teil aber auch sehr frei – an der lokalen, vorindustriellen Bautradition orientieren. Vorbilder können bäuerliche Wohnbauten sein, weitaus häufiger ist jedoch die Anlehnung an das äusserlich meist schlichte, aber doch repräsentative städtische Bürger- oder das Landhaus des Barocks und des

Klassizismus. Das «Zürichseehaus» bzw. das «Zürcher Giebelhaus» diente als häufig genanntes Vorbild.⁴⁵⁷

Vor dem Ersten Weltkrieg waren der Fantasie im Wohnungsbau stilistisch wenig Beschränkungen gesetzt; Historismus, Jugend- und Heimatstil existierten parallel oder überlagerten sich. Das oft allusive Verwenden historischer Stilelemente fand seine Begründung bereits 1912, da die zum Vorbild genommenen «alten Häuser keine regelmässige Fassadengestaltung zeigen», was nach einer Differenzierung verlangte, indem dieselbe Vorgehensweise zwar für das ländliche Ambiente zu befürworteten sei, in urbanem Kontext jedoch zumindest für die Hauptfassade regelmässige Achsen als angebracht erachtet wurden. Als Beispiel werden drei Villen von MEIER & ARTER angeführt: in damals ländlichem Kontext [Seestrasse 467](#) (1908) mit unregelmässigen Fassaden, [Sonnenbergstrasse 128](#) (1910) und [Hausstrasse 7](#) (1909/10) hingegen als «urbane» Beispiele mit «rhythmischer Gliederung».⁴⁵⁸ Es fällt auf,

dass Villenüberbauungen am Zürichberg als «urban» verstanden wurden. Es erhellt sich aber auch, dass der Villenbau nach wie vor auch als repräsentatives Bauen verstanden wurde. Für die Stadt Zürich waren es die bürgerlichen Wohnhäuser der barocken Vorstädte (Florhofquartier, Talacker, Bauten am unteren Zürichberghang), welche – formal den Pfarrhäusern wie den Landsitzen verwandt – als Inspiration dienten.⁴⁵⁹

Obwohl Bezug auf «altväterische Baumotive und bäuerliche Bauweise» genommen wurde, konnte weder Vielzweckbauern- noch Fachwerkhäusern Vorbildcharakter zukommen;⁴⁶⁰ Heimatstilbauten sind zutiefst bürgerliche Bauten. Mit der Übernahme der Exposition (giebelständig zum Hang) und einzelner Bau- oder Ausstattungselemente (Giebeldach mit Aufschieblingen, Dachhäuschen, Täfer, Kachelöfen) versuchte man ein tradiertes Siedlungsbild und überlieferte Wohnformen weiterzuschreiben. Exemplarisch ist dies am Weiterbau des Villenquartiers Bellerive abzulesen, wo sich an den neubarocken Villen [Bellerivestrasse 42](#) (1910) (Abb. 439) und [49](#) (1914), beide von FRIEDRICH WEHRLI, und den neuklassizistischen Bauten [Bellerivestrasse 44](#) und [45](#) (1916) (Abb. 440) von FRANZ und HERMANN MESSMER ebenso der freie Bezug zu lokalen Vorbildern wie auch Anliegen des Reformstils festmachen lassen. Eine Variante bilden die rein neubarocken Villen, wie sie OTTO HONEGGER 1927/28 an der [Hohenbühlstrasse 9](#) für den Maschineningenieur Gustav Wegmann-Mayenbach (Abb. 441)⁴⁶¹ oder die Gebrüder PFISTER 1924/25 erstellten, z. B. [Resenbergstrasse 106](#) für Leonhard Kundert-Sträuli (Abb. 438) oder [Pilatusstrasse 14](#) (1925) für den Direktor der Schweizerischen Kreditanstalt, Rudolf Gottfried Bindschedler (Abb. 442).⁴⁶²

Progressive Architekten hatten bereits die Reform des bürgerlichen Wohnhauses zum Ziel. Diese Haltung erzeugte im Bereich des Villenbaus einen Konflikt, indem zugunsten des «bürgerlich-privaten Leben[s]» der Verzicht auf Repräsentation gefordert wurde.⁴⁶³ Ansätze zur formalen Reduktion und Vereinheitlichung wurden nach dem Ersten Weltkrieg verstärkt fortgeführt. In den 1920er Jahren dominierten neuklassizistische und neubarocke Villenbauten mit strenger, symmetrisch-repräsentativer Fassadengestaltung. So plante etwa KARL MOSER neuklassizistische Wohnhäuser für das neue Wohnquartier um die Kirche Fluntern. Dabei sollte «ein einheitlich durchgeführtes angenehmes Wohnquar-



439

Villa Bellerivestrasse 42. 1910 erbaut von Friedrich Wehrli. Foto 2006. BAZ. – Text S. 451.



440

Villa Bellerivestrasse 45. 1916 erbaut von Franz und Hermann Messmer. Foto Wolf-Bender, 1920. BAZ. – Text S. 451.



441

Villa Hohenbühlstrasse 9. 1927/28 erbaut von Otto Honegger. Foto Wolf-Bender, 1929. BAZ. – Text S. 451.



442
Pilatusstrasse 14. Villa Delphin. 1924/25 erbaut von den Gebrüdern Pfister. Foto BAZ. – Text S. 451.



443
Hegibachstrasse 131. Villa Hagmann, Ansicht von Osten. 1930 erbaut von Werner Max Moser. Foto Wolf-Bender, 1931. BAZ. – Text S. 452.

tier geschaffen werden», das sich «im Gegensatz zum Durcheinander der angrenzenden Quartiere» durch «vornehme Ruhe» auszeichnen sollte. Neben dem Pfarrhaus seien bereits zwei Einfamilienhäuser erstellt, «die alle Vorzüge des alten heimeligen Zürcher Bürgerhauses, verbunden mit den neuen technischen Errungenschaften», aufwiesen.⁴⁶⁴

Das Neue Bauen setzte sich im Villenbau ab den späten 1920er Jahren nur vereinzelt und zögerlich durch. Ein modernes Wohnhaus sollte auf traditionelle Schmuck- und Gliederungsmotive und alle nicht direkt dem Wohnbedürfnis dienenden Strukturen und Elemente verzichten. Der «Wohn-Organismus» hatte der «täglichen Bequemlichkeit» und der «Billigkeit des Wirtschaftens mit dem ge-

ringsten Aufwand an Zeit, Geld und Personal» zu dienen. In der Konsequenz resultieren Baukörper und Fassadengestaltung aus der zweckmässigen, inneren Raumorganisation.⁴⁶⁵ Die Belichtung der Räume und der Bezug von Innen- und Aussenraum erhielten hohe Priorität. Die moderne Bauweise bedingte eine aufgeschlossene Bauherrschaft, die oft aus den Architekten selbst bestand oder mit diesen verwandt oder bekannt war.

Beispiele der Moderne im Zürcher Villenbau sind – auch wenn die Gestaltungsprinzipien wie offener Grundriss, Durchdringung von Innen- und Aussenraum, (begehbare) Flachdach und grosse Fensterflächen nicht immer in letzter Konsequenz umgesetzt sind – Forsterstrasse 72 (1931/32), Hegibachstrasse 131 (1930, Umbau 2006/07) (Abb. 443), Wehrenbachhalde 20/22 (1930/31), alle von WERNER MAX MOSER,⁴⁶⁶ Klusstrasse 50 (1929, MAX ERNST HAEFELD),⁴⁶⁷ das Wohn- und Atelierhaus von MAX BILL, Limmattalstrasse 383 (1932/33), Restelbergstrasse 97 (1928–1931, OTTO RUDOLF SALVISBERG) und Susenbergstrasse 101 (1931/32, LUX GUYER).⁴⁶⁸

AUSGEWÄHLTE BAUTEN

FORSTERSTRASSE 72

Bauherrschaft	Fritz Fleiner.
Architekt	WERNER MAX MOSER.
19301/32	Neubau.
1989/90	Umbau.

MOSER baute das Wohnhaus für seinen Patenonkel, den Rechtsprofessor Fritz Fleiner, für den er 1920 bereits ein Ferienhaus erstellt hatte.⁴⁶⁹ Die Wohnräume des in den Hang gebauten Hauses sind nach Südwesten orientiert (Abb. 444). Im Erdgeschoss sind sie als offene, durch Schiebetüren unterteilbare Raumfolge konzipiert. Innenliegende Rundpfeiler ermöglichten im Ess- und Wohnzimmer eine durchgehende Verglasung. Das zurückgesetzte erste Obergeschoss zeigt eine konventionelle Zimmerfolge. Die Nordecke nimmt ein dreigeschossiger Kubus ein, der das Treppenhaus, die Küche mit Office resp. zwei Dienstbotenzimmer birgt. Das dritte Obergeschoss mit Zimmer und Toilette dient dem Austritt auf die Dachterrasse.

Dokumentation

Literatur: Archithese 1994/1, S.64–67. – Baukultur 2010, S.111. – HILDEBRAND 2007, S.239f., 242–244. – ZD 1989/90, S.172f.

HAUSERSTRASSE 7
SEESTRASSE 467
SONNENBERGSTRASSE 128

Bauherrschaft	Baugeschäft Fietz-Leuthold.
Architekten	JAKOB EMIL MEIER-BRAUN, JAKOB AUGUST ARTER.
1908–1912	Neubauten.
1912	Verkauf.
1930	Treppenhausturm.

Die Villa Staub-Meister (Sonnenbergstrasse 128), das etwas kleinere Wohnhaus Hauserstrasse 7 (1909/10) und die ehemalige Direktorenvilla der Waschanstalt Zürich, Seestrasse 467 (1908)⁴⁷⁰, wurden 1912 als Beispiele neuerer «Zürcher Giebel-Häuser» in der SBZ publiziert (alle MEIER & ARTER).

Seestrasse 467 ist mit der östlichen Giebelseite zum See orientiert (Hauptfassade, unverbaubare Aussicht) (Abb.445). Sie sei «mit mehr Fenstern als sonst üblich» ausgestattet worden.⁴⁷¹

Sonnenbergstrasse 128 liegt am Südwestabhang des Adlisbergs und variiert spiegelbildlich den Grundriss von Seestrasse 467. Aussicht und Besonnung bestimmen die Position des Hauses; der First steht senkrecht zum Hang, was als «typische Stellung des Zürcherhauses am Abhang» bezeichnet wurde.⁴⁷² Die dreigeschossige, talseitige Giebelseite ist als Hauptfassade zur Strasse orientiert. Sie ist breit gelagert, symmetrisch gegliedert und zeigt ein freiliegendes Kellergeschoss. Die Rück- und Trauffassaden mit unterschiedlichen Fenstergrößen und -verteilungen deuten eine Axialität nur an. Das Erdgeschoss mit Salon und Raucherzimmer, einer Küche und einem von Loggia und Veranda flankierten Esszimmer hat als halbprivater Bereich zu gelten, während der Privatbereich im Obergeschoss über Schlafzimmer, ein Bad und ungewohnt auch über ein «Wohnzimmer» verfügt. Dieses war wie in allen erwähnten Häusern «bis auf Türhöhe getäfelt und nach chemischem Verfahren dunkel gebräunt».⁴⁷³

Hauserstrasse 7 zeigt ebenfalls eine regelmässig gegliederte Hauptfront (südliche Trauffassade)



444

Forsterstrasse 72. Villa Fleiner. Foto 1988. BAZ. – Text S.452.



445, 446

Seestrasse 467. Direktorenvilla. Foto Moser, 1910. BAZ. – Hauserstrasse 7. Wohnhaus. Foto 1981. BAZ. – Text S.453f.



447
Hofstrasse 69. Heimatstilvilla. Foto 2012. BAZ. – Text S. 454.

(Abb. 446). Bei Sonnenbergstrasse 128 und Hauserstrasse 7 haben die Architekten versucht, die Fassaden rhythmischer zu gliedern, ihnen «mehr städtische Haltung» zu geben. Dort, «wo die Umgebung städtischer Bauten die natürliche Unregelmässigkeit des Zürcherhauses als Regellosigkeit, sogar als gesuchte Willkür erscheinen lassen könnte», sollte eine dem Kontext angemessene Fassadengestaltung erreicht werden.⁴⁷⁴

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2006, S. 141. – INSA 10, 1992, S. 344, 404, 410. – SB 1910, S. 100f. – SBZ 1912/59, S. 150–152, 175, 179, Taf. 45, 47.

HOFSTRASSE 69

Bauherrschaft	Arnold Escher-Blass.
Architekten	Gebrüder PFISTER.
1914/15	Neubau.
1953	Umbau.

Der Bauherr, Professor für Privatrecht und Rechtsgeschichte, entstammte wie seine Gattin Maria Blass der Zürcher Aristokratie. Das Wohnhaus ist giebelständig zum Hang erstellt und verfügt über alle Attribute des Landsitzes oder des barocken, vorstädtischen Bürgerhauses (Massivbauweise, Giebel-
dach mit Aufschieblingen, Gartenanlage und Gar-

tenmauer mit Pavillon gegen die Strasse) (Abb. 447). Sogar die Kaminhüte erinnern an barocke Vorbilder. Eine Konzession an zeitgenössisches Bauen ist die als «Wintergarten» bezeichnete, strassenseitige Auslucht. Insgesamt ist das Haus ein Repräsentant des konservativen Heimatstils, der sich eng an historischen Vorbildern orientiert. Das Erdgeschoss mit zentralem «Vorplatz», Arbeitszimmer (Herrenzimmer), Empfangszimmer, Wohn- und Esszimmer folgt historistischen Vorbildern.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S. 88. – INSA 10, 1992, S. 349.

RESTELBERGSTRASSE 97

Bauherrschaft	OTTO RUDOLF SALVISBERG.
Architekt	OTTO RUDOLF SALVISBERG.
Ingenieur	ALBERT WICKART.
1928–1931	Neubau.
1941–1957	Umbauten (ROLAND ROHN).
1998	Umbau.

Als SALVISBERG 1925 die stark gegen Südwesten abfallende Bauparzelle erwarb, bestand in nächster Nähe bereits ein Villenquartier. Es ist durch Bauten



448
Restelbergstrasse 109. Villa Usenbenz. 1917 erbaut von Gschwind & Higi. Mit einer zweigeschossigen Substruktion wird die Hanglage kompensiert. Strassenseitig tritt der Bau als zweigeschossige Villa mit Mansardwalm-
dach in Erscheinung. Foto 1918. BAZ. – Text S. 455.



449

Restelbergstrasse 97. Wohnhaus mit Atelier von *Otto Rudolf Salvisberg*. Ansicht von Süden. Foto Wolf-Bender, 1931. BAZ. – Text S. 455f.

zwischen Heimatstil, Neubarock und Neuklassizismus geprägt, die den ästhetischen Geschmack der damaligen Zürcher Finanzaristokratie repräsentieren.⁴⁷⁵

Konstruktion und Äusseres. Die Hanglage motivierte SALVISBERG zu einer technischen Meisterleistung, die er zusammen mit Ingenieur WICKART bewältigte. Der Vergleich mit der 1917 erstellten Villa Usenbenz (Restelbergstrasse 109, OTTO GSCHWIND, ANTON HIGI (Abb. 448) zeigt die Genialität von SALVISBERGS Konzept: Die Villa Usenbenz steht auf einem gewaltigen, als Schwergewichtsmauer fungierenden Unterbau, der gegen die Restelbergstrasse einen Vorgarten und eine repräsentative Eingangs-fassade ermöglichte. SALVISBERGS Wohnhaus hingegen emanzipiert sich von der Topografie. Der Baugrund wurde durch einen Geologen analysiert, die Stützmauer durch einen «Pfahlbau» ersetzt. Um Setzungen und Verschiebungen des Gebäudes zu verhindern, wurden Betonpfeiler direkt auf die Molasse gesetzt. Der Wohnteil und der niedrigere Seitenflügel wurden über je vier Pfeilern als Mono-

lith in Eisenbeton ausgeführt und der Kellerboden als «biegungsfeste Platte, die zugleich als Erddruck-Horizontale dient, unmittelbar auf den Boden betoniert». Dem L-förmigen Grundriss des Hauses ist ein ebener Garten eingefügt (Abb. 449). Dies erforderte eine Stützmauer, die ohne Anzug zu erstellen war, da sie «als Fortsetzung der Hauswand wirken sollte». Zwischen sieben Pfeilern wurden Wände gespannt, deren Fuss nicht ins Erdreich eingelassen ist. Dies gewährleistete eine kostengünstige Ausführung, die Trockenlegung der Hinterfüllung und somit einen geringen Hangdruck.⁴⁷⁶

Wie eng sich die Zusammenarbeit von Ingenieur und Architekt gestaltete, zeigt sich auch im Entscheid, die Villa mit Sichtbetonfassaden zu versehen. Diese wurden lediglich mit Zementmilch verschlänmt und mit weisser Mineralfarbe gestrichen. Mithilfe gleichmässig horizontal angeordneter Schalungsbretter wurde eine dezente Bänderung und mit einem «günstigen Granulierungsverhältnis» sowie möglichst optimaler Verdichtung der Betoneingaben eine homogene Oberflächenstruktur erreicht;



450, 451

Restelbergstrasse 97. Wohnhaus Salvisberg. Wohnzimmer mit Blick gegen das Gartenzimmer. – Gartenzimmer: Befensterung, Natur und Zimmerpflanzen lösen die Grenze zwischen innen und aussen auf. – Fotos Wolf-Bender, 1931/32. BAZ. – Text S. 457.



beides Massnahmen, die der Ästhetik des Sichtbetons dienten.⁴⁷⁷ Die Villa gehört damit zu den Ikonen des frühen Sichtbetonbaus in der Schweiz.⁴⁷⁸

Die Konstruktion über Pfeilern machte es möglich, die Position der Baukuben frei zu wählen. Indem SALVISBERG den Wohnkubus senkrecht zum Hang stellte, gewann er eine nach Südosten orientierte Langseite. Zusammen mit dem als Loggia gestalteten, nach Südwesten orientierten Untergeschoss des Atelierbaus ergab sich auf der Gartenebene ein gut geschützter und besonnener Aussenraum. Das Gartenzimmer mit seitlich verschiebbaren «Glaswänden» ist mit demselben roten Klinker belegt wie der Vorplatz des Schwimmbeckens und die Loggia, was räumliche Einheit erzeugt.

Obwohl die Möglichkeit bestand, kam SALVISBERG der programmatischen Forderung des Neuen Bauens nach dem Flachdach nicht nach. Er ver-

wendete ein Pultdach, dessen schwache Neigung zusammen mit dem gegengleichen Gefälle der Restelbergstrasse kaum wahrgenommen wird und dem Baukörper zusätzliche Eleganz verleiht. Im Gegensatz zu LE CORBUSIERS 1928–1931 erbauter Villa Savoye (Poissy F), einer Ikone der Moderne, deren Flachdach binnen Kurzem zahlreiche undichte Stellen aufwies,⁴⁷⁹ entschied sich SALVISBERG für eine technisch verlässlichere Lösung.⁴⁸⁰

Inneres. Das Gartengeschoss enthält – ohne Einsichtsmöglichkeit in die Privatsphäre der Hauseigentümer – auch die 2-Zimmer-Wohnung des Chauffeurs.

Im Hauptgeschoss erschliesst eine Vorhalle sowohl den Atelier- und Bürotrakt wie auch den Wohnteil. Von der quer liegenden «Diele», der sich im Nordwesten die halb gewendelte Treppe mit skulptural wirkender Treppenwange anschliesst, wird der Grundriss des Wohntrakts mittels zweier



452

Restelbergstrasse 97. Wohnhaus Salvisberg. Sala terrena mit vorgelegtem Schwimmbassin. Foto Wolf-Bender, 1931. BAZ. – Text S. 457.

Raumschichten gegliedert. In einer schmaleren folgen der Garderobe mit Toilette die Küche und die «Anrichte». Die breitere südwestliche Raumschicht birgt das «Wohnzimmer» (Abb. 450), das über ein sechsteiliges Fensterband in der Breite der Schiebefenster der darunter liegenden Sala terrena beleuchtet wird. An der innenliegenden Längswand befindet sich ein Kamin. Es folgt das Speisezimmer (auch «Wintergarten») (Abb. 451), das als Hauptargument für die Ausbildung des freitragenden, 3,3 m auskragenden Erkers dient, der im Untergeschoss das Wohnzimmer der Chauffeurwohnung birgt und im Obergeschoss als gedeckter Balkon endet. Dreiseitig stützenlos verglast, bildet das Esszimmer einen lichtdurchfluteten Aufenthaltsraum, der zwischen aussen und innen vermittelt. Es entstand ein Kontrapost von Wohnzimmer und Speisesaal: das eine Mal nach innen gerichtet die Möglichkeit, sich «ums Feuer zu versammeln», das andere Mal ein geschützter «Luginsland», denen als Drittes die Sala terrena mit Schwimmbassin als Sommeraufenthalt mit südlichem Ambiente zuzufügen wäre (Abb. 452). In die Fensterbrüstung sind direkt in den Beton Pflanzentröge eingelassen, deren Drainage in die Verdunstergefässe der Heizkörper fliesst.

Das Obergeschoss (Schlafgeschoss) ist als Zweispänner gestaltet. Der axiale Korridor führt auf den Balkon und ist von jedem Zimmer aus zugänglich.

Arbeitszimmer und Atelier im Seitenflügel nehmen die Fensterform des Wohnzimmers auf und bilden so ein optisch verbindendes Element. SALVISBERG verwendete «sprechende» Fenster, welche die Grösse des Raums und teilweise dessen Funktion reflektieren.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S. 58f. – Bulletin technique de la Suisse romande 1941/67, S. 34f. – BÜCHI 2000. – DANGEL 1996. – LICHTENSTEIN 1985, S. 78f., 157, 161–166. – SBZ 1932/99, S. 160–171. – SBZ 1935/105, S. 176f. – SBZ 1948/66, S. 559.

SUSENBERGSTRASSE 93, 95, 97

Bauherrschaft	Nr. 93 Johann Hablützel-Gasser, ⁴⁸¹
	Nr. 95 Hermann R. Sti(e)rlin-Oboussier,
	Nr. 97 Max Martin Syz-Tschudi.
Architekt	KARL MOSER.
	1924–1926 Neubau.

Die «Kleinst-Überbauung» an der Susenbergstrasse zeugt von MOSERS Versuchen, in den 1920er Jahren mittels spekulativer Bauprojekte Aufträge zu generieren. Eine erste Bebauungsstudie von 1923/24 umfasste 38, dann nur noch 16 Einzel- und Doppelwohnhäuser. Finanzielle Fragen und die schlechten Verkaufsaussichten brachten das Projekt praktisch zu Fall; es wurden nur drei Häuser realisiert.⁴⁸²

Susenbergsstrasse 93 verkaufte der Schaffhauser Bauunternehmer Johann Hablützel-Gasser⁴⁸³ an A. Schmidt, der bis 1929 durch KARL MOSER bauliche Anpassungen ausführen liess (talseitiger Ausbau des Untergeschosses mit Bedienstetenzimmern und Tiefgarage, darüber Verbreiterung der Veranda).⁴⁸⁴

Susenbergsstrasse 95 erfuhr Innenumbauten und dient heute mehreren Parteien.⁴⁸⁵ Der Bauherr, Maschineningenieur Sti(e)rlin-Oboussier, war 1908 in die Firma Bally eingetreten, übernahm 1914–1918 deren Leitung und war nach dem Krieg Chef der Bally-Holding mit Sitz in Zürich. MOSER hatte für die Firma in Schönenwerd ein Kosthaus (1917–1919) und eine Wohnkolonie (1918/19) gebaut.⁴⁸⁶

Der Bauherr von *Susenbergsstrasse 97*, Kaufmann und Handelsrichter Syz-Tschudi, stammte aus der Textilfabrikantenfamilie Syz von Dietikon und bekleidete diverse Verwaltungsratsmandate (Spinnereien Nuolen, Glattfelden, Dietikon).⁴⁸⁷ 1940 unterschrieb er die von der Nationalen Bewegung der Schweiz verfasste «Eingabe der 200».⁴⁸⁸

Susenbergsstrasse 93 weist mit knappem Dachvorsprung, fehlenden Aufschieblingen, Fenstergewänden mit knapper, horizontaler Verdachung, Haupt- und Personaleingang einen urbanen Habitus auf,



453

Susenbergstrasse 93. Wohnhaus, Ansicht von Südwesten. Foto 1979. BAZ. – Text S. 457f.

welcher der Position an der Strasse entsprach (Abb. 453). An die Stichstrasse hangabwärts positioniert ist *Susenbergstrasse 95* bei aller Übereinstimmung mit Nr. 93 zurückhaltender formuliert. *Susenbergstrasse 97* ist mit nur einem Voll- und zwei Dachgeschossen, dem talseitig weit vorkragenden Dach mit Aufschieblingen und der auf Sicht belassenen Pfettenköpfe sowie einem durchlaufenden Balkon ländlich gestaltet.⁴⁸⁹ Die Nrn. 95 und 97 zeigen einen terrassierten Unterbau und ein talseitig freiliegendes Untergeschoss. MOSER sah für Nr. 95 eine Loggia und eine über die Loggia belichtete Halle (Sala terrena) vor. Die Raumaufteilung der Häuser ist konventionell. Küche und Office bedienen das Esszimmer, dem sich das Wohnzimmer anschliesst, wobei sich im Erdgeschoss zumindest noch ein «Herrenzimmer», in Nr. 95 auch ein «Damenzimmer» findet.

Die Wohnhäuser sind traditionell konzipiert: Sie zeigen «Satteldächer mit Giebel gegen See und Berg» wie die «meisten Bauernhäuser am Hang, dies- und jenseits des Sees». Für die Siedlung sah MOSER eine gestaffelte Positionierung der Bauten vor, da diese Bauweise «den rückliegenden Nachbarn den grösstmöglichen Durchblick» gewähre.⁴⁹⁰ Repräsentative Elemente wurden zurückgenommen, einzig die Haustür von Nr. 93 ist diskret von kannelierten Pilastern flankiert. Die Form der Baukörper sicherte einem Teil der Terrassen- und Gartenplätze Abgeschlossenheit und Privatheit.⁴⁹¹ Damit vertrat MOSER einen «modernen Pol» des Heimatstils (vgl. auch MOSERS Wohnhaus Freudenbergsstrasse 120 von 1923/24, Umbau 1972/73 und 1989/90).⁴⁹²

Dokumentation

Literatur: Baukultur 210, S. 154. – INSA 10, 1992, S. 417f. – NZZ 13.1.1964, Nr. 163, Morgenausgabe Blatt 5. – OECHSLIN 2010, Bd. 2, S. 274–277. – SBZ 1926/88, S. 208–211. – SBZ 1944/123, S. 219. – WERNER 2000, S. 335. – ZWICKY VON GAUEN 2001, S. 87.

SUSENBERGSTRASSE 101

Bauherrschaft	Theodor Boveri, Yvonne Boveri-Boner.
Architektin	LUX GUYER.
1931/32	Neubau.
1960	Lifteinbau.
1968	Umbau Untergeschoss.

Die Zoologin Yvonne Boveri-Boner war die Tochter von Dipl.-Ing. Georg Boner (1911–1928, u.a. Delegierter des Verwaltungsrats der Firma Brown-Boveri).⁴⁹³ Die Wahl von LUX GUYER als Architektin dürfte über Yvonne's Schwester ALICE BONER zustande gekommen sein. Sie war Indologin, Kunsthistorikerin, aber auch Bildhauerin und Malerin und nahm 1928 an der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit SAFFA in Bern teil, deren leitende Architektin Lux GUYER war.⁴⁹⁴ Das Ehepaar Boveri-Boner – geprägt durch die Lebensreformbewegung – hat massgeblich Einfluss auf das Raumprogramm und damit auf den Bau genommen.⁴⁹⁵

Das Wohnhaus unter Giebeldach präsentiert sich gemässigt modern (Abb. 454). GUYER stellte es parallel zum Hang und erhob es mittels einer



454

Susenbergstrasse 101. Villa, Ansicht von Süden. Foto 1992. BAZ. – Text S. 458f.

Stützmauer über das natürliche Gelände; eine mit dem Ferienhaus in Weggis (1927–1929) vergleichbare Situation. Hanglage und Stützmauer nutzte sie für den Einbau einer Sala terrena im Untergeschoss (Nordecke) als Verbindung zum tiefer liegenden Gartenteil. Die Fenster besaßen ursprünglich Sprossen und waren im ersten Obergeschoss (Schlafräume) und im Dachgeschoss mit Jalousieläden versehen, was die «Modernität» damals im Vergleich zum heutigen Erscheinungsbild mit eingebauten Rollläden relativiert.

Die Villa verfügt über ein konventionelles Raumprogramm, das sich jedoch unkonventionell präsentiert. Die Grundrisse sind klar durchdacht, die Räume repräsentativ gestaltet. Das Erdgeschoss umfasst in einer schmalen nordwestlichen Raumschicht den Küchenbereich. Eine Raumschicht in der Breite der Quergiebel umfasst gegen die Strasse eine grosse Halle mit zentralem Treppenhaus und das gegen Südwesten über die Fassade vortretende Esszimmer. Im südöstlichen, oblongen Trakt liegt das Wohnzimmer mit Kamin und einer Terrassentür zur schmalen, von drei Rundpfeilern gestützten Loggia. Eine Schiebetür führt ins «Damenzimmer». Gegen die Strasse liegen schmale Kleinräume (Nähzimmer, «Blumen»).

Im Obergeschoss sind die Räume der Familie durch eine Tür vom Treppenhaus und von den Bedienstetenzimmern geschieden, wobei das Elternschlafzimmer mit eigenem Bad über das «Ankleidezimmer» erschlossen ist. Die drei Kinderzimmer (südwestliche Giebelseite) sind ebenfalls als eigene Wohneinheit durch eine Tür vom Korridor abgetrennt.

Das Dachgeschoss ist – neben zwei Gastzimmern und einem Bad – dem Hausherrn vorbehalten. Der Pianist und Musikliebhaber liess sich im südwestlichen Gebäudeteil ein reichlich belichtetes «Musikzimmer» einrichten, sodass das übliche «Herrenzimmer» im Erdgeschoss entfiel.

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2010, S. 155. – BRIAN 2001, S. 100. – CLAUS 2009, S. 95–98, 241–243. – LUTERBACHER 1979. – SBZ 1947/65, S. 105. – SBZ 1955/73, S. 352, 724f.



455

Wehrenbachhalde 20/22. Doppelwohnhaus, Ansicht von Südwesten. Foto 2013. BAZ. – Text S. 459.

WEHRENBACHHALDE 20/22

Bauherrschaft	Adolf Guggenbühl, WERNER MAX MOSER.
Architekt	WERNER MAX MOSER.
1930/31	Neubau.
1961	Umbau.

Praktisch gleichzeitig mit Forsterstrasse 72 realisierte MOSER 1930/31 ein Doppelwohnhaus, dessen eine Hälfte er mit seiner Familie selbst bewohnte. Der zweite Bauherr, Adolf Guggenbühl, war Mitbegründer des Verlags und der Zeitschrift «Schweizer Spiegel», welche im Rahmen der geistigen Landesverteidigung Bedeutung erlangte.⁴⁹⁶

Das Gebäude ist konventionell in Backsteinhohlwänden erstellt, die Südwestseite zur besseren Belichtung als Pfeilerkonstruktion ausgebildet. Die spiegelbildlich angelegten Wohneinheiten bergen im Erdgeschoss gegen die Strasse je eine Garage, eine Halle mit Treppenhaus, Toilette und Küche. Mit innen liegenden Eisenstützen bilden Wohn- und Esszimmer eine Raumeinheit, die durch eine raumhohe Fensterwand belichtet wird. Das Obergeschoss mit durchgehendem Balkon birgt als traditionell gehaltener Zweispänner fünf Schlafzimmer, eine Toilette, ein Badezimmer und einen Waschraum.⁴⁹⁷ Das gegen den Garten freiliegende Untergeschoss verfügt über ein «Spielzimmer» und eine Waschküche; beide mit Gartenausgang (Abb. 455).

Dokumentation

Literatur: Baukultur 2013, S. 188. – HILDEBRAND 2007, S. 239f. – Werk 1932/19, S. 16–20.

Karl Grunder

ANMERKUNGEN

TOPOGRAFIE UND STADTENTWICKLUNG

- ¹ Bundesamt für Statistik. Pressemitteilung 40/99, Mai 1999. Die sieben Grossregionen der Schweiz. Bundesamt für Statistik. Raum mit städtischem Charakter 2012. Erläuterungsbericht. Neuchâtel 2014, S. 17–19.
- ² Vgl. BARRAUD WIENER/JEZLER Kds ZH 1999, S. 5–14, S. 86–95.
- ³ Vgl. GRUNDER Kds ZH 2005.

GESCHICHTE UND SIEDLUNGSENTWICKLUNG

- ¹ Vgl. Kantonsgeschichte 1994, S. 82–100, 109–117, 158–180. FRITZSCHE 1991.
- ² SAZ, SJZ 1909, S. 275.
- ³ Kantonsgeschichte 1994, S. 85.
- ⁴ GB SR 1859, S. 7–10. TANNER 1995, S. 633–646. e-HLS, Artikel «Gemeinde Zürich» (NICOLA BEHRENS).
- ⁵ GB SR 1859, S. 10. HAUSER 2000, S. 48–52. ESCHER 1914, S. 5–20. ZWEIFEL 1981, S. 32–36.
- ⁶ HAUSER 2000, S. 66. GB SR 1860, S. 58.
- ⁷ ESCHER 1914, S. 5–20. HAUSER 2000, S. 64–70. ZWEIFEL 1981, S. 32–36.
- ⁸ Bericht 1861. ESCHER 1914, S. 15.
- ⁹ Bericht 1861, S. 28f.
- ¹⁰ StAZH, V II 1.1.2 Petition der Stadt Zürich zum Erlass eines städtischen Baugesetzes, 21. November 1861. StAZH, V II 1.1.2 Begleitschreiben der Stadt Zürich, 26. November 1861. GB SR 1863, S. 11. Baugesetz 1863.
- ¹² StAZH, V II 1.1.2 Petition der Stadt Zürich zum Erlass eines städtischen Baugesetzes, 21. November 1861.
- ¹³ ZWEIFEL 1981, S. 41.
- ¹⁴ Weisung des Regierungsrates an den Grossen Rat zu dem Entwurf einer Bauordnung, 9. April 1863, in: StAZH, Amtsblatt des Kantons Zürich 1863, S. 572.
- ¹⁵ Vgl. ZWEIFEL 1981, S. 40.
- ¹⁶ HORNBERGER 1980, S. 66.
- ¹⁷ Vgl. HORNBERGER 1980, S. 102.
- ¹⁸ Baugesetz 1863, § 1, S. 182.
- ¹⁹ Baugesetz 1863, § 36, S. 190. Baumeisterhäuser 2011, S. 41.
- ²⁰ Baumeisterhäuser 2011, S. 39.
- ²¹ Baumeisterhäuser 2011, S. 41.
- ²² StAZH, V II 1.1.2 Petition der Stadt Zürich zum Erlass eines städtischen Baugesetzes, 21. November 1861.
- ²³ EHRENBURG 1836, S. 386. e-HLS, Artikel «Carl Ferdinand von Ehrenberg» (BRUNO CARL).
- ²⁴ Vgl. EHRENBURG 1839, S. 95f.
- ²⁵ GB SR 1863, S. 9.
- ²⁶ GB SR 1863, S. 9f.
- ²⁷ Baugesetz 1863, § 65, 68, S. 182–201. Vgl. HORNBERGER 1980, S. 107f.
- ²⁸ Zur Bahnhofstrasse vgl. HUBER 2015.
- ²⁹ GUYER 1964, S. 1. HAUSER 2000, S. 45.
- ³⁰ HAUSER 2000, S. 46. Zur Stadthausanlage vgl. FÜGLISTALER 2014, S. 23–37. MOLL 2015.

- ³¹ FRIES 1933, S. 114–116. GUYER 1967, S. 182. STUTZ 1976, S. 9.
- ³² SAZ, Prot. SR, 20. November 1854. FRIES 1933, S. 131f.
- ³³ Kantonsgeschichte 1994, S. 91.
- ³⁴ STUTZ 2005, S. 12.
- ³⁵ SAZ, Prot. SR, 20. November 1854.
- ³⁶ FRIES 1933, S. 111.
- ³⁷ HAUSER 2000, S. 46. Bericht 1861, S. 24.
- ³⁸ FRIES 1933, S. 104.
- ³⁹ Vgl. HAUSER 2000, S. 47.
- ⁴⁰ Bericht 1861, S. 33–35.
- ⁴¹ NZZ, 1. Juni 1861.
- ⁴² Bericht 1861, S. 8f. GB SR 1861, S. 52. WENNER 1905, S. 151f.
- ⁴³ HAUSER 2000, S. 80f. WENNER 1905, S. 151f. GB SR 1861, S. 52. GB SR 1864, S. 116f.
- ⁴⁴ WENNER 1905, S. 151. Vgl. HAUSER 2000, S. 81.
- ⁴⁵ Bericht 1861, S. 17. GB SR 1862, S. 40f.
- ⁴⁶ GUYER 1964, S. 1f. HAUSER 2000, S. 81. StAZH, Amtsblatt des Kantons Zürich 1863, S. 1594.
- ⁴⁷ SAZ, V.B.c.9. Bericht und Antrag des Stadtrates betreffend Erbauung einer Strasse vom See zum Bahnhof und Anlegung eines Stadtquartiers, 10./16. September 1863.
- ⁴⁸ StAZH, Amtsblatt des Kantons Zürich 1863, S. 1596, 1948.
- ⁴⁹ SAZ, V.B.c.9. Bericht und Antrag des Stadtrates betreffend Erbauung einer Strasse vom See zum Bahnhof und Anlegung eines Stadtquartiers, 10./16. September 1863. Vgl. ESCHER 1907, S. 74.
- ⁵⁰ StAZH, Amtsblatt des Kantons Zürich 1863, S. 1945–1978.
- ⁵¹ Die Stadt hatte 1862 das «Meyer-Nägelische Gut» im oberen Kräuel in Aussersihl gekauft, wo später auch die kantonale Kaserne erstellt wurde. GB SR 1862, S. 46.
- ⁵² StAZH, Amtsblatt des Kantons Zürich 1863, S. 1950–1954.
- ⁵³ Vertrag zwischen dem Regierungsrat und der Stadtgemeinde und Gemeindebeschluss betreffend Bahnhofstrasse, Bahnhofquartier und Militäranstalten, 29. Februar 1864, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 2 (1865), S. 230–235.
- ⁵⁴ Zu den Zeughäusern In Gassen vgl. ABEKG/BARRAUD WIENER Kds ZH 2003, S. 105–117.
- ⁵⁵ HAUSER 2001, S. 87–94.
- ⁵⁶ NZZ, 9. Oktober 1863.
- ⁵⁷ Bericht 1861, S. 22f.
- ⁵⁸ Baukultur 2003, S. 60.
- ⁵⁹ Bericht 1861, S. 24.
- ⁶⁰ GB SR 1864, S. 144f.
- ⁶¹ ESCHER 1914, S. 40.
- ⁶² GUYER 1964, S. 6. GB SR 1864, S. 148, 150–152. GB SR 1865, 99–101.
- ⁶³ GB SR 1865, S. 97. GUYER 1964, S. 3.
- ⁶⁴ SAZ, V.B.c.9. Bericht und Antrag des Stadtrates betreffend Erbauung einer Strasse vom See zum Bahnhof und Anlegung eines Stadtquartiers, 10./16. September 1863.
- ⁶⁵ Zit. nach Huber 2015, S. 22.
- ⁶⁶ GB SR 1865, S. 106f.
- ⁶⁷ GB SR 1865, S. 106.
- ⁶⁸ GB SR 1869, S. 52.
- ⁶⁹ GB SR 1879, S. 106.

- 70 Vgl. GB SR 1879, S. 110–113.
- 71 Frauenstadtrundgang 1995, S. 29–31. BAUMANN 1994, S. 24–27.
- 72 GB SR 1865, S. 108. PESTALOZZI 1905/1, S. 106.
- 73 Stadthausquartier 1875, S. 11. ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003, S. 121.
- 74 SAZ, V.G.a.4.:2 Prot. Baukommission, 7. Juli 1875; V.B.c.9. Kaufvertrag zwischen der Stadt und der Kaufmännischen Gesellschaft betreffend Bauplatz zur Erbauung einer Börse, 9. Februar 1876.
- 75 SAZ, V.G.a.4.:2 Prot. Baukommission, 22. Januar 1877.
- 76 BAUMANN 1994, S. 29.
- 77 HAAS 2001, S. 7.
- 78 StAZH, MM 2.168 RRB 1865/0729 Genehmigung des Generalplans für den Bau der neuen Militäranstalten, 22. April 1865.
- 79 GUYER 1964, S. 5. BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S. 72. Der Sihlkanal wurde 1901–1904 trockengelegt. BRÜHLMEIER 2013, S. 227–232.
- 80 GB SR 1864, S. 153.
- 81 SENN 2013, S. 105–118.
- 82 SAZ, V.B.c.9. Baureglement für das neue Stadtquartier beim Bahnhof und die Bauten an der Bahnhofstrasse, 11. Oktober/3. Dezember 1864.
- 83 GB SR 1869, S. 54f. GB SR 1871, S. 56. GUYER 1964, S. 4.
- 84 GB SR 1867, S. 91.
- 85 PFLEGHARD 1905, S. 416. GUYER 1864, S. 4.
- 86 e-HLS, Artikel «Rudolf Sprüngli» (CHRISTIAN BAERTSCHI).
- 87 e-HLS, Artikel «Johannes Ganz» (RENÉ PERRET).
- 88 GUYER 1964, S. 6. NZZ, 21. Juli 1935.
- 89 HUBER 2015, S. 33f.
- 90 FÜLSCHER 2012, S. 222.
- 91 Vgl. SCHWEIZER 1896, S. 101–143.
- 92 Zum Selnauquartier vgl. HAUSER 2000, S. 43–45, 78.
- 93 ILLI 1992, S. 148f.
- 94 ZüKa 1854.
- 95 Vgl. Bestimmungen betreffend die Anlage des Grundbesitzes der Stadt im Selnau zu einem Stadtquartier, 31. März/31. Mai 1860, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 1 (1859), S. 182–192.
- 96 HAUSER 2000, S. 45.
- 97 NZZ, 14. Mai 1860.
- 98 GB SR 1860, S. 63f. GB SR 1863, S. 111.
- 99 GB SR 1864, S. 157.
- 100 GB SR 1866, S. 178.
- 101 Zur Flösserei auf der Sihl vgl. BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S. 72f. BRÜHLMEIER 2013, S. 233–237. Die städtische Ziegelhütte am Sihlkanal wurde 1860 abgebrochen. Vgl. BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHENBÜHLER KdS ZH 2012, S. 161.
- 102 INSA 10, 1992, S. 405f.
- 103 GB SR 1862, S. 42.
- 104 INSA 10, 1992, S. 406. ULRICH 1905, S. 420.
- 105 FAESI 1963, S. 16.
- 106 JUNG 1989/90, S. 70. HAUSER 2000, S. 24–28.
- 107 HAUSER 2000, S. 81.
- 108 Gemeindebeschluss betreffend Anlage eines Stadtquartiers ausserhalb Stadelhofen, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 2 (1865), S. 99.
- 109 HAUSER 2000, S. 81f.
- 110 GB SR 1863, S. 101.
- 111 Baureglement für das neue Stadtquartier in Stadelhofen, 13./17. Januar 1863, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 2 (1865), S. 121–124. SAZ, V.B.c.9. Abgeändertes Baureglement für das neue Stadtquartier in Stadelhofen, 16./25. August 1864.
- 112 GB SR 1863, S. 96. Der heutige Bellevueplatz blieb in der Folge eine Grünfläche und ging erst 1937/38, als die neue Tramhaltestelle von Stadtbaumeister [HERMANN HERTER](#) und Ingenieur [FRITZ STÜSSI](#) erstellt wurde, in der Infrastrukturanlage auf.
- 113 GB SR 1868, S. 54.
- 114 GB SR 1869, S. 51. GB SR 1870, S. 62. MOLL 2015. FÜLSCHER 2012, S. 318.
- 115 GB SR 1868, S. 55. GB SR 1869, S. 51.
- 116 GB 1869, S. 51.
- 117 GB SR 1863, S. 112. SAZ, Prot. SR, 15. Oktober 1861. SAZ, V.B.c.9. Vertrag betreffend Anlage einer Strasse in der Oetenbacherstrasse, 8./29. Februar 1864.
- 118 GB SR 1865, S. 114f. GB SR 1866, S. 180f. Die Gasfabrik an der Limmatstrasse nahm im Oktober 1867 den Betrieb auf.
- 119 BEHRENS/BÖNIGER 2011, S. 7.
- 120 SAZ, V.B.c.9. Die Wasserwerk-Anlage. Antrag an den Grossen Stadtrat und die Gemeindeversammlung, 20. November/19. Dezember 1875.
- 121 Vgl. SAZ, V.G.a.4.:2 Prot. Baukommission, 2. Februar, 7. Mai 1875.
- 122 Zur Energielieferung ins Industriequartier durch das Pump- und Wasserwerk im Letten vgl. das Kapitel «Hauswasserversorgung».
- 123 GB SR 1875, S. 124.
- 124 SAZ, V.G.a.4.:2 Prot. Baukommission, 7. Mai 1875. GB SR 1875, S. 124f.
- 125 GB SR 1880, S. 119. GB SR 1883, S. 146.
- 126 GB SR 1883, S. 147. GB SR 1885, S. 110.
- 127 BEHRENS/BÖNIGER 2011. JAKOB 1993, S. 120–124.
- 128 Vgl. VAN LAAK 2001. MESMER 1982. SCHIVELBUSCH 1983. SARASIN 2011.
- 129 KURZ/SCHEMPPE 1999, S. 209–214.
- 130 NZZ, 19. Dezember 1856. Im Vergleich zu anderen Städten wurde die öffentliche Beleuchtung in Zürich spät eingeführt. Genf und Bern begannen ihre Strassen bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Öllampen zu erleuchten, während Zürich erst 1778 einen bescheidenen Anfang machte. Dasselbe bei der Gasbeleuchtung. Die ersten Schweizer Städte führten diese noch vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ein: Bern 1843, Genf 1844, Lausanne 1848. Basel folgte 1852 und 1856 schliesslich auch Zürich. Vgl. dazu e-HLS, Artikel «Beleuchtung» (MARTIN ILLI). CASANOVA 2007, S. 348–384.
- 131 Vgl. SAZ, VII.25.4.1 Vertrag zwischen der Stadt Zürich und L. A. Riedinger, 23. Juli 1855.
- 132 HARTMANN 1881, S. 4. WEISS 1905, S. 197. SAZ, Prot. Gemeindeversammlung, 18. Februar 1856.
- 133 SAZ, VII.25.1 Statuten der Zürcher Aktien-Gesellschaft für Gasbeleuchtung, 21. Juli 1856.
- 134 GB SR 1869, S. 40.
- 135 HARTMANN 1881, S. 11. GB SR 1864, S. 106–108. Die von der Gasfabrik verlangte Umstellung auf Steinkohle, die eine grössere Gasproduktion ermöglichte, wollte die Stadt in der Platzpromenade wegen der «äusserst lästige[n] Ausdünstungen» nicht zulassen. In Aussersihl schienen die Emissionen dem Stadtrat keine Sorgen zu machen.
- 136 HARTMANN 1881, S. 10f. WEISS 1905, S. 199.
- 137 HARTMANN 1881, S. 11, 14, 17. ZOLLIKOFER 1928, S. 13.
- 138 Neumünster 1889, S. 324f. Im Oktober 1857 wurde die Strassenbeleuchtung in Riesbach mit 50 Gaslaternen in Betrieb genommen.
- 139 SAZ, VII.25.1.2 GB Gasgesellschaft 1866–1875. Eine grosse Abnehmerin war die 1870 eröffnete «Irenanstalt» Burghölzli auf Riesbacher Gemeindeboden. Vgl. SAZ, VII.25.1.2 GB Gasgesellschaft 1868, S. 8.
- 140 Neumünster 1889, S. 328.
- 141 Neumünster 1889, S. 326–328. Wegen der Differenzen zwischen der Stadt und der Gasgesellschaft verzögerte sich das Projekt, und deshalb erhielten erst am 23. Dezember 1863

- die ersten 25 Gaslaternen den Zeltweg, die Gemeindegasse und die Wolfbachstrasse in Hottingen.
- ¹⁴² GUYER 1980, S. 132.
- ¹⁴³ Vgl. SAZ, VII.25.2.2 Prot. Verwaltungsrat Gasgesellschaft, 15. August 1863.
- ¹⁴⁴ GB SR 1863, S. 79.
- ¹⁴⁵ Die Stadt Bern hatte bereits 1860 das Gaswerk von einer privaten Gesellschaft übernommen. Basel folgte 1868 und Winterthur 1872. ZOLLIKOFER 1928, S. 54.
- ¹⁴⁶ GB SR 1885, S. 8. GB SR 1887, S. 125.
- ¹⁴⁷ GB SR 1893, S. 158. NZZ, 1. Januar 1943. Die Strassen in den Aussengemeinden wurden vor der Stadtvereinigung vor allem mit Petrol- und Öllampen beleuchtet. In Aussersihl erhielt das Gaslicht nur Brücken und wenige Strassen, so die Sihl- und die Gessnerbrücke, die Limmatstrasse im Industriequartier und die Badenerstrasse.
- ¹⁴⁸ GB SR 1876, S. 78f. Die stärkste Konkurrentin der Gasbeleuchtung war – bis zur Ausbreitung des elektrischen Lichts ab den 1890er Jahren – die Petrollampe, die sich im Sog der neuen Gastechologie modernisierte und die nicht nur billiger war, sondern vor allem in privaten Wohnräumen dem industriellen Gaslicht vorgezogen wurde. Vgl. HARTMANN 1881, S. 17. SCHIVELBUSCH 1983, S. 53.
- ¹⁴⁹ GB SR 1893, S. 150–153. Die ehemaligen Gemeinden Wipkingen und Wollishofen waren Ende 1893 allerdings noch nicht an die Gasversorgung angeschlossen.
- ¹⁵⁰ Die Erfindung des hellen und billigen Gasglühlichts 1886 verhalf der Gasbeleuchtung zu neuem Aufschwung, sodass sie zu der in Zürich 1892 eingeführten elektrischen Beleuchtung in erfolgreiche Konkurrenz treten konnte. Erst die Rationierung fossiler Brennstoffe im Ersten Weltkrieg und die verstärkte Nutzung der einheimischen Wasserkraft leiteten den Umschwung zugunsten der elektrischen Hausbeleuchtung ein. Vgl. WEISS 1905, S. 201. e-HLS, Artikel «Beleuchtung» (MARTIN ILLI).
- ¹⁵¹ ZOLLIKOFER 1928, S. 35. WEISS 1909, S. 483–488. Industrielle Unternehmungen 1903, S. 53.
- ¹⁵² WEISS 1905, S. 200. Die Gaswerke in der Stadt (Aussersihl, Riesbach, Enge) stellten den Betrieb 1899 ein. Zum Gaswerk in Schlieren vgl. GRUNDER KdS ZH 1997.
- ¹⁵³ WEISS 1905, S. 201. ZOLLIKOFER 1928, S. 13, 56.
- ¹⁵⁴ Zur Stadtentwässerung in Zürich vgl. ILLI 1987.
- ¹⁵⁵ ILLI 1987, S. 17–72.
- ¹⁵⁶ BÜRKLI 1867, S. 3.
- ¹⁵⁷ e-HLS, Artikel «Abwasser» (MARTIN ILLI). STALDER 2002, S. 161–163.
- ¹⁵⁸ Bericht 1861, S. 29.
- ¹⁵⁹ Mit dem Bau der Kanalisation begann man in Zürich bereits früher. BÜRKLI entwickelte spätestens 1862 die Vorstellung einer gesamtstädtischen Kanalisationsanlage. Die Innenstadt links und rechts der Limmat sollten je von einem Sammelkanal durchzogen werden, der sämtliche Abwässer aufnahm und unterhalb der Stadt in die Limmat führte. Bei der Anlage des Stadelhoferquartiers ab 1862 begann man mit dem Bau des rechtsufrigen Sammelkanals, der ab 1866 beim neuen Schlachthaus in der Walche (1863–1865) in die Limmat mündete. Den Sammelkanal der linksufrigen Stadt, der unterhalb des Bahnhofes in die Limmat führte, verlegte man an die Sohle der 1864/65 erstellten Bahnhofstrasse. Die Ausflüsse beim Bahnhof und in der Walche blieben bis in die 1880er Jahre in Betrieb. 1883 führte die Kanalisation unterhalb der Wipkingerbrücke in die Limmat; von 1893–1925 wurde das Schmutzwasser unterhalb des Hardhüsliguts in Aussersihl ungeklärt in die Limmat geleitet.
- ¹⁶⁰ BÜRKLI 1866.
- ¹⁶¹ ILLI 1987, S. 79.
- ¹⁶² Gemeindebeschluss betreffend die Reform des Kloakenwesens, 3. März 1867, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 3 (1869), S. 163–166.
- ¹⁶³ ILLI 1987, S. 79–85.
- ¹⁶⁴ ILLI 1987, S. 79.
- ¹⁶⁵ NZZ, 30. Juni 1867.
- ¹⁶⁶ ILLI 1987, S. 85. FLUCK 1903, S. 51. GB SR 1890, S. 88.
- ¹⁶⁷ Gemeindebeschluss betreffend die Reform des Kloakenwesens, 3. März 1867, §10, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 3 (1869), S. 166.
- ¹⁶⁸ Vertrag zwischen dem Stadtrat Zürich und der Gemeinde Riesbach, 31. Oktober/29. Dezember 1868, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 4 (1876), S. 2–6. GB SR 1871, S. 57. Dolen-Vertrag mit Unterstrass, 5./14./18. Juni 1873, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 4 (1876), S. 175–179. GB SR 1874, S. 164. Es war weniger die Kloakenreform als die Hauswasserversorgung, die ab 1868 gebaut wurde und an die sich die Aussengemeinden ebenfalls anschliessen konnten, die zum Ausbau der Kanalisation führte. Die Hauswasserversorgung setzte voraus, dass das gebrauchte Wasser auch wieder abgeleitet werden konnte.
- ¹⁶⁹ GB SR 1874, S. 165.
- ¹⁷⁰ Im Folgenden siehe ILLI 1987, S. 87. GB SR 1867, S. 106–109.
- ¹⁷¹ SENTI 1939/1, S. 6f.
- ¹⁷² GB SR 1874, S. 149.
- ¹⁷³ GB SR 1868, S. 111.
- ¹⁷⁴ GB SR 1869, 102f. GB SR 1871, S. 87. GB SR 1873, S. 62. GB SR 1880, S. 100.
- ¹⁷⁵ GB SR 1882, S. 108f. Mit dem Bau der Bahngleise im Industriequartier überlegte man sich auch, die Fäkalien mit der Eisenbahn zu verschicken. Vgl. GB SR 1881, S. 24.
- ¹⁷⁶ GB SR 1869, S. 100.
- ¹⁷⁷ GB SR 1880, S. 100f.
- ¹⁷⁸ GB SR 1890, S. 94f.
- ¹⁷⁹ GB SR 1893, S. 106f. SENTI 1939/1, S. 8. ILLI 1987, S. 87.
- ¹⁸⁰ Vgl. GB SR 1893, S. 109. Bei der Produktion von Kehrlicht gab es jedoch grosse soziale Unterschiede. 1899 veranlassten die Behörden, vermutlich im Zusammenhang mit der geplanten Einführung der Kehrlichtverbrennung, eine Untersuchung der Kehrlichtproduktion. Dabei stellte sich heraus, dass die Oberschicht pro Person und Woche 11,5 Liter Abfall produzierte, während in Arbeiterfamilien pro Kopf und Woche mit 3 Litern rund ein Viertel dessen anfiel.
- ¹⁸¹ Vgl. SAZ, Prot. SR, 29. Dezember 1894.
- ¹⁸² FLUCK 1903, S. 64. FLUCK 1905, S. 179.
- ¹⁸³ SENTI 1939/1, S. 15.
- ¹⁸⁴ SENTI 1939/1, S. 11. FLUCK 1905, S. 176–180. FLUCK 1909, S. 158–161.
- ¹⁸⁵ SENTI 1939/1, S. 17.
- ¹⁸⁶ SENTI 1939/1, S. 17f. Ende der 1920er Jahre lief auch die Epoche der Pferdefuhrwerke ab, die ab 1927 sukzessive durch Lastwagen ersetzt wurden. Vgl. SENTI 1939/1, S. 12.
- ¹⁸⁷ Vgl. WENNER 1916.
- ¹⁸⁸ WENNER 1916, S. 23. S. SAZ, V.G.a.20. Prot. Kommission zum Studium der Einführung der Abschwemmung, 1909–1924.
- ¹⁸⁹ ILLI 1987, S. 116.
- ¹⁹⁰ ILLI 1987, S. 117.
- ¹⁹¹ Beschluss betreffend die neue Wasserversorgung der Stadt Zürich, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 3 (1869), S. 290–292. SAZ, Prot. Gemeindeversammlung, 6. September 1868.
- ¹⁹² SAZ, V.B.c.9. Bericht und Antrag des Stadtrates an die Gemeindeversammlung betreffend die Wasserversorgung der Stadt Zürich, 4./9. Juli 1868.

- ¹⁹³ Zur Wasserversorgung in Zürich vgl. SUTER 1981. BLANC 2014. Zur Stadt Basel vgl. HAEFLIGER 1984, zur Stadt Luzern HODEL 1997.
- ¹⁹⁴ Vgl. SUTER 1981, S. 13, 30, 42. BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S. 177–181.
- ¹⁹⁵ SUTER 1981, S. 50.
- ¹⁹⁶ STAFFELBACH 1943, S. 52.
- ¹⁹⁷ GB SR 1862, S. 65. GB SR 1864, S. 175–177.
- ¹⁹⁸ Bericht 1861, S. 29.
- ¹⁹⁹ GB SR 1861, S. 119.
- ²⁰⁰ GB SR 1870, S. 81. GB SR 1871, S. 65f.
- ²⁰¹ BÜRKLI 1871, S. 1. Dies im Gegensatz zur Stadt Basel, die das Projekt einer privaten Gesellschaft überliess. Vgl. HAEFLIGER 1984.
- ²⁰² Auch die Finanzierung der Wasserversorgung war sozusagen ein gemischtes System: Die städtischen Trinkwasserbrunnen wurden mit Steuergeldern finanziert, während die Hauswasserversorgung von den Abonnenten bezahlt wurde. Nur die Brauchwasserversorgung wurde auf die Aussengemeinden ausgedehnt; für die Trinkwasserversorgung mit Quellwasser waren die Vororte selber verantwortlich. Vgl. BÜRKLI 1871, S. 2.
- ²⁰³ GB SR 1867, S. 123. HAEFLIGER 1984, S. 138. SAZ, V.B.c.9. Bericht und Antrag des Stadtrates an die Gemeindeversammlung betreffend die Wasserversorgung der Stadt Zürich, 4./9. Juli 1868.
- ²⁰⁴ BÜRKLI 1871, S. 1. GB SR 1871, S. 68. NZZ, 23. September 1871.
- ²⁰⁵ GB SR 1870, S. 96.
- ²⁰⁶ BÜRKLI 1871, S. 6–8.
- ²⁰⁷ BÜRKLI 1871, S. 2. BÜRKLI 1867, S. 268.
- ²⁰⁸ e-HLS, Artikel «Wasserversorgung» (MARTIN ILLI).
- ²⁰⁹ JB Wasserversorgung, S. 4, in: GB SR 1889.
- ²¹⁰ GB SR 1870, S. 89f. GB SR 1871, S. 64. GB SR 1872, S. 54. GB SR 1874, S. 115. Die letzten zwei Gemeinden waren Unterstrass (1871/72) und Wiedikon (1874). Der Ausbau des Leitungsnetzes ging in den jeweiligen Gemeinden jedoch sehr unterschiedlich schnell voran.
- ²¹¹ STAFFELBACH 1943, S. 54. Neumünster 1889, S. 333.
- ²¹² GB SR 1871, S. 64.
- ²¹³ JB Wasserversorgung, Tab. D, in: GB SR 1885.
- ²¹⁴ Vgl. BÜRKLI 1871, S. 31.
- ²¹⁵ BÜRKLI 1871, S. 1. PESTALOZZI 1905/1, S. 111.
- ²¹⁶ JB Wasserversorgung, S. 5, in: GB SR 1890.
- ²¹⁷ JB Wasserversorgung, S. 24, in: GB SR 1889.
- ²¹⁸ e-HLS, Artikel «Wasserversorgung» (MARTIN ILLI). 1889 teilen sich in der Stadt durchschnittlich 81 Personen eine Badeeinrichtung. Am tiefsten war der sanitäre Luxus in der Gemeinde Wiedikon: Hier waren nur gerade knapp 21% aller Toiletten mit einer Wasserspülung ausgerüstet und auf eine Badeeinrichtung kamen 792 Personen. Vgl. JB Wasserversorgung, S. 24, in: GB SR 1889.
- ²¹⁹ GB SR 1872, S. 53.
- ²²⁰ SAZ, V.B.c.9. Die Wasserwerk-Anlage. Antrag an den Grossen Stadtrat und die Gemeindeversammlung, 20. November/19. Dezember 1875.
- ²²¹ GB SR 1870, S. 95. GB SR 1871, S. 72, 74f. In einer Annonce in der NZZ anlässlich der Einladung zur Besichtigung der städtischen Wasserversorgung organisierten die Behörden eine Ausstellung von Wassermotoren im Pumpwerk auf dem oberen Mühlesteig, «um deren Anwendung der verschiedensten Arbeitsmaschinen, namentlich auch im kleinen für Nähmaschinen, zur Anschauung zu bringen». Vgl. NZZ, 23. September 1871.
- ²²² GB 1880, S. 140f.
- ²²³ PESTALOZZI 1905/1, S. 125. 1882 legte die Stadt am Ende des Petertobels in der Gemeinde Oberstrass den Resiweiher an, der als Reservoir (Resi) für das Triebwasser diente. Die unterirdische Leitung vom Resiweiher ins Wasserwerk Letten wurde 1914 abgebrochen. Vgl. Gang dur. Züri. Ein Rundgang durch das alte und neue Zürich (<http://www.alt-zueri.ch/turicum/freizeit/resiweiher/resiweiher.html>).
- ²²⁴ Vgl. Wasserversorgung 1885/1. SAZ, V.B.c.9. Bericht des Stadtgenieurs über den Zustand der Wasserversorgung, 5. Juni 1884. Wasserversorgung 1885/2.
- ²²⁵ Vgl. NZZ, 22.–24. April 1884.
- ²²⁶ Der Pflanzenphysiologe Carl Cramer, der Geologe Albert Heim und der Chemiker Georg Lunge.
- ²²⁷ Wasserversorgung 1885/1, S. 75. Die Kontroverse um die Zürcher Wasserversorgung markierte den Wendepunkt in der Karriere von Edwin Klebs. Das Gutachten von Koch und die Gegendarstellung der Wasserkommission schadeten seiner Reputation erheblich und trugen dazu bei, dass er wissenschaftlich desavouiert wurde. Vgl. e-HLS, Artikel «Edwin Klebs» (URS BOSCHUNG).
- ²²⁸ Wasserversorgung 1885/1, S. 51. Wasserversorgung 1885/2, S. 3.
- ²²⁹ SAZ, V.B.c.9. Bericht und Antrag des Stadtrates an die Gemeindeversammlung betreffend die Verbesserung der Brauchwasserversorgung von Zürich, 11. Mai 1885.
- ²³⁰ Vgl. JB Wasserversorgung 1885, S. 3–37, in: GB SR 1885.
- ²³¹ Im August 1886 waren alle fünf Kammern der Filteranlage erstellt. Als Vorbild für die Zürcher Filteranlage wirkten die Sandfiltrieranlagen der Berliner und der Stuttgarter Wasserversorgung. Robert Koch hatte in seinem Gutachten zur Zürcher Typhusepidemie und zur Reform der Wasserversorgung die gebräuchliche Sandfiltration empfohlen. Vgl. Bericht Wasserversorgung 1885/1, S. 75f.
- ²³² Die regelmässigen Untersuchungen des Zürcher Trinkwassers führten zum Ausbau des 1879 eröffneten chemischen Laboratoriums. 1888 wurde das Laboratorium offiziell als städtische Dienststelle geschaffen und der Apotheker Alfred Bertschinger (geb. 1846), der ab 1879 als chemischer Experte für das Laboratorium tätig war, zum Stadtchemiker gewählt. Das Laboratorium, das ab 1886 im Wollenhof an der Schipfe untergebracht war, bezog 1921 das neue Gebäude an der Ausstellungsstrasse im Industriequartier. Vgl. HOFSTETTER 1979.
- ²³³ GB SR 1885, S. 9–11.
- ²³⁴ Vgl. PETER 1909. PETER 1906.
- ²³⁵ SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 11. Juni 1911. Antrag für Erstellung eines neuen Seewasserpumpwerks.
- ²³⁶ BLANC 2014.
- ²³⁷ Zu den Quaianlagen vgl. Bericht 1889. SCHÖNAUER 1987. ABEGG 2006. MOLL 2015.
- ²³⁸ ABEGG 2006, S. 292.
- ²³⁹ Vgl. SCHÖNAUER, S. 17.
- ²⁴⁰ GB SR 1881, S. 138.
- ²⁴¹ Bericht 1889, S. 292. Subventionen für Eisenbahnen, 18. Mai 1873, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 4 (1876), S. 154f.
- ²⁴² SCHÖNAUER 1987, S. 16f.
- ²⁴³ Bericht 1889, S. 8–10. HAUSER 2000, S. 85.
- ²⁴⁴ Vgl. Bericht 1889, S. 12–15.
- ²⁴⁵ GB SR 1881, S. 139–141.
- ²⁴⁶ SUTERMEISTER 1899, S. 24.
- ²⁴⁷ Vgl. SAZ, VII.3.:121. Drucksachen und Zeitungsausschnitte betreffen den Quai, 1874–1887.
- ²⁴⁸ GB SR 1881, S. 142.
- ²⁴⁹ Es ging vor allem um den wertvollen Baugrund, den die Gemeinden Riesbach und Enge durch die Aufschüttungen gewannen. Vgl. GB SR 1881, S. 141.
- ²⁵⁰ ABEGG 2006, S. 292. SAZ, VII.3.:121. Drucksachen und Zeitungsausschnitte betreffen den Quai, 1874–1887.
- ²⁵¹ GB SR 1881, S. 142.
- ²⁵² ABEGG 2006, S. 293.

- 253 Vertrag der Gemeinden Zürich, Riesbach und Enge betreffend die Erstellung von Quaianlagen, 4. September 1881, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 6 (1885), S. 77–87.
- 254 Vgl. BAEDECKER 1854, S. 35.
- 255 Vgl. ABEGG 2006, S. 293–295.
- 256 Dazu kamen drei Alpenzeiger, vom Geologen **Albert Heim** gezeichnet und lithografiert, Fernrohre und Wettersäulen.
- 257 ABEGG 2006, S. 295.
- 258 ABEGG 2006, S. 295.
- 259 ABEGG 2006, S. 296. SCHÖNAUER 1987, S. 61.
- 260 Zur Stadtvereinigung vgl. MÜLLER 1919. SCHENKEL 1980. Kantonsgeschichte 1994, S. 200. WEIBEL 2000.
- 261 ESCHER 1874.
- 262 Petition Aussersihl 1885, S. 1.
- 263 WEIBEL 2000, S. 86.
- 264 Zit. nach Kantonsgeschichte 1994, S. 200.
- 265 Zit. nach WEIBEL 2000, S. 87.
- 266 Kantonsgeschichte 1994, S. 200.
- 267 TANNER 1995, S. 669f.
- 268 GALLIKER 2000, S. 10. Kantonsgeschichte 1994, S. 158–160, 164–172.
- 269 KURZ 2008, S. 34. e-HLS, Artikel «Steinfels» (KATJA HÜRLIMANN).
- 270 HUCH 1938, S. 110f.
- 271 KURZ 2008, S. 46.
- 272 HAUSER 2000, S. 103.
- 273 WITZIG 2000, S. 74.
- 274 KURZ 2008, S. 38. INSA 10, 1992, S. 374.
- 275 WITZIG 2000, S. 74.
- 276 Kantonsgeschichte 1994, 181–183. SENTI 1939/2, S. 193.
- 277 Vgl. GALLIKER 2000, S. 14. Kantonsgeschichte 1994, S. 187f. FRITZSCHE 1991, S. 143–151. Petition Aussersihl 1885, S. 6f. Vereinigung 1888, S. 114.
- 278 Kantonsgeschichte 1994, S. 189. Petition Aussersihl 1885, S. 6.
- 280 Kantonsgeschichte 1994, S. 200.
- 281 Vgl. Kantonsgeschichte 1994, S. 191–197.
- 282 Kantonsgeschichte 1994, S. 195.
- 283 Kantonsgeschichte 1994, S. 193.
- 284 PFLÜGER/HÜPPY 1910, S. 9. MÜLLER 1919, S. 62.
- 285 KURZ/SCHEMPP 1999.
- 286 KURZ 2008, S. 39.
- 287 KURZ 2008, S. 39f.
- 288 REULECKE 1985, S. 86.
- 289 Vgl. FRITZSCHE 1991, S. 149f. Kantonsgeschichte 1994, S. 197f. GALLIKER 1997, S. 138–140. KURZ 2008, 85–138.
- 290 Zur Strassenbahn vgl. GALLIKER 1997.
- 291 GALLIKER 1997, S. 13f.
- 292 Vgl. BRÄNDLI 2000, S. 193–197.
- 293 Zit. nach NZZ, 5./6. März 1994.
- 294 Baukultur 2010, S. 96; BERTSCHINGER 1905, S. 241.
- 295 Vgl. INSA 1, 1984, S. 73.
- 296 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 23. Dezember 1894. Übereinkommen betreffend Kauf der Zürcher Strassenbahn durch die Stadt.
- 297 SAZ, Prot. SR, 23. August 1894, S. 364–367.
- 298 SAZ, Prot. SR, 23. August 1894, S. 364.
- 299 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 23. Dezember 1894. Übereinkommen betreffend Kauf der Zürcher Strassenbahn durch die Stadt; V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 28. Juni 1896. Antrag auf Kauf der «Elektrischen Strassenbahn Zürich» und Bau neuer Strassenbahnlinien.
- 300 Vgl. BRÄNDLI 2000, S. 198.
- 301 BERTSCHINGER 1905, S. 241f.
- 302 GALLIKER 1997, S. 14.
- 303 Vorschriften für offene Bebauung einzelner Gebietsteile, 2. November 1901, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 7 (1906), S. 135–140.
- 304 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 29. September 1912. Antrag auf Abänderung der Vorschriften für offene Bebauung einzelner Gebietsteile vom 2. November 1901.
- 305 NZZ, 28. Oktober 1901.
- 306 BRÜSCHWEILER 1913, S. 8.
- 307 MÜLLER 1919, Tab. 10.
- 308 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 29. September 1912. Antrag auf Abänderung der Vorschriften für offene Bebauung einzelner Gebietsteile vom 2. November 1901, S. 18f.
- 309 Vgl. SAZ, V.G.c.31. (2. Serie: 1912–1916, Schachtel 134). Vorschriften für die offene Bebauung; V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 29. September 1912. Antrag auf Abänderung der Vorschriften für offene Bebauung einzelner Gebietsteile vom 2. November 1901, S. 22.
- 310 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 29. September 1912. Antrag auf Abänderung der Vorschriften für offene Bebauung einzelner Gebietsteile vom 2. November 1901, S. 19.
- 311 SAZ, V.G.c.31. (2. Serie: 1912–1916, Schachtel 134). Vorschriften für die offene Bebauung: Volksrecht, 26. September 1912.
- 312 NZZ, 24. November 1901.
- 313 SAZ, V.G.c.31. (2. Serie: 1912–1916, Schachtel 134). Vorschriften für die offene Bebauung: Verfügung der Baudirektion des Kantons Zürich. Fröbel und Genossen. Bundesgerichtlicher Entscheid, 10. Mai 1904.
- 314 KURZ 2008, S. 70.
- 315 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 28. Juni 1896. Antrag auf Kauf von Land am Friesenberg.
- 316 KURZ 2008, S. 80.
- 317 KURZ/SCHEMPP 1999, S. 208. BÄHLER 2003, S. 24f.
- 318 Vgl. NZZ, 13. April, 19. Juni, 27. Juni 1896.
- 319 Zu Frey vgl. e-HLS, Artikel «Theodor Frey» (UELI MÜLLER).
- 320 MÜLLER 1919, Tab. 10. Dass es sich aber um ein neues und umstrittenes Anliegen handelte, machte der hohe Nein-Stimmenanteil deutlich.
- 321 KURZ 2008, S. 80–82.
- 322 Vgl. SAZ, Prot. SR, 1. Mai 1896; Prot. SR, 19. August 1896.
- 323 SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 24. Januar 1897. Antrag auf Kauf der Liegenschaft zum Sonnenberg. MÜLLER 1919, Tab. 10.
- 324 Baukultur 2013, S. 20f.
- 325 GALLIKER 2000, S. 28–31.
- 326 Baukultur 2013, S. 19. Fluntern erzählt [o.J.].
- 327 SAZ, Prot. SR, 30. September 1899 (Bebauungsplan), S. 385.
- 328 KURZ 2008, S. 80f.
- 329 SAZ, V.G.c.31. (2. Serie: 1912–1916, Schachtel 136). Freihaltung der Aussicht vom Zürichberg: Auszug Prot. SR 29. Juni, 9. November 1910. KLÖTI 1942, S. 5f.
- 330 Vgl. SAZ, V.G.a.c.31. (2. Serie: 1912–1916, Schachtel 135). Dolderpark. KLÖTI 1942, S. 12–14. Fluntern erzählt [o.J.]. BRÄNDLI 2000, S. 189. Baukultur 2013, S. 19.
- 331 SAZ, V.G.a.c.31. (2. Serie: 1912–1916, Schachtel 135). Dolderpark: Auszug Prot. SR, 15. März 1911.
- 332 Fluntern erzählt [o.J.].
- 333 FRITZSCHE 1990, S. 390.
- 334 Vgl. Wohnungs- und Grundstückerhebung 1907. Bericht 1900, S. 71–87.
- 335 Wohnungs- und Grundstückerhebung 1907, S. 12, 27.
- 336 Wohnungs- und Grundstückerhebung 1907, S. 39.
- 337 Wohnungs- und Grundstückerhebung 1907, S. 29.
- 338 Wohnungs- und Grundstückerhebung 1907, S. 35.
- 339 Kantonsgeschichte 1994, S. 200.
- 340 Vgl. FRITZSCHE 1990, S. 383. KOLLER 1995, S. 39–148. ERISMANN ca. 1912.
- 341 Auf die Vorlage einer städtischen Wohnungsverordnung, die

- unter Federführung des Gesundheitsamts erarbeitet worden war und mit der die Wohnungskontrollen gesetzlich verankert worden wären, trat der Grosse Stadtrat 1905 nicht ein. Vgl. SAZ, Prot. SR, 5. August 1905, S. 405f. ERISMANN ca. 1912, S. 8f.
- ³⁴² Vgl. ERISMANN 1909, S. 124.
- ³⁴³ ERISMANN ca. 1912, S. 5f. FRITZSCHE 1990, S. 394.
- ³⁴⁴ Kantongeschichte 1994, S. 200.
- ³⁴⁵ Vgl. HORBER 1937, S. 37–60.
- ³⁴⁶ HORBER 1937, S. 39f. SAZ, Prot. SR, 24. August 1905 (Arbeiterwohnungsfrage), S. 401–408.
- ³⁴⁷ HORBER 1937, S. 40.
- ³⁴⁸ HORBER 1937, S. 42f.
- ³⁴⁹ HORBER 1937, S. 15.
- ³⁵⁰ SAZ, SJZ 1907, S. 169–171.
- ³⁵¹ KLÖTI 1931, S. 1.
- ³⁵² KURZ 2000, S. 24–26. SCHATZMANN 1909, S. 82–87. BRÜSCHWEILER 1913, S. 10f. SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 21. April 1907. Antrag zur Überbauung des städtischen Grundstückes im Industriequartier mit Wohnhäusern.
- ³⁵³ KURZ 2000, S. 26.
- ³⁵⁴ HORBER 1937, S. 55f. MÜLLER 1919, Tab.
- ³⁵⁵ BRÜSCHWEILER 1913, S. 11.
- ³⁵⁶ Vgl. KURZ/SCHEMP 1999, S. 209.
- ³⁵⁷ SCHATZMANN 1909, S. 76. KOCH 1990, S. 206.
- ³⁵⁸ HORBER 1937, S. 23–26.
- ³⁵⁹ HORBER 1937, S. 31.
- ³⁶⁰ Berowisa 1985, S. 3, 29. Baukultur 2005, S. 38.
- ³⁶¹ Vgl. HORBER 1937, 33–37. BRÜSCHWEILER 1913, S. 15. Baukultur 2009, S. 50. Baukultur 2003, S. 43.
- ³⁶² Kantongeschichte 1994, S. 203.
- ³⁶³ ALTENBURGER 2010, S. 39, 70. HORBER 1937, S. 38.
- ³⁶⁴ Zit. nach NZZ, 10. Oktober 1910.
- ³⁶⁵ LENDENMANN 1994, S. 29.
- ³⁶⁶ Zum Bebauungsplanwettbewerb vgl. KURZ 2008, S. 139–223. GALLIKER 1997, S. 140–144.
- ³⁶⁷ NZZ, 8. Juli 1912.
- ³⁶⁸ KURZ 2008, S. 157.
- ³⁶⁹ Bauverwaltung 1919.
- ³⁷⁰ Kantongeschichte 1994 S. 244f., 254f., 265. GALLIKER 1997, S. 126.
- ³⁷¹ Kantongeschichte 1994, S. 265. KURZ 2008, S. 236.
- ³⁷² KURZ 2008, S. 232, 236. Kantongeschichte 1994, S. 261.
- ³⁷³ LENDENMANN 1994, S. 30.
- ³⁷⁴ LENDENMANN 1994, S. 35.
- ³⁷⁵ LENDENMANN 1994, S. 35f.
- ³⁷⁶ LENDENMANN 1994, S. 36. KURZ 2008, S. 290.
- ³⁷⁷ Zit. nach KURZ 2008, S. 276.
- ³⁷⁸ KURZ 2008, S. 275–279, 285–288, 362.
- ³⁷⁹ GRÜNHUT 1927, S. 65.
- ³⁸⁰ SAZ, V.A.c.16. Gemeindeabstimmung vom 15. November 1914. Antrag betreffend Umbau der linksufrigen Zürichseebahn und der Sihltalbahn. KURZ 2008, S. 335–340, 301–303. GALLIKER 1997, S. 156–158.
- ³⁸¹ Vgl. GRÜNHUT 1927, S. 66.
- ³⁸² KURZ 2008, S. 335–341.
- ³⁸³ Zur Altstadtanierung vgl. FISCHLI 2012. KURZ 2008, S. 291–298. LENDENMANN 1994, S. 37f.
- ³⁸⁴ Vgl. FISCHLI 2012, S. 99–186. 1958 ging aus dem Büro für Altstadtanierung die kommunale Denkmalpflege hervor. Mit dem damit verbundenen Wandel in der Haltung gegenüber der Altstadt rückten die Behörden von der bisherigen Sanierungspraxis ab, die seit dem 19. Jahrhundert einen weitgehenden Ersatz der mittelalterlichen Bausubstanz verfolgte hatte.
- ³⁸⁵ KURZ 2008, S. 313.
- ³⁸⁶ KURZ 2008, S. 243.
- ³⁸⁷ HORBER 1937, S. 67.
- ³⁸⁸ HORBER 1937, S. 64.
- ³⁸⁹ HORBER 1937, S. 82–85.
- ³⁹⁰ HORBER 1937, S. 113.
- ³⁹¹ HORBER 1937, S. 76.
- ³⁹² HORBER 1937, S. 93.
- ³⁹³ NZZ, 27. August 1918. HORBER 1937, S. 95.
- ³⁹⁴ SAZ, SJZ 1933, Tab. 82. EBERLÉ 1922, S. 3. HORBER 1937, S. 93.
- ³⁹⁵ Kantongeschichte 1994, S. 256. KURZ 2008, S. 229–231.
- ³⁹⁶ HORBER 1937, S. 123.
- ³⁹⁷ HORBER 1937, S. 158.
- ³⁹⁸ Im November 1919 verhängten die Grossbanken eine Kreditsperre über die Stadt Zürich und machten neue Darlehen von der Garantie des Kantons abhängig. Der Kanton benützte die Notlage der Stadt, um ihre Hilfe im «Garantievertrag» an äusserst demütigende Bedingungen zu knüpfen. Der Regierungsrat verlangte die Kontrolle über alle städtischen Ausgaben sowie die pfandweise Abtretung der städtischen Werke und Wohnsiedlungen an den Kanton. Die Folgen des Garantievertrags waren eine rigorose Sparpolitik, verbunden mit einem harten Sozialabbau. Vgl. Kantongeschichte 1994, S. 256.
- ³⁹⁹ SAZ, Prot. SR, 16. Mai 1923, S. 251. HORBER 1937, S. 168.
- ⁴⁰⁰ Vgl. NZZ, 8., 19. November 1923.
- ⁴⁰¹ SAZ, Prot. SR, 16. Mai 1923.
- ⁴⁰² HORBER 1937, S. 191–195. KURZ 2008, S. 321.
- ⁴⁰³ KURZ 2008, S. 320.
- ⁴⁰⁴ BICKEL 1938, S. 79, 86.
- ⁴⁰⁵ HORBER 1937, S. 232.
- ⁴⁰⁶ SAZ, SJZ 1933, Tab. 82.
- ⁴⁰⁷ BERNOULLI 1928, S. 326.
- ⁴⁰⁸ Zum Milchbuckquartier vgl. KURZ 2008, S. 342–374.
- ⁴⁰⁹ Baukultur 2009, S. 16, 49.
- ⁴¹⁰ Baukultur 2009, S. 50, 34.
- ⁴¹¹ KURZ 2008, S. 344.
- ⁴¹² SAZ, Prot. SR, 20. Dezember 1924 (Bebauungsplan Milchbuck), S. 635.
- ⁴¹³ KURZ 2008, S. 348.
- ⁴¹⁴ SAZ, Prot. SR, 20. Dezember 1924 (Bebauungsplan Milchbuck), S. 635.
- ⁴¹⁵ SAZ, Prot. SR, 20. Dezember 1924 (Bebauungsplan Milchbuck), S. 636.
- ⁴¹⁶ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 290). Bebauungsplan Milchbuck: Bericht zum Bebauungsplanprojekt, 23. Dezember 1920, S. 11, 27, 29.
- ⁴¹⁷ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 290). Bebauungsplan Milchbuck: Bericht zum Bebauungsplanprojekt, 23. Dezember 1920, S. 37.
- ⁴¹⁸ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 290). Bebauungsplan Milchbuck: Bericht zum Bebauungsplanprojekt, 23. Dezember 1920, S. 39. KURZ 2008, S. 353–355.
- ⁴¹⁹ SAZ, Prot. SR, 20. Dezember 1924 (Bebauungsplan Milchbuck), S. 636.
- ⁴²⁰ Vgl. KURZ 2008, S. 354.
- ⁴²¹ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 290). Bebauungsplan Milchbuck: Bericht zum Bebauungsplanprojekt, 23. Dezember 1920, S. 31, 36. Bauordnung für das Milchbuckgebiet, 18. Februar 1925, in: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 15 (1924), S. 278–283. Die Milchbuck-Bauordnung wurde anschliessend für andere Stadtquartiere (u.a. Wollishofen) übernommen und nach der zweiten Eingemeindung von 1934 auf die neuen Aussenquartiere übertragen. Vgl. KURZ 2008, S. 342.
- ⁴²² SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 290). Bebauungsplan Milchbuck: Der Vorstand Bauwesen an den Vorstand Finanzwesen, 2. Dezember 1920.

- ⁴²³ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 290). Bebauungsplan Milchbuck: Bericht zum Bebauungsplanprojekt, 23. Dezember 1920, S. 34.
- ⁴²⁴ NZZ, 29. August 1900.
- ⁴²⁵ SAZ, Prot. SR, 20. Dezember 1924 (Bebauungsplan Milchbuck). KURZ 2008, S. 362, 370. GALLIKER 1997, S. 148–150.
- ⁴²⁶ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Bericht zu den Grünflächen- und Bebauungsplanstudien Wollishofen, 6. Dezember 1922.
- ⁴²⁷ Zum Gartenstadtquartier Wollishofen vgl. KURZ 2008, S. 330–335.
- ⁴²⁸ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Tiefbauamt an den Bauvorstand I, 29. November 1929.
- ⁴²⁹ Vgl. KURZ 2000, S. 33. SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Bericht zu den Grünflächen- und Bebauungsplanstudien Wollishofen, 6. Dezember 1922, S. 1.
- ⁴³⁰ KURZ 2008, S. 330.
- ⁴³¹ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Bericht zu den Grünflächen- und Bebauungsplanstudien Wollishofen, 6. Dezember 1922, S. 4.
- ⁴³² SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Bericht zu den Grünflächen- und Bebauungsplanstudien Wollishofen, 6. Dezember 1922, S. 7f.
- ⁴³³ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Bericht zu den Grünflächen- und Bebauungsplanstudien Wollishofen, 6. Dezember 1922, S. 11, 3.
- ⁴³⁴ SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 291). Grünflächenplan Wollishofen: Bericht zu den Grünflächen- und Bebauungsplanstudien Wollishofen, 6. Dezember 1922, S. 11f.
- ⁴³⁵ KURZ 2008, S. 331.
- ⁴³⁶ SAZ, Prot. SR, 23. November 1921.
- ⁴³⁷ KURZ 2008, S. 335.
- ⁴³⁸ Zum Friesenbergquartier vgl. KURZ 2008, S. 327–330.
- ⁴³⁹ Vgl. SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 342). Wohnkolonie am Friesenberg: Prot. 46. Sitzung Wohnungsbaukommission, 22. Januar 1916.
- ⁴⁴⁰ KURZ 2008, S. 80, 327.
- ⁴⁴¹ KURZ 2000, S. 32.
- ⁴⁴² SAZ, V.G.a.22.:2 Prot. 75. Sitzung Wohnungsbaukommission, 23. Mai 1919, S. 251. Baukultur 2009, S. 112.
- ⁴⁴³ Vgl. SAZ, V.G.c.31. (3. Serie: 1917–1921, Schachtel 342). Wohnkolonie am Friesenberg: Wohnkolonie Friesenberg Zürich, [undatiert; gezeichnet: HERMANN HERTER, GUSTAV KRUCK]. KURZ 2008, S. 327.
- ⁴⁴⁴ BICKEL 1938, 108f.
- ⁴⁴⁵ KOCH 1990, S. 127–130. MÜLLER 2001, S. 109. PETER 1945.
- ⁴⁴⁶ BICKEL 1938, S. 79, 86–88, 89.
- ⁴⁴⁷ HORBER 1937, S. 232.
- ⁴⁴⁸ GALLIKER 1997, S. 151. PETER 1945, S. 49–61.
- ⁴⁴⁹ Vgl. AKERET 1977. GALLIKER 1997, S. 134–138. LENDENMANN 1994, S. 23–27. Kantongeschichte 1994, S. 299–301.
- ⁴⁵⁰ Vgl. KURZ 2008, S. 375–383. KURZ 2000, S. 81–108.

TECHNISCHE BAUTEN DER INFRASTRUKTUR UND DER ÖFFENTLICHEN DIENSTLEISTUNG

- ¹ BZD 1989/90, S. 204–206.
- ² Sammlung 1876, 16. März, S. 150–153.
- ³ PESTALOZZI 1905/1, S. 113.
- ⁴ Sammlung 1879, S. 289–293.
- ⁵ WYSSLING 1893, S. 5.
- ⁶ WYSSLING 1893, S. 68.
- ⁷ SBZ 1899/33, S. 156f., 180f.

- ⁸ SBZ 1899/34, S. 43f.
- ⁹ SBZ 1913/62, S. 194f. SBZ 1914/64, S. 232.
- ¹⁰ SBZ 1953/71, S. 130.
- ¹¹ Vgl. SBZ 1899/34, S. 51–53, mit Plänen, S. 59f.
- ¹² SBZ 1936/107, S. 227.
- ¹³ Bundesblatt 1938, Nr. 18. Limmatkorrektur.
- ¹⁴ BZD 1989/90, S. 204.
- ¹⁵ BERTSCHI 1953 S. 129ff.
- ¹⁶ SBZ 1911/57, S. 57. SBZ 1913/67, S. 208.
- ¹⁷ SBZ 1911/57, S. 57. SBZ 1913/67, S. 205f. INSA 1992, S. 298.
- ¹⁸ WAGNER 1905, S. 203, 205.
- ¹⁹ INSA 10, 1992, S. 354.
- ²⁰ BAUER 1995, Nr. 45.
- ²¹ SBZ 1913/62, S. 194. SBZ 1914/63, S. 174, 238–240.
- ²² SBZ 1930/95, S. 78f.
- ²³ Vgl. KURZ 2000, S. 68.
- ²⁴ SCHÖNBÄCHLER 2008.
- ²⁵ STUTZ 1983, S. 159f. Baukultur 2006, S. 138.
- ²⁶ STUTZ 1983, S. 206f. JUNG 1989/90, S. 69–81.
- ²⁷ STUTZ 1983, S. 50–53.
- ²⁸ STUTZ 1983, S. 45, 48.
- ²⁹ Baukultur 2002, S. 23.
- ³⁰ STUTZ 1983, S. 111.
- ³¹ STUTZ 1983, S. 207.
- ³² THIESSING 1949, S. 206.
- ³³ STUTZ 2005, S. 6. MOSER 1905, S. 211–215.
- ³⁴ STUTZ 2005, S. 6. STUTZ 1983, S. 124f.
- ³⁵ Grundriss Aufnahmegebäude in: MOSER 1905, S. 222.
- ³⁶ STUTZ 2005, S. 7f. Ähnliche Bahnhöfe entstanden in Deutschland ab den späten 1830er Jahren (z.B. Bayerischer Bahnhof in Leipzig, 1842).
- ³⁷ e-HLS, Art. «Schweizerische Nordostbahn (NOB)» (HANS-PETER BÄRTSCHI).
- ³⁸ STUTZ 2005, S. 11f.
- ³⁹ MOSER 1905, S. 223.
- ⁴⁰ STUTZ 2005, S. 13–16.
- ⁴¹ WANNER war 1857–1860 Architekt der NOB, 1860–1861 Zürcher Stadtbaumeister und 1861–1871 Chefarchitekt der NOB. RUCKI 1998, S. 560. SBZ 1903/41, S. 59.
- ⁴² STUTZ 1983, S. 174.
- ⁴³ DBZ 1869, 3/47 (Beilage), S. 585. Zu SEMPERS Entwürfen: FRÖHLICH 1974/2, S. 118–125.
- ⁴⁴ STUTZ 1983, S. 176f. STUTZ 2005, S. 16f, 19f.
- ⁴⁵ HUBER 2015, S. 27.
- ⁴⁶ STUTZ 1983, S. 175.
- ⁴⁷ STUTZ 1983, S. 176f.
- ⁴⁸ STUTZ 2005, S. 19f.
- ⁴⁹ Ausführlich: STUTZ 2005, S. 26–33.
- ⁵⁰ Grundriss in: MOSER 1905, S. 228.
- ⁵¹ Hauptbahnhof 1980, S. 31–37.
- ⁵² DPZH, Inventar Hauptbahnhof Zürich, 1996. STUTZ 2005, S. 26–33.
- ⁵³ INSA 10, 1992, S. 305.
- ⁵⁴ STUTZ 2005, S. 33f.
- ⁵⁵ STUTZ 2005, S. 34–36.
- ⁵⁶ STUTZ 2005, S. 37–39.
- ⁵⁷ STUTZ 2005, S. 39–41.
- ⁵⁸ STUTZ 1983, S. 41f., 179.
- ⁵⁹ STUTZ 1983, S. 94f.
- ⁶⁰ BAUER 1997/98/2, S. 139.
- ⁶¹ BAUER 1997/98/2, S. 137.
- ⁶² GRÜNHUT 1927, S. 65f.
- ⁶³ JEGHER 1927, S. 120–128. GRÜNHUT 1927, S. 67–72.
- ⁶⁴ SAZ, Prot. SR 9.1.1924, Nr. 29; 6.12.1924, Nr. 1496.
- ⁶⁵ JEGHER 1927, S. 130. BAUER 1997/98/2, S. 137.
- ⁶⁶ JEGHER 1927, S. 133.
- ⁶⁷ KURZ 2000, S. 63f.

- Entstanden nach Wettbewerb 1926: SAZ, Prot. SR 22.9.1926, Nr.1509; 1.12.1926, Nr.1894; 2.2.1927, Nr.189.
- Der Bahnhof weist gewisse Parallelen zum Wettbewerbsentwurf von ALBERT FROELICH für das Aufnahmegebäude in der Enge auf: SBZ 1923/82, S.177.
- JEGHER 1927, S.130.
- STUTZ 1983, S.111.
- STUTZ 1983, S.164. ERISMANN 1990, S.24–26.
- STUTZ 1983, S.248f.
- ERISMANN 1991, S.35.
- BZD 1993/94, S.289f.
- MICHEL 2005, S.253f.
- STUTZ 1983, S.187f.
- VON BURG 2000, S.239.
- SBZ 1923/81, S.183–186.
- SBZ 1923/82, S.179. Wettbewerb: SBZ 1923/82, S.118, 164–167, 176–180.
- SBZ 1923/82, S.165.
- VON BURG 2000, S.239, 242.
- VON BURG 2000, S.242–248.
- VON BURG 2000, S.242f.
- JEGHER 1927, S.134.
- LENDENMANN/MAGGI 1990, S.35f.
- GALLIKER 1997, S.104, 121. Vgl. http://www.tram-museum-archiv.ch/Seiten_Zeitreise/in_Zuerich/seefeld-D.htm. Juli 2011.
- SAZ, Prot. SR Zürich, 1902 §374 (9.April), S.167.
- BAUER 1995, Nr.7.
- BÄRTSCHI 1983, S.376. REBSAMEN 1992, S.343.
- INSA 10, 1992, S.361.
- ILLI 2009, S.57.
- ILLI 2009, S.58.
- SAZ, Prot. SR 1902, S.490.
- Vgl. SAZ, Prot. SR 1902, S.481–491 (8.Nov.1902), Prot. Grosser SR 1901–1904, S.107 (22.Nov.1902), GB SR 1902, S.92.
- SAZ, GB SR 1903, S.108f. ILLI 2009, S.60f. HLS 4, S.252.
- SAZ, Prot. SR 1903, S.486 (4.Nov.1903), 519f. (25.Nov.1903).
- UHLMANN war Mitarbeiter bei MARTIN GROPIUS und HEINO SCHMIEDEN in Berlin. Entwürfe oder Gutachten für die Schlachthöfe in Bruchsal (Baden), Ludwigshafen (Rhein), Villingen, Jena, Bukarest, Palermo, La Chaux-des-Fonds, Buenos Aires.
- SAZ, Prot. SR 1904, S.324, (29.Juni 1904), 509 (26.Okt.1904).
- SAZ, GB SR 1905, S.172. Die Liste der am Bau beteiligten Firmen sowie Dokumentation des Baufortschritts in: GB SR 1906, S.180f., 1907, S.16–172, 1908, S.173–178. 1909, S.186–190.
- Ausführlich DPZH, Inventar Schlachthof.
- KORRODI 1909, S.6.
- KORRODI 1909, S.8.
- KORRODI 1909, S.9.
- Ausführlich KORRODI 1909, S.16–26.
- NIEVERGELT 1989, S.2.
- WÜST 1909, S.453.
- MICHEL 2002, S.6.
- MICHEL 2002, S.5f.
- MICHEL 2002, S.7.
- NIEVERGELT/STUTZ 1989, S.3.
- NIEVERGELT/STUTZ 1989, S.4.
- ZEMP 2012, S.167.
- SBZ 1907/49, S.130.
- NIEVERGELT/STUTZ 1989, S.6.
- MICHEL 2002, S.46. Zur Rekonstruktion 2004 vgl. BAUMGARTNER 2010.
- ZEMP 2012, S.180f.
- SBZ 1916/68, S.24.
- ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S.418. Frankfurter Israelitisches Familienblatt. 23. 5. 1913.
- Allgemeine Zeitung des Judentums, 1.August 1865.
- Der Israelit, 13. 6. 1866. 31.Mai (1866).
- OTT betrieb mit JOHANN WITT in Zürich ein Dekorationsmalereigeschäft, das er nach dessen Tod allein weiterführte. Er bereiste in jungen Jahren Europa und Nordafrika (freundliche Mitteilung Thomas Müller). ZAD 1999–2002, S.39.
- ZAD 1999–2002, S.39.
- Baukultur 2006, S.144. INSA 10, 1992, S.419.
- FIETZ 1902, S.3f. ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002, S.242.
- SBZ 1902/39, S.271f.
- SBZ 1902/39, S.273f.
- GRUNDER Kds ZH 2005, S.344–346.
- GRUNDER Kds ZH 2005, S.49, 142f.
- HAUSER 2001, S.93. BÄRTSCHI 1983, S.300f.
- WENNER 1905, S.158.
- Vgl. HAUSER 2001, S.93.
- StAZH, Plan D 858 (WOLFF), Plan D 881 (MÜLLER).

STÄDTISCHE UND KANTONALE VERWALTUNGSBAUTEN

- BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S.282–352.
- ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007, S.210–227.
- ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S.295f.
- BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S.198–203.
- NUSSBERGER 1944, S.13.
- Beispiele in: BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHENBÜHLER KdS ZH 2012.
- SAZ, Plan IX K.25.
- HAUSER 2000, S.42f. Grünanlage von FROEBEL: SAZ, Plan IX H.27c. Das Gelände war 1848 als Standort des «Bundesgebäudes» im Gespräch, vgl. StAZH, Plan D 229.
- SAZ, GB SR 1859, S.60; Prot. SR 1857, S.571.
- SAZ, Prot. BK 1846–1860, S.298 (7.4.1858). Situationsplan: SAZ, IX H.19.
- HAUSER 2000, S.79f. Wettbewerbsprojekte abgebildet in: HAUSER 2000, S.68–73. HAAS 2001, S.37. FRÖHLICH 1974/2, S.102–107. Pläne: SAZ, IX H.19; IX K.102–106. gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass SEMPER, Pläne 150-1-1-8, 151-1-1-10. ZBZ KrtSgl, 3 Ld 46:26-32.
- SAZ, GB SR 1859, S.60–65. Vgl. auch GUTBROD 2009, S.185–188.
- SAZ, GB SR 1884, S.19f.
- GULL 1905/1, S.295. HAUSER 2000, S.101–104. GUTBROD 2011, S.111f.
- SBZ 1903/42, S.6.
- INSA 10, 1992, S.256–261. GUTBROD 2009, S.215–218.
- GULL 1905/3, S.54.
- GUTBROD/HAUSER 2004, S.46f.
- ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002, S.258–276.
- GULL 1911, S.2.
- GULL 1911, S.5. GULL war 1905 Mitbegründer der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz.
- SBZ 1911/58, S.230. INSA 10, 1992, S.257–260.
- GULL 1905/3.
- SBZ 1911/58, S.244–247.
- MICHEL 2012, S.301–304. KURZ 2000, S.19f.
- KURZ 2000, S.67. SBZ 1936/108, S.199.
- MÜLLER 2001, S.17–19, 64–66.
- WIESMANN 1935/1, o. S.
- MÜLLER 2001, S.67f.
- WIESMANN 1935/1, o. S. MÜLLER 2001, S.91–94.

- 31 U.a. EDUARD VISCHER, GUSTAV GULL, HERMANN FIETZ und FRIEDRICH FISSLER.
- 32 KUNZ BOLT/MÜLLER 2008.
- 33 INSA 10, 1992, S. 265.
- 34 Werk 1917/4, S. 151.
- 35 GUTBROD 2009, S. 246–251.
- 36 Zit. nach GUTBROD 2009, S. 250.
- 37 GULL 1905/1, S. 304.
- 38 SAZ, GB SR 1904, S. 175f.
- 39 MICHEL 2012, S. 304–313 mit Dokumentation.
- 40 Planungsgeschichte in: GUTBROD 2009, S. 259–264. MICHEL 2012, S. 301–304. Umbau Waisenhaus: ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002, S. 273f.
- 41 Vgl. die Wandmalereien PAUL BODMERS im Fraumünsterkreuzgang 1924–1934 oder die Malereien AUGUSTO GIACOMETTIS in der Eingangshalle des Amtshauses I 1925. Baukultur 2008, S. 198.
- 42 Preisgericht: GUSTAV GULL, HERMANN HALLER und ALBERT CARL ANGST.
- 43 SBZ 1916/47, S. 252f.
- 44 BZD 1966/67, S. 191f.
- 45 FÜLSCHER 2012, S. 224–227.
- 46 Werk 1935/22, S. 21f. FÜLSCHER 2012, S. 226f.
- 47 ZWCh 1917, S. 411.
- 48 MICHEL 2012, S. 309.
- 49 BZD 1977/78, S. 292f.
- 50 ZD 2003–2004, S. 360.
- 51 SAZ, VII.419.:10.1.3.1. Brief an die Aktionäre von Escher Wyss & Co vom 2. Aug. 1903.
- 52 Von Kleist war der Schwiegersohn von Carl August von Gonzenbach-Escher, Direktor der Firma Escher Wyss.
- 53 Stampfenbach 1910, S. 3.
- 54 Benannt nach HANS KASPAR ESCHER. Architekt, Unternehmer und Mitbegründer der Firma Escher Wyss 1805.
- 55 Stampfenbach 1910, S. 4.
- 56 SAZ, VII.419.:10.1.3.3. Prot. GV der Baugenossenschaft Stampfenbach vom 10.12.1909.
- 57 Kaspar-Escher-Haus 1996, S. 7.
- 58 SAZ, VII.419.:10.1.3.3. Bericht für das Geschäftsjahr 1913/14.
- 59 ZWCh 1912/21, S. 224.
- 60 MÜLLER 2001, S. 68.
- 61 MÜLLER 2001, S. 69, 94. StAZH, V II 182.3.
- 62 SBZ 1935/106, S. 227.
- 63 ZWCh 1912/21, S. 224.
- 64 EICHHOLZER 1916, S. 162.
- 65 Bauherr Leonhard Ziegler, Gross-Stadtrat Heinrich Vogel, Architekt FERDINAND STADLER und Stadtbaumeister JOHANN CASPAR ULRICH.
- 66 HAUSER 2000, S. 43–45.
- 67 LINDT 1984, S. 21–23.
- 68 Zit. nach HAUSER 2000, S. 44 (SAZ, Prot. BK 1846–1860, S. 253).
- 69 HAUSER 2000, S. 43–45.
- 70 HAUSER 2000, S. 86.
- 71 BZD 1991/92, S. 115f.
- 72 SAZ, GB SR 1864, S. 156.
- 73 GUTBROD 2011, S. 111, 113f.
- 74 SAZ, GB SR 1881, S. 146.
- 75 SBZ 1884/4, S. 69.
- 76 GUTBROD 2009, S. 188–192.
- 77 GULL 1905/1, S. 295. HAUSER 2000, S. 101–104. GUTBROD 2011, S. 111f.
- 78 GUTBROD 2009, S. 190.
- 79 SBZ 1898/31, S. 170.
- 80 GULL hatte sich 1891/92 noch für dessen Erhaltung eingesetzt.
- 81 SBZ 1898/31, S. 169.
- 82 GUTBROD 2009, S. 184, Quellenverweise in Anm. 337–339.
- 83 GÜRTLER BERGER 2011, S. 88.
- 84 SBZ 1903/42, S. 17.
- 85 HANAK 2010, S. 34.
- 86 GÜRTLER BERGER 2011, S. 88.
- 87 PFISTER 2011. GÜRTLER BERGER 2008–2010. Tec21 2010/136, S. 28–45.
- 88 Baubeschreibung in: SBZ 1903/42, S. 18f., 46–48, 53.
- 89 SAZ, GB SR 1884, S. 20.
- 90 ZüKa 1884, S. 6.
- 91 SAZ, GB SR 1884, S. 21–23.
- 92 SAZ, GB SR 1884, S. 21.
- 93 GUTBROD 2011, S. 112.
- 94 SBZ 1903/42, S. 19.
- 95 HAUSER 2000, S. 103. Zu GULLS Entwurf: GUTBROD 2009, S. 192–197.
- 96 SBZ 1903/42, S. 6.
- 97 Vgl. ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002, S. 129–132. BAUR 1984.
- 98 Als Bezugspunkte werden der Rittersche Palast in Luzern und der Stockalperpalast in Brig genannt: GUTBROD 2011, S. 112.
- 99 Gustave Falconnier aus Nyon patentierte 1887 in Deutschland «wie Flaschen geblasene Glashohlkörper» für den Hochbau u.a. als Gewölbeausfachung. In Zürich wohl erstmalig eingebaut: GÜRTLER BERGER 2011, S. 89.
- 100 SBZ 1903/42, S. 46f.
- 101 SBZ 1903/42, S. 46–50.
- 102 HENAUER 1928, S. 42–46. SBZ 1928/91, S. 32–37, 46–49.
- 103 Baudirektor Emil Walter, Kantonsbaumeister HERMANN I. FIETZ, Prof. GUSTAV GULL, KARL IDERMÜHLE und NICOLAUS HARTMANN.
- 104 StAZH, V II 171.2: Überbauung des Stampfenbachareals. Berichte des Kantonsbaumeisters zuhanden der Baudirektion. 25.11.1931.
- 105 StAZH, V II 174.1: Überbauung Stampfenbachareal. Bericht der Gebrüder Pfister, Typoskript, 11.8.1932.
- 106 SBZ 1932/100, S. 172–174.
- 107 MÜLLER 2001, S. 91–94 und VON BURG 2000, S. 203–221, 234.
- 108 SBZ 1933/102, S. 74. SBZ 1934/103, S. 88. Werk 1934/21, S. 151–158.
- 109 Werk 1934/21, S. 152.
- 110 SBZ 1935/105, S. 251–259.
- 111 HÜRLIMANN 1939, S. 135, 138.
- 112 Werk 1934/21, S. 151, FÜLSCHER 2012, S. 220. Modelle HERMANN FEUERHAHN, Ausführung G. KNODT, Frankfurt.

SPITALBAUTEN UND GEBÄUDE SOZIALER INSTITUTIONEN

- 1 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007, S. 300f.
- 2 MURKEN 1982, S. 22.
- 3 SCHMID 1900, S. 57.
- 4 ZD 1991–1994, S. 401.
- 5 MURKEN 1982, S. 22.
- 6 HLS, Art. «Fürsorge» (Anne-Lise Head-König, Thierry Christ).
- 7 INSA 10, 1992, S. 321. VON BURG 2000, S. 284. USTERI 1905, S. 380f.
- 8 ZüKa 1887, S. 3–5.
- 9 INSA 10, 1992, S. 301. Baukultur 2003, S. 25. USTERI 1905, S. 380.
- 10 BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHENBÜHLER KdS ZH 2012, S. 157.
- 11 SBZ 1896/28, S. 96f.
- 12 SBZ 1896/28, S. 97f.
- 13 SBZ 1896/28, S. 98.

- 14 SBZ 1911/57, S. 58.
 15 BZD 1991/92, S. 161–163.
 16 ZIEGLER 1971, S. 1f.
 17 ZIEGLER 1971, S. 10f.
 18 TAPPOLET 1913, S. 6.
 19 ZIEGLER 1971, S. 136.
 20 ZIEGLER 1971, S. 137.
 21 BUNZ 2011, S. 133.
 22 TAPPOLET 1913, S. 2. ZIEGLER 1971, S. 138f.
 23 TAPPOLET 1913, S. 3f.
 24 TAPPOLET 1913, S. 2.
 25 SCHMID 1900, S. 75. ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/
 STÄHELI KdS ZH 2007, S. 310, 428, 430f. GRUNDER Kds ZH
 2005, S. 81–86.
 26 SBZ 1916/68, S. 46f.
 27 STEINEBRUNNER 1971, S. 9–15, 25–27.
 28 STEINEBRUNNER 1971, S. 62–69.
 29 Spitalgeschichte 2, S. 377–380.
 30 KAYSER 2007, S. 40.
 31 Spitalgeschichte 2, S. 379f.
 32 FOREL 2010, S. 115–117. Zürcherische Freitagszeitung 27.12.
 1878.
 33 FOREL 2010, S. 121–132.
 34 Spitalgeschichte 2, S. 387. Burghölzli 1989, S. 4f.
 35 HAGEN 1977, S. 2–8.
 36 HAGEN 1977, S. 10–13.
 37 HAGEN 1977, S. 30f.
 38 HAGEN 1977, S. 22–33.
 39 MICHEL 2010.
 40 Burghölzli 1989, S. 16.
 41 SAZ, V.J.Pa.6.:1, S. 3.
 42 USTERI 1905, S. 376.
 43 Stadtplan 1874 (BAZ, C 64).
 44 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER Kds ZH 2007, S. 288–317.
 BARRAUD WIENER/JEZLER Kds ZH 1999, S. 44–48.
 45 GRUNDER Kds ZH 2005, S. 75–77.
 46 HAUSER 2000, S. 20–22. BZD 1991/92, S. 84.
 47 ZEUGHEER 1994, S. 7.
 48 SBZ 1912/60, S. 325.
 49 Kinderspital 1974, S. 13, FANCONI 1949, S. 5.
 50 SBZ 1931/97, S. 71.
 51 Muralt, Wilhelm von. www.matrikel.uzh.ch.
 52 LICHTENSTEIN 1995, S. 171. SBZ 1931/97, S. 71f.
 53 Spitalgeschichte 2, S. 507.
 54 Spitalgeschichte 2, S. 507. SBZ 1916/67, S. 281–284.
 55 SBZ 1931/97, S. 71.
- 13 Anleitung 1835, S. 10.
 14 Zürich 1877, S. 72.
 15 Anleitung 1835, S. 5.
 16 ZIMMERMANN 1856.
 17 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI Kds ZH 2007,
 S. 310.
 18 SONDEREGGER/STUTZ 1989/90, S. 82. ESCHER 1939, S. 175.
 19 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER Kds ZH 2007, S. 180–183.
 20 BOSSHARD 1966, S. 4f.
 21 SONDEREGGER/STUTZ 1989/90, S. 82f.
 22 GEISER 1905, S. 305f.
 23 GEISER 1905, S. 314f. Vgl. auch FISSLER 1909/2, S. 402–419.
 24 GEISER 1905, S. 313. Erhaltene Baracken: Kanzleistrasse 52
 (Kino Xenix) und Neumünsterstrasse 21.
 25 KURZ 2000, S. 12–15.
 26 WERNLY 1907, S. 49f.
 27 WERNLY 1907, S. 55.
 28 SB 1911/3, S. 213–215, 218–223.
 29 Werk 1916/3, S. 113–125. SBZ 1916/68, S. 273–276.
 30 BAUDIN 1917, S. 415.
 31 Werk 1932/19, S. 305–313.
 32 Alfred Altherr, Hermann Kienzle sowie u.a. MAX ERNST
 HAEFELI, WERNER MAX MOSER, EMIL ROTH, RUDOLF STEIGER,
 Sigfried Giedion und Georg Schmidt.
 33 Abb. in Werk 1932/19, S. 142, 148, 289. SBZ 1932/99, S. 234.
 34 Werk 1932/19, S. 129.
 35 VON GONZENBACH 1933, S. 6.
 36 Werk 1932/19, S. 129. Die Pavillonschule galt seit etwa 1900
 als vorbildlich: «Als das in hygienischer Beziehung empfeh-
 lenswerteste System stellt Prof. Blasius (Braunschweig) das
 Pavillonssystem mit Einzelgebäuden (für zwei bis vier, höchst-
 ens sechs Klassen), welche um einen gemeinschaftlichen
 Spielplatz gruppiert werden, voran. Doch gibt er zu, dass Pavil-
 lonbauten in grösseren Städten des teuern Baugrundes hal-
 ber nur ausnahmsweise möglich seien.» In: Jb der Schweizer-
 ischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, 1904, S. 26.
 37 Vgl. ausführlich Schulhäuser 1939, S. 4–6.
 38 Schulhäuser 1939, S. 30.
 39 Schulhäuser 2008, S. 76f.
 40 Schulhäuser 2008, S. 212f.
 41 e-HLS, Art «Kindergarten» (HEINRICH NUFER).
 42 MÜLLER 1909/3, S. 325.
 43 SONDEREGGER/STUTZ 1989/90, S. 86–88.
 44 Zürich 1877, S. 65.
 45 SBZ 1899/33, S. 76.
 46 Nekrolog in SBZ 1910/55, S. 11f.
 47 Z. B. Schulhaus Aemterstrasse 101/Bertastrasse 50.
 48 SBZ 1899/33, S. 79. GEISER 1905, S. 314f.
 49 BZD 2003–2006, S. 96.
 50 SBZ 1890/15, S. 96.
 51 ZIEGLER 1994, S. 5.
 52 SBZ 1890/16, S. 61f.
 53 Der auch als Autor genannte Architekt EDMUND LOTTER-
 SCHMID hatte nur das Eigentumsrecht an WEINSCHENKS Ent-
 wurf erworben: SBZ 1890/16, S. 56.
 54 SBZ 1890/16, S. 82.
 55 KOCH baute 1873–1875 mit HEINRICH ERNST das Schulhaus
 Linth-Escher (abgebrochen), 1875 war er Jurymitglied des
 Schulhauswettbewerbs in Hottingen, 1876–1878 baute er
 ein technisch fortschrittliches Schulhaus in Frauenfeld (Eisen-
 bahn 1879/10, S. 13f.). Ab 1885 war er in London tätig. Auch
 die gleichzeitige Planung des Roten Schlosses mit ERNST
 könnte eine Rolle gespielt haben. Das Projekt machte den
 «englischen Stil» in Zürich bekannt. BIRKNER 1972, S. 131–140.
 RUCKI 1998, S. 314f.
 56 ZIEGLER 1994, S. 14f.
 57 BERKLI 1894, S. 17.

SCHULBAUTEN

- 1 Unterrichtsgesetz 1832, zit. nach Kantonsgeschichte 1994,
 S. 134.
 2 Kantonsgeschichte 1994, S. 135.
 3 Schulwesen 1896, S. 16.
 4 Vgl. ZIMMERMANN 1856 oder Stadtschulpflege 1869.
 5 Anleitung 1835.
 6 Musterpläne: StAZH, PLAN D 2001 – 2001.16. Ausführlich:
 HELFENBERGER 2013.
 7 Beispiele in: BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHEN-
 BÜHLER Kds ZH 2012. BAUR 1987/88.
 8 BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHENBÜHLER Kds
 ZH 2012, S. 346.
 9 Eisenbahn 1875/3, S. 136f., 161f.
 10 Eisenbahn 1875/3, S. 179f. Eisenbahn 1876/4, S. 138.
 11 BÄRTSCHI 1983, S. 294–297.
 12 SBZ 1887/9, S. 61–63, 68–70. SBZ 1887/10, S. 2.

- 58 BZD 1970–1974, S. 265–268. BZD 1974–1979, S. 28f.
 59 SBZ 1894/24, S. 47 mit Abbildung.
 60 SBZ 1894/24, S. 47.
 61 BZD 1974–1979, S. 29.
 62 MICHEL 1999, S. 10.
 63 BZD 1980–1984, S. 140f.
 64 MICHEL 1999, S. 3–8. BOSSHARD 1966, S. 6–8.
 65 HAUSER 2000, S. 63.
 66 SAZ, Baueingabeplan 1863.
 67 MICHEL 1999, S. 7.
 68 BOSSHARD 1966, S. 9–13.
 69 MICHEL 1999, S. 4.
 70 ZWCh 1900/14, S. 105f., 108.
 71 BOSSHARD 1966, S. 3.
 72 BOSSHARD 1966, S. 9.
 73 BOSSHARD 1966, S. 9.
 74 BZD 1987/88, S. 182–184.
 75 SBZ 1918/72, S. 37, 172–176, 182–185. Alle prämierten Projekte zeigen die Tendenz zu neuklassizistischer Strenge. Jury: u.a. KARL MOSER, WERNER PFISTER und EMIL JOSEPH FRITSCHI.
 76 Oerlikon-Schwamendingen 1924, S. 34–36.
 77 Werk 1924/11, S. 173.
 78 SBZ 1925/86, S. 48f.
 79 VON BURG 2000, S. 124, 127. CRETATZ-STÜRZEL 2005, Bd. 1, S. 246. WERNER PFISTER hatte 1905–1907 ein Sekundarschulhaus in Herisau erbaut; beim Wettbewerb für das Schulhaus Riedtli 1906 und das Bezirksschulgebäude in Aarau 1907 erlangten die Brüder den dritten Preis.
 80 SB 1911/3, S. 187.
 81 SB 1911/3, S. 185, 187.
 82 Als Beispiel wird das benachbarte, in den 1960er Jahren abgebrochene Klingenschulhaus von 1897 genannt. ZWCh 1908/10, S. 152f.
 83 BAER um 1911, S. 49.
 84 VON BURG 2000, S. 128f. BAUDIN 1917, S. 455, bezeichnet die Primarschulgebäude als Pavillons.
 85 BAUER 1997/98/1, S. 131–133, 186.
 86 SBZ 1905/46, S. 144.
 87 SBZ 1906/47, S. 19. Prämierte Projekte in: SBZ 1906/47, S. 41–45, 68–75.
 88 Raumprogramm: BAUDIN 1917, S. 480, oder SBZ 1909/54, S. 161f.
 89 SBZ 1909/54, S. 146f.
 90 Baukultur 2009, S. 46.
 91 SBZ 1909/54, S. 145.
 92 BRUNNER-STAUWUCHS in Enge auf, besuchte das Eidgenössische Polytechnikum und die Ecole des Beaux Arts in Paris und trat dann ins Baugeschäft seines Vaters ein: ZWCh 1911/31, S. 335.
 93 BZD 1993/94, S. 189. ESCHER 1918, S. 84.
 94 BZD 1993/94, S. 189f.
 95 Zürich 1877, S. 69–72.
 96 SBZ 1930/95, S. 59.
 97 SBZ 1933/101, S. 20f.
 98 Werk 1932/19, S. 29f. SBZ 1932/99, S. 234f.
 99 SBZ 1933/101, S. 20f.
 100 VOLKART 1987, S. 86.
 101 Schulhäuser 2008, S. 56.
 102 SBZ 1928/92, S. 58–63. WIESER 2003, S. 16–18. Jury: u.a. KARL EGENDER, HERMANN HERTER und OTTO RUDOLF SALVISBERG.
 103 SAZ, WILLI VON GONZENBACH. Beurteilung des Kindergartenraum-Modells auf dem Sihlfeld. Bericht vom 15.7.1929.
 104 WIESER 2003, S. 24.
 105 RÜEGG 2003, S. 32–38.
 106 Kantonsgeschichte 1994, S. 133.
 107 ESCHER 1939, S. 368. ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007, S. 180–183.
 108 Kantonsgeschichte 1994, S. 133.
 109 Ausführlich HUNZIKER 1933, S. 270–278.
 110 OECHSLI 1905, S. 3–8.
 111 OECHSLI 1905, S. 10–17.
 112 SBZ 1906/47, S. 170–175, 179–183.
 113 SBZ 1913/62, S. 252.
 114 Werk 1915, S. 137, 140.
 115 BAUR 2012, S. 97.
 116 BAUR 2012, S. 98.
 117 Baugeschichte nach: HAGEN/KUNZ BOLT/REBSAMEN 1997, S. 373, 375.
 118 VONESCH 1981, S. 81.
 119 Zit. nach VONESCH 1981, S. 99.
 120 VONESCH 1981, S. 102f.
 121 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 91–93.
 122 Zit. nach VONESCH 1981, S. 101–103.
 123 Zit. nach VONESCH 1981, S. 103.
 124 VONESCH 1981, S. 109.
 125 SBZ 1911/57, S. 6.
 126 Ausführlich HAGEN/KUNZ BOLT/REBSAMEN 1997, S. 372–379, S. 375–377.
 127 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 4.
 128 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 395–399.
 129 INSA 10, 1992, S. 385.
 130 SBZ 1914/63, S. 222. SCHULTHESS/RENFER 1996, S. 125. GRUNDER KdS ZH 2005, S. 192–206, 223–246. JÄGGI 2005, S. 53–55. AKERET 1995, S. 6.
 131 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007, S. 318–324.
 132 SBZ 1906/47, S. 151, SBZ 1914/63, S. 222.
 133 SBZ 1914/63, S. 223.
 134 SBZ 1906/47, S. 112.
 135 SBZ 1906/48, S. 254.
 136 SBZ 1907/50, S. 96–100.
 137 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 211–220. SBZ 1907/49, S. 103.
 138 SBZ 1907/50, S. 115f.
 139 SBZ 1908/51, S. 104.
 140 SBZ 1910/56, S. 68.
 141 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 6.
 142 SBZ 1910/56, S. 345.
 143 SBZ 1913/62, S. 140.
 144 SBZ 1913/62, S. 362.
 145 SBZ 1913/62, S. 195, 225f.
 146 Vgl. VOGEL 2014, S. 270–293.
 147 SBZ 1907/50, S. 98f.
 148 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 12.
 149 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 16.
 150 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 14.
 151 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 14.
 152 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 15.
 153 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 14.
 154 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 27.
 155 Ausführlich CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 18–22.
 156 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 28. MÜLLER 2014.
 157 Weiterverarbeitung eines Entwurfs, der ursprünglich für das Senatszimmer gedacht war (CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 22).
 158 CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980, S. 22.
 159 VON MOOS/HILDEBRAND 2014, S. 132f. Mit weiterer Literatur und Quellen. Werk 1933/20, S. 321–323 (PETER MEYER).
 160 MÜLLER 2001, S. 47f. JÄGGI 2005, S. 11f.
 161 INSA 10, 1992, S. 384f.
 162 SBZ 1905/45, S. 297f.
 163 SBZ 1911/57, S. 7f.
 164 SBZ 1911/57, S. 6–11 (Neubau).
 165 SBZ 1911/57, S. 10f. (Ausstattung, Farbigkeit).
 166 OECHSLI 1905, S. 57–64.
 167 OECHSLI 1905, S. 65.

- 168 OECHSLI 1905, S. 65–121.
 169 OECHSLI 1905, S. 120.
 170 OECHSLI 1905, S. 144.
 171 OECHSLI 1905, S. 148–152.
 172 OECHSLI 1905, S. 285.
 173 FRÖHLICH 1976, S. 84.
 174 OECHSLI 1905, S. 285f.
 175 OECHSLI 1905 S. 286f.
 176 OECHSLI 1905, S. 289f.
 177 FRÖHLICH 1976, S. 84. OECHSLIN 2005, S. 136–147.
 178 FRÖHLICH 1976, S. 85.
 179 FRÖHLICH 1979, S. 3.
 180 Bundesblatt 1897/1, Bericht des Schweizerischen Schulrates, S. 18.
 181 INSA 10, 1992, S. 422f. LASIUS 1905, S. 332–335. SBZ 1883/2, S. 155f. OECHSLIN 2005, S. 159–161. STEGER 2010.
 182 LASIUS 1905, S. 336–339. SBZ 1887/10, S. 9f., 22–24 (mit Plänen).
 183 HANHART 1967, S. 879–883. OECHSLIN 2005, S. 165–169.
 184 LASIUS 1905, S. 344f. INSA 10, 1992, S. 363. OECHSLIN 2005, S. 173f.
 185 LASIUS 1905, S. 339–343. SBZ 1903/42, S. 87. OECHSLIN 2005, S. 175f.
 186 INSA 10, 1992, S. 408. OECHSLIN 2005, S. 177–181.
 187 SBZ 1904/43, S. 36–39, 56f., 71–76, 97–99, 297–299.
 188 SBZ 1909/53, S. 129, 317.
 189 SBZ 1910/55, S. 51.
 190 SBZ 1910/55, S. 48, 52. OECHSLIN 2005, S. 182–185.
 191 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 78.
 192 SBZ 1887/9, S. 154f.
 193 SBZ 1910/55, S. 52. OECHSLIN 2005, S. 110–143.
 194 SBZ 1910/55, S. 52.
 195 SBZ 1910/55, S. 53.
 196 FRÖHLICH 1979, S. 14.
 197 FRÖHLICH 1979, S. 20: Nicht ausgeführt: Fries, Wände ohne die fünf Hauptgemälde.
 198 FRÖHLICH 1979, S. 16–21. Auszug aus GOTTFRIED SEMPERS schriftlich verfassten Vorgaben (gta Archiv, ETH Zürich, Nachlass SEMPER).
 199 FRÖHLICH 1979, S. 17.
 200 FRÖHLICH 1979, S. 17–20.
 201 FRIEDLI 1998, S. 5–9, 18f.
 202 FRIEDLI 1998, S. 12.
 203 SBZ 1934/104, S. 2.
 204 SBZ 1899/33, S. 33–35. SBZ 1907/50, S. 91–96.
 205 SBZ 1934/104, S. 4, 20.
 206 SBZ 1934/104, S. 4, 21.
 207 SBZ 1933/104, S. 2.
 208 SBZ 1948/66, S. 190f., 708.
 209 HANHART 1967, S. 872.
 210 SBZ 1934/1, S. 2.
 211 SBZ 1934/1, S. 2.
 212 SBZ 1934/1, S. 21.
 213 SBZ 1934/1, S. 3.
 214 CLAUDE LICHTENSTEIN in: LICHTENSTEIN 1985, S. 192, sowie in der Folge GÜRTLER/BERGER 2000 nennen irrtümlich Muschelkalksteinplatten als Fassadenverkleidung.
 215 SBZ 1934/1, S. 3.
 216 SALVISBERG in: SBZ 1934/1, S. 3.
 217 Zur Projektierung und Bauausführung vgl. SBZ 1934/1, S. 2–9, SBZ 1934/2, S. 17–21.
 218 BZD 1993/94, S. 214f. OECHSLIN 2005, S. 154, 157.
 219 NIEVERGELT 1991, S. 79.
 220 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 350. SBZ 1899/33, S. 133.
 221 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 257–262.
 222 SBZ 1899/33, S. 133.
 223 NIEVERGELT 1991, S. 79f, 86.
 224 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 223–246, 257–262, 247–253.

SAKRALBAUTEN

- 1 FAMOS 2007, S. 51, 53.
 2 Vgl. STIERLIN 2002.
 3 e-HLS, Art. «Niederlassungsfreiheit» (SANDRO GUZZI-HEEB), «Kirchgemeinde» (HANS BERNER).
 4 WINKLER 1939, S. 122. STIERLIN 2002, S. 102, 110.
 5 SAZ, GB SR 1863, S. 13. STIERLIN 2002, S. 102.
 6 STIERLIN 2002, S. 102.
 7 SAZ, GB SR 1863, S. 14.
 8 BRENTINI 2005, S. 6f.
 9 STIERLIN 2002, S. 168f. Kantonsgeschichte 1994, S. 424.
 10 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 418. Frankfurter Israelitisches Familienblatt, 23.5.1913.
 11 STIERLIN 2002, S. 110. Kantonsgeschichte 1994, S. 154f.
 12 STURM 1712.
 13 ETTER 1950 S. 14f.
 14 Vgl. BAUR 2014, S. 7–23.
 15 STIERLIN 1996, S. 311–433. SAZ, GB SR 1863, S. 13. ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002, S. 202.
 16 ZWCh 1908, S. 93 (Nekrolog).
 17 PESCATORE/WINZELER 1997, S. 6f. RIEGER 1982, S. 2.
 18 PESCATORE/WINZELER 1997, S. 8f.
 19 Baukultur 2009, S. 99.
 20 Baukultur 2009, S. 39.
 21 Baukultur 2010, S. 132f.
 22 STIERLIN 2002, S. 129.
 23 Publiziert von EMIL OTTO FRITSCH (Hg.) in: Deutsche Bauzeitung 1891/30 (30. Mai).
 24 Baukultur 2004, S. 128.
 25 Vgl. SBZ 1935/105, S. 225–232.
 26 Werk 1933/20, S. 264.
 27 ETTER 1950, S. 17.
 28 ETTER 1950, S. 30.
 29 SBZ 1915/65, S. 67.
 30 SB 1915, S. 72.
 31 ETTER 1950, S. 32.
 32 ETTER 1950, S. 32.
 33 Werk 1925/12, S. 292f.
 34 BRENTINI 2005, S. 12.
 35 SONDEREGGER 2003, S. 61.
 36 Tagblatt der Stadt Zürich 1924 mit Inserat der Baugenossenschaft.
 37 BRENTINI 2005, S. 6.
 38 BRENTINI 2005, S. 8.
 39 BRENTINI 2005, S. 18f.
 40 SONDEREGGER 2003, S. 61.
 41 Vgl. ALTMANN 2000, Teil 2, S. 13.
 42 SBZ 1891/17, S. 96–100.
 43 ALTMANN 2000, Teil 2, S. 17f.
 44 KgdeA Enge, II B 6a 1, Art. 2. Vgl. ALTMANN 2000, Teil 2, S. 19.
 45 Zit. nach ALTMANN 2000, Teil 1, S. 85.
 46 Publiziert von EMIL OTTO FRITSCH (Hg.) in: Deutsche Bauzeitung 1891/30 (30. Mai).
 47 ALTMANN 2000, Teil 2, S. 19f.
 48 Zit. nach ALTMANN 2000, Teil 2, S. 20.
 49 Zit. nach ALTMANN 2000, Teil 2, S. 22. KgdeA Enge II B 6a 1, Erläuterungsbericht vom 15. Juli 1891, S. 10f.
 50 SBZ 1895/25, S. 30.
 51 SBZ 1895/25, S. 45.
 52 Vgl. gta Archiv, ETH Zürich, 11-O53-59, Entwurf (Nov. 1893) und KgdeA Enge III B 6, Ms. 283f (20. Aug. 1894).

- 53 Kreuzkirche 1905, S.8–11, 18–24.
 54 Kreuzkirche 1905, S.25.
 55 WINZELER/HAUFF 1994, S.8.
 56 WINZELER/HAUFF 1994, S.12.
 57 Kreuzkirche 1905, S.27.
 58 WINZELER/HAUFF 1994, S.13.
 59 Kreuzkirche 1905, S.27.
 60 1917 Heirat von AUGUST SUTER mit der Sängerin Helene Moser, Tochter von KARL MOSER. Vgl. August-Suter-Museum, Eptingen. http://www.eptingen.ch/02_gemeinde/museum/museum_suter.htm.
 61 FEHR 1922, S.20–22.
 62 FEHR 1922, S.24f., HORNBERGER 1980, S.123.
 63 FEHR 1922, S.27.
 64 FEHR 1922, S.28.
 65 FEHR 1922, S.32f. STÜTZLE 2008.
 66 FEHR 1922, S.35f.
 67 FEHR 1922, S.36.
 68 FEHR 1922, S.28.
 69 FEHR 1922, S.24, 27, 32.
 70 SBZ 1920/76, S.281.
 71 SB 1920/12, S.43.
 72 SBZ 1920/76, S.297.
 73 BAUR 2006, S.154.
 74 SBZ 1920/76, S.281.
 75 SB 1920/12, S.42.
 76 SBZ 1920/76, S.281.
 77 NIEVERGELT 1985, S.15.
 78 REBER 1896, S.162.
 79 Vgl. BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHENBÜHLER KdS ZH 2012, S.424f.
 80 SBZ 1889/14, S.115.
 81 REBER 1889.
 82 NIEVERGELT 1985, S.16f.
 83 REBER 1896, S.161.
 84 REBER 1896, S.161.
 85 REBER 1896, S.161.
 86 BLUNTSCHLI 1905, S.280.
 87 SBZ 1898/32, S.160. SBZ 1899/33, S.210.
 88 REBER 1889, S.115. «Er wähle gothische, romanische Motive und Stilformen, er möge sich, wenn er den so oft missglückten Versuch wiederholen will, mit Renaissanceformen zu verständigen suchen.»
 89 REBER 1889, S.115: «Die Brüstungen der Emporen, wenn möglich auch die untern Theile der Schiffwände bis auf eine bescheidene Höhe, sollten mit Holzvertäfelung versehen werden und die Deckenconstruction des Innenraumes, ebenfalls aus akustischen Gründen, in Gyps oder Holz zur Ausführung kommen.»
 90 Zu OTT: EPSTEIN-MIL 2008, S.32.
 91 BRUNTSCHWIG/HEINRICHS/HUSER 2005, S.223.
 92 EPSTEIN-MIL 2008, S.148f.
 93 EPSTEIN-MIL 2008, S.149.
 94 EPSTEIN-MIL 2008, S.148f.
 95 Frankfurter Israelitisches Familienblatt. 13.9.1907.
 96 Der Israelit. 13.5.1937.
 97 Zur Ausstattung von 1884 vgl. EPSTEIN-MIL 2008, S.152–154.
 98 Pauluskirche 1983, S.59.
 99 SBZ 1929/93, S.222.
 100 SBZ 1929/94, S.334.
 101 SBZ 1935/105, S.6.
 102 SBZ 1929/94, S.330.
 103 SBZ 1929/94, S.330.
 104 SBZ 1929/94, S.330.
 105 SBZ 1929/94, S.330f.
 106 SBZ 1929/94, S.330. SBZ 1935/105, S.8.
 107 SBZ 1935/105, S.8.
 108 SBZ 1935/105, S.9.
 109 SBZ 1935/105, S.7f.
 110 TRUFFER 1989, S.156.
 111 RAST/JURT 1983, S.9.
 112 RAST/JURT 1983, S.9.
 113 Helvetia Christiana 1942, S.261.
 114 RAST/JURT 1983, S.20.
 115 RAST/JURT 1983, S.33f.
 116 RAST/JURT 1983, S.14, 35.
 117 RAST/JURT 1985, S.21.
 118 REBSAMEN 2005/1, S.5–10. CURJEL & MOSER 1908, S.6–10.
 119 CURJEL & MOSER 1908, S.9. REBSAMEN 2005/1, S.7, 9. REBSAMEN 2005/2.
 120 CURJEL & MOSER 1908, S.19f.
 121 CURJEL & MOSER 1908, S.19.
 122 CURJEL & MOSER 1908, S.18f.
 123 Zu den einzelnen Heiligen vgl. REBSAMEN 2005/1, S.26.
 124 LTHK 1930, Bd.1, Sp.289f.
 125 Vgl. REBSAMEN 2005/1, S.30.
 126 REBSAMEN 2005/1, S.32.
 127 BAUR 2014, S.54–61.
 128 BARRAUD WIENER 2012, S.366–371.
 129 BOLLINGER 1959, S.88.
 130 WALTER 2012, S.9f.
 131 Maria-Lourdes 1935, S.29–41.
 132 ARNET 1996, S.25f. HAUSER 1935, S.12.
 133 KÄLIN o.J., S.26.
 134 BAUR 2014, S.90.
 135 ARNET 1996, S.33, Anm.81.
 136 CLAVUOT 1995, S.363.
 137 MÜLLER 2005/2, S.301. ZWCh 1907, S.414.
 138 SBZ 1910/55, S.265.
 139 PFLEGHARD 1911, S.53.
 140 PFLEGHARD 1911, S.53.
 141 PFLEGHARD & HAEFELI 1911, S.13.
 142 PFLEGHARD & HAEFELI 1911, S.12.
 143 Ausführlich in FISCHER/PARICI-CIPRYS 2005, S.28–30, 33.
 144 Vgl. Baukultur 2004, S.134. BZD 1980–1984, Bd.10/2, S.198f. INSA 10, 1992, S.366. SBZ 1896/28, S.158. SBZ 1898/32, S.159–160. SBZ 1899/33, S.208–210, 212.
 145 SBZ 1897/29, S.27.
 146 SBZ 1897/29, S.183f.
 147 SBZ 1902/39, S.77.
 148 SBZ 1902/39, S.79.
 149 SBZ 1896/28, S.158. BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S.44–51. Abbruch von Kapelle St.Jakob und Pfrundhaus 1903.
 150 SBZ 1902/39, S.79.
 151 1887 gründete JOHANN HEINRICH HUBER-STUTZ eine «Mousse-line- und Dessinglasfabrik», in die 1899 der Glasmaler HEINRICH MÄDER eintritt und die Sparte Glasmalerei aufbaut. Heute Glas Mäder Zürich.
 152 Nachlass im Museum Burg, Zug.
 153 HARDEGGER 1894, S.44. PESCATORE/WINZELER 1997, S.9f.
 154 PESCATORE/WINZELER 1997, S.11.
 155 HARDEGGER 1894, S.45.
 156 HARDEGGER 1894, S.45.
 157 HARDEGGER 1894, S.46.
 158 HARDEGGER 1894, S.46.
 159 HARDEGGER 1894, S.46.
 160 HARDEGGER 1894, S.46.
 161 Vgl. HARDEGGER 1894, S.47.
 162 «EGO SUM A ET Æ PRINCIPUM ET FINIS DICIT DOMINUS DEUS/QUI EST ET QUI ERAT ET QUI VENTURUS EST OMNI-POTENS.»
 163 PESCATORE/WINZELER 1997, S.31.
 164 Vgl. MICHEL 2008.
 165 Baukultur 2004, S.15.

- ¹⁶⁶ RIEGER 1982, S. 2. MICHEL 2008, S. 313f.
¹⁶⁷ Vgl. BAUR 2014, S. 178.

FREIZEIT- UND KULTURBAUTEN

- ¹ e-HLS, Art. «Zürich (Gemeinde)», Kap. 3.4 (MAX SCHULTHESS), Kap. 5.6 (NICOLA BEHRENS). BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999, S. 272–281.
² Kantonsgeschichte 1994, S. 185–187.
³ INSA 10, 1992, S. 425.
⁴ Werk 1944/31, S. 283.
⁵ e-HLS, Art. «Vereine» (EMIL ERNE, THOMAS GULL).
⁶ SBZ 1896/27, S. 110.
⁷ ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003, S. 262–266.
⁸ ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 143–147.
⁹ ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 370–381.
¹⁰ EIGENHEER 1993, S. 34.
¹¹ e-HLS, Art. «Casino» (BRUNO CARL).
¹² ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007, S. 214f.
¹³ INSA 10, 1992, S. 335.
¹⁴ Baukultur 2004, S. 66.
¹⁵ Neumünster 1889, S. 388f. JUNG 1995/96.
¹⁶ BZD 1993/94, S. 245f.
¹⁷ INSA 10, 1992, S. 394. BZD 1989/90, S. 50–62.
¹⁸ SBZ 1896/27, S. 110f.
¹⁹ Baukultur 2002, S. 54.
²⁰ Limmathaus 1931, S. 18.
²¹ Baukultur 2004, S. 135. Limmathaus 1931.
²² Limmathaus 1931, S. 6–10.
²³ Albsriederhaus 1935. Baukultur 2005, S. 110. Tec21 2005, 131/47, S. 10–15.
²⁴ BAZ, Dok. zum Schweizerischen Archivtag vom 17.11.2007. Kinofieber: 100 Jahre Zürcher Kinogeschichte.
²⁵ WILLNER 1974, S. 6.
²⁶ BIGNENS 1988, S. 107.
²⁷ Orient 1953, S. 5.
²⁸ ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 469f. RÖSCH 2013, S. 63. BIGNENS 1988, S. 107f.
²⁹ Baukultur 2004, S. 36f. INSA 10, 1992, S. 303.
³⁰ BIGNENS 1988, S. 109–111.
³¹ SB 1914/6, S. 297–306, 309–319.
³² WILLNER 1974, S. 27, 29.
³³ BIGNENS 1988, S. 114f.
³⁴ BIGNENS 1988, S. 115f. WILLNER 1974, S. 20f.
³⁵ BIGNENS 1988, S. 116f. SBZ 1928/91, S. 123–127, Taf. 11–14, S. 137–139, 148–150, 184f.
³⁶ BIGNENS 1988, S. 118–120.
³⁷ BIGNENS 1988, S. 120f.
³⁸ e-HLS, Art. «Kino» (PIERRE LACHAT).
³⁹ WILLNER 1974, S. 8f.
⁴⁰ Baukultur 2002, S. 73. BIGNENS 1988, S. 110.
⁴¹ BIGNENS 1988, S. 38–47.
⁴² SBZ 1950/68, S. 257–259, Taf. 31–34. Werk 1950/37, S. 208–211.
⁴³ SCHMED 2004, S. 59–65, 127f.
⁴⁴ SCHMED 2004, S. 21–24.
⁴⁵ Vgl. BIGNENS 1988, S. 102.
⁴⁶ Gewerbeschule 1933, S. 30.
⁴⁷ Gewerbeschule 1933, S. 34.
⁴⁸ INSA 10, 1992, S. 227–231. Gewerbeschule 1933.
⁴⁹ Eisenbahn 1878/8, S. 107.
⁵⁰ Zu REGL vgl. CRETIAZ-STÜRZEL 2009.
⁵¹ INSA 10, 1992, S. 228–230. Gewerbeschule 1933, S. 74–78.
⁵² SBZ 1925/86, S. 115.
⁵³ SBZ 1926/88, S. 54, 67, 81, 172–175, 184–187.
⁵⁴ SBZ 1926/88, 358f. SBZ 1927/89, S. 321–326.
⁵⁵ LICHTENSTEIN 2005, S. 14f. (NZZ 24.7. und 7.8.1927).
⁵⁶ Heimatschutz 1930/25, S. 16.
⁵⁷ BAZ, Y 14, Prot. Baukollegium 1928–1931, 10.7.1929, S. 27–33.
⁵⁸ SBZ 1930/95, S. 38–41.
⁵⁹ DOSCH 1990, S. 71–73. BZD 1997/98, S. 184. GÜRTLER BERGER 2002.
⁶⁰ SBZ 1926/88, S. 173.
⁶¹ Gewerbeschule 1933, S. 108f.
⁶² Gewerbeschule 1933, S. 112.
⁶³ Pläne und Akten MAILLARTS zum Saalbau: ETH-Bibliothek, Hochschularchiv.
⁶⁴ DOSCH 1990, S. 71–73.
⁶⁵ BZD 1980–1984, S. 188.
⁶⁶ 1994 Einbau der alten Tonhalle-Organ (Orgelbau KUHN, Männedorf, 1872) in der Kirche Neumünster.
⁶⁷ PARICI-CIPRYS 2004/1, S. 325–331.
⁶⁸ SCHUBIGER 1984, S. 168–170.
⁶⁹ SBZ 1890/15, S. 1. KARLEN 1995, S. 9. INSA 10, 1992, S. 313. ESCHER KdS ZH 1939, S. 378f.
⁷⁰ WALDVOGEL 1895, S. 11f. SBZ 1895/26, S. 141f.
⁷¹ SBZ 1887/9, S. 88f., 108.
⁷² SBZ 1887/10, S. 80–82, 92, 96, 98, 101f., 105–109, 113f.
⁷³ SBZ 1887/10, S. 111–113.
⁷⁴ SBZ 1891/18, S. 20. WALDVOGEL 1895, S. 19–21.
⁷⁵ Programm: SBZ 1891/18, S. 160. WALDVOGEL 1895, S. 28.
⁷⁶ SBZ 1891/18, S. 145f.
⁷⁷ SBZ 1892/19, S. 76.
⁷⁸ SBZ 1892/19, S. 99, 114.
⁷⁹ SBZ 1896/27, S. 39.
⁸⁰ SBZ 1892/20, S. 100–110, 115f., 131–133.
⁸¹ WALDVOGEL 1895, S. 36–42. SBZ 1895/26, S. 163–165, 172f.
⁸² WALDVOGEL 1895, S. 27.
⁸³ SBZ 1895/26, S. 173.
⁸⁴ SBZ 1943/121, S. 268f.
⁸⁵ SBZ 1943/121, S. 269. KARLEN 1995, S. 48.
⁸⁶ WALDVOGEL 1895, S. 44–46.
⁸⁷ SBZ 1896/27, S. 39.
⁸⁸ SBZ 1887/10, S. 109, 121.
⁸⁹ KARLEN 1995, S. 28.
⁹⁰ RÜEGG 2007, S. 252–256.
⁹¹ RÜEGG 2007, S. 253.
⁹² HILDEBRAND 2007, S. 290. SBZ 1930, 95/17, Inseratenseite 16, 18.
⁹³ SBZ 1937/109, S. 98.
⁹⁴ Werk 1937/24, S. 65.
⁹⁵ SBZ 1937/109, S. 100–103, 128–131, 138–143.
⁹⁶ Vgl. BAZ, Prot. Baukollegium 28.1.1937 und 7.6.1937.
⁹⁷ BAZ, Prot. Baukollegium 7.6.1937, S. 221.
⁹⁸ HILDEBRAND 2007, S. 292.
⁹⁹ Werk 1939/26, S. 353–255.
¹⁰⁰ Werk 1939/26, S. 354. SBZ 1943/121, S. 281–284.
¹⁰¹ RÜEGG 2007, S. 254.
¹⁰² SBZ 1943/121, S. 271.
¹⁰³ RÜEGG 2007, S. 156–173, 191–205.
¹⁰⁴ SBZ 1938/112, S. 118.
¹⁰⁵ Vgl. PETER MEYER in: Werk 1937/24, S. 66, 68, 72f., und SBZ 1943/121, S. 310–313. MEDICI-MALL 2007.
¹⁰⁶ JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 23–29. TROG 1911, S. 3–29.
¹⁰⁷ GRUNDER KdS ZH 2005, S. 211–220.
¹⁰⁸ GRUNDER KdS ZH 2005, S. 283–285.
¹⁰⁹ Als Ausstellungsort stand auch das Kaufhaus beim Fraumünster zur Debatte: SBZ 1891/18, S. 149f., 153f. SBZ 1892/19, S. 107f., 122, 124.
¹¹⁰ Entwürfe von BLUNTSCHLI und GULL in: JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 65–71.

- 111 BAZ, Dok. Heimplatz 1: «Plan-Konkurrenz für ein Kunsthaus in Zürich».
- 112 JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 29–36.
- 113 TROG 1911, S. 27.
- 114 Das Kreditbegehren kam auf Druck der Sozialdemokraten zusammen mit dem des Volkshauses zur Abstimmung. Der städtische Beitrag bedingte, dass das Kunsthaus mehrmals die Woche unentgeltlich offenstehe. Vgl. SBZ 1906/48, S. 37. TROG 1911, S. 27f. JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 37.
- 115 SBZ 1907/49, S. 163, 240.
- 116 TROG 1911, S. 28. Fassadenvarianten: JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 80f.
- 117 JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 38f.
- 118 SBZ 1909/53, S. 234. SBZ 1909/54, S. 13f.
- 119 TROG 1911, S. 45.
- 120 SBZ 1924/83, S. 125–127. Werk 1926/13, S. 73–76. WARTMANN 1926. JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 83–109.
- 121 Kunsthaus 1925, S. I–VIII.
- 122 JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 110–124.
- 123 NZZ, 8.6.1958.
- 124 Zur Gestaltung des Heimplatzes: BAZ, Dok. Heimplatz 1.
- 125 JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 131–133. SBZ 1944/124, S. 79–85, 92–97. SBZ 1959/77, S. 281–290, Taf. 15–20. Werk 1944/31, S. 283–292. Werk 1955/42, S. 280–282. Werk 1959/46, S. 37–44.
- 126 Kunsthaus 1976. JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 133–135. SBZ 1976/94, S. 119–125.
- 127 Werk 1944/31, S. 283.
- 128 SBZ 1910/56, S. 195.
- 129 Zit. nach JEHL-SCHULTE STRATHAUS 1982, S. 45 (Jb. der Kunstgesellschaft 1913/44, S. 34).
- 130 KLEMM 2007, S. 719.
- 131 OECHSLIN 2010 (Bd. 2), S. 364.
- 132 KLEMM 2007, S. 719.
- 133 Beschreibung in: MOSER 1911.
- 134 KLEMM 2007, S. 719.
- 135 Hochparterre 2005/18, S. 50–53. Tec21 2006/132, S. 23–28. BAUMGARTNER/WEBER 2015, S. 320–328.
- 136 Werk 1926/13, S. 73.
- 137 Vgl. JOSEPH MARIA OLBRICHS Entwurf für den Bahnhof Basel 1903 oder die Kunsthalle Mannheim, 1907 (HERMANN BILLING).
- 138 FALKE 1911, S. 216f.
- 139 MOSER 1911, S. 211, 215.
- 140 Vgl. TROG 1911, S. 42.
- 141 Ausführlich: GUTBROD 2009, S. 94–100. STURZENEGGER 1999, S. 33, 189. e-HLS, Art. «Museen» (MARC FEHLMANN, JOSEF BRÜLISAUER).
- 142 STURZENEGGER 1999, S. 35f. GUTBROD 2009, S. 94f.
- 143 GUTBROD 2009, S. 96.
- 144 GUTBROD 2009, S. 96 mit Kommissionsmitgliedern.
- 145 STURZENEGGER 1999, S. 37–41.
- 146 STURZENEGGER 1999, S. 44f.
- 147 Vgl. DRAEYER 1999, S. 18f.
- 148 STURZENEGGER 1999, S. 51–53.
- 149 SBZ 1890/16, S. 18f.
- 150 SAZ, GB SR 1890, S. 11.
- 151 SBZ 1890/16, S. 142–144.
- 152 Landesmuseum 1890, S. 71f.
- 153 Sammlung der antiquarischen Gesellschaft, «Waffensaal» aus dem Zeughaus, Objekte aus dem Staatsarchiv, der Stadtbibliothek und dem Kunstgewerbemuseum (z.B. Stube aus dem Zürcher Seidenhof, 1592), die Äbtissinnenzimmer aus dem Fraumünsterstift sowie Gegenstände aus der Sammlung des Schlosses Schwandegg.
- 154 Zit. nach GUTBROD 2009, S. 107 (StAZH, I Ee6, Zürich als Sitz des schweizerischen Nationalmuseums, Zürich 1889, S. 21f).
- 155 STURZENEGGER 1999, S. 193.
- 156 STURZENEGGER 1999, S. 192.
- 157 Personelle Besetzung in: GUTBROD 2009, S. 102f.
- 158 MÜLLER 2001, S. 11f. GUTBROD 2009, S. 104, 106f.
- 159 ZBZ, FA Rahn 1470 m.20, Schreiben von Hermann I. Fietz an Johann Rudolf Rahn mit Skizze des Projekts vom 21.8.1890. Vgl. GUTBROD 2012, S. 277.
- 160 ANGST 1898, S. 25.
- 161 GUTBROD 2009, S. 109.
- 162 BILAND 1994, S. 5f.
- 163 ANGST 1898, S. 25.
- 164 DRAEYER 1999, S. 19–21. GUTBROD 2009, S. 109f., 133–137.
- 165 SBZ 1898/32, S. 198. Vgl. auch GUTBROD 2012.
- 166 Schreiben vom 15.5.1898, ZBZ, FA Rahn 1470 n. 50. Vgl. GUTBROD 2009, Abb. 55.
- 167 GUTBROD 2009, S. 125–133.
- 168 DRAEYER 1999, S. 25.
- 169 SBZ 1898/31, S. 192.
- 170 SAZ, GB SR 1893, S. 144.
- 171 SAZ, GB SR 1893, S. 144. SBZ 1898/32, S. 7.
- 172 DRAEYER 1999, S. 29.
- 173 DRAEYER 1999, S. 30f.
- 174 DRAEYER 1999, S. 41–44. SBZ 1898/32, S. 1–4, 9.
- 175 SBZ 1896/28, S. 60.
- 176 Zum Bildprogramm: DRAEYER 1999, S. 45–58. HÜRLIMANN 1939, S. 132.
- 177 SBZ 1897/29, S. 69.
- 178 HÜRLIMANN 1939, S. 5–7. DRAEYER 1999, S. 49f. GUTBROD 2009, S. 137–147.
- 179 DRAEYER 1999, S. 51.
- 180 SBZ 1903/41, S. 35f., 66–69, 78f., 88f.
- 181 SBZ 1903/41, S. 240f.
- 182 Chronologie in: DRAEYER 1999, S. 63–94.
- 183 DRAEYER 1999, S. 81–84.
- 184 SBZ 1936/107, S. 8–10, Taf. 1–2.
- 185 Sanierung in: Tec21, Dossier Dezember 2008.
- 186 1880/81 war GULL in Baden bei ROBERT MOSER angestellt.
- 187 PESTALOZZI 1898, S. 34.
- 188 PESTALOZZI 1898, S. 35.
- 189 GULL 1905/2, S. 362. GUTBROD 2009, S. 126.
- 190 Zit. nach ABEGG 2009/2, S. 140. Vgl. etwa die Flachschnitzereien aus der Zürcher Fraumünsterabtei.
- 191 ABEGG 2009/2, S. 139f.
- 192 PESTALOZZI 1898, S. 39.
- 193 SBZ 1898/32, S. 198.
- 194 GULL 1905/2, S. 356.
- 195 SBZ 1898/32, S. 53.
- 196 Vgl. etwa RAHN 1876.
- 197 Vgl. SCHUBIGER 2009.
- 198 STÄHLI 1915, S. 3.
- 199 KVZ 1929, S. 7.
- 200 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 412–417. KVZ 1912, S. 82, 113.
- 201 KVZ 1929, S. 8–12.
- 202 KVZ 1913, S. 3.
- 203 KVZ 1913, S. 13. SBZ 1916/67, S. 235.
- 204 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 401–403.
- 205 KVZ 1929, S. 12–18, 22.
- 206 BZD 1980–1984, 10/2, S. 158. BZD 1985/86, S. 133.
- 207 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 328–330. KVZ 1913, S. 4.
- 208 SBZ 1942/119, S. 126–129. GRUNDER KdS ZH 2005, S. 354–364.
- 209 KVZ 1913, S. 4.
- 210 KVZ 1913, S. 9.
- 211 SBZ 1930/95, S. 130.
- 212 NIEVERGELT 1977/2, S. 7–11. Schauspielhaus 1978, S. 48–53.
- 213 ZüKa 1890, S. 5.
- 214 ZüKa 1890, S. 6.
- 215 Neumünster 1889, S. 388.

- 216 NIEVERGELT 1977/2, S.3. WEHRLI 1905, S.391.
 217 NIEVERGELT 1977/2, S.14. Schauspielhaus 1978, S.59.
 218 SBZ 1932/99, S.220f. NIEVERGELT 1977/2, S.3, 16–18.
 219 Schauspielhaus 1978, S.37–40.
 220 BZD 1974–1979, S.72–75.
 221 ZüKa 1890, S.6.
 222 INSA 10, 1992, S.387.
 223 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007, S.222–226.
 224 WEHRLI 1905, S.386.
 225 SBZ 1890/15, S.117–119.
 226 SBZ 1890/15, S.41.
 227 WICHERS VON GOGH 1891. ZINGG 2007, S.7. JUNG 1980–1984, S.76f. WEHRLI 1905, S.388.
 228 SBZ 1890/15, S.121.
 229 ZINGG 2007, S.7.
 230 SBZ 1890/15, S.122.
 231 HOFFMANN 1966, S.78f., Abb.260 und 261 (Krakauer Projekt).
 232 ZINGG 2007, S.8–10. JUNG 1980–1984, S.76–78.
 233 WICHERS VON GOGH 1891, unpag.
 234 SBZ 1890/16, S.135. SBZ 1891/17, S.74f. ZINGG 2007, S.9f. WICHERS VON GOGH 1891.
 235 ZINGG 2007, S.10.
 236 Ebenfalls von PAILLARD: Theater St.Gallen, 1961–1968.
 237 JUNG 1980–1984, S.83f. Zum Umbau vgl. HAMMER 1984.
 238 INSA 10, 1992, S.424.
 239 BAUMGARTNER 2008.
 240 JUNG 1980–1984, S.85.
 241 ZINGG 2007, S.18–20. SBZ 1891/18, S.161.
 242 SAZ, VII.12.6.1.4.3.
 243 SBZ 1891/18, S.162.
 244 Zit. nach WEBER 1995, S.27.
 245 SBZ 1891/18, S.106.
 246 SAZ, VII.12.B.6.1.1.6.
 247 WEBER 1995, S.33f.
 248 WEBER 1995, S.39–72.
 249 SBZ 1891/18, S.162.
 250 WEHRLI 1905, S.389f. SBZ 1891/17, S.141–145.
 251 Vgl. HOFFMANN 1966.
 252 Baukultur 2003, S.137f. BIGNENS 1988, S.113f. INSA 10, 1992, S.402.
 253 GRAP 1997, S.14.
 254 GRAP 1997.
 255 Kinema 1919, 9/7, S.2.
 256 EIGENHEER 1993, S.29–34, 245f. (Lokale des Grütlivereins oder des Arbeiterbildungsvereins Eintracht).
 257 ERISMANN 1913, S.1.
 258 Zit. nach EIGENHEER 1993, S.55 (NZZ, 24.1.1895).
 259 ERISMANN 1913, S.1–3. EIGENHEER 1993, S.96. e-HLS, Art. «Orelli [-Rinderknecht], Susanna» (REGULA LUDI).
 260 EIGENHEER 1993, S.56. NZZ 4.3 und 14.3.1895.
 261 EIGENHEER 1993, S.97.
 262 EIGENHEER 1993, S.98, 127–136.
 263 EIGENHEER 1993, S.92f. In Bern war die Volkshausvorlage an die Gewährung eines Darlehens an den Kursaal Schänzli gekoppelt.
 264 Zit. nach EIGENHEER 1993, S.105 (NZZ, 11.3.1906).
 265 EIGENHEER 1993, S.105–107.
 266 EIGENHEER 1993, S.109.
 267 EIGENHEER 1993, S.116–120, 126f., 141–145.
 268 ERISMANN 1913, S.15.
 269 SBZ 1925/85, S.343.
 270 EIGENHEER 1993, S.145.
 271 SAZ, Prot. Baukollegium vom 11.12.1925, S.181–184.
 272 BZD 1995/96, S.200f.
 273 Vgl. Pläne in SOZARCH Ar 464.25.2–464.25.5.
 274 EIGENHEER 1993, S.243.
 275 EIGENHEER 1993, S.149f.
 276 SB 1911/3, S.118.
 277 Zit. nach EIGENHEER 1993, S.150 (Volksrecht, 3.11.1910).
 278 SB 1911/3, S.119.
 279 GUBLER 1980.
 280 EIGENHEER 1993, S.154.
 281 Werk 1920/7, S.187.
 282 SCASCIGHINI 1991, S.200.
 283 SB 1911/3, S.117.
 284 ZETKIN 1911, S.14f.
 285 NICOLAI 2009, S.12f.
 286 SBZ 1896/27, S.110f.
 287 SBZ 1900/36, S.6.
 288 SBZ 1898/31, S.165.
 289 SBZ 1900/36, S.6f.
 290 Werk 1936/23, S.333.
 291 SBZ 1900/36, S.19.
 292 StAZH, Z 2.1530. BIGNENS 1985, S.40. Vorstandsmitglied und Aktionär der 1933 gegründeten Corso-Betriebs-AG war unter anderem Sigfried Giedion, wie BURCKHARDT Mitbegründer der CIAM.
 293 Werk 1933, 20/9, S.XXX.
 294 BIGNENS 1985, S.
 295 <http://www.kunsthaut.ch/de/sammlung/restaurierung/beispiele-aus-der-praxis/max-ernst>.
 296 SBZ 1934/104, S.79f. BIGNENS 1985, S.51f., weist für die Innenraumgestaltung auf den möglichen Einfluss der niederländischen De-Stijl-Bewegung hin.
 297 STENZL 2005/2.
 298 BZD 1970–1974 (Teil 1), S.271.
 299 SBZ 1899/34, S.241f.
 300 SBZ 1934/108, S.79.
 301 ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003, S.62, 83.
 302 SBZ 1885/6, S.29f. INSA 10, 1992, S.380, 398. ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003, S.194.
 303 DANGEL/SONDEREGGER 1993/94, S.76f.
 304 BZD 1991/92, S.123. DANGEL/SONDEREGGER 1993/94, S.74–85. STEGER/MÜLLER 2012, S.294–299.
 305 ZWCh 1906/8, S.110.
 306 DANGEL/SONDEREGGER 1993/94, S.82.
 307 WEHRLE 1960, S.7.
 308 WEHRLE 1960, S.68.
 309 e-HLS, Art. «Sport» (THOMAS BUSSET, MARCO MARCACCIO).
 310 WEHRLE 1960, S.100–109.
 311 SAZ, VII.379, Archiv der Schützengesellschaft der Stadt Zürich seit 1534.
 312 Vgl. etwa das Historische Museum in Hagenau von RICHARD KUDER (1900–1905).
 313 FIETZ 1905/1, S.290–292. INSA 10, 1992, S.422. Baukultur 2005, S.71.
 314 BZD 1980–1984, S.195f.
 315 KURZ 2000, S.63f.
 316 <http://www.stadt-zuerich.ch/content/ssd/de/index/sport/sportamt/meilensteine.html>.
 317 Sportbauten 1931, S.5.
 318 KOLLER 2008, S.2f.
 319 Ruder- und Segelclubs gab es in Zürich seit den 1860er Jahren.
 320 SBZ 1917/70, S.77. Baukultur 2006, S.57. INSA 10, 1992, S.335.
 321 Werk 1921, S.116–119. Baukultur 2006, S.68f. INSA 10, 1992, S.373.
 322 SBZ 1932/99, S.13–15.
 323 SBZ 1934/104, S.130–136.
 324 WEHRLE 1960, S.32f.
 325 FARNER 1899, S.28f.
 326 KURZ 2000, S.20, 23f.
 327 FISSLER 1909/1, S.214.
 328 Vgl. TRÜB 1991/92 oder ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003, S.185f.

- 329 Adressbuch 1859, S. 7.
 330 FARNER 1899, S. 30.
 331 ANGLY 1989, S. 10.
 332 Bäder 2001, S. IX. BAZ, Plan IX N 1.
 333 Zürcherisches Wochenblatt (Tagblatt), 19. Juni 1837, Nr. 113.
 334 SAZ, Amtl. Slg. Bd. 1 (1859), S. 193–204.
 335 FISSLER 1909/1. ANGLY 1993, S. 4. Bäder 2001, S. 57–59.
 336 Bäder 2001, S. 1–3. INSA 10, 1992, S. 304. BZD 1991/92, S. 62f.
 337 BZD 1985/86, S. 128. 1949/50 erweitert.
 338 Bäder 2001, S. 53–56. INSA 10, 1992, S. 412. ANGLY 1993, S. 2. BZD 1985/86, S. 128f.
 339 INSA 10, 1992, S. 425. ANGLY 1993, S. 3.
 340 ANGLY 1993, S. 5.
 341 Diese waren 1935 an der Organisation der Ausstellung «Das Bad von heute und gestern» beteiligt: Bad 1935. Werk 1935/22, S. 319–324. ANGLY 1993, S. 7f. Zum Allenmoos-Bad: Werk 1936, 23/4, S. XIII. SBZ 1936/107, S. 232–235, 258–261.
 342 Werk 1947/34, S. 212.
 343 Werk 1947/34, S. 212. Werk 1951/38, S. 137f. ANGLY 1993, S. 8. Bäder 2001, S. 41–44.
 344 Werk 1950/37, S. 271–275. SBZ 1943/122, S. 181–187. SBZ 1950/68, S. 149–159. ANGLY 1993, S. 10. Bäder 2001, S. 9–12.
 345 SBZ 1934/104, S. 130–136.
 346 ANGLY 1993, S. 4. RITTER 1909.
 347 ABEGG 2009/1, S. 11.
 348 http://www.stadt-zuerich.ch/content/ted/de/index/gsz/natur-_und_erlebnisraume/park-_und_gruenanlagen/sihl-hoezli.html.
 349 Albisgütli 1898, S. 96.
 350 BAZ, Bilddokumente Sihlhölzlistrasse 6.
 351 SBZ 1933/101, S. 99f.
 352 FÜLSCHER 2012, S. 302.
 353 SBZ 1933/101, S. 103.
 354 SBZ 1934/105, S. 130–132. BILLINGTON 1997, S. 189–196.
 355 FÜLSCHER 2012, S. 214. Werk 1936, 23/3, S. XV–XX. Werk 1937, 24/8, S. X.
 356 SBZ 1933/101, S. 104f., 114f.
 357 WEHRLE 1960, S. 80–86.
 358 GREYER 2012, S. 19.
 359 SBZ 1912/60, S. 305.
 360 SBZ 1912/60, S. 333–336. SCHNYDER 2012, S. 182–184. GREYER 2012.
 361 Heimatschutz 1926/21, S. 111f.
 362 WEIDMANN 2012, S. 14f.
 363 SBZ 1912/60, S. 305–309.
 364 GREYER 2012, S. 22.
 365 SBZ 1953, 71/34, Anzeigenseite 3.
 366 BAUER 2005.
 367 SBZ 1927/90, S. 350f.
 368 BONOMO 1982, S. 18f.
 369 EGENDER betätigte sich als Steher, MÜLLER war 1937 Mitbegründer der Genossenschaft Hallenstadion: MAURER 2005/2, S. 12. Hallenstadion 1937, S. 12.
 370 HANAK 2005. MAURER 2005/1. MAURER 2005/2.
 371 BONOMO 1982, S. 25.
 372 MAURER 2005/2, S. 26f.
 373 BONOMO 1982, S. 46.
 374 SBZ 1937/110, S. 211.
 375 SBZ 1945/126, S. 259–269, Taf. 7, 8. GALMARINI 2005. PFAM-MATTER 2005.
 376 Hallenstadion 1939, S. 7.
 377 SBZ 1945/126, S. 259.
 378 Hallenstadion 1939, S. 3.
 379 WEHRLE 1960, S. 33.
 380 Hallenbad 1941, S. 7.
 381 BAZ, Y 14, Prot. Baukollegium 1922–1928, 11.12.1925, S. 184–190. SBZ 1926/87, S. 116–118.

- 382 Hallenbad 1941, S. 3.
 383 Pläne SAZ, IX N 12: MÜLLER & FREYTAG, 1932.
 384 Hallenbad 1941, S. 7–9.
 385 Hallenbad 1941, S. 10–20 oder SBZ 1942/120, S. 5–11.
 386 planen + bauen 1981/14/, S. 46f.
 387 BZD 1997/98, S. 176.
 388 Tec21 2013, 139/7–8.
 389 SBZ 1942/120, S. 1.
 390 Hallenbad 1941, S. 3. Vgl. Stadtbad Mitte in Berlin (1929/30, CARLO JELKMANN, HEINRICH TESSENOW) oder das Hallenbad in Haarlem (1933/34, JOHANNES BERNARDUS VAN LOGHEM): HANAK 2013, S. 36.
 391 Hallenbad 1941, S. 10. Werk 1940/27/7, S. VIII; 27/11, S. IXf.
 392 HANAK 2013, S. 33.

HOTELBAUTEN

- 1 e-HLS, Art. «Tourismus» (LAURENT TISSOT) und «Hotelbau» (GILLES BARBEY).
- 2 Überblick über die Zürcher Hotelbauten in: BOHLI 1985 und BOHLI 1987.
- 3 Beispiele in: ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007.
- 4 INSA 10, 1992, S. 305. BZD 1974–1979, S. 19.
- 5 PFISTER wird auch das ehem. Hotel *Goldene Krone*, Limmatquai 4 (1837), zugeschrieben, 1839/40 baute er das Hotel *Du Lac*, Limmatquai 16: INSA 10, 1992, S. 364.
- 6 ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003, S. 188–192.
- 7 Für seine Verdienste um den Zürcher Tourismus erlangte Baur 1859 die Ehrenbürgerschaft und wurde 1860 Mitglied des städtischen Baukollegiums: e-HLS, Art. «Baur, Johannes» (UELI MÜLLER).
- 8 SBZ 1909/53, S. 1–5. BZD 1974–1979, S. 42f. Baukultur 2008, S. 112f., 136. INSA 10, 1992, S. 310. ESCHER/HOFFMANN/KLÄUI KdS ZH 1949, S. 201–203. BOHLI 1985, S. 90–115. Zürich 1877, S. 30. Steiner AG 1978.
- 9 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 33f. INSA 10, 1992, S. 364.
- 10 ABEGG 2006, S. 295.
- 11 INSA 10, 1992, S. 425. Baukultur 2003, S. 149. BOHLI 1987, S. 21–43.
- 12 Abbruch 1872, Neubauten 1875/76 und nach Brand 1879, 1911 Erweiterung: INSA 10, 1992, S. 421. BOHLI 1985, S. 308–315.
- 13 2004 renoviert; Baukultur 2010, S. 40. INSA 10, 1992, S. 337.
- 14 INSA 10, 1992, S. 378. Baukultur 2010, S. 142. BZD 1995–1996, S. 74–86.
- 15 DES CARS 2002, S. 52.
- 16 MORITZ FLURY-ROVA, ELSBETH WULLSCHLEGER. Hotel Baur au Lac. Inventar IBID, Winterthur 1998/99. REGULA CROTTET. Hotel Baur au Lac, Hotelhalle Süd. Baugeschichtliche Grundlagen, IBID Altbau AG, Winterthur 2013.
- 17 GALLMANN 2012, S. 329–334.
- 18 Vgl. SBZ 1899/33, S. 173f. Für die am Bau beteiligten Unternehmer auch GALLMANN 2012, S. 335 (Anm. 12, Dok. 2).

GESCHÄFTSHÄUSER

- 1 PFLEGHARD 1905, S. 401. Die Architekten PFLEGHARD & HAEFELI profilierten sich um 1900 u.a. im Neubau von Geschäftshäusern.
- 2 PFLEGHARD 1905, S. 402.
- 3 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007, S. 41. FRIES 1933, S. 161–164.

- 4 INSA 10, 1992, S.364f.
- 5 PFLEGHARD 1905, S.402.
- 6 PFLEGHARD 1905, S.402f.
- 7 PFLEGHARD 1905, S.403.
- 8 SBZ 1917/69, S.156–159, Taf.21, 22. SB 1913/5, S.343.
- 9 PFLEGHARD 1905, S.403.
- 10 PFLEGHARD 1905, S.404.
- 11 PFLEGHARD 1905, S.407.
- 12 PFLEGHARD 1905, S.407.
- 13 Zur Bahnhofstrasse vgl. HUBER 2015/1.
- 14 PFLEGHARD 1905, S.408f.
- 15 PFLEGHARD 1905, S.408.
- 16 BERNOULLI 1922, S.61.
- 17 INSA 10, 1992, S.311.
- 18 PFLEGHARD 1905, S.405.
- 19 SBZ 1900/35, S.8. BÜHLER 2012, S.286–293.
- 20 INSA 10, 1992, S.308.
- 21 BERNOULLI 1922, S.64.
- 22 FAMMLER 1911, S.232.
- 23 INSA 10, 1992, S.308. VON BURG 2000, S.169–174, 276.
- 24 Vgl. INSA 10, 1992, S.423f.
- 25 Baukultur 2008, S.172f.
- 26 Baukultur 2008, S.200f.
- 27 MEYER 1934, S.1.
- 28 Baukultur 2008, S.202–205.
- 29 TRÜDINGER 1931, S.157.
- 30 MEYER 1934, S.1.
- 31 NZZ vom 20.12.1931.
- 32 STEIGER-CRAWFORD 2003, S.66.
- 33 Werk 1950/37, S.197–199.
- 34 HILDEBRAND 2007, S.236.
- 35 BZD 1980–1984, S.197.
- 36 BZD 1995/96, S.197f.
- 37 Werk 1934/21, S.6. Vorbild war wohl das 1930 eröffnete Kaufhaus Schocken in Chemnitz (ERICH MENDELSON).
- 38 SBZ 1933/101, S.1.
- 39 SBZ 1933/101, S.2.
- 40 SBZ 1933/101, S.7.
- 41 SBZ 1933/101, S.1f., 6–10.
- 42 SBZ 1933/101, S.2–5. LICHTENSTEIN 1977, S.12.
- 43 STEIGER-CRAWFORD 2003, S.74.
- 44 STEIGER-CRAWFORD 2003, S.74f., 122f., 148f.
- 45 SBZ 1933/101, S.5f.
- 46 SCHMID 1977, S.118.
- 47 Eisenbahn 1876/4, S.79.
- 48 SCHMID 1977, S.120–123.
- 49 Eisenbahn 1876/4, S.95; 1876/5, S.32. Prämierte Projekte in: Eisenbahn 1876/5, Beilagen Hefte 21, 22, 26; 1877/6, Beilagen Hefte 3, 11.
- 50 Eisenbahn 1876/5, S.165.
- 51 Eisenbahn 1876/5, S.35f., 46.
- 52 Eisenbahn 1876/5, S.173.
- 53 SCHMID 1977, S.130.
- 54 SAZ, Prot. Baukollegium, Sitzung vom 17.12.1929, S.79.
- 55 SBZ 1885/5, S.3.
- 56 Beschreibung in: SBZ 1885/5, S.1–3, 7.
- 57 SCHNEITER 1960.
- 58 Werk 1928/15, S.76–83.
- 59 Werk 1931/18, S.113–116.
- 60 ESCHER/HOFFMANN/KLÄUI 1949, S.182f.
- 61 Werk 1917/4, S.9–16.
- 62 ESCHER/HOFFMANN/KLÄUI 1949, S.180–182.
- 63 Leu 1915, S.18, 29.
- 64 BZD 1993/94, S.137.
- 65 BZD 1995/96, S.118.
- 66 WALLNÖFER 2015.
- 67 BLÖSCH 1913, unpag. Vgl. Warenhaus Wertheim in Berlin (1896/97, 1901–1904) von ALFRED MESSEL. Weitere Beispiele in: VON BURG 2000, S.59.
- 68 Werk 1917/4, S.3.
- 69 BLÖSCH 1913, unpag.
- 70 BLÖSCH 1913, unpag.
- 71 BLÖSCH 1913, unpag.
- 72 BZD 1993/94, S.137. WALLNÖFER 2015, S.308–313.
- 73 SBZ 1954/72, S.82–85, Taf.16.
- 74 ZWCh 1906, S.389.
- 75 Ganz hatte für den Neubau unerlaubterweise die Fundamente des ehemaligen Augustinerturms gesprengt.
- 76 ZüKa 1870, S.4.
- 77 1836 als erste Aktienbank der Schweiz im Zunfthaus zur Meisen gegründet, die sogenannte Meisenbank.
- 78 Am 18.11.1871 Erwerb des Bauplatzes durch Conrad von Orelli-Ziegler, Heinrich Bodmer-Pestalozzi, Hans Conrad Escher-Usteri und Heinrich Mousson-von May. BIERI 1983, S.18, 56.
- 79 SBZ 1928/92, S.88f.
- 80 SBZ 1924/84, S.192–195.
- 81 BIERI 1983, S.25–29, 38–40, 56f. BIERI 1990, S.292–305.
- 82 BZD 1995/96, S.119.
- 83 ZWCh 1906, S.389.
- 84 ESCHER/HOFFMANN/KLÄUI KdS ZH 1949, S.340–342. GRUNDER KdS ZH 2005, S.380.
- 85 ZWCh 1917, S.203.
- 86 SBZ 1925/85, S.328. Werk 1925, 12/7, S.XXVf.
- 87 RAFF 1962, S.144.
- 88 SBZ 1951/69, S.670.
- 89 SBZ 1919/74, S.68.
- 90 LEISI 1987, S.112.
- 91 Vgl. SBZ 1919/74, S.78f. ZWCh 1917, S.203f.
- 92 SBZ 1902, 40/11, S.120.
- 93 ZWCh 1905, 149.
- 94 CAPOL/FERIC 1993, S.44–52.
- 95 MICHEL 2012/1, S.278–285.
- 96 BAERLÖCHER 2007, S.135.
- 97 MICHEL 2012/1, S.284.
- 98 Werk 1963/50, S.186f.
- 99 BZD 1980–1984, S.132.
- 100 HUBER 2008. WALLNÖFER 2010, S.214–219.
- 101 SBZ 1914/63, S.130. SB 1914/6, S.130. SB 1915/7, S.10. SBZ 1923/81, S.5.
- 102 SBZ 1915/65, S.275. SB 1915/7, S.36. SB 1915/7, S.84.
- 103 SBZ 1916/67, S.311. SBZ 1916/68, S.270.
- 104 SBZ 1917/70, S.25.
- 105 SBZ 1917/69, S.43.
- 106 SBZ 1917/69, S.54.
- 107 Abb.und Projektbeschreibung: SBZ 1917/70, S.25, 31.
- 108 SBZ 1917/70, S.30.
- 109 SBZ 1923/81, S.6f. Beteiligte Firmen und Künstler: Werk 1923, 10/3, S.II–IV.
- 110 Wasmuths Monatshefte für Baukunst 1924/8, S.381.
- 111 Werk 1923/10, S.54.
- 112 SBZ 1923/81, S.16.
- 113 Werk 1923/10, S.60.
- 114 SBZ 1923/81, S.16. Zitat NZZ, 6.8.1922.
- 115 SBZ 1923/81, S.16.
- 116 BZD 1991/92, S.126–128.
- 117 ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/StÄHELI KdS ZH 2007, S.314–316. Swiss Life 2007, S.91, 95.
- 118 SBZ 1898/31, S.138.
- 119 SBZ 1898/31, S.139.
- 120 VON BURG 2000, S.223.
- 121 VON BURG 2000, S.222.
- 122 SBZ 1933/101, S.267. SBZ 1934/103, S.51.
- 123 MAURER 1987, S.24–37, 64.

- ¹²⁴ HEINRICH war 1924–1929 bei Jurymitglied O.R.SALVISBERG als Büroleiter in Berlin tätig.
- ¹²⁵ Vgl. verschiedene Bauten von SALVISBERG.
- ¹²⁶ STOCKMEYER 1943, S. 146, 149, 152.
- ¹²⁷ Vgl. STOCKMEYER 1943 und MEYER 1937.
- ¹²⁸ INSA 10, 1992, S. 367f.
- ¹²⁹ U.a. Umbau des Warenhauses «Ober» 1931–1934.
- ¹³⁰ SBZ 1962/80, S. 532f.
- ¹³¹ SBZ 1959/77, S. 369.
- ¹³² DPZch, Dok. Löwenstrasse 2 (Bausektion I des Stadtrates, 4.10.1928, Beschluss 2693).
- ¹³³ DPZch, Dok. Löwenstrasse 1 (Einsprache vom 26.6.1925).
- ¹³⁴ SBZ 1955/73, S. 67. Werk 1955/42, S. 21.
- ¹³⁵ BZD 1997/98, S. 178.
- ¹³⁶ NZZ, 6.7.1929.
- ¹³⁷ BZD 1974–1979, S. 61.
- ¹³⁸ ZüKa 1901, S. 4–6.
- ¹³⁹ SBZ 1922/80, S. 90–93. SBZ 1925/86, S. 300–302, Taf. 21, 22.
- ¹⁴⁰ SBZ 1899/34, S. 7.
- ¹⁴¹ SBZ 1899/34, S. 8.
- ¹⁴² SBZ 1901/38, S. 235.
- ¹⁴³ SBZ 1902/39, S. 171.
- ¹⁴⁴ SBZ 1899/34, S. 7.
- ¹⁴⁵ SBZ 1899/34, S. 7. Beschreibung des Inneren: SBZ 1902/39, S. 183f.
- ¹⁴⁶ PARICI-CIPRYS 2004/2, S. 333–335. SBZ 1970/88, S. 609–614, Taf. 17–20. SONDEREGGER 2000, S. 46–49.
- ¹⁴⁷ INSA 10, 1992, S. 374.
- ¹⁴⁸ HÜRLIMANN 1939, S. 146.
- ¹⁴⁹ Werk 1938, 25/6, S. XIV. SBZ 1969/87, S. 13f. RUCKI 1998, S. 169, 494.
- ¹⁵⁰ BZD 1974–1979, S. 19. Vorgängerbauten: GRUNDER KdS ZH 2005, S. 333–335.
- ¹⁵¹ HESS 1862, S. 11.
- ¹⁵² Zürcher Freitagszeitung, 26.3.1857.
- ¹⁵³ NIEVERGELT 1977/1, S. 15f.
- ¹⁵⁴ NIEVERGELT 1977/1, S. 33–46.
- ¹⁵⁵ SAZ, V.L.1.:14. Ass.-Nrn. 623, 624, 632, 641, 642.
- ¹⁵⁶ SCRETA VON ZAVORZIZ 1978.
- ¹⁵⁷ BZD 1974–1979, S. 40.
- ¹⁵⁸ HESS 1862, S. 11.
- ¹⁵⁹ ZüKa 1860, S. 8.
- ¹⁶⁰ RIEGER 1977, S. 10.
- ¹⁶¹ Feldhof in: GRUNDER KdS ZH 2005, S. 330–333.
- ¹⁶² RIEGER 1977, S. 12.
- ¹⁶³ Baukommission: Alfred Escher, Heinrich Fierz-Etzweiler und Johann Wild.
- ¹⁶⁴ Zit. nach RIEGER 1977, S. 12.
- ¹⁶⁵ ZüKa 1874, S. 11.
- ¹⁶⁶ ZüKa 1873, S. 9.
- ¹⁶⁷ RIEGER 1977, S. 12f. mit Abb.
- ¹⁶⁸ SAZ, Prot. SR vom 4.2.1873.
- ¹⁶⁹ SBZ 1883/1, S. 30.
- ¹⁷⁰ RIEGER 1977, S. 42.
- ¹⁷¹ RIEGER 1977, S. 42–47.
- ¹⁷² PARICI-CIPRYS 2005, S. 243–248.
- ¹⁷³ Zit. nach RIEGER 1977, S. 57.
- ¹⁷⁴ SBZ 1898/32, S. 157.
- ¹⁷⁵ FRANK 1938, S. 225–228. SCHMID 1959, S. 29–32. SBZ 1898/32, S. 154–157.
- ¹⁷⁶ SBZ 1899/34, S. 115.
- ¹⁷⁷ SBZ 1898/32, S. 155.
- ¹⁷⁸ Z.B. SBZ 1899/33, S. 22.
- ¹⁷⁹ SBZ 1899/34, S. 115.
- ¹⁸⁰ SBZ 1898/32, S. 154.
- ¹⁸¹ ESCHER/HOFFMANN/KLÄUI KdS ZH 1949, S. 365f. GRUNDER KdS ZH 2005, S. 419–422.

¹⁸² SBZ 1940/115, S. 157.

¹⁸³ SBZ 1940/115, S. 155–160.

¹⁸⁴ SBZ 1962/80, S. 134.

¹⁸⁵ Hochparterre 2005/18, S. 47f. DIETHELM 2003, S. 150f.

¹⁸⁶ ZWCh 1899/1, S. 6.

¹⁸⁷ SBZ 1899/34, S. 115.

¹⁸⁸ SBZ 1940/115, S. 157.

¹⁸⁹ SBZ 1940/115, S. 157.

¹⁹⁰ 1857–1859 Direktor der Kreditanstalt, 1855–1874 Nationalrat, ab 1872 Präsident des Aktienbauvereins (vgl. Fierzhäuser).

¹⁹¹ PFISTER 1959.

INDUSTRIEBAUTEN

¹ Baukultur 2005, S. 55. VOGEL 2013, S. 144–149.

² GRUNDER KdS ZH 2005, S. 167–176.

³ Baukultur 2006, S. 20.

⁴ INSA 10, 1992, S. 404.

⁵ INSA 10, 1992, S. 401.

WOHNBAUTEN

¹ WINKLER 1939, S. 123f. KURZ 2008, S. 24–37.

² Baugesetz 1863, § 63.

³ Sammlung 1865, S. 121–124.

⁴ Sammlung 1865, S. 306–314.

⁵ Baumeisterhäuser 2011, S. 41.

⁶ Vgl. LUX 1906, BAUDIN 1909.

⁷ Kantonsgeschichte 1994, S. 95f.

⁸ WOLFF 1908, S. 5–9.

⁹ Baumeisterhäuser 2011.

¹⁰ Vgl. Schweizerisches Bundesblatt, 52. Jg., Bd. 3, S. 498.

¹¹ Stammbaum Bourcart im Elsass, www.stroux.org/patriz_f/stMh_f/MhBN_f.pdf, Februar 2014.

¹² Vgl. JEAN-JACQUES BOURCART. Die Grundsätze der Industrie-Verwaltung. Ein praktischer Leitfaden. Zürich 1874.

¹³ JAUN 1980, S. 257.

¹⁴ NIEVERGELT 1981, S. 123.

¹⁵ BRÄNDLI 2000, S. 149.

¹⁶ INSA 10, 1992, S. 326. SBZ 1917/69, S. 21.

¹⁷ INSA 10, 1992, S. 358. SBZ 1917/69, S. 21.

¹⁸ ERNST 1890.

¹⁹ SBZ 1917/69, S. 21.

²⁰ Vgl. Stadtplan 1867, Siegfriedkarte 1880.

²¹ PESTALOZZI 1905/2, S. 277.

²² Vgl. KURZ 2008, S. 74.

²³ SCHWEIZER 1896, S. 138f.

²⁴ SAZ, V.G.c.36.1.

²⁵ Neumünster 1889, S. 380f.

²⁶ Amtliche Sammlung 1906/7, S. 135–140.

²⁷ KURZ 2008, S. 72.

²⁸ BAUDIN 1909, S. XXVII.

²⁹ MATHYS 1990. SAZ, VI.Rb.C.59, Bd. 2. Prot. der Bau-Commission Riesbach. 18.9.1873 – Feb. 1884, S. 222–228, 241. Bd. 3, S. 15, 18–22, 127, 206.

³⁰ SCHWEIZER 1896, S. 126f.

³¹ SAZ, VI.Rb.C.34a.:34. Nr. 1140.

³² SAZ, VI.Rb.C.34a.:34. Nr. 1145.

³³ SAZ, VI.Rb.C.34.a.:34, Nr. 1096. Anzeiger aus dem Bezirk Affoltern, 11.4.2012. <http://www.encyclopedia-titanica.org/Maximilian-Josef-Frölicher-Stehli>, 21.2.2014.

³⁴ WEGMANN 1985, S. 35–61.

- 35 SAZ, VI.RB.C.234.a.:34, Nr. 1049. Häuserverzeichnis der Stadt Zürich 1895. SBZ 1910/55, S. 84.
- 36 SAZ, VI.RB.C.34a.:34. Nrn. 1149, 1150.
- 37 Vgl. ZD 15 (1997–2000), Zürich und Egg 2004, S. 261.
- 38 MATTHIESEN 2010, S. 15f., 19, 22f.
- 39 Bürger und Niedergelassene der Stadt Zürich 1875, S. 271; 1879, S. 361; 1882, S. 382; 1885, S. 416f.; 1889, S. 416.
- 40 Adressbuch 1893, S. 287; 1894, S. 331.
- 41 Bürger und Niedergelassene der Stadt Zürich 1879, S. 361.
- 42 StAZH, E III 101.3, S. 225; E III 101.11, S. 416. RÜBEL/RUOFF 1977, Sp. 490.
- 43 ZD 1989/90, S. 180.
- 44 KOCH 1889, S. 2f.
- 45 MUTHESIUS 1908.
- 46 ZD 1980–1984, S. 192f. Baukultur 2006, S. 80. SAZ, VII.21. Belvoir-Park-Gesellschaft 1890–1901 (Villa Nabholz).
- 47 KOCH 1889, S. 1. BIRKNER 1972, S. 138.
- 48 KOCH 1889, S. 2.
- 49 JEAN EGLI. Neues historisches Wappenbuch der Stadt Zürich. Zürich 1860.
- 50 STAFFELBACH 1943, S. 25f., 28, 39, 58f., 67–79, 92. RIETER 1957, S. 61f.
- 51 STAFFELBACH 1943, S. 80–84. RIETER 1957, S. 63–65.
- 52 STAFFELBACH 1943, S. 43, 88–128.
- 53 STAFFELBACH 1943, S. 128–156. RIETER 1957, S. 67–81.
- 54 SCHWEIZER 1896, S. 137–140.
- 55 SAZ, VI.RB.C.34.a.:5, Ass.-Nr. 1530.
- 56 SBZ 1918/71, S. 188.
- 57 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 383f.
- 58 Personenetat der Angehörigen zur Schulthess'schen Familienstiftung mit ihren direkten Aszendenten. Zürich 1908, Tab. 3. SCHULTHESS 1958, S. 115–119.
- 59 GRUNDER KdS ZH 2005, S. 223–247.
- 60 SAZ, V.E.100, Registerkarte Einwohnerkontrolle.
- 61 SAZ, VI.RB.C.34.a.:5, Ass.-Nr. 1556.
- 62 SAZ, V.E.100, Registerkarte Einwohnerkontrolle.
- 63 SCHULTHESS/RENFER 1996, S. 117f.
- 64 Zürich, Bürger und Niedergelassene 1889, S. 170.
- 65 Schweizerisches Bundesblatt 1898/50, Nr. 13, S. 30. Schweizerisches Bundesarchiv, E2001B#1000/1501#2718* Hagnauer & Cie., Santiago, 1918–1919.
- 66 Feuille d'Avis de Neuchâtel, samedi 11 novembre 1922, n° 263 184^e année, p. 5: «Le Conseil d'Administration est composé de dix à quinze membres [...] R. Hagnauer-Vogel, de la Maison Hagnauer & Cie. à Zurich.»
- 67 WALTER MERZ. Wappenbuch der Stadt Aarau. Aarau 1917.
- 68 ZD 1999 (1997/98) S. 130.
- 69 SAZ, VI.RB.C.34.a.:5, Ass.-Nr. 1589.
- 70 STAFFELBACH 1943, S. 195, 197ff., 209ff., 229–262, 275–278, 307, 195.
- 71 2003 Überbauung Neumünsterstr. 14, Teilauflösung des Parks.
- 72 DENZLER 1933, Taf. 33, Nr. 338.
- 73 symogih.org/resource/Actr13253 (3.3.2014). Denzler, Alice. Die Sulzer von Winterthur. Bd. 2, Stammtafeln, Linie B, Tafel 33. Winterthur 1933.
- 74 db.dodis.ch/document/24760?lang=de (3.3.2014).
- 75 SAZ, VI.RB.C.34.a.:5, Ass.-Nr. 1631.
- 76 BAUER 1972, S. 478. LÜPOLD 2010, S. 113.
- 77 Stadt Zürich (Hg.). Quartierspiegel 2011, Kreis 10, Höngg, S. 6.
- 78 BARRAUD WIENER/CROTTET/GRUNDER/ROTHENBÜHLER KdS ZH 2012, S. 294–297.
- 79 StAGR, CB II 1360 i 01/006 (Architekturarchiv Gebrüder Ragaz, Samedan). XXI b 1 Planarchiv, Mappe 1, Nr. 2a: MOGGI war 1892 an einem Projekt für das Kreisspital Oberengadin in Samedan beteiligt.
- 80 SAZ, V.E.c.100, Mappen A – Col, Bereich Burkhard F. – Comandini L., Nr. 379.
- 81 Adressbuch 1901, S. 78; 1907, S. 70; 1908, S. 72.
- 82 SAZ, VI.RB.34.a.:5, Ass.-Nr. 1513. Adressbuch 1899, S. 153; 1900, S. 124; 1901, S. 128; 1902, S. 117; 1903, S. 116; V.E.c.100, Jahre 1893–1900, Bereich: Fricka–Fry, Nr. 88; Jahre 1901–1933, Bereich Fricker–Friedk., Nr. 670; Jahre 1901–1933, Bereich Fricker–Friedk., Nrn. 672–678; 1934–1964, Friedeb.–Friedeq., Nr. 33.
- 83 INSA 10, 1992, S. 375.
- 84 ALTMANN 2000, Bd. 2, S. 219.
- 85 PAUR 1938, S. 7, 9, 12, 16, 27. ZTB 1948, S. 38f.
- 86 GUGGENBÜHL 1955, S. 111–114. ROTTER 1994, S. 21f.
- 87 GUGGENBÜHL 1955, S. 119. ROTTER 1994, S. 24.
- 88 WOLLE 2009, S. 25f., 36f., 41–46. ZANGGER 2001, S. 152–159. EGGENBERGER 1987, S. 10, 13f., 41–43.
- 89 ZANGGER 2011, S. 153. Diethelm stand mit Karl Fürchtegott Grob, dem Bauherrn der Villa Patumbah, in Geschäftskontakt. Ebd. S. 216, Anm. 171. EGGENBERGER 1987, S. 145.
- 90 EGGENBERGER 1987, S. 49f., 56, 59f.
- 91 LEDERGERBER 2001, S. 5, 16ff., 30f.
- 92 LEDERGERBER 2001, S. 33. WOLLE 2009, S. 21f.
- 93 LEDERGERBER 2001, S. 33. SAZ, V.E.c.100, Karte 100750_0296 (1901–1933, Bereich Hegg.–Heid.).
- 94 MÜLLER 2000, S. 305f.
- 95 Zur Personen- und Baugeschichte vgl. Patumbah 2014.
- 96 ZANGGER 2011, S. 59f.
- 97 Näher erstellte 1887–1890 nach den Plänen von GEORG VON HAUBERRISSE im Neurenaissancestil das Schloss Holdereggen in Lindau.
- 98 Vgl. ZANGGER 2011, S. 179f., 225. Der Schweizer Albert Breker erhielt vom Sultan von Dehli 1865 eine der ersten drei Landkonzessionen für Tabakplantagen. Die Tabakproduktion wurde im Hinblick auf die Eröffnung des Suezkanals 1869 für den Export nach Europa lukrativ; Breker war hier einer der Pioniere. Vgl. auch: Kolonial Verlag von 1879 [Nederl (Oost-) Indie. Bijlage C [5.56] Tweede Kamer, S. 1, 2. Breker betrieb die Firma «Helvetia». Hier auch Nachweis für den Muskatnussanbau Grobs in seiner eigenen Plantage in Padang Boelan. Näher und Grob betrieben ihre Plantagen Tandjong Merawa, resp. Patoemba [sic!] in Kooperation in Senembah.
- 99 Das «Allgemeen Dagblad van Nederlandsche Indie», Nr. 306 vom 31.12.1874, spricht von einem «Tabakfieber», das in Penang ausgebrochen sei, was das lukrative Tabakgeschäft, in das Näher & Grob einstiegen, erhellen mag (ZANGGER 2011, S. 197). ZANGGER 2011, S. 224.
- 100 ZANGGER 2011, S. 209.
- 101 ZANGGER 2011, S. 181, Anm. 37.
- 102 ZANGGER 2011, S. 197–203, 206. Schweizer Verein Deli 1936, S. 66.
- 103 Der ältere Bruder, Johann Heinrich Grob, war mit Anna Karolina Zundel verheiratet.
- 104 www.stiftung-patumbah.ch (März 2014).
- 105 ZANGGER 2011, S. 174f.
- 106 Patoembah ist ursprünglich ein Gebiet westlich von Medan, Sumatra, im heutigen «Gunung Leuser»-Nationalpark.
- 107 In nächster Nähe an der Mühlebachstrasse befand sich die Firma Adolf Schulthess, Blech- und Ornamentenfabrik, die u.a. auch die Kuppel der alten Tonhalle gefertigt hatte. Sie gab jeweils ein Musteralbum in Buchform heraus.
- 108 KLASSEN 1892, S. 1918f., 2041–2043.
- 109 Die dilettantisch ausgeführten Zeichen lassen keine eindeutige Transkription und Deutung zu. Am ehesten: «Von Ying Cui im Ganzen komponiert» und «Von Ying Ban fertiggestellt». (freundliche Mitteilung der Sinologin Kathrin Messing, Universität Zürich). Zu denken ist an Bauherr und Architekt.
- 110 INSA 10, 1992, S. 379.
- 111 Baukultur 2006, S. 30. 2013 in Restaurierung begriffen.

- ¹¹² Architektur und Technik 1991/2, S.17–22. Baukultur 2006, S.71. INSA 10, 1992, S.380. ZD 12 (1987–1990), Egg, Zürich 1997, S.380–385. Villa dem Schönen. Vom Abbruchobjekt zum Baudenkmal. Zürich 1990.
- ¹¹³ ZAD 2010–2012, S.120f.
- ¹¹⁴ ZAD 2010–2012, S.122.
- ¹¹⁵ INSA 10, 1992, S.301.
- ¹¹⁶ FRÖHLICH 1974/1, S.248, SBZ 1888/12, S.55.
- ¹¹⁷ SAZ, VI.RB.C.34.a.:3.
- ¹¹⁸ HELFENSTEIN 1982, S.12. Landesarchiv Baden Württemberg, F 201 Bü 482, E 173 III Bü 8138.
- ¹¹⁹ Landesarchiv Baden Württemberg, Q3/41 Bü 438; E 173 III Bü 8137.
- ¹²⁰ INSA 10, 1992, S.377, 378.
- ¹²¹ HELFENSTEIN 1982, S.14.
- ¹²² HELFENSTEIN 1982, S.12f.
- ¹²³ GUGGENHEIM 1999, S.15f.
- ¹²⁴ HELFENSTEIN 1982, S.15.
- ¹²⁵ Baukultur 2006, S.36. ZAD 2010–2012, S.120 (Bleicherweg 45).
- ¹²⁶ JOHANNES PFRUNDER war Baumeister und Grundstückshändler. Vgl. HERMANN SCHENK. Ehemalige Mühle Guntershausen. Caroline Farner (1842–1913), eine Frau macht Geschichte, S.7. PDF, www.berg-tg.ch. Juni 2014. Sein Sohn WALTER PFRUNDER war 1860–1863 Schüler SEMPERS (FRÖHLICH 1974/2, S.222).
- ¹²⁷ SAZ, VII. 144.3.13. Reisepass AUGUST CONRAD STADLER (25. Juni 1839).
- ¹²⁸ FRÖHLICH 1974/1, S.236: Evtl. FRIEDRICH WALSER, der 1864 das Diplom machte und 1864–1869 in SEMPERS Atelier arbeitete, u.a. am Haus Fierz. FRÖHLICH 1974/1, S.243f: GEORG LASIUS. 1863 Hilfslehrer an der Bauschule, 1867 Professor ebd.
- ¹²⁹ www.ogs-seebach.ch. Juni 2014.
- ¹³⁰ Baumeisterhäuser 2011, S.86. INSA 10, 1992, S.382.
- ¹³¹ INSA 10, 1992, S.218, 320.
- ¹³² INSA 10, 1992, S.334, 390, 406, 415, 426f.
- ¹³³ Baukultur 2010, S.83.
- ¹³⁴ Baukultur 2009, S.68.
- ¹³⁵ SAZ, VI.AS.C.23.:6.
- ¹³⁶ SAZ, VI.AS.C.23.:5.
- ¹³⁷ SAZ, VI.AS.C.23.:7.
- ¹³⁸ SAZ, VI.AS.C.23.:5.
- ¹³⁹ BÄRTSCHI 1983, S.256–264. Zum philanthropischen Aspekt vgl. SBZ 1893/22, S.43–46, 50–52.
- ¹⁴⁰ Vgl. Aktienbauverein 1896, S.11. Von den 90 Häusern in Aussersihl wurden 2 an Tagelöhner, 3 an Handlanger, also an unqualifizierte Arbeiter, verkauft, 14 an Eisenbahngestellte (u.a. 1 Lokomotivführer), sonst an qualifizierte Berufsleute wie z.B. 3 Maurer, 3 Schreiner, 3 Maler, 3 Zimmerleute, 3 Schlosser, 3 Schmiede, 3 Schuster, 3 Schriftsetzer. Die Angestellten waren mit 2 Kanzlisten, 4 Commis, 2 Postangestellten, je 1 Fabrik- und Spinnereiaufseher vertreten. Spezielle Berufe wie Kürschner, Silberarbeiter, Dreher, Klaviermacher, Lehrer oder Musiker waren je einmal vertreten.
- ¹⁴¹ BÄRTSCHI 1983, S.258f.
- ¹⁴² Aktienbauverein 1896, S.9, 11.
- ¹⁴³ STAZH, VI.OS.C 20.:3 (Nr. 171, 172), 20.:4 (403, 404).
- ¹⁴⁴ Zu Escher Wyss & Cie. vgl. GRUNDER Kds ZH 2005, S.67–70, 171–176.
- ¹⁴⁵ BÄRTSCHI 1983, S.256f., 507 (mit Plänen).
- ¹⁴⁶ Neben Fierz waren u.a. Stadtrat und Stadtpräsident Hans Konrad Pestalozzi-Stadler, Stadtgenieur ARNOLD BÜRKLI und Stadtbaumeister JOHANN CASPAR ULRICH Mitglieder.
- ¹⁴⁷ BÄCHI 1943, S.27.
- ¹⁴⁸ Aktienbauverein 1896, S.7.
- ¹⁴⁹ Zum Bauzustand vgl. Wohnsiedlungen 2003, S.140.
- ¹⁵⁰ Aktienbauverein 1896, S.7. Baukultur 2003, S.25.
- ¹⁵¹ Aktienbauverein 1896, S.9f.
- ¹⁵² Aktienbauverein 1896, S.7–9.
- ¹⁵³ SBZ 1891/17, S.33f.
- ¹⁵⁴ Baukultur 2004, S.120.
- ¹⁵⁵ Vgl. INSA 10, 1992, S.300 (Asylstrasse 93).
- ¹⁵⁶ Zum Bauzustand vgl. Wohnsiedlungen 2003, S.76.
- ¹⁵⁷ INSA 10, 1992, S.328.
- ¹⁵⁸ Aktienbauverein 1896, S.6, 11.
- ¹⁵⁹ INSA 10, 1992, S.377. Aktienbauverein 1896, S.5.
- ¹⁶⁰ Aktienbauverein 1895, S.15.
- ¹⁶¹ Aktienbauverein 1895, S.15.
- ¹⁶² Aktienbauverein 1895, S.7. INSA 10, 1992, S.406.
- ¹⁶³ Aktienbauverein 1895, S.16.
- ¹⁶⁴ Aktienbauverein 1895, S.16, 22.
- ¹⁶⁵ BÄCHI 1943, S.27.
- ¹⁶⁶ BÄCHI 1943, S.6.
- ¹⁶⁷ BÄCHI 1943, S.6.
- ¹⁶⁸ BÄCHI 1943, S.7.
- ¹⁶⁹ BÄCHI 1943, S.8f.
- ¹⁷⁰ BÄCHI 1943, S.9f.
- ¹⁷¹ BÄCHI 1943, S.10f.
- ¹⁷² BÄCHI 1943, Abb.nach S.14.
- ¹⁷³ Bau- und Wohngenossenschaft 1993, S.27.
- ¹⁷⁴ Bau- und Wohngenossenschaft 1993, S.29.
- ¹⁷⁵ BÄCHI 1943, S.10.
- ¹⁷⁶ BÄCHI 1943, S.27.
- ¹⁷⁷ Baukultur 2013, S.67.
- ¹⁷⁸ Sammlung 1879, S.175–180; 1885, S.252–254; 1892, S.244–247, 285–300.
- ¹⁷⁹ BRÄNDLI 2008, S.63.
- ¹⁸⁰ Sammlung 1865, S.306–314.
- ¹⁸¹ INSA 10, 1992, S.216. SAZ, Übersichtsplan der Gemeinde Riesbach. Project Quai- & Quartieranlage Seefeld. 4.Juli (18)72.
- ¹⁸² Kantonsgeschichte 1994, S.187.
- ¹⁸³ ERNST 1890.
- ¹⁸⁴ Vgl. Müllerplan 1793.
- ¹⁸⁵ Baukultur 2004, S.120.
- ¹⁸⁶ INSA 10, 1992, S.317.
- ¹⁸⁷ STÄHLI ist als Bauherr, nicht aber als Architekt zu fassen an: Bellerivestrasse 26, 28/Klausstrasse 9, 11; Feldeggstrasse 58, Seefeldstrasse 81, 83; Seefeldstrasse 88–92/Feldeggstrasse 46 (INSA 10, 1992, S.313, 327, 401, 402) und in der Enge an der Waffenplatzstrasse 38, 40.
- ¹⁸⁸ INSA 10, 1992, S.424.
- ¹⁸⁹ SBZ 1890/15, S.27.
- ¹⁹⁰ INSA 10, 1992, S.300.
- ¹⁹¹ INSA 10, 1992, S.220. INSA 2004 (Register), S.123.
- ¹⁹² INSA 10, 1992, S.255. BZD 10.2 1986, S.95, 217f.
- ¹⁹³ BZD 18, 2010, S.270–273.
- ¹⁹⁴ Baukultur 2013, S.55.
- ¹⁹⁵ ESCHER Kds ZH 1939, S.372–374. ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI Kds ZH 2007, S.122–127.
- ¹⁹⁶ ULRICH 1905, S.422.
- ¹⁹⁷ SBZ 1886/8, S.3–5.
- ¹⁹⁸ Vgl. Bahnhofstrasse 16 in: BZD 1974–1979, S.19. SBZ 1917/69, S.156–159, Taf.21–22. SB 1913/5, S.343.
- ¹⁹⁹ INSA 10, 1992, S.315. INSA 11, 2004, S.120.
- ²⁰⁰ StATG 8'647, 1/5. Leih- und Sparkasse Steckborn: Statuten; Jahres-Berichte; Schluss-Bericht (Liquidation); Strafprozess-Bericht in TZ vom 15.12.1913.
- ²⁰¹ INSA 10, 1992, S.220, 351.
- ²⁰² INSA 10, 1992, S.334.
- ²⁰³ INSA 10, 1992, S.334.
- ²⁰⁴ INSA 10, 1992, S.317.
- ²⁰⁵ INSA 10, 1992, S.353.
- ²⁰⁶ Baukultur 2004, S.129.
- ²⁰⁷ SBZ 1892/19, S.82.
- ²⁰⁸ SBZ 1919/73, S.74.

- 209 SBZ 1893/22, S.152. SBZ 1890/15, S.11–3, 9–10. 27–28.
- 210 BAUMGARTNER/PARICI-CYPRIS 2010, S.262–264. Aufzugsanlage modernisiert, Personenkabinen restauriert.
- 211 SBZ 1893/22, S.154. SBZ 1892/19, S.82.
- 212 SBZ 1891/18, S.152.
- 213 SAZ, VI.AS.C.23.:11, 12, Ass.-Nrn. 2379, 2380, 2437, 2438, 2439, 2539, 2540, 2465, 2608, 2669, 2807, 2808.
- 214 INSA 8, 1996, S.38.
- 215 SAZ, VI.AS.C.23.:11, 12, Ass.-Nrn. 2379, 2465, 2539, 2540, 2608, 2669, 2808.
- 216 BRUNHART 1999, S.232. Adressbuch 1897, S.39.
- 217 SAZ, VI.AS.C.23.:11, 12, Ass.-Nrn. 2379, 2380, 2437, 2438, 2439, 2539, 2540, 2465, 2608, 2669, 2807, 2808.
- 218 Adressbuch 1901, S.33.
- 219 Adressbuch 1902, S.31, 1904, S. 27, 1905, S.28, 1906, S.28, 1917, S.42.
- 220 Vgl. LAMPERT 1996, bes. S.18. BRUNHART 1999.
- 221 INSA 8, 1996, S.139. INSA 10, 1992, S.303, 355, 405.
- 222 PFLÜGER 1899, PFLÜGER 1909. Vgl. zahlreiche Ausstellungen zum Thema Wohnen (Städtebau, Typologie, Ausstattung) im Kunstgewerbemuseum Zürich.
- 223 SCHATZMANN 1910, S.10.
- 224 SCHATZMANN 1909, S.79–81. Erstmals 1900/01 für das Gaswerk in Schlieren: GRUNDER KdS ZH 1997, S.253–260.
- 225 SBZ 1918/71, S.201.
- 226 SBZ 1925/85, S.3–7.
- 227 EBERLÉ 1927.
- 228 Baukultur 2005, S.53. INSA 10, 1992, S.351.
- 229 Baukultur 2003, S.149. INSA 10, 1992, S.425.
- 230 Baukultur 2003, S.136.
- 231 Baukultur 2010, S.85. SBZ 1932/100, Inseratenseite 14.
- 232 Seit 1974 Baugenossenschaft BEROWISA. Baukultur 2005, S.38. Berowisa 1985. INSA 10, 1992, S.315.
- 233 SBZ 1912/59, S.269f., Taf. 59, 60.
- 234 SBZ 1912/59, S.270.
- 235 Berowisa 1985, S.15.
- 236 Wohnen 1979/54, S.210–212.
- 237 e-HLS, Art. «Gemeinnütziger Wohnungsbau und Wohnbaupolitik» (DANIEL KURZ, ROLF MAURER).
- 238 SBZ 1918/71, S.201. WENGER 1931, S.27.
- 239 SAZ, Prot. Wohnungsbaukommission, 4.2.1918, S.90.
- 240 EBERLÉ 1922, S.3.
- 241 SAZ, Prot. Wohnungsbaukommission, 9.11.1917, S.83f.
- 242 Finanzamt 1957, S.24.
- 243 KURZ 2000, S.28f.
- 244 Baukultur 2005, S.35. INSA 10, 1992, S.315.
- 245 SBZ 1918/72, S.82.
- 246 Dok. Rebhügel 2005.
- 247 DURBAN 2007, S.20f.
- 248 KURZ 2001, S.30. SBZ 1922/79, S.236–238.
- 249 Baukultur 2009, S.32. Werk 1929/16, S.129–133.
- 250 FÜLSCHER 2012, S.140.
- 251 Zit. nach BUCHTER 1990, S.13.
- 252 BUCHTER 1990, S.13f.
- 253 KRUCK 1926, S.8f.
- 254 OETIKER war Mitglied der Subkommission.
- 255 Wohnen 1930/5, S.232.
- 256 EBERLÉ 1927. SBZ 1925/85, S.3–7. Werk 1929/16, S.140–145.
- 257 Finanzamt 1957, S.79f.
- 258 DURBAN 2007, S.21.
- 259 Finanzamt 1957, S.81.
- 260 KURZ 2008, S.313–317.
- 261 ABZ 1956, S.32.
- 262 ABZ 1930, unpag.
- 263 e-HLS, Art. «Staudinger, Dora» (RUTH AMMANN).
- 264 STAUDINGER/STREICHER 1919.
- 265 STAUDINGER/STREICHER 1919, S.15.
- 266 KURZ 2008, S.335–341.
- 267 KURZ 2008, S.322–327, 342–374.
- 268 KURZ 2008, S.327–330.
- 269 HOWARD 1898; HOWARD 1902; HOWARD 1907.
- 270 SBZ 1907/50, S.275–279.
- 271 SB 1909/1, S.148.
- 272 BAUR 1914/2, S.23.
- 273 CRETATZ-STÜRZEL 2005, Bd.1, S.238. CAPOL 2000, S.78–80.
- 274 BAUR 1914/2, S.23.
- 275 SAZ, VII:70, Archiv der Gartenstadtgenossenschaft Zürich 1908–1945. Baukultur 2009, S.50. SB 1909/1, S.148, 153f., 158f. CRETATZ-STÜRZEL 2005, Bd.1, S.237–240, Bd.2, S.399–402.
- 276 Schweizerische Wohnhäuser 1908. CRETATZ-STÜRZEL 2005, Bd.1, S.139, 238–240.
- 277 BAUR 1914/2, S.26.
- 278 SB 1909/1, S.148.
- 279 Baukultur 2009, S.34. INSA 10, 1992, S.434.
- 280 Baukultur 2003, S.153. INSA 10, 1992, S.432. SBZ 1917/70, S.210–213.
- 281 Baukultur 2003, S.44. INSA 10, 1992, S.359.
- 282 Wohnen 1932/7, S.130–132. CAPOL 2000, S.88–92.
- 283 Baukultur 2010, S.127.
- 284 Wohnen 1933/8, S.103f., 106. Vgl. auch INSA 8, 1996, S.438.
- 285 Wohnen 1940/15, S.33.
- 286 Ausstattung: Wohnen 1941/16, S.119–121.
- 287 SBZ 1942/120, S.199.
- 288 Wohnen 1941/16, S.120.
- 289 Dok. Zurlinden 2008.
- 290 SBZ 1917/69, S.258.
- 291 EBERLÉ 1922, S.20.
- 292 EBERLÉ 1922, S.20.
- 293 WENGER 1931, S.30f.
- 294 EBERLÉ 1922, S.20.
- 295 VON BURG 2000, S.110, 112. INSA 10, 1992, S.261.
- 296 SB 1910/2, S.4.
- 297 SBZ 1910/55, S.201.
- 298 ZWCh 1908, S.118, 142f. Alle Architekten waren 1908 Gründungsmitglieder des BSA.
- 299 VON BURG 2000, S.72–75, 110, 115–120. Baukultur 2003, S.43.
- 300 MILLER 1993, S.25.
- 301 SB 1910/2, S.4. RENFER 1982, S.394.
- 302 RENFER 1982, S.449–451.
- 303 SB 1910/2, S.6.
- 304 SB 1910/2, S.6.
- 305 1908 fand im Zürcher Kunstgewerbemuseum neben einer Ausstellung zur Gartenstadtbewegung und zum Einfamilienhaus auch die erste «Raumkunst-Ausstellung» statt: SBZ 1908/52, S.274–278, 299–301, Taf. 9, 10. INSA 10, 1992, S.207.
- 306 RÜEGG 1996, S.11. SBZ 1918/71, S.28–31. INSA 10, 1992, S.323, Baukultur 2013, S.63.
- 307 RÜEGG 1996, S.12, 17. Zu den Architekten: RÜEGG 1996, S.18–20, 28–30.
- 308 RÜEGG 1996, S.32–34, 50–61.
- 309 RÜEGG 1996, S.62–77.
- 310 Werk 1936/23, S.289. SBZ 1934/104, Anhang Weiterbauen 1, S.5–7. VON MOOS 1985, S.88, 90.
- 311 Werk 1936/23, S.289.
- 312 Werk 1936/23, S.290.
- 313 ROTH 1940, S.52.
- 314 Werk 1936/23, S.289.
- 315 ROTH 1940, S.52.
- 316 Zur Innenausstattung vgl. ROTH 1940; zur Renovation 1993/94 vgl. RÜEGG 1996.
- 317 BZD 1989/90, S.197–199.
- 318 Schindelhäuser 2012. BZD 2010–2012, S.135.
- 319 SBZ 1918/71, S.201.

- 320 SAZ, Prot. Wohnungsbaukommission, 4.2.1918, S.87–106; 14.2.1918, S.108–116.
- 321 SBZ 1918/71, S.201.
- 322 Schindelhäuser 2012.
- 323 SBZ 1918/71, S.202.
- 324 SBZ 1918/71, S.201–203.
- 325 KRUCK 1926; Werk 1929/16, S.136–139; SBZ 1930/96, S.22f., Taf.1, 2, S.34–36, Taf.3, 4.
- 326 BUCHTER 1990, S.54.
- 327 KRUCK 1926, S.11; Hardstrasse 87–99, 90–96, Eichbühlstrasse 3–9, 4–6, 12–16, Hirzelstrasse 12. Baukultur 2004, S.50.
- 328 KRUCK 1926, S.36. Wohnungsgrundriss der Siedlung Sonnenheim in: BUCHTER 1990, Abb.26.
- 329 SAZ, Prot. SR, 8.9.1926, Nr.1455, S.642.
- 330 KRUCK 1926, S.10–13, 35–43.
- 331 Werk 1929/16, S.137.
- 332 BUCHTER 1990, S.20–23. Werk 1929/16, S.137f.
- 333 SBZ 1930/96, S.23.
- 334 BUCHTER 1991, S.69.
- 335 SCHATZMANN 1909, S.89.
- 336 SBZ 1909/53, S.325.
- 337 SBZ 1909/53, S.325.
- 338 FÜLSCHER 2012, S.182.
- 339 Zit. nach KURZ 2000, S.27 (NZZ Nr.153, 3. Abendblatt, 4.Juni 1909).
- 340 FÜLSCHER 2012, S.182.
- 341 WIEDERKEHR 1989, S.72. Das ursprüngliche Raumprogramm in: SBZ 1909/53, S.326.
- 342 SBZ 1909/53, S.326.
- 343 SBZ 1909/53, S.325.
- 344 KURZ 2000, S.27.
- 345 SCHATZMANN 1909, S.88f.
- 346 Werk 1924/11, S.311.
- 347 Werk 1924/11, S.311–317.
- 348 Werk 1924/11, S.311f.
- 349 SAZ, Prot. SR, 17.10.1923, Nr.1346.
- 350 Werk 1924/11, S.313.
- 351 SAZ, Prot. SR, 17.10.1923, Nr.1346 und Prot. SR, 22.12.1923, Nr.1606.
- 352 SBZ 1924/84, S.113.
- 353 BAZ, Prospekte «Einfamilienhäuser Hardturmstrasse», 1924/25.
- 354 BAZ, Adressbuch 1926 und 1930.
- 355 KOCH 1990, S.210.
- 356 BAZ, Prospekte «Einfamilienhäuser Hardturmstrasse», 1924/25.
- 357 Wohnen 1974/49, S.267.
- 358 Genossenschaftler waren Handwerker, Strassenbahner, Arbeiter, Lehrer und Beamte: Bergdörfli 2012, S.11.
- 359 Bergdörfli 2012, S.11–13.
- 360 Wohnen 1974/49, S.267.
- 361 Bergdörfli 2012, S.13.
- 362 Alice Albicker-Reichlin, in: Bergdörfli 2012, S.28.
- 363 Bergdörfli 2012, S.26.
- 364 SB 1919/11, S.182.
- 365 Wohnen 1974/49, S.267.
- 366 Wohnen 1930/5, S.164.
- 367 Werk 1928/15, S.144. Wohnen 1930/5, S.164.
- 368 Werk 1928/15, S.144f.
- 369 CLAUS 2009, S.181.
- 370 CLAUS 2009, S.200–203.
- 371 CLAUS 2009, S.208–210.
- 372 CLAUS 2009, S.191f.
- 373 Werk 1928/15, S.145, 147.
- 374 KURZ 2000, S.25, 27.
- 375 SB 1909/1, S.147.
- 376 SB 1909/1, S.147.
- 377 SCHATZMANN 1909, S.83.
- 378 SCHATZMANN 1909, S.84.
- 379 Zit. nach KURZ 2000, S.25 (Prot. SR 1906, Nr.1072, 21.7.1906, S.489).
- 380 SCHATZMANN 1909, S.87. Zwischen 1907 und 1926 hatten städtische Arbeiter, Angestellte und Beamte ein Vorrecht bei der Zuweisung von städtischen Wohnungen: WENGER 1931, S.37f.
- 381 SCHATZMANN 1910, S.16.
- 382 BZD 1989/90, S.89–94.
- 383 Wegleitung (68) 1926.
- 384 Abb. in: BÜRKLE 1994, S.19, und HILDEBRAND 2007, S.201.
- 385 SAZ, Prot. SR 28.4.1927, Nr.678. BÜRKLE 1994, S.20.
- 386 SBZ 1928/92, S.44.
- 387 Wegleitung (80) 1928, S.4.
- 388 SAZ, Prot. SR 11.1.1928, Nr.62. Wohnungsbau 1932, Nr.25.
- 389 «The International Style: Architecture since 1922». Vgl. die deutsche Neuausgabe HITCHCOCK 1985, S.123.
- 390 Zit. nach BÜRKLE 1994, S.20.
- 391 SBZ 1927/90, S.273f.
- 392 SBZ 1927/90, S.274; hier ist nicht HAEFELIS Wettbewerbsentwurf, sondern das Ausführungsprojekt publiziert. Wettbewerbsentwurf vgl. BÜRKLE 1994, S.25–27.
- 393 BÜRKLE 1994, S.20–23, z.B. HANS BERNOULLI in: Werk 1927, 14/10, S: XXIXf.; 14/12, S.XXVIII.
- 394 SBZ 1928/92, S.46.
- 395 SBZ 1928/92, S.47.
- 396 BÜRKLE 1994, S.10, 25.
- 397 Vgl. BÜRKLE 1994, S.42–69, 85.
- 398 Ausführlich in: MARBACH 1990.
- 399 HILDEBRAND 2007, S.221.
- 400 MARBACH 1990, S.21–27.
- 401 Werk 1930/17, S.182. Werk 1931/18, S.279.
- 402 SBZ 1929/93, S.318.
- 403 Werk 1930/17, S.182.
- 404 SBZ 1929/93, S.318.
- 405 MARBACH 1990, S.150–157.
- 406 SBZ 1929/93, S.317f.
- 407 Der Mythos von der Arbeitersiedlung, in der keine Arbeiter wohnen wollten, wurde nach BRUNO STREIFF von RUDOLF STEIGER verbreitet: MARBACH 1990, S.158. Vgl. auch STEIGER-CRAWFORD 2003, S.82.
- 408 Vgl. Hans Richters Stummfilm «Die Neue Wohnung», 1930 im Auftrag des SWB anlässlich der ersten Schweizerischen Wohnungsausstellung in Basel (WOBA) entstanden.
- 409 GIEDION 1929.
- 410 SBZ 1929/93, S.317–321. MARBACH 1990, S.31f.
- 411 Werk 1930/17, S.182–184.
- 412 SAZ, Prot. SR, 20.12.1930, Nr.2600.
- 413 SAZ, Prot. SR, 12.7.1930, Nr.1403.
- 414 Werk 1930/17, S.185, 187. MARBACH 1990, S.28, 33.
- 415 SBZ 1930/95, S.288–291. Die Flachdächer wurden nachträglich durch Giebedächer ersetzt.
- 416 SAZ, Prot. SR, 14.2.1930, Nr.343. Vgl. die Diskussion in der Wohnungsbaukommission: SAZ, Prot. der Wohnungsbaukommission des Stadtrates Zürich 1922–1934, 16.1.1930.
- 417 Werk 1930/17, S.185.
- 418 HAEFELI in: Zürich um 1930, S.154.
- 419 Werk 1930/17, S.185.
- 420 SAZ, Prot. der Wohnungsbaukommission des SR 1922–1934, 16.1.1930, S.745.
- 421 MARBACH 1990, S.41–44.
- 422 Werk 1930/17, S.183.
- 423 Werk 1931/18, S.257.
- 424 Zürich um 1930, S.149.
- 425 STOFFLER 2008, S.89–94.
- 426 SBZ 1931/98, S.148.
- 427 SBZ 1931/98, S.156–158.
- 428 SBZ 1931/98, S.157f.

- ⁴²⁹ BALDINGER 1935, S. 46.
⁴³⁰ BALDINGER 1935, S. 5.
⁴³¹ Wohnen 1926/1, S. 83.
⁴³² Wohnen 2006/81, S. 26–30.
⁴³³ BALDINGER 1935, S. 7–10, 13.
⁴³⁴ Baukultur 2004, S. 143.
⁴³⁵ BALDINGER 1935, S. 11. Wohnen 1926/1, S. 46f.
⁴³⁶ Wohnen 1929/4, S. 4f.
⁴³⁷ KUNZ 1960, S. 14–16.
⁴³⁸ BALDINGER 1935, S. 16–24.
⁴³⁹ SBZ 1924/84, S. 263.
⁴⁴⁰ RIEGER 1976, S. 191.
⁴⁴¹ SBZ 1924/84, S. 263.
⁴⁴² CAPOL 2000, S. 107, 111f.
⁴⁴³ SBZ 1924/84, S. 262.
⁴⁴⁴ SBZ 1924/84, S. 289–291. BALDINGER 1935, S. 31f.
⁴⁴⁵ Wohnen 1926/1, S. 83. BALDINGER 1935, S. 32–35. KUNZ 1960, 21f.
⁴⁴⁶ BALDINGER 1935, S. 35.
⁴⁴⁷ KUNZ 1960, S. 22.
⁴⁴⁸ RIEGER 1976, S. 192.
⁴⁴⁹ CAPOL 2000, S. 106.
⁴⁵⁰ Wohnen 1926/1, S. 111.
⁴⁵¹ Wohnen 1926/1, S. 112.
⁴⁵² Vrenelsgärtli 1954, S. 12.
⁴⁵³ Wohnen 1926/1, S. 111–114. SB 1919/11, S. 194.
⁴⁵⁴ Wohnen 1926/1, S. 132–134, 149–152.
⁴⁵⁵ Wohnen 1926/1, S. 150.
⁴⁵⁶ Im kommunalem und genossenschaftlichem Wohnsiedlungsbau wurde das frei stehende Einfamilienhaus kaum realisiert.
⁴⁵⁷ Zum Beispiel: SBZ 1912/59, S. 150–152, 163, 175–176. Vgl. auch Siedlung Bergheim.
⁴⁵⁸ SBZ 1912/59, S. 175f.
⁴⁵⁹ Vgl. GRUNDER KdS ZH 2005, S. 177–283, 336–424.
⁴⁶⁰ SBZ 1908/52, S. 252.
⁴⁶¹ Baukultur 2013, S. 92. Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich 1938, S. 352. NZZ 3. Sept. 1937, Nr. 1975. ZD 1989/90, S. 175–177.
⁴⁶² MEYER 1928, S. 13.
⁴⁶³ SB 1920/12, S. 42.
⁴⁶⁴ MEYER 1928, S. 13f.
⁴⁶⁵ HILDEBRAND 2007, S. 218–220.
⁴⁶⁶ HILDEBRAND 2007, S. 217f. ZD 1989/90, S. 173–175.
⁴⁶⁷ Wie disparat das stilistische Spektrum «der Arbeiten der Ortsgruppe Zürich» des BSA noch zu Beginn der 1930er Jahre war, lässt sich in Werk 1935/22, S. 197–236, nachvollziehen.
⁴⁶⁸ HILDEBRAND 2007, S. 196.
⁴⁶⁹ Baukultur 2006, S. 141.
⁴⁷⁰ SBZ 1912/59, S. 151, 175f.
⁴⁷¹ SBZ 1912/59, S. 175.
⁴⁷² SBZ 1912/59, S. 175.
⁴⁷³ SBZ 1912/59, S. 175.
⁴⁷⁴ SBZ 1912/59, S. 176.
⁴⁷⁵ Baukultur 2010, S. 59f.
⁴⁷⁶ SBZ 1932/99, S. 169–171.
⁴⁷⁷ SBZ 1932/99, S. 170.
⁴⁷⁸ Cementbulletin März 1988, Jg. 56, Nr. 3, S. 1–12.
⁴⁷⁹ Brief von Madame Savoye, September 1936, zit. nach Alain de Botton. Architecture and Modernism. In: California Literary Review, 26. März 2007: «It's raining in the hall, it's raining on the ramp, and the wall of the garage is absolutly soaked. What's more, it's still raining in my bathroom, wich floods in bad weather, as the water comes in through the skylight.»
⁴⁸⁰ Vgl. SBZ 1935/105, S. 176f, wo sich WICKART über die Problematik des Flachdachs auslässt.
⁴⁸¹ INSA 8, 1996, S. 275.
⁴⁸² OECHSLIN 2010, Bd. 2, S. 274.
⁴⁸³ SBZ 1944/123, S. 219.
⁴⁸⁴ OECHSLIN 2010, Bd. 2, S. 274 und Anm. 3 (hier Ausbau von Wohn- und Esszimmer, was am Baubestand nicht abzulesen ist). Adressbuch 1928/29, Susenbergstrasse 93.
⁴⁸⁵ OECHSLIN 2010, Bd. 2, S. 276.
⁴⁸⁶ OECHSLIN 2010, S. 262, 264, 267–269.
⁴⁸⁷ WERNER 2000, S. 335. Hier wird Max Syz irrtümlich als Bruder von John bezeichnet. ZWICKY VON GAUEN 2001, S. 79, 87.
⁴⁸⁸ CHRISTIAN SCHÜTT, BERNHARD POLLMANN, Hg. Chronik der Schweiz. Dortmund/Zürich 1987, S. 538.
⁴⁸⁹ OECHSLIN 2010, Bd. 2, S. 276.
⁴⁹⁰ SBZ 1926/88, S. 209.
⁴⁹¹ SBZ 1926/88, S. 209. Vgl. dazu MEYER 1928, S. 13.
⁴⁹² OECHSLIN 2010, S. 288.
⁴⁹³ SBZ 1947/65, S. 105.
⁴⁹⁴ CLAUS 2009, S. 193. SIKART online, Boner, Alice.
⁴⁹⁵ STATG 8'921,2, Schüler und Schülerinnen des Landerziehungsheims Glarisegg 1902–1980. Brian 2001, S. 100. Universität Zürich, Matrikeledition, Nr. 22130, Boner (∞ Boveri) Fr. Yvonne.
⁴⁹⁶ e-HLS, Art. «Guggenbühl, Adolf» (KARIN MARTI-WEISSENBACH).
⁴⁹⁷ HILDEBRAND 2007, S. 239f. mit Lit.

ABKÜRZUNGS- UND LITERATURVERZEICHNIS

- ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2002
REGINE ABEGG, CHRISTINE BARRAUD WIENER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Neue Ausgabe Bd.III.I. Die Stadt Zürich II.I. Altstadt links der Limmat – Sakralbauten. Bern 2002 (KdS 99).
- ABEGG/BARRAUD WIENER KdS ZH 2003
REGINE ABEGG, CHRISTINE BARRAUD WIENER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Neue Ausgabe Bd.II.II. Die Stadt Zürich II.II. Altstadt links der Limmat – Profanbauten. Bern 2003 (KdS 102).
- ABEGG 2006
REGINE ABEGG. Urbane Promenaden und Aussichtsbühnen: die Seequais von Luzern, Zug und Zürich. In: Nutzen und Zierde: fünfzig historische Gärten in der Schweiz. Brigitt Sigel u.a. (Hg.). Zürich 2006, S.286–299.
- ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER KdS ZH 2007
REGINE ABEGG, CHRISTINE BARRAUD WIENER, KARL GRUNDER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Neue Ausgabe Bd.III.I. Die Stadt Zürich III.I. Altstadt rechts der Limmat – Sakralbauten. Bern 2007 (KdS 110).
- ABEGG/BARRAUD WIENER/GRUNDER/STÄHELI KdS ZH 2007
REGINE ABEGG, CHRISTINE BARRAUD WIENER, KARL GRUNDER, CORNELIA STÄHELI. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Neue Ausgabe Bd.III.II. Die Stadt Zürich III.II. Altstadt rechts der Limmat – Profanbauten. Bern 2007 (KdS 111).
- ABEGG 2009/1
REGINE ABEGG. Promenieren im Alten Zürich. Begrünte «Lustorte» und Promenaden vom Mittelalter bis zur Belle Epoque. Zürich 2009.
- ABEGG 2009/2
REGINE ABEGG. Spätgotische Flachschnitzerei um 1900: Als «altschweizerisches Kunstgewerbe» entdeckt und wiederbelebt. In: ZAK 2009, 66/2+3, S.131–144.
- ABEGG/MENGHINI 2010
CHRISTINE ABEGG, GIOVANNI MENGHINI. Zürich Wiedikon, Goldbrunnenstrasse 54, Wiedingstrasse, reformierte Kirche Bühl Vers. Nr.1122. In: ZD 18 (2005–2006). Zürich und Egg 2010, S.230–235.
- ABEGG 2010
CHRISTINE ABEGG. Zürich Hottingen, Dolderstrasse 58, Carmenstrasse, reformierte Kreuzkirche Vers. Nr. 1080. In: ZD 18 (2005–2006). Zürich und Egg 2010, S.264–269.
- ABZ
Allgemeine Baugenossenschaft Zürich.
- ABZ 1930
Allgemeine Baugenossenschaft Zürich. Bildprospekt. Zürich 1930.
- ABZ 1956
Allgemeine Baugenossenschaft Zürich: 40 Jahre Entwicklung 1916–1956. Zürich 1956.
- Adressbuch 1867–1998
Adressbuch der Stadt Zürich und Umgebung. Zürich 1867ff.
- AFFOLTER 1993
CLAUDIO AFFOLTER. Kantonale Verwaltung Walche Zürich (1933–35). Gestaffelte Horizontale im schiefen Gelände. In: Archithese 1993/1, S.66–69.
- AGGS
Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
- AGZ
Antiquarische Gesellschaft in Zürich.
- AKERET 1977
WALTER AKERET. Die zweite Zürcher Eingemeindung von 1934. Bern 1977.
- AKERET 1995
KARL AKERET. Das Institut für Hirnforschung der Universität Zürich. In: Physiologie. Forschung/Lehre/Öffentlichkeit. 1995/5, S.6–12.
- Aktienbauverein 1896
Bericht über die Tätigkeit des Aktienbauvereins Zürich. Unternehmung für Erstellung billiger Wohnungen auf Verkauf seit seiner Gründung im Jahre 1872 bis Ende Dezember 1895. Erstattet für die Schweizerische Landesausstellung in Genf. Zürich 1896.
- Albisriederhaus 1935
Gemeindehaus- und Quartierverein Albisrieden. Das Albisriederhaus in Zürich. Zürich 9 1935.
- ALTENBURGER 2010
KURT ALTENBURGER, RUEDI WEIDMANN. Von der Waschküchenordnung zum Kickboardsalat: 100 Jahre Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals 1910–2010. Baden 2010.
- ALTHERR 1919
ALFRED ALTHERR. Raumprogramm und Bericht über die Vorarbeiten zum Neubau der Gewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich. Zürich 1919.
- ALTMANN 2004
BERND ALTMANN. Mein Motto fürs Leben bleibt Renaissance. Der Architekt Alfred Friedrich Bluntschli (1842–1930). Online-Publikation Universität Trier.
- AMACHER 1991
PAUL AMACHER. Aus der Geschichte der reformierten Kirchgemeinde Oerlikon. O.O. 1991.
- ANGLY 1989
DANIEL ANGLY, I. HARTMANN. Die Freibäder der Stadt Zürich von ihren Anfängen bis heute. Wahlfacharbeit 1989 (BAZ).
- ANGLY 1993
DANIEL ANGLY u.a. Baden in der Stadt Zürich. Zwölfte Plakatausstellung in der Stadelhofer-Passage Zürich. Zürich 1993.
- ANGST 1898
HEINRICH ANGST. Die Gründungsgeschichte des Schweizerischen Landesmuseums. In: Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898. Zürich 1898, S.1–31.
- Anleitung 1835
Erziehungsrat des Kantons Zürich. Anleitung über die Erbauung von Schulhäusern. Zürich 1835.
- ARNET 1996
HELEN ARNET. Maria Lourdes Seebach, das «kleine Lourdes» in Zürich. Eine qualitative Untersuchung zur Alltagsreligiosität der Gegenwart im städtischen Raum. Zürich 1996.
- Bad 1935
Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich. Das Bad von heute und gestern. Ausstellung 12.4.–26.5.1935. Zürich 1935.

- BÄCHI 1943
AUGUST BÄCHI. 50 Jahre Zürcher Bau- und Wohngenossenschaft vormals Zürcher Bau- und Spargenossenschaft. Zürich 1943.
- BÄHLER 2003
ANNA BÄHLER u.a. Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern 2003.
- Bäder 2001
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau. Spezialinventar Bäder. Städtische Badeanstalten im kommunalen Inventar. Zürich 2001.
- BAEDECKER 1854
KARL BAEDECKER. Die Schweiz. Handbuch für Reisende nach eigener Anschauung und den besten Hilfsquellen bearbeitet. 5. verbesserte Auflage. Coblenz 1854.
- BAER um 1911
CASIMIR HERMANN BAER. Ein neuer Schulhausbau der Stadt Zürich. Stuttgart um 1911.
- BAER 1912
C. H. BAER. Zu den Arbeiten der Architekten (B.S.A.) Bischoff & Weideli in Zürich. In: *Moderne Bauformen* 1912/11, S. 493–524.
- BAERLOCHER 2007
NICOLAS BAERLOCHER (Hg.). Metropoli Zürich. Ein Geschäftshaus von Clariden Leu. Zürich 2007.
- BAGZ
Berichte der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
- BALDINGER 1935
FRIEDRICH BALDINGER. 25 Jahre Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich 1910–1935. Zürich 1935.
- BARRAUD WIENER/CROTTET/GRÜNDER/ROTHENBÜHLER KdS ZH 2012
CHRISTINE BARRAUD WIENER, REGULA CROTTET, KARL GRÜNDER, VERENA ROTHENBÜHLER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Neue Ausgabe Bd.V. Die Ausgemeinden der Stadt Zürich bis 1860. Bern 2012 (KdS 121).
- BARRAUD WIENER/JEZLER KdS ZH 1999
CHRISTINE BARRAUD WIENER, PETER JEZLER. Die Kunstdenkmäler der Stadt Zürich, Neue Ausgabe Bd.I. Die Stadt Zürich I. Die Stadt vor der Mauer, mittelalterliche Befestigung und Limmatraum. Basel 1999 (KdS 94).
- BÄRTSCHI 1983
HANS PETER BÄRTSCHI. Industrialisierung. Eisenbahnschlachten und Städtebau. Die Entwicklung des Zürcher Industrie- und Arbeiterstadteils Aussersihl. Ein vergleichender Beitrag zur Architektur- und Technikgeschichte. gta 25. Basel und Stuttgart 1983.
- Bau- und Wohngenossenschaft 1993
100 Jahre Zürcher Bau- und Wohngenossenschaft, 1893–1993. Zürich 1993.
- BAUDIN 1909
HENRY BAUDIN. Villen und Landhäuser in der Schweiz. Genf, Leipzig 1909.
- BAUDIN 1917
HENRY BAUDIN. Les nouvelles constructions scolaires en Suisse. Genève 1917.
- BAUER 1972
HANS BAUER. Schweizerischer Bankverein 1872–1972. Basel 1972.
- BAUER 1995
CORNELIA BAUER, JAN CAPOL. Kleinbauten der Stadt Zürich. Zürich 1995.
- BAUER 1997/98/1
CORNELIA BAUER. «... den guten Geschmack der Kinder heranzubilden» – Zur Sanierung des Schulhauses Riedtli. In: BZD 1997/98, S. 131–133.
- BAUER 1997/98/2
CORNELIA BAUER. Grossstädtischer Wurf auf dem Weg zur Welt – Zum Umbau und zur Sanierung des Bahnhofes Wiedikon. In: BZD 1997/98, S. 137–139.
- BAUER 2005
CORNELIA BAUER, MICHAEL HANAK (Red.). Hallenstadion Zürich 1939/2005. Die Erneuerung eines Zweckbaus. Zürich 2005.
- Baugesetz 1863
Gesetz betreffend eine Bauordnung für die Städte Zürich und Winterthur und für städtische Verhältnisse überhaupt, 30. Juni 1863. In: SAZ, Amtliche Sammlung der Verordnungen und Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich, Bd. 2 (1865), S. 182–201.
- Baukultur 2002
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Affoltern, Oerlikon, Schwamendingen, Seebach. Zürich 2002.
- Baukultur 2003
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Hirslanden, Riesbach. Zürich 2003.
- Baukultur 2004
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Aussersihl, Industrie/Zürich West. Zürich 2004.
- Baukultur 2005
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Wiedikon, Albisrieden, Altstetten. Zürich 2005.
- Baukultur 2006
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Enge, Wollishofen, Leimbach. Zürich 2006.
- Baukultur 2008
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Stadtzentrum. Zürich 2008.
- Baukultur 2009
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Unterstrass, Wipkingen, Höngg. Zürich 2009.
- Baukultur 2010
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Oberstrass, Fluntern. Zürich 2010.
- Baukultur 2013
Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). Baukultur in Zürich, Hottingen, Witikon. Zürich 2013.
- BAUMANN 1994
WALTER BAUMANN. Arnold Bürkli 1833–1894 (SPWT 60), Glarus 1994.
- Baumeisterhäuser 2011
MIRJAM BRUNNER, NORBERT FÖHN, HANSJÖRG GILGEN, PATRICK GMÜR, BEAT HAAS, UTA HASSLER, SASCHA KOHL, BIRGIT KURZ, YLVA MEYER. Zürcher Baumeisterhäuser. Zeugen einer wachsenden Stadt. Zürich 2011.
- BAUMGARTNER 2008
PETER BAUMGARTNER. Zürich, Schillerstrasse 1, Kronleuchter des Opernhauses Vers. Nr. 1001. In: ZD 17 (2003–2004). Zürich und Egg 2008, S. 286–297.
- BAUMGARTNER 2010
PETER BAUMGARTNER. Zürich Wiedikon, Ämtlerstrasse 149/151, Albisriedenstrasse 31, Goldbrunnenstrasse 175, Saumstrasse 75, Friedhof Sihlfeld. In: ZD 18 (2005–2006). Zürich und Egg 2010, S. 236–253.
- BAUMGARTNER/WEBER 2015
PETER BAUMGARTNER, GABY WEBER. Zürich, Heimplatz 1, Kunsthaus Vers. Nr. 1092. In: ZD 20 (2009–2010). Egg 2015, S. 314–331.

- BAUR 1956
HERMANN BAUR. Kirchenbauten von Hermann Baur und Fritz Metzger. Zürich 1956.
- BAUR 1980–1984
URS BAUR. Neugotik im alten Glanz – Zur Restaurierung der Kirche Bühl 1983–1984. In: BZD 1980–1984, S. 96–100.
- BAUR 1984
URS BAUR, DIETER NIEVERGELT. Der Fraumünsterkreuzgang in Zürich. SKF. Bern 1984.
- BAUR 2006
URS BAUR. Zürichs reformierte Kirchen im Überblick. In: Reformierte Kirchen 2006, S. 9–22.
- BAUR 2012
URS BAUR. Ein modernes Gymnasium in der Höheren Töchterchule. In: SADS 2010–2012, S. 97–99.
- BAUR 2014
URS BAUR. Katholische Kirchen der Stadt Zürich. Bestandsverzeichnis. DPZch. Zürich 2014.
- Bauverwaltung 1919
Schlussbericht über den internationalen Wettbewerb für einen Bebauungsplan der Stadt Zürich und ihrer Vororte. Zürich 1919.
- BAZ
Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich.
- BECKEL 2004
INGE BECKEL u.a. Drei Umbaustrategien – die Zürcher Verwaltungsbauten von Gustav Gull. Zürich 2004.
- BEHRENS/BÖNIGER 2011
NICOLA BEHRENS, MICHAEL BÖNIGER u.a. Präsidialdepartement der Stadt Zürich. Statistik Zürich (Hg.). Quartierspiegel Berufsschule. Zürich 2011.
- Bergdörfli 2012
Baugenossenschaft Entlisberg (Hg.). Im Bergdörfli – 100 Jahre Baugenossenschaft Entlisberg. Zürich 2012.
- Bericht 1861
Bericht des Baucollegiums der Stadt Zürich über seine bisherige Tätigkeit nebst stadträtlichem Beschlussesantrag und Gemeindebeschluss betreffend Erbauung einer Bahnhofbrücke und Ablenkung des Schanzengrabens in die Sihl. Zürich 1861.
- Bericht 1889
Bericht über die Ausführung des Zürcherischen Quaiunternehmens 1881–1888, erstattet dem Verwaltungsausschusse der Unternehmung von der Direktion der Quailbauten. Zürich 1889.
- Bericht 1900
Bericht der Grosstadträtlichen Kommission über die Arbeiter-Wohnungsfrage, Dezember 1899. Zürich 1900.
- BERNOULLI 1922
HANS BERNOULLI. Das Schaufenster. In: Werk 1922/9, S. 61–69.
- BERNOULLI 1928
HANS BERNOULLI. Die rationelle Stadterweiterung. In: Werk 1928/15, S. 323–329.
- Berowisa 1985
Baugenossenschaft Berowisa (Hg.). 75 Jahre Baugenossenschaft Berowisa 1910–1985. O.O. 1985.
- BERTSCHI 1953
H. BERTSCHI. Das Limmatwerk Letten der Stadt Zürich. Zürich 1953.
- BERTSCHINGER 1905
A. BERTSCHINGER. Strassenbahnen. In: Polytechnikum 1905, S. 240–249.
- Bezirksgebäude 1999
Baudirektion Kanton Zürich, Hochbauamt (Hg.). Bezirksgebäude Zürich. Gesamt-sanierung 1994–99. Zürich 1999.
- BICKEL 1938
WILHELM BICKEL. Wohnungsbaupolitik der Stadt Zürich 1907–1938. Statistik der Stadt Zürich, 46, 1938.
- BIEDERMANN 2013
NIK BIEDERMANN. Das Haus Rüegg-Honegger (1899–1902) von Alexander Koch. Prototypisch englisches Wohnen im Spannungsfeld zwischen Repräsentation und Wohnlichkeit zur Zeit des späten Historismus in Zürich. MAS Schlussarbeit ETH Zürich. gta 2013.
- BIERI 1983
ERNST BIERI. Zwischen Fröschengraben und Klosterareal. Zürich 1983.
- BIERI 1990
ERNST BIERI u.a. Eine Familie und ihre Bank – eine Bank und ihre Familie, 1890–1990. Zürich 1990.
- BIGNENS 1985
CHRISTOPH BIGNENS. Corso ein Zürcher Theaterbau 1900 und 1934. Niederteufen 1985.
- BIGNENS 1988
CHRISTOPH BIGNENS. Kinostadt: Architektur als Marketing. Zürich 1988.
- BILAND 1994
ANNE-MARIE BILAND. Bernisches Historisches Museum: Architekturführer (SKF). Bern 1994.
- BILLINGTON 1997
DAVID P. BILLINGTON. Robert Maillart: builder, designer, and artist. Cambridge 1997.
- BIRCHLER 1933
LINUS BIRCHLER. Zwei Kapellen. In: Werk 1933/20, S. 264.
- BIRKNER 1972
OTTHAR BIRKNER. Alexander Koch. Englandschweizer und Stilpluralist. In: ZAK 1972/29, S. 131–140.
- BIRKNER 1975
OTTHAR BIRKNER. Bauen und Wohnen in der Schweiz 1850–1920. Zürich 1975.
- BK
Baukommission.
- BLANC 2014
JEAN-DANIEL BLANC. Trinkwasser für Zürich. 100 Jahre Seewasserwerk Moos. Zürich 2014.
- BLEULER 1909
E. BLEULER. Die kantonale Heil- und Pflegeanstalt Burghölzli. In: ERISMANN 1909, S. 256–259.
- BLEULER 1913
WERNER BLEULER. Die Bank in Zürich 1836–1906. Zürich 1913.
- BLEULER-HÜNI 1910
CONRAD BLEULER-HÜNI. Bericht des Preisgerichtes über die Ideenkonkurrenz für ein Bezirksgebäude in Zürich III. Zürich 1910.
- BLÖSCH 1913
HANS BLÖSCH. Das Geschäftshaus «Peterhof» in Zürich von den Architekten B.S.A. Gebrüder Pfister, Zürich. Sonderdruck aus: Moderne Bauformen. 1913, Heft 10. Unpaginiert.
- BLUNTSCHLI 1905
FRIEDRICH BLUNTSCHLI. Die neueren Kirchenbauten. In: Polytechnikum 1905, S. 273–287.
- BOHLI 1985
EDI BOHLI. Zürcher Hotellerie – heute und damals. Bett und Tisch im Kanton Zürich. Zürich 1985.
- BOHLI 1987
EDI BOHLI. Zürcher Hotellerie – heute und damals. Zürichsee-Hotels. Zürich 1987.
- BOLLINGER 1959
ARMIN BOLLINGER. Oerlikon. Zürich-Oerlikon 1959.
- BONOMO 1982
OSCAR BONOMO. Geschichte des Hallenstadions Zürich-Oerlikon oder Wo ein Wille, da ein Weg. Zürich 1982.
- BOSSHARD 1966
PAUL BOSSHARD u.a. Schulhaus Wolfbach 1866–1966. Zürich 1966.

- BRÄNDLI 2000
SEBASTIAN BRÄNDLI u.a. Hottingen. Von der ländlichen Streusiedlung zum urbanen Stadtquartier. Zürich 2000.
- BRENTINI 1994
FABRIZIO BRENTINI. Bauen für die Kirche. Luzern 1994.
- BRENTINI 2005
FABRIZIO BRENTINI. Die Kirche St. Theresia in Zürich. Bern 2005.
- BRIAN 2001
SARAH BRIAN. Hausfrau, Gastgeberin und Wohltäterin. Frauen der Badener Oberschicht um die Jahrhundertwende. In: Badener Njbl. 2001/76, S.98–113.
- BRÜHLMEIER 2013
MARKUS BRÜHLMEIER. Mehl und Brot, Macht und Geld im Alten Zürich: zur Kulturgeschichte des Brotes. Zürich 2013.
- BRÜTSCH 1994
HANNES A. BRÜTSCH. Hermann Baur. Ausstellung im Architekturmuseum Basel, 27.8.–30.10.1994. Basel 1994.
- BRÜSCHWEILER 1913
CARL BRÜSCHWEILER. Boden-, Bau- und Wohnungspolitik der Stadt Zürich 1908–1912. Haag 1913.
- BRUNHART 1999
ARTHUR BRUNHART. Rezension von LAMPERT 1996. In: Jb. des Historischen Vereins für das Fürstentum Lichtenstein 1999, Bd.97, S. 229–234.
- BRUNTSCHWIG/HEINRICHS/HUSER 2005
ANNETTE BRUNTSCHWIG, RUTH HEINRICHS, KARIN HUSER. Geschichte der Juden im Kanton Zürich. Von den Anfängen bis in die heutige Zeit. Zürich 2005.
- BSA, B.S.A.
Bund Schweizer Architekten.
- BUCHER/SPINNER 1911
HEINRICH BUCHER, JOHANNES SPINNER. Die neue Kirche Oberstrass-Zürich. Zürich 1911.
- BUCHTER 1991
BARBARA BUCHTER. Der Erismannhof. Eine Zürcher Mietskaserne. Lizentiatsarbeit Universität Zürich. Zürich 1991.
- BÜCHI 2000
TOBIAS BÜCHI. *Otto Rudolf Salvisbergs* Vorlesungen an der ETH Zürich (1940). Diplomwahlfacharbeit ETH Zürich 2000.
- BÜHLER 2012
BARBARA BÜHLER. Zürich Altstadt, Bahnhofstrasse 69, 69a. Wohn- und Geschäftshaus «zur Trülle» Vers. Nrn. 1544, 1836. In: ZD 19 (2007–2008). Zürich und Egg 2012, S. 286–293.
- BUNZ 2011
RAINER BUNZ. Bürgertum und Frömmigkeit. Eine Familiengeschichte. Hamburg 2011.
- Burghölzli 1989
Burghölzli Museum. Aus der Geschichte der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. (Museumsbroschüre) Zürich 1989.
- BÜRKLE 1994
J. CHRISTOPH BÜRKLE, RUGGERO TROPPEANO. Ein Prototyp des Neuen Bauens in Zürich. Die Rotach-Häuser. Zürich 1994.
- BÜRKLI 1866
ARNOLD BÜRKLI. Über Anlage städtischer Abzugskanäle und Behandlung der Abfallstoffe aus Städten. Bericht an den Tit. Stadtrath Zürich. Zürich 1866.
- BÜRKLI 1867
ARNOLD BÜRKLI. Kanalisation der Stadt Zürich. Nachtrag zum Berichte Arnold Bürkli über Anlage städtischer Abzugskanäle und Behandlung der Abfallstoffe aus Städten. Zürich 1867.
- BÜRKLI 1871
ARNOLD BÜRKLI. Die Wasserversorgung der Stadt Zürich. Sonderdruck aus der Schweizerischen Polytechnischen Zeitschrift. Winterthur 1871.
- BÜRKLI 1894
DAVID BÜRKLI. Das neue Mädchenschulhaus am Hirschengraben. In: ZüKa 1894, S. 15–17.
- BÜRKLI-ZIEGLER 1867
ARNOLD BÜRKLI-ZIEGLER. Kanalisation der Stadt Zürich. Nachtrag zum Berichte A. Bürkli-Zieglers über Anlage städtischer Abzugskanäle und Behandlung der Abfallstoffe aus Städten. Zürich 1867.
- BÜRKLI-ZIEGLER 1867
ARNOLD BÜRKLI-ZIEGLER. Bericht an den Tit. Stadtrath von Zürich über Anlage und Organisation städtischer Wasserversorgungen mit Aufstellung verschiedener Projekte für die Wasserversorgung der Stadt Zürich und diessfälligen Anträgen. Zürich 1867.
- BZD
Bericht der Zürcher Denkmalpflege.
- CADRUVI/FISCHER 2001
BEAT CADRUVI, SABINE FISCHER. 100 Jahre Kirche St. Jakob am Stauffacher. Zürich 2001.
- CAPOL/FERIC 1993
JAN CAPOL, STANISLAV FERIC. Das Metropol: Ein Markstein der Citybildung. In: BZD 1991/92. Zürich 1993, S. 44–52.
- CARL 1963
BRUNO CARL. Klassizismus 1770–1860. Die Architektur der Schweiz, Bd. 1. Zürich 1963.
- CASANOVA 2007
CHRISTIAN CASANOVA. Nacht-Leben: Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich 1523–1833. Zürich 2007.
- CHRISTEN 2002
GABRIELA CHRISTEN. «L'art c'est le geste de la beauté»: Blick in die Unendlichkeit und Floraison: das Wandbild Ferdinand Hodlers für das Kunsthaus Zürich und das Wandbildprojekt für die Zürcher Universität (Diss.). Zürich 2002.
- CLAUS 2009
SYLVIA CLAUS u.a. (Hg.). Lux Guyer 1894–1955, Architektin. Zürich 2009.
- CLAVUOT 1993
OTTAVIO CLAVUOT. Siedlungs- und Baudenkmäler im Kanton Zürich: ein kulturgeschichtlicher Wegweiser. Stäfa 1993.
- CLAVUOT 1995
OTTAVIO CLAVUOT. Zürich Seebach, Seebacherstrasse 3, Katholische Kirche Maria Lourdes Vers. Nr. 940. In: ZD 11 (1983–1986). Zürich und Egg 1995, S. 361–363.
- CONZETT 2012
JÜRG CONZETT. Das Tragwerk und seine statische Berechnung. In: Tec21 2012, 138/21, S. 23–25.
- CRAMERI/DOMENIG/KELLER 1980
MARCO CRAMERI, ANNALIES DOMENIG, JÜRG KELLER u.a. Universität Zürich (SKF). Basel 1980.
- CRETTAZ-STÜRZEL 2005
ELISABETH CRETTAZ-STÜRZEL. Heimatstil: Reformarchitektur in der Schweiz 1896–1914. Frauenfeld 2005.
- CRETTAZ-STÜRZEL 2009
ELISABETH CRETTAZ-STÜRZEL. «Oh na, i werd's schon oalt machen» – Versuch einer Annäherung an den Bildhauer und Professor Joseph Regl (1846–1911). In: ZAK 2009, 66/2/3, S. 171–192.
- CURJEL & MOSER 1908
LUDWIG SCHNELLER, CURJEL & MOSER, FERDINAND MATT, THEODOR USTERI, HEINRICH FEDERER. Denkschrift zur Einsegnung der St. Antoniuskirche, Zürich V, 18. Oct. 1908. Zürich 1909.
- DANGEL 1989/90
KARIN DANGEL. Die «Musterhäuser» an der Wasserwerkstrasse: ein Zeuge des Neuen Bauens unter Denkmalschutz. In: BZD 1989/90, S. 89–94.
- DANGEL 1996
KARIN DANGEL. Vom Konstruktions- zum Edelbaustoff: Stahlbeton im Wandel der Zeit. In: SIA 1996/13, Heft 25, S. 336–340.

- DANGEL/RÜMMELE 1995
KARIN DANGEL, SIMONE RÜMMELE. Zwei umstrittene Spitalbauten in Zürich: zur Spital-Architektur von *Otto Rudolf Salvisberg*. In: NZZ 1995, Nr. 159, S. 53.
- DANGEL/SONDEREGGER 1993/94
KARIN DANGEL, CHRISTINA SONDEREGGER. Die Zürcher Urania-Sternwarte. In: BZD 1993/94, S. 74–85.
- DE CAPITANI 2000
FRANÇOIS DE CAPITANI. Das Schweizerische Landesmuseum – Gründungsidee und wechselvolle Geschichte. In: ZAK 2000, 57/1, S. 1–16.
- DES CARS 2002
JEAN DES CARS. *Memoiren eines Palace: Baur au Lac*. Paris 2002.
- DENZLER 1933
ALICE DENZLER. Die Sulzer von Winterthur. Bd. 2. Stammtafeln. Winterthur 1933.
- DIETHELM 2003
ALOIS DIETHELM. Dokumente zur modernen Schweizer Architektur. Roland Rohn 1905–1971. Zürich 2003.
- Dok.
Dokumentation.
- Dok. Zurlinden 2008
Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich. Dokumentation der städtischen Wohnsiedlungen. Zurlinden. Zürich 2008 (<http://www.stadt-zuerich.ch/content/fd/de/index/liegenschaftenverwaltung/wohnungen/siedlungen.html>).
- DOSCH 1990
LUZI DOSCH. Steger und Egender: Gewerbeschule und Kunstgewerbemuseum Zürich: ein Bau und die Bestrebungen um seine Reprofilierung. In: UKdm 1990, 41/1, S. 60–80.
- DPZch
Denkmalpflege der Stadt Zürich.
- DPZH
Denkmalpflege des Kantons Zürich.
- DRACK 1986
WALTER DRACK. Zürich Aussersihl, Werdstrasse 63, Katholische Kirche St. Peter und Paul, Restaurierung. In: ZD 10 (1979–1982). Zürich 1986, S. 154, 248–254.
- DRAEYER 1999
HANS PETER DRAEYER. Das Schweizerische Landesmuseum Zürich: Bau- und Entwicklungsgeschichte 1889–1998 (Bildband SLM 6). Zürich 1999.
- DÜNKI 2000
ROBERT DÜNKI. Jakob Müller-Frei (1812–1872) und Heinrich Müller-Jelmoli (1844–1935). Familienarchiv. SAZ VII.343. Zürich 2000. S. 4–7.
- DURBAN 2007
CHRISTOPH DURBAN. Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907–2007. Bauten und Siedlungen. Zürich 2007.
- EAD
Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege (Bern, SNB, Graphische Sammlung).
- EBERLÉ 1922
HENRI EBERLÉ. Kommunalen Wohnungsbau der Stadt Zürich von 1910–1920. Zürich 1922.
- EBERLÉ 1927
HENRI EBERLÉ. Kleinhäuser. Petites Maisons familiales. Musterhaus-Aktion des schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen und Wohnungsreform. Zürich 1927.
- EGGENBERGER 1987
JAKOB EGGENBERGER. Das Haus Diethelm im Wandel der Zeit, 1887–1987. Zürich 1987.
- EGLI 1860
JEAN EGLI. Neues historisches Wappenbuch der Stadt Zürich. Zürich 1860.
- e-HLS
Historisches Lexikon der Schweiz, online.
- EHRENBERG 1836
CARL FERDINAND VON EHRENBERG. Miszellen. In: ZS über das gesamte Bauwesen, 1836/1, S. 386.
- EHRENBERG 1839
CARL FERDINAND VON EHRENBERG. Republikanische Einfachheit im Bauwesen. In: ZS über das gesamte Bauwesen, 1839/3, S. 95f.
- EICHHOLZER 1916
E. EICHHOLZER. Aus der Vergangenheit der zürcherischen Bezirksbehörden. In: ZWChr 1916, S. 153f., 161f.
- EIGENHEER 1993
SUSANNE EIGENHEER. Bäder, Bildung, Bolschewismus. Interessenkonflikte um das Zürcher Volkshaus 1890–1920. Zürich 1993.
- Eisenbahn
Die Eisenbahn (ZS). 1874–1882.
- EMPA
Eidgenössische Materialprüfungsanstalt.
- EPSTEIN-MIL 2008
RON EPSTEIN-MIL. Die Synagogen der Schweiz. Zürich 2008.
- ERISMANN 1909
FRIEDRICH ERISMANN (Red.). Die Gesundheits- und Wohlfahrtspflege der Stadt Zürich. Zürich 1909 (Deutscher Verein für öffentliche Gesundheitspflege 1909). Zürich 1909.
- ERISMANN ca. 1912
FRIEDRICH ERISMANN. Die sanitäre Wohnungsaufsicht in Zürich unter Berücksichtigung der Wohnungsfürsorge überhaupt. Zürich ca. 1912.
- ERISMANN 1913
FRIEDRICH ERISMANN. Das alkoholfreie Volkshaus in Zürich 4. Zürich 1913.
- ERISMANN 1990
JOHANN R. ERISMANN. Der Bahnhof Zürich-Oerlikon. In: Verein zur Förderung der Erwachsenenbildung. Njbl. 11, 1990.
- ERISMANN 1991
JOHANN R. ERISMANN. Der Bahnhof Zürich-Oerlikon. In: Verein zur Förderung der Erwachsenenbildung. Njbl. 12, 1991.
- ERNST 1890
HEINRICH ERNST. Neu-Zürich. In: SBZ 1890/15, S. 1f., 9f., 27f.
- ESCHER 1874
KONRAD ESCHER. Zürich und die Ausgemeinden: eine Beobachtung und Anregung. Zürich 1874.
- ESCHER 1907
EUGEN ESCHER. Lebenslauf in ruhigen und bewegten Zeiten, 1831 bis 1898. Zürich 1907.
- ESCHER 1914
CONRAD ESCHER. Die grosse Bauperiode der Stadt Zürich in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zürich 1914.
- ESCHER 1915
KONRAD ESCHER. Chronik der Gemeinden Ober- und Unterstrass. Zürich 1915.
- ESCHER 1918
CONRAD ESCHER. Chronik der ehemaligen Gemeinde Enge. Zürich 1918.
- ESCHER KdS ZH 1939
KONRAD ESCHER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Bd. IV. Die Stadt Zürich. Erster Teil. Basel 1939 (KdS 10).
- ESCHER/HOFFMANN/KLÄUI KdS ZH 1949
KONRAD ESCHER, HANS HOFFMANN, PAUL KLÄUI. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. V. Die Stadt Zürich, Zweiter Teil. Basel 1949 (KdS 22).
- Escher Wyss 1955
150 Jahre Escher Wyss 1805–1955. Zürich 1955.
- ETH
Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich.

- ETTER 1950
PAUL ETTER. Chronik der Kirchgemeinde Zürich-Wiedikon. Zürich 1950.
- FAESI 1963
ROBERT FAESI. Erlebnisse – Ergebnisse. Erinnerungen von Robert Faesi. Zürich 1963.
- Faks.
Faksimile.
- FALKE 1911
KONRAD FALKE. Nachwort des Herausgebers. In: Raschers Jb. 1911 (2), S. 216–221.
- FAMMLER 1911
FRANZ FAMMLER. Das Bauprogramm des Geschäftshauses. In: SB 1911/3, S. 232, 264.
- FAMOS 2007
CLA RETO FAMOS. Die Zürcher Kirchenordnungen von 1905 und 1967 und ihre Bedeutung für die praktische Theologie. In: Schweizerisches Jb. für Kirchenrecht 2007, Bd. 11, S. 49–70.
- FANCONI 1949
GUIDO FANCONI. Das Kinderspital in Zürich – Eleonorenstiftung. Zürich 1949.
- FARNER 1899
ULRICH FARNER. Das Baden in alter und neuer Zeit. Erläutert an der Bade-, Kur- und Wasserheilanstalt Mühlebachstrasse 70. Zürich 5, 1899.
- FEHR 1922
EMIL FEHR. Die neue Kirche Fluntern. Zürich 1922.
- FIETZ 1891
HERMANN FIETZ. Wohnhäuser der Baugesellschaft «Eigen-Heim» in Riesbach bei Zürich. In: SBZ 1891/17, S. 33f.
- FIETZ 1902
HERMANN FIETZ. Die neue Polizeikaserne des Kantons Zürich. Zürich 1902.
- FIETZ 1905/1
HERMANN FIETZ. Militärgebäude und Polizeigebäude. In: Polytechnikum 1905, S. 288–293.
- FIETZ 1905/2
HERMANN FIETZ. Kantonallehranstalten. In: Polytechnikum 1905, S. 316–320.
- FIETZ 1910
HERMANN FIETZ. Ideen-Konkurrenz zur Erlangung von Entwürfen für ein Bezirksgebäude in Zürich III. Zürich 1910.
- Finanzamt 1957
Finanzamt der Stadt Zürich (Hg.). 50 Jahre Wohnungspolitik der Stadt Zürich 1907–1957. Zürich 1957.
- FISCHER 1996
PAUL FISCHER, TONI BUSINGER. Spanischbrötlibahn. Der Bau der ersten schweizerischen Eisenbahn zwischen Zürich und Baden. Der Ausbau des schweizerischen Eisenbahnnetzes zwischen 1847 und 1883. Die Bahnhöfe zwischen Zürich und Baden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Baden-Dättwil 1996.
- FISCHER/PARICI-CIPRYS 2005
SABINE FISCHER, ZORA PARICI-CIPRYS. Die reformierte Kirche St. Jakob am Stauffacher in Zürich (SKF). Bern 2005.
- FISCHLI 2012
MELCHIOR FISCHLI. Geplante Altstadt (MAGZ 79). Zürich 2012.
- FISSLER 1909/1
FRIEDRICH FISSLER, R. METTLER. Öffentliche Badeanstalten und Sonnenbäder. In: ERISMANN 1909, S. 208–214.
- FISSLER 1909/2
FRIEDRICH FISSLER. Schulhausbauten der Stadt Zürich und ihre Einrichtungen. In: ERISMANN 1909, S. 402–418.
- FLUCK 1903
J. FLUCK. Das Abfuhrwesen. In: THEODOR WEYL (Hg.). Die Assanierung von Zürich. Die Assanierung der Städte in Einzeldarstellungen. Bd. 1, Heft 3. Leipzig 1903, S. 48–66.
- FLUCK 1905
J. FLUCK. Das Abfuhrwesen der Stadt Zürich. In: Polytechnikum 1905, S. 176–181.
- FLUCK 1909
J. FLUCK. Kerichtabfuhr- und Verbrennung, Schlackenbrechanlage, Kadaververwertung. In: ERISMANN 1909, S. 156–166.
- Fluntern erzählt [o.J.]
Fluntern erzählt. www.flunternerzaehlt.ch.
- FOREL 2010
AUGUST FOREL. Rückblick auf mein Leben. Zürich 2010.
- FRANK 1938
FRIEDRICH FRANK. 100 Jahre Jelmoli in Zürich. In: ZMCh 1938, 7/11, S. 225–230.
- Frauenstadtrundgang 1995
Verein Frauenstadtrundgang Zürich (Hg.). Chratz und Quer, Sieben Frauenstadtrundgänge in Zürich. Zürich 1995.
- FRIEDLI 1998
THOMAS K. FRIEDLI, MARTIN FRÖHLICH, ADOLF MUSCHG, HANSPETER REBSAMEN, BEATE SCHNITTER. Sempers ehemalige Eidgenössische Sternwarte in Zürich (SKF). Uetendorf 1998.
- FRIES 1933
WILLY FRIES. Architekt Wilhelm Waser. Zürich 1811–1866. Zürich, Leipzig 1933.
- FRITZSCHE 1990
BRUNO FRITZSCHE. Vorhänge sind an die Stelle der alten Lumpen getreten. Die Sorgen der Wohnungsfürsorge im 19. Jahrhundert. In: Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. FS für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag. Basel und Frankfurt 1990, S. 383–396.
- FRITZSCHE 1991
BRUNO FRITZSCHE. Zürichs Aufstieg zur Wirtschaftsmetropole. In: UKdm 1991, 42/2, S. 143–151.
- FRÖHLICH 1974/1
MARTIN FRÖHLICH. Gottfried Semper als Entwerfer und Entwurfslehrer. Typoskript Diss. ETH. Zürich 1974.
- FRÖHLICH 1974/2
MARTIN FRÖHLICH. Gottfried Semper. Zeichnerischer Nachlass an der ETH Zürich. Kritischer Katalog. gta 14. Basel und Stuttgart 1974.
- FRÖHLICH 1976
MARTIN FRÖHLICH. Zürcher Bauten Gottfried Sempers. In: Gottfried Semper und die Mitte des 19. Jahrhunderts. gta 18. Basel und Stuttgart 1976, S. 84–94.
- FRÖHLICH 1979
MARTIN FRÖHLICH. Sempers Hauptgebäude der ETH Zürich (SKF). Basel 1979.
- FRÖHLICH 1991
MARTIN FRÖHLICH. Gottfried Semper. Zürich, München 1991.
- FRÖHLICH 1994
MARTIN FRÖHLICH. Die Villa Bleuler als Baudenkmal. In: HEUSSER 1994, S. 32–43.
- FS
Festschrift.
- FÜGLISTALER 2014
REGULA FÜGLISTALER. Zürichs langer Weg zu den Quaialagen am See. Die Entstehung öffentlicher Grünanlagen im 19. Jahrhundert am Beispiel Zürich. Lizentiatsarbeit Prof. Dr. Ch. Koller/Universität Zürich. Zürich 1981.
- FÜLSCHER 2012
BERNADETTE FÜLSCHER. Die Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zürich. Zürich 2012.
- GAGLIARDI 1938
ERNST GAGLIARDI, HANS NABHOLZ, JEAN STOHL. Die Universität Zürich 1833–1933 und ihre Vorläufer: Festschrift zur Jahrhundertfeier. Zürich 1938.

- GALLIKER 1997
HANS-RUDOLF GALLIKER. Tramstadt. Öffentlicher Nahverkehr und Stadtentwicklung am Beispiel Zürichs. Zürich 1997.
- GALLIKER 2000
HANS-RUDOLF GALLIKER. Von Seldwyla zur Stadt: Bauunternehmer und Spekulanten im Zürich der Belle Epoque. Zürich 2000.
- GALLMANN 2012
ANDREAS GALLMANN. Zürich, Hottingen, Kurhausstrasse 65, Grand Hotel «Dolder» Vers. Nr. 939. In: ZD 19 (2007–2008). Zürich und Egg 2012, S. 322–337.
- GALMARINI 2005
CARLO GALMARINI. Die grösste stützenfreie Halle Europas – die Ingenieure des Hallenstadions. In: SPIESS 2005, S. 38–43.
- GANZ 1891
JULIUS GANZ. Der Grundriss des evangelisch reformierten Kirchenbaues mit besonderer Berücksichtigung der für [...] Enge eingereichten Pläne. In: Theologische ZS aus der Schweiz 1891/VIII, S. 185–190, 213–228.
- GB SR
Geschäftsbericht des Stadtrats.
- GEISER 1905
ARNOLD GEISER. Die Schulhausbauten der Stadt Zürich seit dem Jahre 1893. In: Polytechnikum 1905, S. 305–315.
- GERMANN 1974
GEORG GERMANN. Neugotik. Geschichte ihrer Architekturtheorie. Stuttgart 1974.
- Gewerbeschule 1933
Gewerbeschule und Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich. FS zur Eröffnung des Neubaus im Frühjahr 1933. Zürich 1933.
- Gfrd
Geschichtsfreund.
- GIEDION 1929
SIGFRIED GIEDION. Befreites Wohnen (Schaubücher 14). Zürich 1929.
- GOETSCHEL O.J.
EDI GOETSCHEL. Die ICZ-Synagoge Löwenstrasse in Zürich. Sonderdruck der Jüdischen Rundschau für die ICZ-Mitglieder. Zürich o.J.
- GOSSAUER 1928
EMIL GOSSAUER. Die Waisenhäuser der Stadt Zürich. Zürich 1928.
- GRAP 1997
CAROLINA GRAP. Die Wandmalereien im Innern des Kino Seefeld, nachmals Razzia von Otto Haberer. Typoskript. Zürich 1997 (BAZ).
- GraphSg
Graphische Sammlung.
- GRETHER 2012
MARTIN GRETHER. Ein Oval aus Stahlbeton. In: Tec21 2012, 138/21, S. 19–22.
- GRÜNHUT 1927
ROBERT GRÜNHUT. Der Bau der Linksufrigen Zürichseebahn im Stadtgebiet. In: Das Werk 1927/14, S. 65–82.
- GRUNDER KdS ZH 1997
KARL GRUNDER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. 9. Der Bezirk Dietikon. Basel 1997 (KdS 88).
- GRUNDER KdS ZH 2005
KARL GRUNDER. Die Kunstdenkmäler der Stadt Zürich, Neue Ausgabe Bd. IV. Die Stadt Zürich IV. Die Schanzen und die barocken Vorstädte. Basel 2005 (KdS 105).
- GSK
Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte.
- GSMBA
Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten.
- gta
Institut für Geschichte und Theorie der Architektur gta an der ETH Zürich.
- GUEx o.J.
FRANÇOIS GUEx. Reformierte Kirche Zürich-Enge (SKF). Bern o.J.
- GUGERLI 1999
DAVID GUGERLI. Die wissenschaftlich-technische Landschaft des jungen Bundesstaates. In: ALEXANDER RUCH (Hg.). 1848/1998 – 150 Jahre schweizerischer Bundesstaat. Referate der Veranstaltung vom 5. November 1998. Zürich 1999, S. 21–41.
- GUGERLI 2005
DAVID GUGERLI, PATRICK KUPPER, DANIEL SPEICH. Die Zukunftsmaschine. Konjunkturen der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich 1855–2005. Zürich 2005.
- GUGGENBÜHL 1955
GOTTFRIED GUGGENBÜHL. Geschichte der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Zürich 1955.
- GUGGENHEIM 1999
KURT GUGGENHEIM. Werke I. Die frühen Jahre; Salz des Meeres, Salz der Tränen. Frauenfeld, Stuttgart, Wien 1999.
- GULL 1905/1
GUSTAV GULL. Verwaltungsgebäude. In: Polytechnikum 1905, S. 294–304.
- GULL 1905/2
GUSTAV GULL. Landesmuseum. In: Polytechnikum 1905, S. 353–368.
- GULL 1905/3
GUSTAV GULL. Projekt für die Überbauung des Werdmühle- und Oetenbach-Areals. In: SBZ 1905/46, S. 51f., 54–60.
- GULL 1911
GUSTAV GULL. Erläuterungen zu dem Projekt für die Ueberbauung des Werdmühle- und Oetenbach-Areals und ein alle Verwaltungsabteilungen umfassendes Stadthaus in Zürich im Auftr. des Stadtrates von Zürich. Zürich 1911.
- GULL 1925
Verlagsgesellschaft AG. Zürich (Hg.). Professor Dr. Gustav Gull, Architekt. Ausführte Bauten. Laupen 1925.
- GULL 1930
GUSTAV GULL. Baubericht. In: FS zum 75-jährigen Bestehen der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Zürich 1930, S. 58–95.
- GÜRTLER BERGER 2000
THERESIA GÜRTLER BERGER. Salvisbergs Maschinenlaboratorium und Fernheizkraftwerk der ETH Zürich. Aspekte zur Sanierung. In: k+a 2000, S. 79f.
- GÜRTLER BERGER 2002
THERESIA GÜRTLER BERGER. «Die Schulfabrik». Denkmalpflegerische Einblicke in die Sanierung der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich. In: Die Denkmalpflege 2002/1, S. 46–52.
- GÜRTLER BERGER 2008–2010
THERESIA GÜRTLER BERGER. Das Zürcher Stadthaus: zwei in einem oder Überleben als Provisorien. In: BZD 2008–2010, S. 74–77.
- GÜRTLER BERGER 2010
THERESIA GÜRTLER BERGER. Otto Rudolf Salvisberg. Seine Schweizer Bauten. Zürich 2010.
- GÜRTLER BERGER 2011
THERESIA GÜRTLER BERGER. Spur und Mass. In: PFISTER 2011, S. 87–93.
- GUTBROD 2009
CRISTINA GUTBROD. Gustav Gull (1858–1942) – Architekt der Stadt Zürich 1890–1911 zwischen Vision und Baupolitik. Zürich 2009.
- GUTBROD 2011
CRISTINA GUTBROD. Neuinszenierung von Stadtgeschichte –

- Das Stadthaus im Fraumünsteramt. In: PFISTER 2011, S. 110–114.
- GUTBROD 2012
CRISTINA GUTBROD. «Nicht nur im Innern, sondern auch durch sein Äußeres geschichtlich docieren» – Gustav Gulls Landesmuseum als bauliche Umsetzung von Johann Rudolf Rahns Verständnis schweizerischer Kunst und Architektur. In: ZAK 2012, 69/3+4, S. 275–284.
- GUTBROD/HAUSER 2004
CRISTINA GUTBROD, ANDREAS HAUSER. Eine Realutopie. Gustav Gulls Projekt für ein Zürcher Stadthaus im Oetenbach. In: BECKEL 2004, S. 41–55.
- GUYER 1964
PAUL GUYER. 100 Jahre Bahnhofstrasse. Eine baugeschichtliche Ausstellung, Helmhaus Zürich, 15.08–13.09.1964. Zürich 1964.
- GUYER 1967
PAUL GUYER. Zürich auf dem Weg zur Grossstadt von 1830–1870. In: SBZ 1967/85, S. 809–815.
- GUYER 1980
PAUL GUYER. Die Geschichte der Enge. Zürich 1980.
- GUYER-ZELLER 1888
ADOLF GUYER-ZELLER. Über die bauliche Entwicklung von Enge mit Rücksicht auf die Kirchenbaute und die Expropriation der Bürglerterrasse. Zürich 1888.
- HAAS 2001
BEAT HAAS u.a. Fast wie in Paris. Die Umgestaltung des Kratzquartiers 1880 (Ausstellungskatalog). Zürich 2001.
- HBA
Hochbauamt (Kanton Zürich).
- HAEFLIGER 1984
MARKUS HAEFLIGER. Die Modernisierung der Basler Wasserversorgung 1860–1875. In: Basler ZS für Geschichte und Altertumskunde 1984/84, S. 129–206.
- HAGEN 1977
CHRISTOPH HAGEN. Zürich Burghölzli. Psychiatrische Anstalt. Typoskript DPZH, 1977.
- HAGEN/KUNZ BOLT/REBSAMEN 1997
CHRISTOPH HAGEN, CHARLOTTE KUNZ BOLT, HANSPETER REBSAMEN. Zürich, Rämistrasse 59, Alte Kantonsschule Versicherungs Nr. 776. In: ZD 12 (1987–1991). Zürich und Egg 1997. S. 372–379.
- HAGER 1994
GUIDO HAGER. Der Garten der Villa Bleuler. In: HEUSSER 1994, S. 44–51.
- Hallenbad 1941
Städtisches Hochbauamt (Hg.). Hallenbad der Stadt Zürich. Zürich 1941.
- Hallenstadion 1937
Genossenschaft Hallenstadion (Hg.). Hallenstadion Zürich. Exposé, Finanzplan und Zeichnungsschein. Zürich 1937.
- Hallenstadion 1939
Das Zürcher Hallenstadion. FS. Zürich 1939.
- HAMMER 1984
BRUNHILD HAMMER u.a. 150 Jahre Theater in Zürich. Zur Eröffnung des renovierten Opernhauses. Zürich 1984.
- HANAK 2005
MICHAEL HANAK. Zur Baugeschichte des Hallenstadions. In: BAUER 2005, S. 18–27.
- HANAK 2010
MICHAEL HANAK. Historismus, aktualisiert. In: Tec21 2010, 136/45, S. 34–41.
- HANAK 2013
MICHAEL HANAK. Original im Wesen, nicht in der Substanz. In: Tec21 2013, 139/7–8, S. 28–36.
- HANHART 1967
H. U. HANHART. Der Ausbau der Eidg. Techn. Hochschule und der mit ihr verbundenen Anstalten. 1. Teil: Das ETH-Zentrum. In: SBZ 1967/85, S. 867–883.
- HARDEGGER 1894
AUGUST HARDEGGER. Die neue Liebfrauenkirche in Zürich. In: SBZ 1894/23, S. 44–49.
- HARTMANN 1881
LOUIS HARTMANN. Rückblicke auf die Entstehung und Entwicklung der Züricher Gasfabrik seit ihrem 25jährigen Bestehen. Gewidmet dem Verwaltungsrathe der Züricher Gasgesellschaft vom Verfasser. Zürich 1881.
- HATT-HALLER 1928
HEINRICH HATT-HALLER (Hg.). 25 Jahre Bauen. Denkschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Firma Heinr. Hatt-Haller, Hoch- und Tiefbau in Zürich. Zürich 1928.
- Hauptbahnhof 1980
Kreisdirektion III der Schweizerischen Bundesbahnen (Hg.). Zum Abschluss der Renovation Bahnhof Baden, Renovation ehemaliges Stationsgebäude Dietikon, Restauration Hauptbahnhof Zürich, 1980. Zürich 1980.
- Hauptbahnhof 1993
Marti Bauunternehmung (Hg.). Der Zürcher Hauptbahnhof. Eine Baudokumentation. Zürich 1993.
- HAUSER 1935
F. HAUSER. Geschichtliches. In: FS anlässlich der Einsegnung der Maria-Lourdes-Kirche Zürich-Seebach am 30. Juni 1935. Zürich 1935, S. 7–21.
- HAUSER 1976
ANDREAS HAUSER. Ferdinand Stadler (1813–1870): ein Beitrag zur Geschichte des Historismus in der Schweiz. Zürich 1976.
- HAUSER 2000
ANDREAS HAUSER. Das öffentliche Bauwesen in Zürich. Dritter Teil: Das städtische Bauamt 1798–1907 (KSZD 6). Zürich, Egg 2000.
- HAUSER 2001
ANDREAS HAUSER. Das öffentliche Bauwesen in Zürich. I. Das kantonale Bauamt 1798–1895 (KSZD 4). Zürich 2001.
- HEFTI 1944
JOACHIM HEFTI. Kirche Enge Zürich 1894–1944. Zürich 1944.
- Heimatschutz
Heimatschutz = Patrimoine (ZS). 1905ff.
- Helvetia Christiana 1942
Helvetia Christiana. Die Bistümer der Schweiz. Bistum Chur. Bd. 2. Kilchberg-Zürich 1942.
- HELFENSTEIN 1982
HEINRICH HELFENSTEIN. Die von S.H. Nördlinger erstellten Wohnhäuser an der Ottikerstrasse in Zürich. In: planen + bauen 1982/12, S. 12–17.
- HENAUER 1928
W. HENAUER. Zum Wettbewerb Stampfenbachareal Zürich. In: Werk 1928/15, S. 42–46.
- HEUSSER 1994
HANS-JÖRG HEUSSER u.a. Das Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft in der Villa Bleuler Zürich. Zürich 1994.
- HILDEBRAND 2007
SONJA HILDEBRAND u.a. (Hg.). Haefeli Moser Steiger. Die Architekten der Schweizer Moderne. Zürich 2007.
- HIRZEL 1901
HARTMANN HIRZEL. FS zur Vollendung der protestantischen Kirchen in Aussersihl und zur Einweihung der Kirche St. Jakob am 25. August 1901. Zürich 1901.
- HITCHCOCK 1985
HENRY-RUSSELL HITCHCOCK, PHILIP JOHNSON. Der internationale Stil 1932. Braunschweig/Wiesbaden 1985.
- HMS
Haefeli Moser Steiger, Architekturbüro.
- HODEL 1997
FABIAN HODEL. Versorgen und gewinnen: die Geschichte der

- unternehmerisch tätigen Stadt Luzern seit 1850. Beiträge zur Luzerner Stadtgeschichte, Bd. 11. Luzern 1997.
- HOFFMANN 1966
HANS-CHRISTOPH HOFFMANN. Die Theaterbauten von Fellner und Helmer. München 1966.
- HOFSTETTER 1979
ALFRED HOFSTETTER. 100 Jahre Chemisches Laboratorium der Stadt Zürich. Separatdruck aus Chemische Rundschau 1979/20.
- HORBER 1937
E. HORBER. Wohnbauförderung in Zürich. Diss. Universität Zürich 1937.
- HORNBERGER 1980
KLAUS DIETER HORNBERGER. Interdependenzen zwischen Stadtgestalt und Baugesetz. Untersuchung des Spannungsfeldes zwischen der stadträumlichen und der baurechtlichen Entwicklung im Verlauf des 20. Jahrhunderts, dargestellt am Beispiel Zürich. Diss. ETH Zürich. Zürich 1980.
- HOWARD 1898
EBENEZER HOWARD. To-morrow: a Peaceful Path to Real Reform. London 1898.
- HOWARD 1902
EBENEZER HOWARD. Garden Cities of To-morrow. London 1902.
- HOWARD 1907
EBENEZER HOWARD. Gartenstädte in Sicht. Jena 1907.
- HUBER 1908
KARL HUBER. Denkschrift zur Erinnerung an die Einweihung der protestantischen Kirche Oerlikon. Oerlikon 1908.
- HUBER 2008
WERNER HUBER. Den Pfistergeist wiederbelebt. In: Hochparterre 2008, 21/6–7, S. 46–49.
- HUBER 2015/1
WERNER HUBER. Bahnhofstrasse Zürich: Geschichte – Gebäude – Geschäfte. Zürich 2015.
- HUBER 2015/2
WERNER HUBER. Hauptbahnhof Zürich (Architektur- und Technikgeschichte der Eisenbahnen in der Schweiz, Bd. 6). Zürich 2015.
- HUCH 1938
RICARDA HUCH. Frühling in der Schweiz: Jugenderinnerungen. Zürich 1938.
- HUGGENBERG-KAUFMANN 1947
FRIEDA MARIA HUGGENBERG-KAUFMANN. Die Bleuler von Hirslanden und Riesbach, 1385–1947. In: ZTB 1948, S. 24–39.
- HUNZIKER 1933
FRITZ HUNZIKER. Die Mittelschulen in Zürich und Winterthur 1833–1933. FS zur Jahrhundertfeier. Zürich 1933.
- HÜRLIMANN 1939
MARTIN HÜRLIMANN, HERMANN HERTER, ERWIN JAECKLE. Werke öffentlicher Kunst in Zürich. Zürich 1939.
- ILLI 1987
MARTIN ILLI. Von der Schüssgruob zur modernen Stadtentwässerung. Zürich 1987.
- ILLI 1992
MARTIN ILLI. Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt. Zürich 1992.
- ILLI 2009
MARTIN ILLI. Von der Stadt eingeholt. Städtebauliche Disposition des Schlachtbetriebs seit dem Spätmittelalter. In: SIMONE DESIDERATO, MARTIN ILLI, URS LENGWILER, CHRISTINE STEFFEN. Fleisch für Zürich. Zürich 2009, S. 47–71.
- Industrielle Unternehmungen 1903
Die industriellen Unternehmungen der Stadt Zürich: gewidmet den Teilnehmern an der 43. Jahresversammlung des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern. Zürich 1903.
- INSA
Inventar der neueren Schweizer Architektur.
INSA 1, 1984
HANS PETER REBSAMEN, OTHMAR BIRKNER, WERNER STUTZ u.a. Aarau, Altdorf, Appenzell, Baden (INSA, Bd. 1). Zürich 1984.
INSA 3, 1982
GEORG GERMANN, JACQUES GUBLER, HANSPETER REBSAMEN, WERNER STUTZ. Biel, La Chaux-de-Fonds, Chur, Davos (INSA, Bd. 3). Zürich 1982.
INSA 8, 1996
PETER RÖLLIN, DANIEL STUDER, THOMAS MÜLLER, ANDREAS HAUSER u.a. St. Gallen, Sarnen, Schaffhausen, Schwyz (INSA, Bd. 8). Zürich 1996.
INSA 10, 1992
ANDREAS HAUSER, HANSPETER REBSAMEN, CHRISTINE KAMM-KYBURZ u.a. Winterthur, Zürich, Zug (INSA, Band 10). Zürich 1992.
INSA 11, 2004
BENNO MUTTER, HANSPETER REBSAMEN (Redaktion). Gesamtregister der Bände 1–10 (INSA, Band 11). Bern 2004.
- JÄGGI 2005
MICHÈLE JÄGGI. Zürcher Universitätsgebäude (SKF). Bern 2005.
- JAKOB 1993
URSINA JAKOB, DANIEL KURZ. Lebensräume Wipkingen – Wipkinger Verkehrsräume. Zürich 1993.
- JAUN 1980
RUDOLF JAUN. Management-Ausbildung an der ETH. Das Wirken des J.-J. Bourcart, Privatdozenten für Industrierwaltung. In: Management-ZS. Vol. 49, 1980/5, S. 255–260.
- JB
Jahresbericht.
- Jb.
Jahrbuch.
- JEGHER 1927
CARL JEGHER. Zur Vollendung des Umbaus der linksufrigen Zürichseebahn im Gebiete der Stadt Zürich am 10. März 1927. In: SBZ 1927/89, S. 119–134.
- JEHLE-SCHULTE STRATHAUS 1982
ULRIKE JEHLE-SCHULTE STRATHAUS. Das Zürcher Kunsthhaus, ein Museumsbau von Karl Moser (gta 22). Basel 1982.
- JEHLE-SCHULTE STRATHAUS 1999
ULRIKE JEHLE-SCHULTE STRATHAUS. Reminiszenzen an griechische Baukunst: das Zürcher Kunsthhaus von Karl Moser. In: k+a 1999, 50/1, S. 66–69.
- JUNG 1980–1984
ANDREAS JUNG. Opernhaus – Metamorphose einer Idee. In: BZD 1980–1984, S. 76–85.
- JUNG 1989/90
ANDREAS JUNG. Stadelhofen – Bahnhof im Hügel. In: BZD 1989/90, S. 69–81.
- JUNG 1994
ANDREAS JUNG. Das Schutzobjekt. In: HEUSSER 1994, S. 52–61.
- JUNG 2000
JOSEPH JUNG. Von der Schweizerischen Kreditanstalt zur Credit Suisse Group. Eine Bankengeschichte. Zürich 2000.
- JUNG 2006
JOSEPH JUNG. Alfred Escher 1819–1882, der Aufbruch zur modernen Schweiz (Teil 3: Schweizerische Kreditanstalt; Eidgenössisches Polytechnikum; Aussenpolitik). Zürich 2006.
- LINDT 1984
NICOLAS LINDT. Der Asphalt ist nicht die Erde. Das Zürcher Selnauquartier im Wandel der Zeit. Zürich 1984.
- k+a
Kunst und Architektur in der Schweiz (ZS).
- KÄLIN O.J.
WERNERKARL KÄLIN. Maria-Lourdes-Kirche Zürich. FS zur feierlichen Kirchweihe. Verbunden mit dem silbernen Jubiläum

- um der Pfarrei und ihres Seelsorgers HH Pfarrer Franz Xaver Föhn. Einsiedeln o. J.
- Kantonsgeschichte 1994
Geschichte des Kantons Zürich. Bd. 3. 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 1994.
- KARLEN 1995
RENÉ KARLEN, ANDREAS HONEGGER, MARIANNE ZELGER-VOGT. «Ein Saal, in dem es herrlich klingt.» Hundert Jahre Tonhalle Zürich. Zürich 1995.
- KartSlg
Kartensammlung.
- Kaspar-Escher-Haus 1996
DPZH. Inventar der überkommunalen Schutzobjekte. Neumühlestrasse 8–12, Stampfenbachstrasse 15–19, Stadtgraben 8. «Kaspar-Escher-Haus». 1996.
- KAYSER 2007
HANS KAYSER. Ludwig Meyer (1827–1900). Forscher, Lehrer und Begründer des «no restraint». In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie. 2007/1, S. 39–42.
- KdS
Kunstdenkmäler der Schweiz.
- KELLER 1994
ANNE KELLER. Die Familie Abegg. In: HEUSSER 1994, S. 24–31.
- KIENZLE 1936
HERMANN KIENZLE. Karl Moser 1860–1936. Zürcher Kunstgesellschaft. Njb. 1937. Zürich 1936.
- Kindergarten 2003
Amt für Hochbauten der Stadt Zürich (Hg.). Kindergartenhaus Wiedikon 1928–32. Denkmalpflegerische Erneuerung. Zürich 2003.
- Kinderspital 1974
100 Jahre Kinderspital Zürich 1874–1974. Zürich 1974.
- Kirche Enge 1888
Kirchenpflege Enge (Hg.). Zur Kirchenbaufrage Enge. Zürich 1888.
- Kirche Enge 1895
Kirchenbaukommission Enge. Bericht der Kirchenbaukommission über den Bau einer neuen Kirche. Zürich 1895.
- KLASEN 1892
LUDWIG KLASSEN (Hg.). Gebäude für die Zwecke der Land-, Garten, und Forstwirtschaft. Grundriss-Vorbilder von Gebäuden aller Art. Abth. XIV. Leipzig 1892.
- KLEMM 2007
CHRISTIAN KLEMM u.a. Kunsthau Zürich. Gesamtkatalog der Gemälde und Skulpturen. Zürich 2007.
- KLÖTI 1931
EMIL KLÖTI. Gemeinnütziger Wohnungsbau und städtische Finanzen. Sonderdruck aus ZSN 4, 1931.
- KNUFINKE 2005
ULRICH KNUFINKE. Jüdische Friedhofsbauten um 1800 in Deutschland. Architektur als Spiegel der Auseinandersetzungen um Haskala, «Emanzipation» und «Assimilation». In: Prades. ZS der Vereinigung für Jüdische Studien e.V. Heft 11, Potsdam 2005, S. 68–102.
- KNUFINKE 2007
ULRICH KNUFINKE. Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland. Petersberg 2007.
- KOCH 1990
MICHAEL KOCH, MATHIAS SOMANDIN, CHRISTIAN SÜSTRUNK. Kommunal und genossenschaftlicher Wohnungsbau in Zürich. Ein Inventar der durch die Stadt geförderten Wohnbauten 1907–1989. Zürich 1990.
- KOLB 1974
GUIDO J. KOLB. 100 Jahre St. Peter und Paul. Zürich 1974.
- KOLLER 1995
BARBARA KOLLER. Gesundes Wohnen: ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940. Zürich 1995.
- KOLLER 2008
CHRISTIAN KOLLER. Von der Kiesgrube zum Pentagon: Stadionbauten und -nichtbauten in Zürich zwischen sportlichen Rivalitäten, Kommunalpolitik und Urbanitätsdiskursen. 2008 publiziert auf: <http://www.zora.uzh.ch>.
- KORRODI 1909
G. KORRODI. Der neue Schlachthof der Stadt Zürich. Basel 1909 (Separatdruck der Schweiz. Technikerzeitung).
- Krematorium 1915
Stadtrat Zürich (Hg.). Das neue Krematorium in Zürich. Denkschrift über die Feuerbestattung in Zürich 1874–1915. Zürich 1915.
- Kreuzkirche 1905
Kirchenpflege Neumünster (Hg.). Die Kreuzkirche der Kirchgemeinde Neumünster. Denkschrift hg. von der Kirchenpflege Neumünster zur Einweihung 26.2.1905. Zürich 1905.
- KRONBICHLER 1983
WALTER KRONBICHLER. Die Zürcherischen Kantonsschulen 1833–1983. FS zur 150-Jahr-Feier der staatlichen Mittelschulen des Kantons Zürich. Zürich 1983.
- KSZD
Kleine Schriften zur Zürcher Denkmalpflege.
- KUHN 1908/09
P. ALBERT KUHN. Die neuesten Werke des Malers Fritz Kunz. In: Die Christliche Kunst 1908/1909/5, S. 97–121.
- KUHN 1925/26
P. ALBERT KUHN. Fresken der Liebfrauen-Kirche in Zürich. In: Die Christliche Kunst 1925/1926/22, S. 11–19.
- Kunsthau 1925
Kunsthau Zürich. Sammlung der Skulpturen und Gemälde. Zürich 1925.
- Kunsthau 1976
Zürcher Kunstgesellschaft (Hg.). Kunsthau Zürich. FS zur Eröffnung des Erweiterungsbau 1976.
- KUNZ 1960
HANS KUNZ. 50 Jahre Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich 1910–1960. Zürich 1960.
- KUNZ 1990
Ausstellungskatalog Museum in der Burg Zug. Fritz Kunz und die religiöse Malerei. Zug 1990.
- KUNZ BOLT 2004
CHARLOTTE KUNZ BOLT. Zürich Aussersihl, Badenerstrasse 90, Rotwandstrasse 19, 21, Stauffacherstrasse 55, Bezirksgebäude Vers. Nr. 3478. In: ZD 15 (1997–2000). Zürich und Egg 2004, S. 336–343.
- KUNZ BOLT/MÜLLER 2008
CHARLOTTE KUNZ BOLT, THOMAS MÜLLER. Zürich Hottingen, Zürichbergstrasse 8, 2. Romanisches Seminar der Universität Zürich, ehem. Wohn- und Geschäftshaus Fierz mit Nebengebäude Vers. 1264, 1262. In: ZD 17 (2003–2004). Zürich und Egg 2008, S. 318–327.
- KURZ/SCHEMP 1999
DANIEL KURZ, THOMAS SCHEMP. Gemeindewerke und die Anfänge der Leistungsverwaltung auf kommunaler Ebene (1880–1914). Schweizer Städte im Vergleich. In: ULRICH PFISTER, MAURICE DE TRIBOLET (Hg.). Sozialdisziplinierung – Verfahren – Bürokraten. Entstehung und Entwicklung moderner Verwaltung. Itinera 1999/21, S. 205–216.
- KURZ 2000
DANIEL KURZ, CHRISTINE MORRA-BARRELET, RUEDI WEIDMANN. Das öffentliche Bauwesen in Zürich. Vierter Teil. Das städtische Bauamt 1907–1957 (KSZD 7). Zürich, Egg 2000.
- KURZ 2008
DANIEL KURZ. Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940. Zürich 2008.

- KVZ 1912
Kaufmännischer Verein Zürich. Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes von Verein und Schule 1861–1911. Zürich 1912.
- KVZ 1913
Kaufmännischer Verein Zürich. Werbeschrift für den Neubau des Schul- und Vereinshauses zur Kaufleuten. Zürich 1913.
- KVZ 1929
Kaufmännischer Verein Zürich. Unsere Liegenschaft «Zur Kaufleuten» nach Fertigstellung des Ergänzungsneubaus «Thallegg» 1915–1929. Zürich 1929.
- LAMPERT 1996
REGINA LAMPERT. Die Schwabengängerin. Zürich 1996 (7. Auflage 2010).
- Landesmuseum 1890
Zürich und das schweizerische Landesmuseum. Den hohen eidgenössischen Räten gewidmet (Bewerbungsschrift Zürichs um den Sitz des schweizerischen Landesmuseums). Zürich 1890.
- LANG 1914
ARNOLD LANG. Das Kollegiengebäude. In: Universität Zürich. FS des Regierungsrates zur Einweihung der Neubauten 18. April 1914. Zürich 1914, S. 107–112.
- LASIUS 1880
GEORG LASIUS. Die Sternwarte in Zürich – ein Bau Gottfried Sempers. In: Eisenbahn 1880/12, S. 74f.
- LASIUS 1905
GEORG LASIUS. Die Gebäude der Eidgenössischen polytechnischen Schule. In: Polytechnikum 1905, S. 321–345.
- LEDERGERBER 2001
THOMAS LEDERGERBER. Schloss Eppishausen unter der Familie Hegner 1853–1898 und der Dorfbrand von Eppishausen 1872. Erlen 2001 (Eigenverlag).
- LEISI 1987
ERNST LEISI, WERNER STUTZ. Zürcher Fassaden. 60 kommentierte Porträts. Zürich 1987.
- LENDENMANN 1994
FRITZ LENDENMANN, DANIEL KURZ, BEAT HAAS. Sechzig Jahre zweite Eingemeindung 1934. Zürich 1994.
- LENDENMANN/MAGGI 1990
FRITZ LENDENMANN, PIETRO MAGGI. Der öffentliche Verkehr in Zürich 1830–1930. (Ausstellungskatalog BAZ). Zürich 1990.
- Letten 1893
Das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich. Zürich 1893.
- Letten 1899
Die Erweiterungsbauten des Elektrizitätswerkes der Stadt Zürich. Zürich 1899.
- Letten 1992
Wasserwerk Letten. Innenumbau und Renovation 1988–1990. Zürich 1992.
- Leu 1915
Aktiengesellschaft Leu & Co. 1755–1915. Hg. anlässlich des Bezuges des neuen Bankgebäudes «Leuenhof» Zürich. Zürich 1915.
- LICHTENSTEIN 1977
CLAUDE LICHTENSTEIN. Salvisberg und das «neue bauen». In: Werk – Archithese 1977, 64/10, S. 7–17.
- LICHTENSTEIN 1978
CLAUDE LICHTENSTEIN. Das moderne Zürich. In: Werk – Archithese 1978, 65/23–24, S. 9–11.
- LICHTENSTEIN 1985
CLAUDE LICHTENSTEIN u.a. Otto Rudolf Salvisberg. Die andere Moderne. Zürich 1985.
- LICHTENSTEIN 2005
CLAUDE LICHTENSTEIN. Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich. Museum für Gestaltung Zürich (SKF). Hünibach 2005.
- Liebfrauenkirche 1894
Zur Erinnerung an die Einsegnung der Liebfrauenkirche in Zürich den 7. Oktober 1894. Zürich 1894.
- Liebfrauenkirche 1897
Erinnerung an die Glockenweihe der Liebfrauenkirche Zürich. Separatdruck aus: Zürcher Nachrichten. Zürich 1897.
- Liebfrauenkirche 1981
Liebfrauenkirche Zürich. Gedenkschrift zur Wiedereröffnung der Kirche und zur Einsegnung der neuen Krypta 5./6. Dezember 1981. Zürich 1981.
- Liebfrauenkirche 1993
Hundert Jahre Liebfrauenkirche. Zürich 1993.
- Liebfrauenpfarrei 1918
Denkschrift zum 25jährigen Jubiläum der Liebfrauenpfarrei in Zürich. Zürich 1918.
- Liebfrauenpfarrei 1943
Kirchenvorstand der Liebfrauenkirche (Hg.). FS 50 Jahre Liebfrauenpfarrei Zürich 1893–1943. Zürich 1943.
- Liebfrauenpfarrei 1968
Kirchgemeinde Liebfrauen (Hg.). FS 75 Jahre Liebfrauenpfarrei. Zürich 1968.
- Limmathaus 1931
Volkshaus-Genossenschaft Industriequartier. Das Volkshaus «Limmathaus» im Industriequartier Zürich 1930/31. Die Vorgeschichte, das Werk, der Bau. Zürich 1931.
- LÜÖND 2004
KARL LÜÖND. Für Kind und Familie. Der Weg des Kinderspitals Zürich ins 21. Jahrhundert. Zürich 2004.
- LÜPOLD 2010
MARTIN LÜPOLD. Der Ausbau der «Festung Schweiz». Aktienrecht und Corporate Governance in der Schweiz, 1881–1961. Diss. UNI Zürich 2010.
- LUTERBACHER 1979
FRANZ LUTERBACHER. Theodor Boveri (1892–1977). In: Badener Njbl. 1979/54, S. 97–101.
- LUX 1906
JOSEPH AUGUST LUX. Geschlossene und offene Bauweise. In: SBZ 1906/48, S. 269–272.
- MAGZ
Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
- MARBACH 1990
UELI MARBACH, ARTHUR RÜEGG. Werkbundsiedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen 1928–1932. Ihre Entstehung und Erneuerung. Zürich 1990.
- Maria-Lourdes 1986
Pfarramt, Stiftungsrat, Kirchenpflege Maria Lourdes (Hg.). 50 Jahre Maria Lourdes Zürich-Seebach. Aus Anlass des 50jährigen Pfarreijubiläums zur Erinnerung an den Aufbau der Pfarrei. Zürich 1986.
- MAS
Master.
- MATHYS 1990
ERNST MATHYS. Dr. h.c. Robert Moser, 1838–1918. In: Jb. des Oberaargaus 1990/33, S. 265–268.
- MATTHIESEN 2010
TOBY MATTHIESEN. Die Bleiche der Zeit. Ein Zürcher Oberländer Textilareal im Wandel. Zürich 2010.
- MAURER 1987
BRUNO MAURER. Zürcher Dokumente. Le Corbusier in Zürich und sein Projekt für die Rentenanstalt. In: Werk, Bauen + Wohnen 1987, 74/7/8, S. 24–37, 64.
- MAURER 2005/1
BRUNO MAURER. Vorgeschichte und Voraussetzungen des Hallenstadions. In: BAUER 2005, S. 8–17.
- MAURER 2005/2
BRUNO MAURER. Karl Egender und das Zürcher Hallenstadion. In: SPIESS 2005, S. 10–29.

- MEDICI-MALL 2007
KATHARINA MEDICI-MALL. Ein Labortest in Sachen Monumentalität. Peter Meyers Kommentar zum Kongresshaus. In: RÜEGG 2007, S.65–71.
- MENGHINI 1994
GIOVANNI F. MENGHINI. Verlorene Originalsubstanz – Rückbau! In: Archithese 1994/1, S.56f.
- MESMER 1982
BEATRIX MESMER. Reinheit und Reinlichkeit. Bemerkungen zur Durchsetzung der häuslichen Hygiene in der Schweiz. In: Gesellschaft und Gesellschaften. FS zum 65. Geburtstag von Professor Dr. Ulrich Im Hof. Hg. von Nicolai Bernard und Quirinus Reichen. Bern 1982, S.470–494.
- MEYER 1928
PETER MEYER. Moderne Schweizer Wohnhäuser. Zürich 1928.
- MEYER 1930
PETER MEYER. Geschäftshäuser und Bürobauten. In: Werk 1930/17, S.321–323.
- MEYER 1934
PETER MEYER. Neuzeitliche Geschäftshäuser. In: Werk 1934/21, S.1–12.
- MEYER 1937
PETER MEYER. Monumentale Architektur? In: Werk 1937/24, S.66–73.
- MEYER 1973
ANDRÉ MEYER. Neugotik und Neuromanik in der Schweiz. Die Kirchenarchitektur des 19. Jahrhunderts. Zürich 1973.
- MEYER VON KNONAU 1914
GEROLD MEYER VON KNONAU. Die Universität Zürich in den Jahren 1833–1913. In: Universität Zürich. FS des Regierungsrates zur Einweihung der Neubauten 18. April 1914. Zürich 1914, S.11–70.
- MICHEL 1999
REGULA MICHEL. Inventar der kunst- und kulturhistorischen Schutzobjekte von kommunaler Bedeutung. Schulhaus und Turnhalle Wolfbach. DPZch 1999.
- MICHEL 2001
REGULA MICHEL u.a. Amtshaus IV, Zürich. Umbau und Sanierung. Eine Zürcher Baudokumentation. Zürich 2001.
- MICHEL 2002
REGULA MICHEL. Der Friedhof Sihlfeld in Zürich-Wiedikon (SKF). Stans 2002.
- MICHEL 2005
REGULA MICHEL. Zürich Enge, Bederstrasse 1, 3, Tessinerplatz 10, 12, Bahnhof Enge mit Aufnahmegebäude und Peronanlage Vers. Nr. 1270. In: ZD 16 (2001–2002). Zürich und Egg 2005, S.250–255.
- MICHEL 2008
REGULA MICHEL. Zürich Aussersihl, Werdstrasse 63. Katholische Kirche St. Peter und Paul Vers. Nr. 678. In: ZD 17 (2003–2004). Zürich 2008, S.312–317.
- MICHEL 2010
REGULA MICHEL. Zürich Riesbach, Lenggstrasse 31, Kantonale Psychiatrische Klinik Burghölzli Vers. Nr. 724. In: ZD 18 (2005–2006). Zürich und Egg 2010, S.274–281.
- MICHEL 2012/1
REGULA MICHEL. Zürich, Börsenstrasse 10, Fraumünsterstrasse 12–14, Stadthausquai 11–13. Geschäftshaus Metropol Vers. Nr.1824. In: ZD 19 (2007–2008). Zürich und Egg 2012, S.278–285.
- MICHEL 2012/2
REGULA MICHEL. Zürich, Werdmühleplatz 4, Werdmühlestrasse 10, Lindenhofstrasse 21–25/Lindenhofstrasse 19, Oetenbachstrasse 22, Uraniastrasse 2, 7. Städtische Amtshäuser III und IV Vers. Nrn. 1871, 1872. In: ZD 19 (2007–2008). Zürich und Egg 2012, S.301–313.
- MILLER 1993
QUINTUS MILLER. Die Kolonie Bergheim (1908/09) und die Gartenstadt Kapf (1910/11) in Zürich Hirslanden. Zwei Gartenstadtkolonien im Frühwerk der Gebrüder Pfister. In: Archithese 1993, 23/1, S.24–29.
- MOLL 2015
CLAUDIA MOLL. An den Wurzeln der Profession. Die Zürcher Kunst- und Handelsgärtner Theodor Froebel (1810–93) und Otto Froebel (1844–1906). Diss. ETHZ. Zürich 2015.
- MOSER 1905
ROBERT MOSER. Haupt- und Nebenbahnen. In: Polytechnikum 1905, S.209–239.
- MOSER 1911
CARL MOSER. Das Zürcher Kunsthaus. In: Raschers Jb. 1911 (2), S.210–216.
- MOSER 1914
KARL MOSER. Das neue Universitätsgebäude. In: Universität Zürich. FS des Regierungsrates zur Einweihung der Neubauten 18. April 1914. Zürich 1914, S.103–106.
- MUCK 1959
HERBERT MUCK. Der neue katholische Kirchenbau um 1930. Entwicklungen in deutschsprachigen Gebieten im Lichte zeitgenössischer Quellen. Innsbruck 1959.
- MÜLLER 1905
ALBERT MÜLLER. Neuere Banken, Postgebäude und Börse. In: Polytechnikum 1905, S.346–352.
- MÜLLER 1919
HANS MÜLLER. Geschichte der Zürcher Stadtvereingung von 1893. Zürich 1919.
- MÜLLER 1909
LUISE MÜLLER. Die Kindergärten. In: ERISMANN 1909, S.325f.
- MÜLLER 1992
PETER MÜLLER. Sternwarten in Bildern. Architektur und Geschichte der Sternwarten von den Anfängen bis ca. 1950. Berlin 1992.
- MÜLLER 2000
MARTIN MÜLLER. Abenteuer im Orient. Zwei Reiseberichte von Heinrich Müller-Jelmoli (1844–1935). In: ZTB 2001, S.305–351.
- MÜLLER 2001
THOMAS MÜLLER. Das öffentliche Bauwesen in Zürich. 2. Teil. Das kantonale Bauamt 1896–1958 (KSZD 5). Zürich, Egg 2001.
- MÜLLER 2005/1
THOMAS MÜLLER. Zürich Enge, Bürglistrasse, Reformierte Kirche Vers. Nr.677 mit Treppenanlage. In: ZD 16 (2001–2002). Zürich und Egg 2005, S.266–277.
- MÜLLER 2005/2
THOMAS MÜLLER. Zürich Oberstrass, Stapferstrasse 60, Reformierte Kirche Vers. Nr.654. In: ZD 16 (2001–2002). Zürich und Egg 2005, S.300–309.
- MÜLLER 2014
FRANZ MÜLLER. Meditieren statt repräsentieren. Der skulpturale Bauschmuck der Universität. In: VON MOOS/HILDEBRAND 2014, S.294–313.
- MURKEN 1982
AXEL HINRICH MURKEN. Grundzüge des deutschen Krankenhauswesens von 1780 bis 1930 unter Berücksichtigung von Schweizer Vorbildern. In: Gesnerus, Schweizerische ZS für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften 1982, S.7–45.
- MUTHESIUS 1908
HERMANN MUTHESIUS. Das englische Haus. Berlin 1908.
- NAEF 1927
HANS NAEF. Die neuen Aufnahmegebäude Zürich-Enge und Zürich-Wiedikon. In: Werk 1927/14, S.83–91.
- NÄGELIN-GSCHWIND 1993
KARL und MAYA NÄGELIN-GSCHWIND. Hans Bernoulli. Architekt und Städtebauer. Basel 1993.

- NEUENSCHWANDER 1997
URS NEUENSCHWANDER, WILLI WOTTRENG. Der Hauptbahnhof Zürich im Wandel der Zeit. Zürich 1997.
- Neumünster 1889
Gemeinnützige Gesellschaft von Neumünster (Hg.). Chronik der Kirchgemeinde Neumünster. Zürich 1889.
- NICOLAI 2009
BERND NICOLAI. Volkshäuser und Reformarchitektur. In: k+a 2009/1, S. 12–17.
- NIEVERGELT 1977/1
DIETER NIEVERGELT. Das Sprüngli-Haus im Wandel der Zeit. Zürich 1977.
- NIEVERGELT 1977/2
DIETER NIEVERGELT, BEAT SCHLÄPFER. Schauspielhaus Zürich (SKF). Bern 1977.
- NIEVERGELT 1979
DIETER NIEVERGELT. Die Schweizerische Kreditanstalt am Paradeplatz in Zürich (SKF). Basel 1979.
- NIEVERGELT 1981
DIETER NIEVERGELT. Von der Ortskernplanung zur Orientierungstafel. Aus der Tätigkeit der Stadtzürcher Denkmalpflege in den Jahren 1979/80. In: UKDM 1981/1, S. 107–129.
- NIEVERGELT 1985
DIETER NIEVERGELT. Die Kirche Bühl in Zürich Wiedikon (SKF). Bern 1985.
- NIEVERGELT 1991
DIETER NIEVERGELT. Konservatorium und Musikhochschule Zürich. In: BZD 1987/88, Zürich 1991, S. 79–87.
- NIEVERGELT 1998
DIETER NIEVERGELT. Die Credit Suisse am Paradeplatz in Zürich (SKF, 2. Ausgabe). Bern 1998.
- NIEVERGELT/STUTZ 1989
DIETER NIEVERGELT, FRANK NIEVERGELT, WERNER STUTZ. Das Krematorium Sihlfeld in Zürich (SKF). Bern 1989.
- Njbl.
Neujahrsblatt.
- NOB
Schweizerische Nordostbahn.
- NUSSBERGER 1944
PAUL NUSSBERGER. Alt-Zürich. Das Fraumünsterquartier und seine Umgebung in Vergangenheit und Gegenwart. Zürich 1944.
- NUSSBERGER 1955
PAUL NUSSBERGER. Zur Renovation des Bürohauses «Metropol» in Zürich. In: Hoch- und Tiefbau, 1955, 54/9, S. 72–76.
- NUSSBERGER 1956
PAUL NUSSBERGER. Das Stadthausquartier und seine Umgebung einst und jetzt in Bildern. Zürich 1956.
- NZZ
Neue Zürcher Zeitung.
- OECHSLI 1905
WILHELM OECHSLI. Geschichte der Gründung des Eidgenössischen Polytechnikums mit einer Übersicht seiner Entwicklung 1855–1905 (FS zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Eidg. Polytechnikums, Bd. 1). Frauenfeld 1905.
- OECHSLIN 2005
WERNER OECHSLIN (Hg.). Hochschulstadt Zürich. Bauten der ETH 1855–2005. Zürich 2005.
- OECHSLIN 2010
WERNER OECHSLIN, SONJA HILDEBRAND (Hg.). Karl Moser. Architektur für eine neue Zeit. 1880–1936. 2 Bde. Zürich 2010.
- Oerlikon-Schwamendingen 1924
FS zur Einweihung des neuen Sekundarschulhauses Oerlikon-Schwamendingen in Oerlikon. Oerlikon 1924.
- OETTLI/BRINER 1932
SAMUEL OETTLI, GUSTAV ADOLF BRINER. Worte der Erinnerung an Wilhelm Heinrich Diethelm 1848–1932. Zürich 1932.
- Orient 1953
40 Jahre Orient-Cinema 1913–1953. Zürich 1953. Dok. BAZ, Waisenhausstrasse 2.
- PARICI-CIPRYS 2004/1
ZORA PARICI-CIPRYS. Zürich Enge, Claridenstrasse 3, 5, 7, Beethovenstrasse 2, 4, 8. Tonhalle und Kongresshaus Vers. Nr. 772. In: ZD 15 (1997–2000). Zürich und Egg 2004, S. 324–331.
- PARICI-CIPRYS 2004/2
ZORA PARICI-CIPRYS. Zürich Enge, Mythenquai 60. Hauptsitz der Swiss Re, ehem. Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft Vers. Nr. 632. In: ZD 15 (1997–2000). Zürich und Egg 2004, S. 332–335.
- PARICI-CIPRYS 2005
ZORA PARICI-CIPRYS. Zürich, Paradeplatz 8, Bahnhofstrasse 23, 25, 27, Talacker 2, 4, Bärengasse 5, 9, Hauptgebäude Credit Suisse Vers. Nr. 1293. In: ZD 16 (2001–2002). Zürich und Egg 2005, S. 240–249.
- Patumbah 2014
Zürcher Denkmalpflege (Hg.). Monographien Denkmalpflege 7. Die Villa Patumbah in Zürich – Geschichte und Restaurierung. Zürich 2014.
- Pauluskirche 1983
Kirchgemeinde Paulus (Hg.). 50 Jahre Pauluskirche Zürich. Zürich 1983.
- PAUR 1938
M. PAUR. Oberstkorpskommandant Hermann Bleuler. In: CXXX Njbl. der Feuerwerkergesellschaft (Artilleriekollegium) in Zürich auf das Jahr 1938, S. 3–29.
- PESCATORE/WINZELER 1997
FLURINA PESCATORE, MARIUS WINZELER. Die katholische Pfarrkirche Liebfrauen in Zürich (SKF). Bern 1997.
- PESTALOZZI 1898
HANS PESTALOZZI. Der Bau des Landesmuseums. In: Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898. Zürich 1898, S. 33–44.
- PESTALOZZI 1905/1
SALOMON PESTALOZZI. Die bauliche Entwicklung der Stadt Zürich hinsichtlich Tiefbauten und Quartieranlagen von 1855–1893. In: Polytechnikum 1905, S. 97–128.
- PESTALOZZI 1905/2
SALOMON PESTALOZZI. Bauliche Entwicklung der Ausgemeinden der Stadt Zürich hinsichtlich der Tiefbauten und Quartieranlagen von 1855 bis 1893. In: SBZ 1905/46, S. 276–281.
- PETER 1905
HEINRICH PETER. Wasserversorgung. In: Polytechnikum 1905, S. 182–191.
- PETER 1906
HEINRICH PETER. Bericht über die Erstellung der Quellwasserversorgung aus dem Sihl- und Lorzetal. Zürich 1906.
- PETER 1909
HEINRICH PETER. Die Wasserversorgung. In: ERISMANN 1909, S. 469–483.
- PETER 1945
JAKOB PETER. 20 Jahre FGZ, Familienheim-Genossenschaft Zürich. Zürich 1945.
- Petition Aussersihl 1885
Petition der Gemeinde Aussersihl an den hohen Kantonsrath betreffend Vereinigung von Zürich und Ausgemeinden, 1. November 1885. Aussersihl 1885.
- PFAMMATTER 2005
ULRICH PFAMMATTER. Das Hallenstadion Zürich als Ingenieurbaustandwerk. In: BAUER 2005, S. 49–66.
- PFISTER 1909
OTTO PFISTER. Veterinärpolizei. In: ERISMANN 1909, S. 194.
- PFISTER 1928
E. PFISTER. Zur Erinnerung an Frau Emma Hagnauer-Vogel. Abdankungsrede von Vikarin E. Pfister. Zürich 1928.

- PFISTER 1959
ARNOLD PFISTER. Johann Heinrich Fierz, seine Gattin Nina und Gottfried Semper. Ein Beitrag zur Kultur- und Baugeschichte des Sonnenbühls in Fluntern. Zürich 1959.
- PFISTER 2011
THOMAS PFISTER u.a. (Hg.). Ein Haus für die Stadt. Umbau und Renovation des Stadthauses Zürich 2007–2010. Zürich 2011.
- PFLEGHARD 1905
OTTO PFLEGHARD. Die Geschäftshäuser von Zürich. In: Polytechnikum 1905, S.401–416.
- PFLEGHARD 1911
OTTO PFLEGHARD. Rede des Herrn Architekten O. Pflughard [anlässlich der Einweihung der Kirche Oberstrass]. In: BUCHER/SPINNER 1911, S.51–54.
- PFLEGHARD & HAEFELI 1911
OTTO PFLEGHARD, MAX HAEFELI. Baubeschreibung der Kirche Oberstrass. In: BUCHER/SPINNER 1911, S.11–15.
- PFLÜGER 1899
PAUL PFLÜGER. Die Wohnungsfrage mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Zürich. Zürich 1899.
- PFLÜGER 1909
PAUL PFLÜGER. Die Wohnungsfrage in ethischer und kultureller Beziehung. Zürich 1909.
- PFLÜGER/HÜPPY 1910
PAUL PFLÜGER, JOHANN HÜPPY. Handbuch des Schweizerischen Gemeindegemeinschafts. Zürich 1910.
- PLATZ 1930
HERMANN PLATZ. Architekt Karl Moser in der baukünstlerischen Entwicklung seiner Zeit. In: SBZ 1930/96, S.65–76.
- Polytechnikum 1905
Zürcher Ingenieur- und Architektenverein (Hg.). FS zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Eidg. Polytechnikums. Teil 2. Die Bauliche Entwicklung Zürichs in Einzeldarstellungen. Zürich 1905.
- Prot.
Protokoll.
- Prot. Grosser SR
Protokoll Grosser Stadtrat.
- Prot. SR
Protokoll Stadtrat.
- RAFF 1962
HERBERT RAFF. Schweizerische Bankgesellschaft 1862, 1912, 1962. Zürich 1962.
- RAHN 1876
JOHANN RUDOLF RAHN. Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz: von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters. Zürich 1876.
- RAST/JURT 1983
MARIA RAST, JOSEF JURT. Die Pfarrei Bruder Klaus Zürich 1933–1983. Zürich 1983.
- REBSAMEN 1974
HANSPETER REBSAMEN. Das Schauspielhaus in Zürich, seine architektonische und städtebauliche Bedeutung. In: UKD 1974/1, S.44–56.
- REBSAMEN 1989
HANSPETER REBSAMEN. Bauplastik in Zürich 1890–1990. Stäfa 1989.
- REBSAMEN 1998
HANSPETER REBSAMEN. Zürich Riesbach, Zollikerstrasse 32, Villa Bleuler Vers. Nr. Rb 1059. ZD 13 (1991–1994). Zürich und Egg 1998, S.404–407.
- REBSAMEN 2005/1
HANSPETER REBSAMEN. Die katholische Pfarrkirche St. Anton in Zürich (SKF). Altdorf 2005.
- REBSAMEN 2005/2
HANSPETER REBSAMEN. Zürich Hottingen, Neptunstrasse 68, Katholische Kirche St. Antonius Vers. Nr.1176. In: ZD 16 (2001–2002). Zürich und Egg 2005, S.320–333.
- REBER 1889
(PAUL REBER). Über den Bau evangelisch-reformierter Kirchen. In: SBZ 1889/14, S.115.
- REBER 1896
PAUL REBER. Die neue evangelische Kirche in Wiedikon-Zürich. In: SBZ 1896/28, S.161f.
- Red.
Redaktion/Redaktor.
- Reformierte Kirchen 2006
Hochbaudepartement der Stadt Zürich (Hg.). Reformierte Kirchen der Stadt Zürich. Spezialinventar DPZch. Zürich 2006.
- REINLE 1962
ADOLF REINLE. Kunstgeschichte der Schweiz. Bd.4. Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Architektur, Plastik, Malerei. Frauenfeld 1962.
- REULECKE 1985
JÜRGEN REULECKE. Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt am Main 1985.
- RIEGER 1977
HANS JÖRG RIEGER. Die Schweizerische Kreditanstalt am Paradeplatz 1876–1976. Zürich 1977.
- RIEGER 1982
WALTER RIEGER, HANS JÖRG RIEGER. Katholische Kirche St. Peter und Paul (SKF). Bern 1982.
- RIETER 1957
FRITZ RIETER. Peter Emil Huber Werdmüller, 1836–1915 (SPWT 7). Zürich 1957.
- RIITTER 1909
H. RITTER. Das Luft- und Sonnenbad des Naturheilvereins Zürich an der Tobelhofstrasse. In: ERISMANN 1909, S.220–226.
- ROHRER/JUNG 1999
JUDITH ROHRER, ANDREAS JUNG. Die Neumünsterallee – eine Inszenierung von Gärten und Häusern. In: BZD 1997/98. Zürich 1999, S.123–130.
- RORDORF 1920
SALOMON RORDORF-GWALTER. Mitteilungen über das Rordorf Geschlecht. Zürich 1920.
- RORDORF 1964
SALOMON RORDORF-GWALTER. Auf der Mauer. Das Gut und seine Bewohner. Privatdruck. Zürich 1964.
- RÖSCH 2013
CHRISTOPH RÖSCH. Die Ausgrabung an der Mühlegasse 5 in Zürich. 1000 Jahre Siedlungsgeschichte im Niederdorf. Zürich 2013 (Online-Publikation).
- RÖSSLING 1986
WILFRIED RÖSSLING. Curjel & Moser. Architekten in Karlsruhe. Karlsruhe 1986.
- ROTH 1940
ALFRED ROTH. La Nouvelle Architecture. Die Neue Architektur. The New Architecture. Zürich 1940.
- ROTTER 1994
CLAUDIO ROTTER. Die Familie Bleuler. In: HEUSSER 1994, S.18–23.
- RUCKI 1998
ISABELLE RUCKI, DOROTHEE HUBER. Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert. Basel 1998.
- RÜEGG 1996
ARTHUR RÜEGG. Ein Hauptwerk des Neuen Bauens in Zürich. Die Doldertalhäuser 1932–1963. Zwei Mehrfamilienhäuser für den gehobenen Mittelstand von Alfred & Emil Roth und Marcel Breuer. Zürich 1996.
- RÜEGG 2002
ARTHUR RÜEGG, HERMANN KOHLER. Moderne ... zeitlos? Kindergartenhaus Wiedikon von Kellermüller und Hofmann (1928–1932). In: Werk, Bauen + Wohnen 2002, 89/7/8, S.38–43.

- RÜEGG 2003
ARTHUR RÜEGG, HERMANN KOHLER. Die Erneuerung 2001/02. In: Kindergarten 2003, S. 32–38.
- RÜEGG 2007
ARTHUR RÜEGG, RETO GADOLA (Hg.). Kongresshaus Zürich 1937–1939. Moderne Raumkultur. Zürich 2007.
- RUSTERHOLZ 1963
HEINRICH RUSTERHOLZ. Streiflichter aus dem alten Höngg. Bevölkerungsstruktur um 1860. Politische Reminiszenzen aus dem letzten Jahrhundert. Höngg um die Jahrhundertwende. Mitteilung Nr. 21 der ortsgeschichtlichen Kommission des Verschönerungs Vereins Höngg. Zürich 1963.
- RÜTTIMANN 1983
BEAT RÜTTIMANN. Wilhelm Schulthess (1855–1917) und die Schweizer Orthopädie seiner Zeit. Zürich 1983.
- SADS
Schriften zu Archäologie, Denkmalpflege und Stadtplanung.
- SAILER 1977
ANTON SAILER. Seewald 1889–1976. Eine Werkauswahl mit zeitgenössischen Würdigungen und Zitaten aus Büchern von Richard Seewald. München 1977.
- SALVISBERG 1935
OTTO RUDOLF SALVISBERG. Das Maschinenlaboratorium der ETH Zürich. Zürich 1935.
- Sammlung (1859ff.)
Amtliche Sammlung der seit der Annahme der Gemeindeordnung vom Jahr 1859 erlassenen Verordnungen und wichtigen Gemeindebeschlüsse der Stadt Zürich. Zürich 1859ff.
- SARASIN 2011
PHILIPP SARASIN. Die moderne Stadt als hygienisches Projekt. Zum Konzept der «Assanierung» der Städte im Europa des 19. Jahrhunderts. In: VITTORIO MAGNAGO LAMPUGNANI/KATIA FREY/ELIANA PEROTTI (Hg.). Stadt und Text. Zur Ideengeschichte des Städtebaus im Spiegel theoretischer Schriften seit dem 19. Jahrhundert. Berlin 2011.
- SAZ
Stadtarchiv Zürich.
- SB
Schweizerische Baukunst. ZS für Architektur, Baugewerbe, bildende Kunst und Kunsthandwerk. Offizielles Organ des B.S.A.
- SBB
Schweizerische Bundesbahnen.
- SBZ
Schweizerische Bauzeitung.
- SCASCIGHINI 1991
MARIO SCASCIGHINI. La maison du peuple. Le temps d'un édifice de classe. Lausanne 1991.
- SCHATZMANN 1909
HANS SCHATZMANN. Wohnungsfürsorge. In: ERISMANN 1909, S. 76–89.
- SCHATZMANN 1910
HANS SCHATZMANN. Kommunale Wohnungsfürsorge mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Zürich. Braunschweig 1910.
- Schauspielhaus 1978
Neue Schauspiel AG (Hg.). Vom Variété zum neuen Schauspielhaus: die Geschichte des Schauspiels in Zürich. Zürich 1978.
- SCHENKEL 1980
CHRISTIAN SCHENKEL. Die erste Zürcher Stadtvereinigung von 1893. Diss. Zürich. Andelfingen 1980.
- SCHIVELBUSCH 1983
WOLFGANG SCHIVELBUSCH. Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert. München, Wien 1983.
- SCHMED 2004
SILVIO SCHMED, ARTHUR RÜEGG. Kino Studio 4 Film-Podium. Erneuerung und Erweiterung. Zürich 2004.
- SCHMID 1900
C.A. SCHMID, A. WILD. Zürich deine Wohltaten erhalten dich! 167 wohltätige und gemeinnützige Anstalten, Vereine und Fonds der Stadt Zürich. Zürich 1900.
- SCHMID 1959
HANS RUDOLF SCHMID. Das Jelmoli-Buch. Vom Leben eines Unternehmens. Zürich 1959.
- SCHMID 1977
HANS RUDOLF SCHMID, RICHARD T. MEIER. Die Geschichte der Zürcher Börse. Zum hundertjährigen Bestehen der Zürcher Börse. Zürich 1977.
- SCHNEITER 1960
EUGEN SCHNEITER. Erinnerung an ein ehemaliges Geschäftshaus. In: NZZ 22.8.1960.
- SCHNYDER 2012
PETER SCHNYDER (Hg.). Rennbahn Oerlikon. 100 Jahre Faszination Radsport. Zürich 2012.
- SCHÖNAUER 1987
ROMAN G. SCHÖNAUER. Von der Stadt am Fluss zur Stadt am See. 100 Jahre Zürcher Quaianlagen. Zürich 1987.
- SCHÖNBÄCHLER 2008
ROBERT SCHÖNBÄCHLER. Bahnhöfe der Stadt Zürich. Zürich 2008.
- SCHUBIGER 1984
BENNO SCHUBIGER. Felix Wilhelm Kubly 1802–1872. Ein Schweizer Architekt zwischen Klassizismus und Historismus. Dissertation Universität Zürich. (St. Galler Kultur und Geschichte 13). St. Gallen 1984.
- SCHUBIGER 2009
BENNO SCHUBIGER. «Period Rooms» als museographische Gattung: «Historische Zimmer» in Schweizer Museen. In: ZAK 2009, 66/2+3, S. 81–112.
- Schulhäuser 1939
Schulamt der Stadt Zürich (Hg.). Neue Zürcher Schulhäuser. Zürich 1939.
- Schulhäuser 2008
Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau, Denkmalpflege und Archäologie (Hg.). Schulhäuser der Stadt Zürich. Spezialinventar. Zürich 2008.
- USTERI 1958
EMIL USTERI. Lebensbilder aus der Vergangenheit der Familie Schulthess von Zürich. Zürich 1958.
- SCHULTHESS/RENFER 1996
GUSTAV W. SCHULTHESS, CHRISTIAN RENFER. Von der Krone zum Rechberg. 500 Jahre Geschichte eines Hauses am Zürcher Hirschengraben. Stäfa 1996.
- Schulwesen 1896
Das Schulwesen der Stadt Zürich in seiner geschichtlichen Entwicklung. Auf Anordnung des Schulvorstandes bearbeitet für die schweizerische Landesausstellung in Genf 1896. Zürich 1896.
- SCHRENK 1924
GOTTLÖB SCHRENK. Zur Erinnerung an Herrn Pfarrer August Tappolet-Rohr. Zürich 1924.
- SCHWEGLER 1942
THEODOR SCHWEGLER (Mitautor). Helvetia Christiana, Bistum Chur, Bd. 2, Zürich 1942.
- SCHWEIZER 1896
ALEXANDER SCHWEIZER. Die modernen Baurechtsbeschränkungen mit besonderer Berücksichtigung der Schweizerischen Rechtsquellen. Zürich 1896.
- Schweizerische Wohnhäuser 1908
Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz (Hg.). Einfache Schweizerische Wohnhäuser. Bümpliz 1908.

- Schweizer Verein Deli 1936
Der Schweizer Verein Deli-Sumatra. Zum fünfzigjährigen Bestehen 1886–1936. Zürich 1936.
- SCRETA VON ZAVORZIZ 1978
DANIEL SCRETA VON ZAVORZIZ. Das Hypo-Haus 1856–1978. Zürich 1978.
- SEEWALD 1979
RICHARD SEEWALD. Aus dem Bilderbuch Gottes. Jesus als Kind. In der St. Theresiakirche Zürich. Zürich 1979.
- SEMPER 1980
Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Institut für Denkmalpflege. Ausst.-katalog Gottfried Semper 1803–1879. Baumeister zwischen Revolution und Historismus. München 1980.
- SENN 2013
CAROLINE SENN. Pestalozziwiese: ein Ort, wo Köpfe rollten? In: JB des Stadtarchiv Zürich 2011–2012, S. 105–118.
- SENTI 1939/1
ALFRED SENTI, R. HERMANN. Das Abfuhrwesen der Stadt Zürich. Sonderdruck aus ZSN 3. Zürich 1939.
- SENTI 1939/2
ALFRED SENTI. Zürichs Bevölkerung seit 1836. Statistik der Stadt Zürich 49, 1939.
- SGWS
Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte.
- SIA
Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverband.
- SIK
Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Zürich.
- SJZ
Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich.
- SKF
Schweizerische Kunstführer, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Hg.).
- SLM
Schweizerisches Landesmuseum.
- SNB
Schweizerische Nationalbibliothek, Bern.
- SNM
Schweizerisches Nationalmuseum.
- SONDEREGGER 2003
CHRISTINA SONDEREGGER. Gestalterische Verwandtschaft. Renovation der Kirche St. Theresia in Zürich. In: Werk, Bauen + Wohnen 2003/6, S. 60–63.
- SONDEREGGER/STUTZ 1989/90
CHRISTINA SONDEREGGER, WERNER STUTZ. Schulhaus Schanzengraben. In: BZD 1989/90, S. 82–88.
- SOZARCH
Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich.
- SPIESS 2005
HEINER SPIESS (Hg.). Das Hallenstadion – Arena der Emotionen. Zürich 2005.
- Spitalgeschichte 1
Regierungsrat des Kantons Zürich (Hg.). Zürcher Spitalgeschichte. Bd. 2. Zürich 1951.
- Spitalgeschichte 2
Regierungsrat des Kantons Zürich (Hg.). Zürcher Spitalgeschichte. Bd. 3. Zürich 1951.
- Sportbauten 1931
Gewerbemuseum Basel. Neue Sportbauten. Basel 1931.
- SPWT
Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik.
- SR
Stadttrat.
- Stadthausquartier 1875
Beleuchtung des Projektes für ein neues Stadthausquartier (Kratzquartier) im Anschluss an die Quai-Projekte. Zürich 1875.
- Stadtschulpflege 1869
Engere Stadtschulpflege. Eingabe der engern Schulpflege über das Schulwesen der Stadt Zürich an die h. Erziehungsdirektion des Kantons Zürich. Zürich 1869.
- STAFFELBACH 1943
HANS STAFFELBACH. Peter Emil Huber-Werdmüller (1836–1915). Emil Huber-Stockar (1865–1939). Vater und Sohn. Zwei Lebensbilder als Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Technik. Zürich 1943.
- StAGr
Staatsarchiv Graubünden.
- STÄHLI 1915
RUDOLF STÄHLI. Die Fortbildungsschule des Kaufmännischen Vereins Zürich. 1861–1914. Zürich 1915.
- STALDER 2002
RUTH STALDER. Von der «Cloakenfrage» zur Schwemmkanalisation. Die Abwasserentsorgung in der Stadt Bern. In: Berner ZS für Geschichte 2002/4, S. 161–197.
- Stampfenbach 1910
Stampfenbach-Baugenossenschaft. Caspar Escherhaus Zürich. Zürich 1910.
- STAMPFLI 1999
FRANZ STAMPFLI u.a. 125 Jahre Kirche St. Peter und Paul Zürich 1874–1999. Zürich 1999.
- STAUDINGER/STREICHER 1919
DORA STAUDINGER, OTTO STREICHER. Unser Kampf gegen die Wohnungsnot. Zürich 1919.
- StAZH
Staatsarchiv Zürich.
- STEGE/MÜLLER 2012
STEPHAN STEGER, THOMAS MÜLLER. Zürich, Uraniastrasse 9. Wohn- und Geschäftshaus mit Sternwarte Urania Vers. Nr. 1850. In: ZD 19 (2007–2008). Zürich und Egg 2012, S. 294–299.
- STEIGER-CRAWFORD 2003
FLORA STEIGER-CRAWFORD. Flora Steiger-Crawford. 1899–1991. Zürich 2003.
- STEINEBRUNNER 1971
WALTER FELIX STEINEBRUNNER. Spitalarchitektur und Medizin im Zürich des 19. Jahrhunderts. Die Planung des alten Kantonsospitals (1842) und des Burghölzli (1870), ihre Vorbilder und medizinischen Experten. Zürich 1971.
- STEINER 2014
URS STEINER (Hg.). Das Kino Razzia. Ein Abspann: im Brennpunkt der Zürcher Kulturgeschichte 1922 bis 2014. Zürich 2014.
- Steiner AG 1978
Karl Steiner AG. Savoy Hotel Baur en Ville, Zürich. Zürich 1978.
- STENZL 2005/1
TANJA STENZL. Bernhard-Theater, Zürich ZH. In: ANDREAS KOTTE (Hg.). Theaterlexikon der Schweiz (Bd. 1), Zürich 2005, S. 177–179.
- STENZL 2005/2
TANJA STENZL. Corso-Theater, Zürich ZH. In: ANDREAS KOTTE (Hg.). Theaterlexikon der Schweiz, Bd. 1. Zürich 2005, S. 411f.
- STIERLIN 1996
MAX STIERLIN. Die Katholiken im Kanton Zürich 1862–1875. Im Spannungsfeld zwischen Eingliederung und Absonderung. Zürich 1996.
- STIERLIN 2002
MAX STIERLIN. Der Weg der Katholiken im Kanton Zürich. Zürich 2002.
- St. Jakob 1951
Kirchenpflege Aussersihl (Hg.). 50 Jahre Kirche zu St. Jakob 1901–1951. Zürich 1951.
- St. Jakob 1976
Kirchenpflege Aussersihl (Hg.). 75 Jahre Kirche zu St. Jakob Zürich-Aussersihl. Zürich 1976.

- STOCKMEYER 1943
ERNST STOCKMEYER. Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt Zürich. In: Werk 1943/30, S. 145–152.
- STOFFLER 2008
JOHANNES STOFFLER. Gustav Ammann. Landschaften der Moderne in der Schweiz. Zürich 2008.
- St. Theresia 1956
HANS JAKOBER. Pfarrkirche St. Theresia, Zürich (Kleine Kunstführer, Schweizer Reihe Nr. 22). München 1956.
- STÜCKELBERGER 2015
JOHANNES STÜCKELBERGER. Die reformierte Kirche Enge in Zürich (SKF). Bern 2015.
- STURM 1712
Leonhard Christoph Sturms Fürstl. Mecklenbl. Bau-Directoris Architectonisches Bedenken von Protestantischer Kleinen Kirchen Figur und Einrichtung An Eine Durchlauchtige Person über einem gewissen Casu gestellt und Als eine oftmals vorkommende Sache zum gemeinen Nutzen im Druck gegeben Mit dazu gehörigen Rissen. Hamburg Bey Benjamin Schillern Buchhändl. im Dohm 1712.
- STURZENEGGER 1999
TOMMY STURZENEGGER. Der grosse Streit. Wie das Landesmuseum nach Zürich kam (MAGZ 66). Zürich 1999.
- STUTZ 1976
WERNER STUTZ. Bahnhöfe der Schweiz. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Zürich 1976.
- STUTZ 1983
WERNER STUTZ. Bahnhöfe der Schweiz. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Zürich 1983.
- STUTZ 2005
WERNER STUTZ. Der Hauptbahnhof Zürich (SKF). Biel 2005.
- STÜTZLE 2008
ANNA STÜTZLE. Zürich Fluntern, Bebauungsplanmodell von Karl Moser. In: ZD 17 (2003–2004). Zürich und Egg 2008, S. 328–331.
- SUTER 1981
ELISABETH SUTER. Wasser und Brunnen im alten Zürich: zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Zürich 1981.
- SUTER 2013
MEINRAD SUTER. Von der Zunft und vom hohen Schulkonvent zum Mittelschul- und Berufsbildungsamt. In: ZTB 2014, S. 205–371.
- SUTERMEISTER 1899
MORIZ SUTERMEISTER. Quai-Bürkli. Aus dem Leben des Nationalrat Dr. A. Bürkli-Ziegler. Schöpfer der Quai-Anlagen in Zürich. Zürich 1899.
- SWB
Schweizerischer Werkbund.
- Swiss Life 2007
150 Jahre Swiss Life. Das Magazin zum Jubiläum. Zürich 2007.
- TANNER 1995
ALBERT TANNER. Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914. Zürich 1995.
- TAPPOLET 1913
AUGUST TAPPOLET. Die Waisenhäuser der Stadt Zürich. Zürich 1913.
- TAZ
Tagesanzeiger.
- THIESSING 1949
RENÉ THIESSING. Ein Jahrhundert Schweizer Bahnen 1847–1947. Die festen Anlagen der Normal- und Schmalspurbahn (Bd. 2). Frauenfeld 1949.
- THIEME 2004
ALEXANDER THIEME. Die Bauten der Kantonalen Verwaltung Walche in Zürich (1933–35). Zürich 2004.
- TROG 1911
HANS TROG. Künstlergut – Künstlerhaus – Kunsthaus 1887 bis 1910. Njbl. der Zürcher Kunstgesellschaft 1911.
- TROPEANO 1993
RUGGERO TROPEANO. Repräsentation und Funktion. Der Hauptsitz der Rentenanstalt. In: Archithese 1993, 23/1, S. 71–75.
- TROPEANO 1995
RUGGERO TROPEANO. Bahnhof Zürich Wiedikon. Planung 1925/26, Ausführung 1926/27. In: Archithese 1995, 25/2, S. 26f.
- TRÜB 1991/92
LYDIA TRÜB. Vom Baden und dem Beruf des Baders im Alten Zürich. In: BZD 1991/92, S. 12–15.
- TRÜDINGER 1931
P. TRÜDINGER. Streifzug durch das neue Zürich. In: Moderne Bauformen 1931/30, S. 157–167.
- TRUFFER 1989
HENRI TRUFFER. 25 Jahre Verband der Römisch-Katholischen Kirchgemeinden der Stadt Zürich, 1964–1989. Zürich 1989.
- UGOLETTI SERRA 2011
TIZIANA UGOLETTI SERRA. La Siedlung Riedtli a Zurigo (1908–1919): Heimatschutz e urbanistica (Diss. ETHZ). Zürich 2011.
- UKdm
Unsere Kunstdenkmäler. Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (1950–1993).
- ULRICH 1905
PAUL ULRICH. Städtische Wohnhäuser. In: Polytechnikum 1905, S. 433–448.
- Urania o.J.
Die Volks-Sternwarte «Urania» in Zürich. Zürich o.J.
- USTERI 1905
EDUARD USTERI. Kranken- und Versorgungsanstalten. In: Polytechnikum 1905, S. 369–384.
- VAN LAAK 2001
DIRK VAN LAAK. Infra-Strukturgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft. ZS für Historische Sozialwissenschaften 2001/27, Heft 2, S. 367–393.
- Vereinigung 1888
Vereinigung von Zürich und Ausgemeinden. Bearbeitet im Auftrag der vom hohen Regierungsrath des Kantons Zürich bestellten Kommission durch das Kantonale statistische Bureau. Heft 1: Die Verhältnisse der politischen Gemeinde. Zürich 1888.
- Verhandlungen 1847
Schweizerische Nordbahn-Gesellschaft. Verhandlungen der zweiten Generalversammlung der Schweizerischen Nordbahn-Gesellschaft am 2. September 1847. Zürich 1847.
- VOGEL 2013
THOMAS VOGEL, PATRICK FEHLMANN, THOMAS WOLF, EMIL HONEGGER. Structuricum. 51 bemerkenswerte Bauwerke in Zürich. Zürich 2013.
- VOGEL 2014
MATTHIAS VOGEL. Idylliker als Skandalkünstler. Die Wandbilder von Paul Bodmer und Hermann Huber für das neue Universitätsgebäude. In: VON MOOS/HILDEBRAND 2014, S. 270–293.
- VOLKART 1951
HANS VOLKART. Schweizer Architektur: ein Überblick über das schweizerische Bauschaffen der Gegenwart. Ravensburg 1951.
- VOLKART 1987
SILVIA VOLKART, LUKAS GLOOR. Karl Hügin. Zürich 1987.
- VON BURG 2000
DOMINIQUE VON BURG. Gebrüder Pfister. Architektur für Zürich 1907–1950. Sulgen 2000.
- VON MOOS 1985
STANISLAUS VON MOOS. Alfred Roth. Architect of Continuity. Architekt der Kontinuität. Zürich 1985.

- VON MOOS/HILDEBRAND 2014
STANISLAUS VON MOOS, SONJA HILDEBRAND. Das Zürcher Universitätsgebäude von Karl Moser. Zürich 2014.
- VONESCH 1976
GIAN-WILLI VONESCH. Der Architekt [Gustav Albert Wegmann](#) (1812–1858) und seine Zürcher Kantonsschule. Zürich 1976.
- VONESCH 1981
GIAN-WILLI VONESCH. Der Architekt [Gustav Albert Wegmann](#) (1812–1858). Ein Beitrag zur Zürcher Architekturgeschichte. Zürich 1981.
- VON GONZENBACH 1933
WILHELM VON GONZENBACH, WERNER MAX MOSER, WILLI SCHOHAUS. Das Kind und sein Schulhaus. Zürich 1933.
- VON WYSS 1883
GEORG VON WYSS. Die Hochschule in Zürich in den Jahren 1833–1883. Zürich 1883.
- VOSTI/CAMINADA 2003
CLAUDIA VOSTI, NICOLE CAMINADA. Die Warenhäuser Brann und Jelmoli: zwei unterschiedliche Beiträge zum Zürcher Stadtbild um die Jahrhundertwende und deren Entwicklung. Typoskript, Diplomwahlfacharbeit ETH. Zürich 2003.
- Vrenelislärtli 1954
25 Jahre Mieterbaugenossenschaft Vrenelislärtli Zürich. Jahresbericht 1954.
- WAGNER 1905
H. WAGNER. Das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich. In: Polytechnikum 1905, S. 203–208.
- WALDVOGEL 1895
CARL WALDVOGEL. Denkschrift zur Einweihung der Neuen Tonhalle in Zürich. Zürich 1895.
- WALLNÖFER 2010
PIETRO WALLNÖFER. Zürich, Börsenstrasse 15–17, Bahnhofstrasse 2, Schweizerische Nationalbank Vers. Nr. 1880. In: ZD 18 (2005–2006). Zürich und Egg 2010, S. 212–219.
- WALLNÖFER 2015
PIETRO WALLNÖFER. Zürich, Bahnhofstrasse 32, Zeugwartgasse 1, 3, Bank- und Geschäftshaus «Leuenhof» Vers. Nr. 1876. In: ZD 20 (2009–2010). Egg 2015, S. 308–313.
- WALTER 1969
EWALD WALTER. 75 Jahre Kirche Enge. Zürich 1969.
- WALTER 1982
EWALD WALTER. 100 Jahre Kirchgemeinde Zürich Enge. Zürich 1982.
- WALTER 2012
MATTHIAS WALTER. Reformierte Kirche in Zürich-Oerlikon (SKF). Bern 2012.
- WARTMANN 1926
WILHELM WARTMANN. Das erweiterte Zürcher Kunsthaus. Njbl. der Zürcher Kunstgesellschaft 1926.
- Wasserversorgung 1885/1
Die Wasserversorgung von Zürich, ihr Zusammenhang mit der Typhusepidemie des Jahres 1884 und Vorschläge zur Verbesserung der bestehenden Verhältnisse. Bericht der «Erweiterten Wasserkommission» an den Stadtrath von Zürich. Zürich 1885.
- Wasserversorgung 1885/2
Die Wasserversorgung von Zürich und Ausgemeinden. Entgegnung der erweiterten Wasser-Kommission auf die Angriffe von Herrn Prof. Klebs zu Handen des Tit. Stadtraths von Zürich. Zürich 1885.
- WEBER 1995
GABRIELLE WEBER. Der Gemäldevorhang von Franz Angel Rottonara im Opernhaus Zürich. Zürich 1995.
- WEGMANN 1985
PETER WEGMANN. Gottfried Semper und das Stadthaus Winterthur. Njbl. der Stadtbibliothek Winterthur 1986/316. Winterthur 1986.
- WEHRLE 1960
ARNOLD WEHRLE. 500 Jahre Spiel und Sport in Zürich. Zürich 1960.
- WEHRLE 1905
WEHRLE. Theater-, Konzert- und Vergnügungsorte, Gasthöfe. In: Polytechnikum 1905, S. 385–400.
- WEIBEL 2000
THOMAS WEIBEL. Die erste Zürcher Stadtvereingung: Gross-Zürich ermöglichen! In: Staatsarchiv des Kantons Zürich (Hg.). Kleine Zürcher Verfassungsgeschichte 1218–2000. Zürich 2000, S. 86–95.
- WEIDMANN 2012
RUDI WEIDMANN. Geschichte und Zukunft der Rennbahn Oerlikon. In: Tec21 2012, 138/21, S. 14–18.
- WEISS 1905
ALBERT WEISS. Geschichte der Beleuchtung Zürichs. In: Polytechnikum 1905, S. 193–202.
- WEISS 1909
ALBERT WEISS. Das Gaswerk. In: ERISMANN 1909, S. 483–493.
- WENGER 1931
RUDOLF WENGER. Wohnungsnot und kommunaler Wohnungsbau in der deutschen Schweiz unter besonderer Berücksichtigung der Kriegs- und Nachkriegszeit (Diss.). Basel 1931.
- WENNER 1905
VICTOR WENNER. Brückenbauten. In: Polytechnikum 1905, S. 150–158.
- WENNER 1916
VICTOR WENNER. Die Einführung der vollständigen Abschwemmung im Anschluss an die Schwemmkanalisation der Stadt Zürich: Berichte und Gutachten. Zürich 1916.
- WERNER 2000
CHRISTIAN WERNER. Für Wirtschaft und Vaterland: Erneuerungsbewegungen und bürgerliche Interessengruppen in der Deutschschweiz 1928–1947. Zürich 2000.
- WERNLY 1907
RUDOLF WERNLY. Das moderne Schulhaus. In: Heimatschutz 1907/2, S. 49–55.
- WICHERS VON GOGH 1891
OTTO WICHERS VON GOGH. FS zur Eröffnung des neuen Stadttheaters. Zürich 1891.
- WIDMER 1979
SIGMUND WIDMER. Das Stadthaus in Zürich und seine Umgebung (SKF). Basel 1979.
- WIEDERKEHR 1989
ELSBETH WIEDERKEHR. Wohnkolonie Riedtli: die Geschichte einer Renovation. In: BZD 1985/86. Zürich 1989, S. 71–78.
- WIESER 2003
CHRISTOPH WIESER. Zur Entstehungsgeschichte. In: Kindergarten 2003, S. 16–24.
- WIESMANN 1935/1
HANS WIESMANN. FS zur Eröffnung der neuen Verwaltungsgebäude des Kantons Zürich. Zürich 1935.
- WIESMANN 1935/2
HANS WIESMANN. Die Verwaltungsgebäude des Kantons Zürich. In: ZMCh 1935/4, S. 263–269.
- WILLNER 1974
HANS WILLNER. Vom Kino in Zürich. 50 Jahre Zürcher Lichtspieltheater-Verband. Zürich 1974.
- WINKLER 1939
ERNST WINKLER. Das Stadtbild Zürichs im Wandel der Eingemeindungen. In: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich. Vol. 39 (1938–1939), S. 111–167.
- WINZELER/HAUFF 1994
MARIUS WINZELER, GÜNTHER HAUFF. Die Kreuzkirche zu Zürich Hottingen (SKF). Bern 1994.
- WITZIG 2000
HEIDI WITZIG. Polenta und Paradeplatz: regionales Alltags-

- leben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914. Zürich 2000.
- Wohnsiedlung Zurlinden 2008
Amt für Hochbauten der Stadt Zürich. Wohnsiedlung Zurlinden. Gesamtinstandsetzung. Zürich 2008 (www.stadt-zuerich.ch/content/hbd/de/index/hochbau/realisierte_bauten/archive_ab2004/realisiert_2008/Wohnsiedlung_Zurlinden.html).
- Wohnsiedlungen 2003
Hochbaudepartement der Stadt Zürich (Hg.). Spezialinventar Wohnsiedlungen. Gemeinnütziger Wohnungsbau im Inventar. PDF Zürich 1999/2003.
- Wohnen
Das Wohnen. Schweizerische ZS für Wohnungswesen. 1926ff.
- Wohnungsbau 1932
Hochbauamt der Stadt Zürich. Kommunal- und gemeinnütziger Wohnungsbau. Zürich 1932.
- WOLFF 1908
HELLMUTH WOLFF. Die bauliche Entwicklung Zürichs im 19. Jahrhundert und bis zur Gegenwart. Als Vortrag gehalten in der Statistisch-Volkswirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons Zürich. Zürich 1908.
- WOLLE 2009
JÖRG WOLLE. Expedition in fernöstliche Märkte. Die Erfolgsgeschichte des Schweizer Handelspioniers DSKH. Zürich 2009.
- WÜST 1909
E. WÜST. Leichenbestattung, Krematorium, Friedhöfe. In: ERISMANN 1909, S. 448–456.
- WYMANN 1907
EDURAD WYMANN. Geschichte der katholischen Gemeinde Zürich. Denkschrift zur Feier des hundertjährigen Bestandes der Pfarrei Zürich. Zürich 1907.
- WYSS 1883
GEORG VON WYSS. Die Hochschule Zürich in den Jahren 1833–1883. Zürich 1883.
- WYSSLING 1893
WALTER WYSSLING. Das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich. In: SBZ 1893/21, S. 3–7, 9–11, 18–22, 24–26.
- ZAD
Stadt Zürich, Archäologie und Denkmalpflege, Berichte, Zürich 1999ff.
- ZAK
Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte.
- ZANETTI 1924
TRANQUILLINO ZANETTI. Katholische Erinnerungen zum 50-Jahr-Jubiläum der Pfarrei St. Peter und Paul Zürich. Zürich 1924.
- ZANGGER 2011
ANDREAS ZANGGER. Koloniale Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930). Bielefeld 2011.
- ZBZ
Zentralbibliothek Zürich.
- ZCh
Zürcher Chronik.
- ZD
Zürcher Denkmalpflege. Berichte der Kantonalen Denkmalpflege.
- ZEMP 2012
IVO ZEMP. Die Architektur der Feuerbestattung. Baden 2012.
- Zeugheer 1994
JÜRGE HAEFELIN. **Leonhard Zeugheer**: Bauten und Projekte in Zürich: fünfzehnte Plakatausstellung in der Stadelhofer-Passage Zürich. Zürich 1994.
- ZHDK
Zürcher Hochschule der Künste.
- ZIA
Zürcher Ingenieur- und Architektenverein.
- ZIEGLER 1971
A. ZIEGLER. Das Waisenhaus in Zürich im Wandel der Zeit. Zürich 1971.
- ZIEGLER 1994
PETER ZIEGLER. Hundert Jahre Schulhaus Hirschengraben in Zürich. Wädenswil 1994.
- ZIMMERMANN 1856
JOHANN HEINRICH ZIMMERMANN V. ORELLI. Einige Worte zur Beleuchtung des Antrages über Reorganisation im städtischen Schulwesen an die Bürger und Niedergelassenen der Stadt Zürich. Zürich 1856.
- ZINGG 2007
CHRISTIAN ZINGG. Das Opernhaus in Zürich (SKF). Bern 2007.
- Zit.
Zitiert.
- ZMCh
Zürcher Monats-Chronik.
- ZMCh 1933
Zur Erinnerung an die Gründung der Universität und der Kantonsschule in Zürich 1833. ZMCh 1933/2/5.
- ZOLLIKOEFER 1928
HERMANN ZOLLIKOEFER. Notizen zur Geschichte der schweiz. Gasversorgung und Gasindustrie. Sonderabdruck aus dem Monats-Bulletin des Schweizerischen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern. Zürich 1928.
- ZOLLIKOEFER 1992
KASPAR ZOLLIKOEFER. Das Haus Urania mit der Sternwarte. Zürich 1992.
- ZS
Zeitschrift.
- ZSN
Zürcher Statistische Nachrichten.
- ZTB
Zürcher Taschenbuch.
- ZüKa
Zürcher Kalender.
- Zürich 1877
SIA, Sektion Zürich. Zürich's Gebäude und Sehenswürdigkeiten. Anlässlich der 27. Jahresversammlung des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins. Zürich 1877.
- Zürich um 1930
Ausstellungskatalog Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich. Um 1930 in Zürich – Neues Denken, Neues Wohnen, Neues Bauen. Zürich 1977.
- ZVS
Zürcher Volkswirtschaftliche Studien.
- ZWCh
Chronik der Stadt Zürich. Zürcher Wochenchronik. Zürich 1899–1918.
- ZWEIFEL 1981
PETER ZWEIFEL. Aspekte von Stadtentwicklung und Stadtplanung in Zürich 1860–1890. Lizentiatsarbeit Prof. Dr. R. Braun/Universität Zürich. Zürich 1981.
- ZWICKY VON GAUEN 2001
JOHANN PAUL und HANS JAKOB ZWICKY VON GAUEN. Familie Syz von Knonau und Zürich 1461–2000. Schlieren 2001.

REGISTER

Zur besseren Unterscheidung ist bei Adressen zwischen den Hausnummern und den betreffenden Seitenzahlen ein Punkt gesetzt.

- Aachen, Fronleichnamskapelle 225
 Aalto, Alvar, Architekt, Designer (1898–1976) 305, 426
 Aarau, Bezirksschule 470
 Aargau 22
 Abegg, Hans Heinrich, Seidenindustrieller (1805–1874) 42
 Abegg-Arter, Carl, Rohseidenhändler, Bankier (1836–1912) 351
 Abegg-Stockar, Carl, Seidenindustrieller (1860–1943) 372f.
 Abegglen, Johannes, Bildhauer 142
 Abeljan, Arthur Tigran, Bildhauer (1885–1970) 132, 284
 Abry, Paul, Bildhauer (1865–1936) 134, 185, 229, 231f., 250, 276, 346
 Ackerstrasse 35, 39, 43, 47. 397f.
 Adlisberg 22, 158, 320, 450, 453
 Adlisbergstrasse 67
 Adliswil 81f.
 Aemmerliweg 6–30. 422f.
 Aemtlerstrasse 23/25. 221–223 – 49. 223 – 101. 168, 417, 469 – 149/151. 155. 115–117
 Affoltern 22, 84–87, 95f.
 Ahrens, Franz, Architekt (1858–1937) 136f.
 Aktienbauverein Zürich 40, 70, 77, 395–399, 421
 Aktiengesellschaft für Erstellung von Arbeiterwohnungen 395
 Albertstrasse 1–5, 2–10. 444–447
 Albisrieden 22, 84, 86f., 163, 171, 269, 309, 421f.
 Albisriederhaus 269f.
 Albisriederstrasse 51. 117–120 – 330. 269f.
 Albisstrasse 74 – 167–173. 52, 92f.
 Alfred-Escher-Denkmal 35, 98f.
 Alfred-Escher-Platz 342, 346
 Alfred-Escher-Strasse 9, 11. 405 – 5. 405, 410
 Alpenquai (General-Guisan-Quai) 39, 54f., 404, 411
 Alter Kirchenweg 442f.
 Altherr, Alfred, Architekt, Direktor Gewerbemuseum (1875–1945) 272, 439, 469 – Heinrich, Maler (1878–1947) 194f., 200
 Altstadt 57f., 64, 75, 124, 195–197, 239, 271, 323f., 326
 Altstadtsanierung 73, 75, 465
 Altstetten 45, 84, 86f., 95f., 127, 166, 171, 434
 Altstetterstrasse 171/173. 169
 Amiet, Cuno, Maler (1868–1961) 284
 Ammann, Gustav, Gartenarchitekt (1885–1955) 274, 311, 441, 443
 Ammann-Bodmer, Mechanische Schreinerei 226
 Amtshäuser 57, 129–131, 307, 326 – Amtshaus I (altes Waisenhaus) 129–131, 135f., 148, 468 – Amtshaus II 130, 134 – Amtshaus III 130f., 135f. – Amtshaus IV 130f., 135f., 307 – Amtshaus V 131
 Am Wasser 55. 372
 Anatomiegebäude 146
 Angst, Albert Carl, Bildhauer (1875–1965) 468 – Gustav, Zimmermeister 413 – Heinrich, Direktor Landesmuseum (1847–1922) 285, 287–290
 Ankerstrasse 132
 Antiquarische Gesellschaft in Zürich 141, 281, 285, 290, 474
 Anwandstrasse 404 – 28–34. 412–414
 Appenzeller, Heinrich, Maler (1891–1956) 132, 280
 Arboretum 54, 405
 Artaria, Paul, Architekt (1892–1959) 441
 Arter, Jakob August, Architekt (1874–1963) 169, 450, 453
 Asper, Adolf, Architekt (1860–1921) 128, 250
 Asylstrasse 55, 57. 402, 406 – 64–70. 402, 405–407 – 93. 396, 480 – 130/132. 146–148
 Aubrigstrasse 10/12. 383
 Auer, Hans Wilhelm, Architekt (1847–1906) 206
 Auf der Mauer 2–8, 3–9. 385
 Augustinergasse 194
 Augustinerkloster, Hinteramt 189, 194, 204, 336
 Augustinerturm 477
 Aussersihl 17, 24, 32, 39, 42f., 45, 49, 55–60, 67f., 74–76, 85, 102, 124–126, 131, 163, 165f., 240, 259, 268, 271, 302f., 313, 326, 328f., 358, 360, 392, 394, 397, 401–404, 413, 419, 429, 460–462, 480
 Ausstellungsstrasse 463 – 60. 272–274 – 77/79/81. 181–183 – 99–105. 238, 269
 Baden 97, 290, 474
 Badanstalten 309–311 – Allenmoos 79, 311 – Dolder 309, 311 – Enge 311 – Frauenbad 311 – Hallenbad City 316–319 – Letzigraben 311 – Luft- und Sonnenbad Zürichberg 311 – Mühlebachstrasse 308f., 316 – Mythenquai 311 – Schanzengraben 311 – Tiefenbrunnen 311 – Unterer Letten 311 – Utoquai 55, 311 – Wellenbad 309, 311 – Wollishofen 311 – zur Adlerburg 310
 Badenerstrasse 259, 326, 409, 462 – 9. 270f. – 16–18. 271, 329f. – 65. 163 – 69–79. 404 – 90. 131–134 – 109. 271 – 291–295. 76, 417, 423f., 430
 Bäckeranlage 165, 404, 413
 Bäckerstrasse 57. 57, 302–304, 474 – 129. 413
 Baenziger, Oskar, Architekt 160
 Bärengasse 172, 410 – 3–7. 351 – 9. 34, 102, 325, 350–352
 Bärethwil, Baumwollspinnerei Neuthal 365
 Bahndamm 70, 444
 Bahnhöfe 95–109 – Affoltern 95f. – Altstetten 95f. – Brunnau 95 – Enge 74, 95–97, 104, 106–109, 342, 405 – Eilgut-, Güter-, Vorbahnhof 39, 75, 111, 404 – Giesshübel 95 – Hauptbahnhof 17, 26–35, 37, 39f., 61, 74, 95, 97–102, 129, 137f., 208, 240, 267, 312, 320, 326, 350, 352, 398, 402, 444, 462 – Leimbach 95 – Letten 95f., 436 – Manegg 95 – Oerlikon 95f., 104–106 – Seebach 95 – Selnau 95 – Stadelhofen 95f. – Tiefenbrunnen 95f. – Wiedikon 95–97, 102–104, 108 – Wipkingen 95–97 – Wollishofen (Zug) 95f.
 Bahnhofbrücke siehe Brücke
 Bahnhofplatz 30, 34 98f., 320, 402 – 7. 320, 322 – 9. 322 – 15 siehe Bahnhöfe, Hauptbahnhof.
 Bahnhofquai 73 – 3 siehe Amtshaus I – 5. 130, 134
 Bahnhofquartier 28, 30–32, 34f., 124, 129, 167, 320, 358, 402
 Bahnhofstrasse 17, 28, 30, 32–34, 54, 58, 99, 129, 239, 324f., 352, 402, 462 – 2. 339–341 – 3. 33f., 330–332 – 5–7. 325 – 10–18. 35, 127, 138, 324, 402, 407, 480 – 19–21. 34, 323, 348–350, 352 – 23. 34, 102, 325, 350–352 – 27. 351 – 28. 320f. – 30/32. 333–335 – 33. 369 – 36–40. 336f. – 41. 387 – 42. 334 – 43. 34, 337f. – 44. 334 – 45. 337f. – 51. 326 – 56–58. 325 – 57. 326 – 69, 69a. 325f. – 70–72. 326 – 75. 326 – 91–93. 320

- Bahnviadukt 46, 444
 Balderngasse 10. 172–174
 Balmer, Josef, Maler (1828–1918) 265
 Balsiger, Hermann, Jurist (1876–1953) 135
 Bamberg 146
 Banken und Versicherungen, Bank in Zürich 325, 336f. – Münzhof 337f. – Nationalbank 327, 339–341 – Rentenanstalt 341–343 – Schweizerische Kreditanstalt (Credit Suisse) 34, 102, 325, 350–352 – Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft 347f. – Zürich Versicherungs-Gesellschaft 345–347
 Barfüsserkloster (Aktientheater, Kirche, Kreuzgang) 268, 288, 290, 296
 Bart, Blasius 115
 Barth, Albert (1874–1927) 200
 Barzaghi-Cattaneo, Antonio, Maler (1834–1922) 276, 278
 Baschligplatz 389
 Basel 24, 48, 191, 285, 417, 433, 461–463 – Antoniuskirche 221 – Badischer Bahnhof 283f. – Bahnhof SBB 348, 474 – Kunstgewerbemuseum 169 – Kunsthalle 178 – Kunstmuseum 284 – Museum Tinguely 305 – Pauluskirche 284 – Siedlungen Im Lindengarten, Hirzbrunnenschanze 434 – Siedlung Schorenmaten 441 – WOBA 482
 Baslerstrasse 2, 4/10. 111–114
 Basteiplatz 11. 167, 172–174
 Baudin, Henry, Architekt (1876–1930) 169, 362
 Bauer, Franz Ludwig, Weinhändler 389
 Baugarten 33f., 127, 331
 Baugenossenschaft, Genossenschaft, Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ) 83, 419f., 435, 445 – Bergheim 424 – berufstätiger Frauen 435f. – des Eidgenössischen Personals (BEP) 172, 420, 444f., 447 – Eisenbahner-Baugenossenschaft Zürich (EBZ) 70, 444 – Eigen-Heim 400 – Entlisberg 81, 83, 434f. – Familienheim-Genossenschaft Zürich 84, 223, 419 – Freiblick 442 – für Beschaffung billiger Wohnungen in Zürich (Berowisa) 70, 416 – Gartenstadtgenossenschaft Zürich 416, 420 – Hardhof 434 – Immobilien-Genossenschaft Favorite 421 – Lettenhof 435 – Mein eigen Heim 398 – Neubühl 441 – Oberstrass 448f. – Röntgenhof 445 – Rotachstrasse 439 – Sonnenheim 429, 482 – Stampfenbach 136f. – Vrenelislärtli 418, 447–449 – Zürcher Bau- und Spargenossenschaft 395, 399
 Baugesellschaft, gemeinnützige 68, 70 – Aktienbaugesellschaft Zurlinden 409 – Bellerive 362–365 – Eigen-Heim 396 – Jakobsburg 66 – Klus 422 – Phönix 66, 424 – Tiefenhof und Consorten 348 – Zum Brunnen 333
 Baukollegium 26f., 30–32, 34f., 37, 39, 44, 47, 72, 273, 282, 307, 332, 476
 Baumackerstrasse 15. 269
 Baumann, Adolf, Bauunternehmer 436 – Emil 236 – Hans Jacob, Seidenfabrikant (1803–1865) 332
 Baumberger, Otto, Maler, Grafiker (1889–1961) 104, 200
 Baumgartner, Wilhelm, Komponist (1820–1867) 216
 Baur, Albert, Publizist, Heimatschützer (1877–1949) 421 – Johannes, Baumeister, Bauunternehmer (1831–1900) 325, 359, 371, 396–398, 407 – Johannes, Hotelier (1795–1865) 320f., 476 – Mathias, Zimmermeister 413
 Bauschänzli 29, 310
 Beatengasse 15. 272
 Beatenplatz 129 – 1. 130, 134 – 4. 270
 Beck, J., Bildhauer 226
 Beckh, August von, Ingenieur (1809–1899) 104
 Bederstrasse 1–3. 74, 96f., 104, 106–109 – 28. 163
 Beeler, Josef, Architekt (1906–1972) 422
 Beethovenstrasse 1–7. 411f. – 2–8. 275–281
 Belgien 44, 97, 433
 Bell, Theodor, & Cie., Stahlbau, Kriens 98
 Bellerive, Villenquartier 17f., 35, 361–365, 451
 Bellerivestrasse 402 – 2. 416 – 10. 333 – 18. 385f. – 26, 28. 480 – 29. 363 – 33. 363f. – 42, 44, 45, 49. 451
 Bellevue 60, 267, 304, 406
 Bellevueplatz 38, 461 – 1, 2. 109
 Belvoirpark 23, 53
 Bender, Peter, Ingenieur, Spezialist für Brauereibau 357
 Berbig, Friedrich, Glasmaler (1845–1923) 226, 246, 276, 346
 Bergheimstrasse 4–10, 5–15. 420f., 424f.
 Bergstrasse 154–160. 396
 Berlin 137f., 467, 478 – Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft 300 – Bauakademie 193f., 275 – Bebauungsplan-Wettbewerb Gross-Berlin 71f. – Charité 152 – KaDeWe 353 – Stadtbad Mitte 476 – Volkssternwarte 306 – Warenhaus Wertheim 477 – Wasserversorgung 463
 Bern 24, 64, 203, 288f., 339, 461f. – Kursaal 475 – Landesausstellung 1914 72 – Landesmuseumprojekt 285, 287 – Lory-Spital 162 – Säuglings- und Mütterheim Elfenau 162 – SAFFA 458 – Bümpliz, Stampfenacker-Schulhaus 187
 Bernet, Benedikt (gest. 1899) 413
 Bernet-Lampert, Regina, Bauunternehmerin (1854–1942) 413
 Bernoulli, Hans, Architekt (1876–1959) 77, 325f., 433f.
 Bertastrasse 1–15. 388, 404, 408 – 17–23. 409 – 39–61. 70, 416 – 50. 168, 417, 469
 Bertschinger, Alfred, Apotheker und Stadtchemiker (geb. 1846) 463 – Hermann, Lehrer 424
 Bertuch, Otto, Kunstschlosser (geb. 1859) 368
 Beugger, Johann Jakob, Arzt 310
 Beyel, Christian, Buchdrucker, Verleger, Redaktor (1808–1858) 29
 Bezirksgebäude, Aussersihl 131–134, 303 – Selnau 35f., 127, 138f.
 Bick, Eduard, Bildhauer (1883–1947) 283
 Bierbrauerei 32 – Aktienbrauerei Zürich (Löwenbräu AG) 57, 307, 355 – Hürlimann 356 – Tiefenbrunnen (Mühlerama) 356f. – Zum Schanzenberg 193
 Bill, Max, Architekt, Künstler, Designer (1908–1994) 271, 306, 452
 Billeter, Jakob Robert, Stadtpräsident (1857–1917) 59, 420
 Billing, Hermann, Architekt (1867–1945) 474
 Billroth, Theodor, Chirurg (1829–1894) 389
 Bindschedler, Ida, Lehrerin, Autorin (1854–1919) 366 – Rudolf Gottfried, Bankdirektor (1883–1947) 451
 Bion, Walter, Pfarrer (1830–1909) 302
 Birchler, Linus, Kunsthistoriker (1893–1967) 220
 Birkenholz, Peter, Architekt (1876–1961) 407
 Birmensdorferstrasse 75 – 80. 95–97, 102–104, 108
 Bischof, Werner, Fotograf (1916–1954) 271
 Bischoff, Robert, Architekt (1876–1920) 183f., 192, 269, 292, 339, 416f., 423, 425
 Bischoff & Weideli, Architekten, siehe Bischoff, Robert und Weideli, Hermann
 Blass, Maria (1887– nach 1956) 454
 Blatter, Rudolf, Stadtgärtner 157
 Bleicherweg 349, 402–405, 409f. – 5. 332f. – 18–20. 329 – 37–47. 388, 403 – 50–56. 409f.
 Bleuler, Hans Conrad, Gemeindepräsident Neumünster (1808–1886) 165 – Eugen, Psychiater (1857–1939) 153
 Bleuler-Huber, Hermann, Ingenieur, Oberst (1837–1912) 368, 372f.
 Blinden- und Taubstummenanstalt 146, 150–152, 195, 435
 Bluntschli, Alfred Friedrich, Architekt, Professor ETH (1842–1930) 194f., 206, 226, 228, 275f., 281, 286f., 372f., 473
 Bodmer, Albert, Stadt- und Regionalplaner (1893–1990) 71 – Paul, Maler (1886–1983) 145, 169, 194f., 201, 221, 223, 235, 468
 Bodmer-Escher zur Arch, Heinrich (1786–1873) 330
 Bodmer-Pestalozzi «zur Arch», Heinrich, Seidenindustrieller (1812–1885) 33, 330, 477

- Bodmerstrasse 2–14. 405 – 3–11. 405
 Böcklin, Arnold, Maler (1827–1901) 178
 Börse, erste Börse 33f., 330–332 – alte Börse 332f. – neue Börse 333
 Börsenstrasse 10. 326, 338f. – 12–18. 35, 127, 138, 324, 402, 407 – 15–17. 339–341 – 25–27. 320f.
 Bösch, August, Bildhauer (1857–1911) 178f., 229, 232, 342
 Boller, Hermann, Architekt (1856–1898) 407
 Bolleystrasse 403 – 8. 413
 Bonatz, Paul, Architekt (1877–1956) 108
 Boner, Alice, Bildhauerin, Malerin, Kunsthistorikerin, Indologin (1889–1981) 458 – Georg, Ingenieur (1862–1947) 458
 Bootshäuser 309
 Borromini, Francesco, Architekt (1599–1667) 391
 Borrweg 84 – 78, 80. 18, 223–226
 Bossard, Johann Michael, Maler (1874–1950) 289
 Bosshard, Heinrich, Baumeister, Zimmermeister 392 – Johannes, Schreiner 393 – Julius, Baumeister (1849–1924) 320 – Ulrich, Ingenieur (1850–1905) 322
 Boswau & Knauer, Architekten, Berlin 137
 Botanischer Garten (Völkerkundemuseum) 25, 194
 Bourcart, Jean-Jacques, Ingenieur, Betriebswissenschaftler (1835–1912) 360, 383f.
 Bourry, Emil, Ingenieur 116
 Boveri, Theodor, Industrieller (1892–1977) 458
 Boveri-Boner, Yvonne, Zoologin (1893–1987) 458
 Bräm, Adolf, Architekt (1873–1944) 169, 221, 345, 417 – Heinrich, Schreiner 393 – Heinrich I., Architekt, Grossrat (1792–1869) 163 – Heinrich II., Architekt (1887–1956) 169, 221, 345, 417
 Bräm, Gebrüder, Architekten, siehe Bräm, Adolf und Heinrich II.
 Brandschenkestrasse 32, 35, 384, 404, 410
 Brauerstrasse 400 – 66. 163
 Braun, Louis, Maler (1836–1916) 267 – N., Architekt 410f.
 Breiting, Johann Jakob, Architekt (1814–1880) 97, 128
 Breitingstrasse 7, 9. 346
 Breker, Albert, Plantagenbesitzer 376, 479
 Brennwald, Caspar, Kaufmann (1838–1899) 375
 Breuer, Marcel, Architekt (1902–1981) 21, 425f.
 Brig, Stockalperpalast 468
 Briner, Heinrich 39
 Brücke 26, 31, 102, 410 – Augustinerbrücke 32 – Bahnhofbrücke 30, 32, 54, 97, 99, 208 – Gessnerbrücke 462 – Kornhausbrücke 45 – Lindenhofbrücke 131, 136 – Militärbrücke 124f. – Münsterbrücke 28, 49, 320, 349, 352 – Obere Brücke 47 – Quaibrücke 51, 52, 54, 208 – Rudolf Brun-Brücke 57, 130 – Selnaubrücke 35, 51 – Sihlbrücke 39, 328, 462 – Untere Brücke 47 – Walchebrücke 327 – Wipkingerbrücke 61, 462
 Brüllmann, Jakob, Bildhauer (1872–1938) 132, 337
 Brunn 300
 Brunner, Adolf, Architekt (1837–1909) 106, 350f., 363–365, 369, 407 – Fritz, Architekt (1839–1886) 106, 350f., 363–365, 407
 Brunner-Staub, Adolf, Architekt (1838–1911) 185, 320, 470
 Brunner, Gebrüder, Architekten, siehe Brunner, Adolf und Fritz
 Brunnigasse 219
 Bucheggplatz 79f.
 Bucheggstrasse 78
 Büchel, Johann, Pfarrer 252
 Buechhoger 22
 Büchli, Werner, Maler (1871–1942) 115, 119, 289
 Bühl 62, 174, 236, 362, 417
 Bühlstrasse 6. 57, 174f.
 Bühle, Emil Georg, Industrieller, Kunstsammler (1890–1956) 282
 Bürgerasyl 156f.
 Bürglistrasse 15. 18, 226–230, 259 – 27. 390
 Bürglitrass 226
 Bürkli, Familie 348
 Bürkli-Ziegler, Arnold, Stadtgenieur (1833–1894) 26, 30f., 34, 37, 40, 44, 47–49, 52, 54, 64, 97, 402, 462, 480
 Bürkliplatz 54, 128, 311
 Büro für Altstadtanierung 75
 Bürohaus siehe Geschäfts- und Bürohaus
 Bützberger, Hermann, Architekt (1862–1909) 302, 409
 Bützberger & Burkhard, Architekten, siehe Bützberger, Hermann und Burkhard, Paul
 Buhnrain 40/42. 171
 Bullingerstrasse 5. 418
 Bundesgebäude 467
 Bund Schweizerischer Architekten (BSA) 135, 144, 168, 326, 335, 427, 481, 483
 Burghölzli siehe Spital
 Burgstaller, Georg, Bildhauer (1863–1918) 256, 258
 Burckhardt, C. A., Glasmaler 265 – Carl, Bildhauer (1878–1923) 282–284 – Ernst Friedrich, Architekt (1900–1958) 304–306, 475
 Burkhard, Paul, Architekt 302, 409
 Burkhard-Streuli, Werner, Stadtgenieur (1842–1910) 365
 Buss, Albert, & Cie., Bauunternehmen, Eisenkonstruktionen, Basel 304, 352
 Butzenstrasse 49. 148–150
 Calatrava, Santiago, Architekt (geb. 1951) 202
 Carigiet, Alois, Maler (1902–1985) 339
 Carl, Anton, Baumeister? 394
 Carmenstrasse 24. 402 – 28. 146 – 31, 33. 407
 Casinos 267f., 312
 Caviezel-Castelmur, Luzius (1858– vor 1911) 372
 Central 30, 385
 Chemisches Laboratorium 41, 463
 Chemnitz, Kaufhaus Schocken 477
 Chiodera, Alfred, Architekt (1850–1916) 120, 239, 246, 265, 268, 293, 296, 306, 376, 383f., 388
 Chiodera & Tschudy, Architekten, siehe Chiodera, Alfred und Tschudy, Theophil
 Chipperfield, David, Architekt (geb. 1953) 283
 Christ, Emanuel, Architekt (geb. 1970) 289
 Ciolina, Gebrüder, Modegeschäft 352
 Claridenstrasse 3–7. 275–281
 Claro TI 304
 Clausiusstrasse 206, 360, 403 – 2. 204, 206f., 213–216 – 25/26/28. 208
 Clemens, Roman, Bühnenbildner (1910–1992) 271
 Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) 475
 Conolly, John, Psychiater (1794–1866) 153
 Conradin, Christian, Maler (1875–1917) 169
 Corso siehe Variététheater Corso
 Cramer, Carl, Pflanzenphysiologe (1831–1901) 463
 Cramer-Myllus, Conrad, Dr. med. (1831–1918) 160 – Eleonore (1844–1866) 160
 Culmann, Carl, Ingenieur, Professor Polytechnikum (1821–1881) 48
 Curjel, Robert, Architekt (1859–1925) 195, 220, 230, 232f., 246, 281
 Curjel & Moser, Architekten, siehe Curjel, Robert und Moser, Karl
 Dachslernstrasse 6. 166
 Davos, Sanatorium Schatzalp 148
 Deschwanden, Melchior Paul, Maler (1811–1881) 265
 De Stijl 475
 Deutschland 44, 46, 97, 152, 218, 335, 352, 388, 399, 433, 466 – Kirchenbau 220, 237
 Dianastrasse 404, 410
 Diener, Jakob, Baumeister (1820–1882) 97

- Diethelm, Marie (1855–1912) 374
 Diethelm-Diethelm, Wilhelm Heinrich, Kaufmann (1848–1932) 374, 479
 Dietiker, Johann Rudolf 364
 Dietikon, Pfarrei 218 – Spinnerei 457
 Dietrich, Hans, Architekt (1808–1852) 158
 Dietsche, Fridolin, Bildhauer (1861–1908) 246
 Dörflistrasse 90. 313f.
 Dolderbahn 65, 322, 406 – Aktiengesellschaft 65–67, 311, 322
 Dolderstrasse 9–27. 403 – 58. 18, 219, 229–232, 257
 Doldertal 7. 425 – 17, 19, 21, 425–427
 Dorer, Otto, Architekt (1851–1920) 325
 Dorer & Füchslin, Architekten, siehe Dorer, Otto und Füchslin, Adolf.
 Dorfstrasse 24, 30–32. 415, 417f., 427f.
 Dreikönigsstrasse 45–55. 405
 Dresden, Hoftheater 278
 Dübendorf 85
 Dürler, Wilhelm, Architekt (1849–1894) 165
 Dürnbauer, Ludwig, Bildhauer (1860–1995) 297f.
 Dürr, Otto, Architekt (1894–1912) 296f., 344
 Dufourplatz 296
 Dufourstrasse 402
- Eberlé, Henri, Architekt (1880–1929) 417
 Edisonstrasse 105
 Egender, Karl, Architekt (1897–1969) 269, 272f., 315f., 336, 470, 476
Egender & Müller, Architekten, siehe Egender, Karl und Müller, Wilhelm
 Egg 81f.
 Eggenschwyler, Urs, Bildhauer (1849–1923) 174, 178, 346
 Egolf, Heinrich 392
 Ehrenberg, Carl Ferdinand von, Architekt, Publizist (1806–1841) 28
 Eichbühlstrasse 3–9, 4–6, 12–16. 429, 482
 Eidgenössische Materialprüfungsanstalt EMPA, Anstalt zur Prüfung von Baumaterialien 204, 206–208, 330
 Eidgenössisches Polytechnikum (Eidgenössische Technische Hochschule ETH) 17, 20, 30, 50, 57, 102, 157, 167, 173, 191, 194–196, 199, 203–212, 261, 280f., 286, 324, 336, 352, 359f., 385, 392, 403 – Altes Chemiegebäude 204, 209 – Chemisches Laboratorium 204, 206 – Institut für Land- und Forstwirtschaft 204, 206, 216 – Maschinenlaboratorium und Fernheizkraftwerk 204, 206f., 213–216 – Naturwissenschaftliches Institut 204, 208, 215 – Physikalisches Institut 204, 206
 Eidgenössische Prüfungsanstalt für Brennstoffe 214
 Eidgenössische Sternwarte (Collegium Helveticum) 204, 212f., 306
 Eidmattstrasse 60. 400f.
 Eigenstrasse 5–17, 8–26. 396f.
 Eisengasse 16. 310
 Embru-Werke, Rütli 330
 Enge 17f., 22–24, 35, 43, 45, 49, 52–54, 56, 58, 60, 62, 67, 74, 97, 138, 163, 165, 185f., 208, 226, 275, 297, 306, 309, 312, 358, 362, 369, 387, 390, 402, 405, 463, 470, 480
 Engelstrasse 59–63. 412–414
 England 20, 40, 44, 46, 152f., 155, 308f., 433 – Architektur, Städtebau, Stil 168, 174f., 177, 238, 366, 371, 379, 395, 416, 420, 432f., 469
 Englischviertelstrasse 34–40, 43–49. 360
 Entlisberg 66, 81f.
 Eppishausen TG, Schloss 375
 Erismann, Friedrich Huldreich, Arzt, Stadtrat (1842–1915) 18, 59, 111, 310, 428
 Erismannhof 2–12. 418, 420, 428–430
- Ernst, Heinrich, Architekt (1846–1916) 17, 160, 167, 296, 338, 360, 383f., 405f., 411f., 469 – Max, Maler (1891–1976) 305
 Escher, Alfred, Jurist, Politiker, Eisenbahn pionier (1819–1882) 17, 24, 26, 29, 31, 35, 97, 99, 102, 179, 203, 208, 350, 410, 478 – Conrad, Jurist, Politiker, Lokalhistoriker (1833–1919) 32, 55 – Hans Kaspar, Architekt, Unternehmer (1775–1859) 468
 Escher-Blass, Arnold, Jurist (1873–1948) 454
 Escher-Usteri, Hans Conrad, Kaufmann, Spinnereiunternehmer (geb. 1818) 477
 Escherhäuser 389, 392
 Escher Wyss AG (Escher, Wyss & Cie.), Maschinenfabrik 18, 57, 91, 137, 146, 208, 326, 355f., 360, 395, 397f., 468
 Escher Wyss-Platz 41, 188
 Esplanade, Grand Café 298
- Fabrikstrasse 41–43. 70, 444–446
 Färberstrasse 3. 320, 416
 Faesch, Emil, Architekt (1865–1915) 347f.
 Faesi, Robert, Schriftsteller (1883–1972) 37
 Fässler, Peter, Architekt (geb. 1945) 236
 Falconnier, Gustave, Architekt (1845–1913) 143, 468
 Feer, Emil, Klinikdirektor (1864–1955) 160
 Fehr, Johannes, Architekt (1819–1892) 354
 Fehrenstrasse 2 – 12. 403
 Feldeggstrasse 46. 480 – 58. 480
 Feldhofareal 350f.
 Feldstrasse 75, 89. 57, 165, 168 – 115, 119, 121. 395, 400
 Fellner, Ferdinand, Architekt (1847–1916) 39, 275f., 278, 293f., 296–298, 300
 Fellner & Helmer, Architekten in Wien, siehe Fellner, Ferdinand und Helmer, Hermann
 Feuerhahn, Hermann, Bildhauer (1873–1955) 468
 Fichtenstrasse 1–13, 21–23, 49–55, 2–24. 396
 Fierz, Albert, Seidenfärberei 40f.
 Fierz-Etzweiler, Heinrich, Seidenhändler, Verwaltungsrat der Schweizerischen Kreditanstalt (1806–1891) 478
 Fierz-Locher, Johann Heinrich, Baumwollkaufmann, Politiker (1813–1877) 42, 354, 395, 480
 Fierzgasse 3, 7–9, 11, 21–25, 29. 397f.
 Fierz & Helbling, Architekten 238
 Fietz, Emil, Architekt, Baumeister (1855–1919) 306, 453 – Hermann I., Architekt, Kantonsbaumeister (1869–1931) 123, 150, 192f., 194f., 202, 226, 269, 285–287, 354, 396f., 410, 468, 474
 Fietz & Leuthold, Architekten, siehe Fietz, Emil und Leuthold, Jakob
 Filteranlagen 41, 51f., 81f., 91–93, 404, 463
 Fischer, Carl I., Ingenieur, Bildhauer (1844–1931) 64 – Carl II. Leonhard, Bildhauer (1888–1987) 108, 274, 446 – Franz, Bildhauer (1900–1980) 131 – Fritz, Architekt (1885–1967) 272 – Hermann, Maler (1888–1955) 189 – Ottmar, Kaufmann 336 – Theodor, Architekt (1862–1938) 304
 Fischerweg 434
 Fischli, Hans, Architekt (1909–1989) 435
 Fissler, Friedrich Wilhelm, Architekt, Stadtbaumeister (1875–1964) 65, 73, 83, 109f., 115, 118, 127, 148–150, 158f., 169, 185, 311, 415, 431, 437, 468
 Flatz, Karl, Architekt 206
 Fleiner, Fritz, Jurist (1867–1937) 452
 Flössergasse 36, 139
 Florhofgasse 451 – 2, 4. 217 – 6. 216f. – 11. 217 – 13. 217
 Flückiger, Jakob, Architekt (1886–1952) 292f.
 Fluntern 24, 43, 45, 49f., 56, 58, 60, 65, 232–234, 320, 361, 389, 422
 Forchstrasse 43, 74, 361 – 58. 269 – 217. 163 – 260. 109
 Forel, August, Psychiater (1848–1931) 153
 Forsterstrasse 72. 452f., 459

- Foster and Partners, London 322
 Franceschetti, Adolf, Kaufmann, Architekt (1868–1937) 410
 Frankfurt am Main, Bockenheim, katholische Frauenfriedens-
 kirche 243 – Siedlungsbau 441
 Frankreich 40, 44, 97, 152, 155, 217f., 388
 Franscini, Stefano, Bundesrat (1796–1857) 203
 Frauenfeld, Schulhaus 469
 Fraumünster, Amt 127f., 139f., 142f. – Kirche 57, 141f. – Kreuz-
 gang 140, 142, 468 – Musiksaal 142f. – Stift, Abtei, Konvent
 167, 194, 288, 290, 474
 Fraumünsterstrasse 9–19, 407 – 12–14, 326, 338f. – 28, 128, 139–141
 Frei, Werner, Architekt (1912–1989) 194f., 271
 Freiestrasse 160, 163 – 189, 171
 Freigutstrasse 404, 410 – 9, 384 – 16, 410
 Freudenbergstrasse 67 – 120, 458
 Frey, Hans Conrad, Bildhauer (1877–1935) 136
 Frey-Nägeli, Theodor, Kaufmann, Politiker (1842–1912) 64
 Freytag, Johann Albert, Architekt (1880–1945) 339, 353, 422, 476
 Friedensgasse 36 – 5–7, 272
 Friedheim-Hirsch, Paula 372
 Friedhof 35, 42, 114, 125, 138, 228 – Aussersihl 76, 409, 423 –
 Manegg 82, 121f. – Neumünster 118, 369 – Sihlfeld 60, 115–
 120, 402, 409 – St. Jakob 259, 265 – Unterer Friesenberg
 120f., 219
 Friesenberg, Friesenbergquartier 20, 64, 69, 75, 77, 83f., 87, 187,
 223, 419
 Friesenbergstrasse 84 – 160, 120f., 219
 Frisch, Max, Architekt, Schriftsteller (1911–1991) 311
 Fritschi, Emil Joseph, Architekt (1877–1951) 92, 470
 Fritschi-Zinggeler, Benjamin, Stadtrat (1842–1916) 236
 Fritschi & Zangerl, Architekten, siehe Fritschi, Emil Joseph und
 Zangerl, Hermann
 Fritschistrasse 2–4, 3–11, 15–19, 76, 417, 423f., 430
 Fritschiwiese 423
 Frizzoni, Elena Luigia (geb. 1864) 371
 Fröbel, Friedrich Wilhelm August, Pädagoge (1782–1852) 172
 Froebel, Otto, Gartenarchitekt (1844–1906) 54, 63, 156, 236,
 276, 366, 369–372, 467 – Theodor, Gartengestalter, Handels-
 gärtner (1810–1893) 37, 127, 194
 Froelich, Albert, Architekt (1876–1953) 78, 106f., 115, 118f., 309,
 339, 418, 467
 Fröllicher, Hedwig (1890–1972) 364
 Fröllicher-Stehli, Marguerite (1864–1955) 364 – Maximilian Josef,
 Kaufmann (1851–1913) 364
 Fröschengraben 28, 31f., 325, 349
 Frohalpstrasse 78, 146, 150–152, 195, 435
 Froschaugasse 18, 151
 Fuchsli, Adolf, Architekt (1850–1925) 325
 Furttal 22
- Gärtner, J., Maler 300
 Gässel, Michael, Bildhauer 249
 Gallusstrasse 9–21, 359, 398
 Gantenbein, Christoph, Architekt (geb. 1971) 289
 Ganz, Johannes, Fotograf (1821–1886) 33f., 336, 477
 Gartenstadt 20, 60f., 64, 70–72, 75, 77, 79–83, 85f., 187, 308, 358,
 417, 420–422, 424, 432, 447, 449, 481
 Gartenstrasse 17, 384, 404f. – 11–19, 409f. – 36, 38, 410
 Gasfabrik, Gaswerke 39f., 42f., 58, 93, 137, 397, 402, 404, 461f.,
 481
 Gasometerstrasse 404 – 23–35, 410f. – 39–45, 40–42, 20, 69, 414,
 432, 437f.
 Gastgeb, Peregrin von, Maler 276f., 300
 Gehörlosenschule 150–152
 Gehr, Ferdinand, Maler (1896–1996) 224, 252f., 255
 Geiger, Jacques, Kaufmann 360 – Jakob, Architekt (1874–1933)
 349 – Theodor, Architekt (1832–1882) 321
- Geisendorf, Charles Edouard, Architekt (1913–1985) 203, 206,
 213, 215
 Geiser, Arnold, Architekt, Stadtbaumeister (1844–1909) 57,
 91, 115–117, 128, 139–142, 168, 174, 275 – Karl, Bildhauer
 (1898–1957) 145, 303
 Geissberg 65
 Gellertstrasse 1, 18, 219, 232–236, 451
 Gemeindegasse 462
 Gemeindehaus 83, 127f., 163
 Gemeindestrasse 54, 163
 General-Guisan-Quai 54, 275f., 402–404 – 17, 309 – 20, 22,
 411f. – 30–36, 412 – 38, 341f. – 40, 342f.
 General-Wille-Strasse 4, 342 – 7, 342f.
 Genf 24, 101, 348, 350, 461
 Genferstrasse 405 – 1, 341f. – 2, 412 – 3, 342 – 27, 405 – 33, 405
 Genossenschaft siehe Baugenossenschaft
 Gerechtigkeitsgasse 36 – 5, 35f., 127, 138f.
 Gerhard, Friedrich, Architekt (geb. 1867) 408
 Germaniastrasse 97, 99, 320 – 103, 320
 Gertrudstrasse 4, 6, 408 – 12–26, 409 – 37, 416
 Geschäfts- und Bürohaus, Bienenhof 307 – Bleicherhof 329 –
 City 344 – Du Pont 270 – Handelshof 344f. – Henneberg
 325 – Leuenhof 333–335 – Linthhof 131, 137 – Mercatorium
 326, 337 – Metropol 326, 338f. – Münsterhäuser 323 – Neue-
 gg 271 – Pelikan 337 – Peterhof 326, 333–335 – Schanzen-
 hof 327, 332 – Schmidhof 344f. – Sihlporte 344f. – Trülle
 325f. – Werdmühle 326 – Zentrum 344 – Zett-Haus 271, 329f.
 Gessnerallee 1–5, 344 – 8, 11, 13, 124–126
 Gewerbeschule, Kunstgewerbemuseum (ZHdK, Museum für
 Gestaltung) 72, 272–274, 286, 288–291, 433, 439, 474, 481
 Giacometti, Antonio Augusto, Maler (1877–1947) 122, 131, 191f.,
 194, 200, 241, 243, 289, 333, 468 – Bruno, Architekt (1907–
 2012) 315, 329
 Giedion, Sigfried, Kunsthistoriker (1888–1968) 425f., 441f., 469, 475
 Giedion-Jacobs, Bertha 425
 Giesshübelstrasse 62, 356
 Gigon, Annette, Architektin (geb. 1959) 194
 Gisel, Ernst, Architekt (geb. 1922) 194
 Gisler, Hans, Bildhauer (1889–1969) 132, 191f., 341
 Giumini, Pietro, Architekt (1886–1954) 316, 445–447
 Gladenbeck, H., & Sohn, Bronzegiesserei, Berlin 99
 Glass, J., & E. Steidle, Baufirma 271
 Glattbrugg 85
 Glattfelden, Spinnerei 457
 Glatttal 22, 85
 Glockengiesserei Grassmeyer, Feldkirch A 246 – Keller, Unter-
 strass 226 – Rütschi AG, Aarau 232, 236, 244, 265
 Gloriastrasse 195, 234f. – 17, 146 – 32, 199, 202
 Gmelin, Heinrich, Architekt NOB (geb. 1833) 106
 Götschi, Werner, Bildhauer (1848–1915) 226
 Goetzstrasse 4, 8–12, 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
 Goldbrunnenstrasse 54, 175, 221, 236–238 – 78, 80, 57, 174f.
 Gomringer, Max, Architekt 273
 Gonzenbach-Escher, Carl August von (1841–1905) 468
 Goslar, Kaiserhaus 240
 Gossweiler, H., & Cie., Zürich 102
 Gottfried-Keller-Strasse 3, 310
 Gotthardstrasse 5, 278–281 – 48–56, 405
 Gotthelfstrasse 53, 163
 Graber, Rudolf, Kaufmann, Mitbegründer Wohnbedarf AG
 (1902–1971) 442
 Grether, Albert, Architekt, Kantonsrat (1849–1920) 65, 320
 Griesinger, Wilhelm, Psychiater (1817–1868) 152f.
 Grob, Johann Kaspar, Stadtrat (1841–1901) 179
 Grob-Nüscheler, Hans Jakob, Bäcker 376
 Grob-Zundel, Johann Heinrich 376, 479 – Karl Fürchtegott,
 Tabakunternehmer (1830–1893) 376–379, 381, 479

- Gropius, Martin, Architekt (1824–1880) 467
 Gros, Jacques, Architekt (1858–1922) 322
 Grossmünsterplatz 7–9. 323
 Grossmünsterschulhaus siehe Töcherschule
 Grossmünsterterrasse 324
 Grünhut, Robert, Ingenieur SBB (1861–1954) 74, 102
 Grütlistrasse 76. 172
 Gschwind, Otto, Architekt (1883–1948) 317, 422, 447f., 455
 Gschwind & Higi, Architekten, siehe Gschwind, Otto und Higi, Anton
 Gubelstrasse 1. 128
 Gubler, Friedrich Traugott, Geschäftsführer SWB (1900–1965) 441 – Jakob, Maler (1891–1963) 418 – Thomas Ernst, Bildhauer (1895–1958) 274
 Gudden, Bernhard von, Psychiater (1824–1886) 153
 Guggachstrasse 78f. – 3–9. 418 – 11–15. 80, 169f., 181
 Guggenbühl, Adolf, Verleger (1896–1971) 459
 Guggenheim, Kurt, Schriftsteller (1896–1983) 387
 Gujer, Mike, Architekt (geb. 1958) 194
 Gull, Erhard, Architekt (1895–1970) 422 – Gustav, Architekt, Stadtbaumeister, Professor ETH (1858–1942) 57, 129–132, 134–136, 139–142, 168, 191, 195, 203f., 206–210, 215f., 250, 269, 275, 285, 287–291, 306f., 332, 417, 467f., 473f. – Rudolf Gottlieb, Baumeister (1832–1911) 226, 349
 Guyer, Lux (Louise Guyer-Studer), Architektin (1894–1955) 20, 435f., 452, 458
 Guyer-Zeller, Adolf, Industrieller (1839–1899) 226, 375, 407

 Haarlem, Hallenbad 476
 Haberer-Sinner, Otto, Dekorationsmaler, Stuckateur (1866–1941) 301f.
 Hablützler-Gasser, Johann, Bauunternehmer (1865–1937) 457
 Haefeli, Max, Architekt (1869–1941) 18, 72, 107, 131f., 146, 148, 229f., 232, 256f., 293f., 296, 307, 309, 320, 322, 325f., 337–339, 345, 353, 417, 427, 476 – Max Ernst, Architekt (1901–1976) 146, 278f., 311, 439–441, 452, 469, 482
 Haefeli/Moser/Steiger (HMS), Architekten, siehe Haefeli, Max Ernst, Moser Werner Max und Steiger, Rudolf.
 Hässig, Alfred, Architekt (1880–1943) 424
 Hafen 30, 37f., 53, 71, 310f., 320
 Hagenau, Historisches Museum 475
 Hagnauer-Vogel, Richard, Kaufmann (1853–1927) 370
 Hallenbad siehe Badanstalten
 Hallenstadion 75, 309, 315f.
 Haller, Hermann, Bildhauer (1880–1950) 134, 194f., 198, 284, 468 – Jakob, Architekt (1879–1943) 270, 307, 416
 Haller & Schindler, Architekten, siehe Haller, Jakob und Schindler, Carl
 Hamburg 41, 46
 Hanhart, Louis, Architekt, Stadtbaumeister (1824–1905) 167, 179
 Hannover 399
 Hard, Hardquartier 57, 75, 360, 404, 419f., 429
 Hardegger, August, Architekt (1858–1927) 261f., 264
 Hardmeier, Robert, Architekt (1874–1958) 408
 Hardstrasse 57, 429 – 87–99, 90–96. 429, 482 – 303. 355f. – 325/327. 109f.
 Hardturm, Stadion 309
 Hardturmstrasse 8–12, 20. 109f. – 200–394. 418, 433f.
 Hartmann, Nicolaus, Architekt (1880–1956) 468
 Hartung, Eugen, Maler (1897–1973) 131, 189 – Wilhelm, Maler (1879–1957) 110, 134, 169, 183, 419, 432
 Hasler, Elias, Stadtrat (1842–1923) 64
 Hatt-Haller, Heinrich, Bauunternehmer (1878–1940) 107, 340, 429
 Hauberrisser, Georg von, Architekt (1841–1922) 479
 Hauser-Binder, Louis, Architekt (1861–1914) 406
 Hauser & Winkler, Baugeschäft 422
 Hauserstrasse 7. 450, 453f.
 Hausnamen, Haus dem/zu den/zum/zur, Adlerburg 310 – Alten Seidenhof 290, 292, 474 – Amerikanerhaus (Aemterhalle) 416 – Ariana 390f. – Belmont 194 – Bleuler (Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft SIK-ISEA) 372–374, 377 – Bodmerhof 405, 410 – Brunnenturm 151, 167 – Castello Rosso 387f. – Delphin 451f. – Doldertal 425 – Dolderthalhäuser 21, 425–427 – Egli 366–368 – Erika 364f. – Fleiner 452f. – Frascati 416 – Froschau 151 – Glockenhof 269 – Grabengarten (Schinzenhaus) 34, 337f. – Gryffenberg 324, 407 – Hagmann 452 – Hagnauer 370 – Hardhüsi 45f., 462 – Henneberg 356, 403 – Hinteren Brunnen 334 – Hinteren Florhof 217 – Hinteren Grabenhof 369 – Hohenstein 388f. – Hottingerhof 389 – Kann 306 – Kappelerhof 35, 127, 138, 324, 402, 407 – Kreuzbühl 372 – Lindenbachgut 436 – Lindentalgut 281–283 – Maria 384 – Mauer 385 – Meyer-Nägelisches Gut 460 – Nabholz 367 – Neuen Seidenhof 353 – Nordlicht 33, 336 – Patumbah 376–382 – Pelikan 293 – Rechberg 217, 369f. – Righihof 416 – Riesmatt 364 – Römerschloss 405–407 – Rösli 365f. – Rosenbühl 375 – Roten Ochsen 151 – Rotes Schloss 17, 21, 55, 338, 342, 358–360, 403, 411f., 469 – Schönen (Liceo Artistico) 383 – Schwanau 138 – Sebes 372 – Sihlgarten 50 – Sihlhof 413 – Solitude 366 – Sonnenberg 64f. – Sonnenbühl 354, 395, 480 – Staub-Meister 450, 453f. – Stephansburg 152f. – Stockargut 175 – Talegg 292 – Tannen 375f. – Tiefengrund 332 – Tiefenhof 348, 350 – Unteren Schönenberg (Hotel Florhof) 217 – Usenbenz 455 – Utoschloss 55 – Vogelhütte 369, 371 – Waid 66 – Waldegg 352 – Weinberg 376 – Weisses Schloss 17, 55, 342, 359, 403, 412 – Windegg 333 – Wollenhof 463 – Zentralhof 402, 407
 Heaton & Cie., Glasmaler, Mosaizist, Neuenburg 232
 Heer, Adolf, Architekt (1874–1948) 422 – Jakob August, Bildhauer (1867–1922) 136
 Hegar, Friedrich, Komponist (1841–1927) 216f.
 Hegibachstrasse 131. 452
 Hegner, Salomon, Schultheiss (1744–1800) 375
 Hegner-Meyer, Johann Edmund von (1857–1930) 375
 Hegner-Siber, Edmund von, Tiefbauingenieur (1826–1898) 375
 Heim, Albert, Geologe (1849–1937) 463f. – Ignaz, Komponist (1818–1880) 110, 216
 Heimatstrasse 3–25, 6–20. 396f.
 Heimplatz 75, 267, 293, 295, 474 – 1. 20, 256, 267, 281–285, 302f. – 6. 110
 Heimstrasse 3. 167, 179f.
 Heim- und Protektorsstiftung für alleinstehende Frauen 435f.
 Heinrichstrasse 404 – 33–37, 41, 47, 51–55, 32, 36–40, 48–56. 397f. – 76–80, 86–88, 106. 20, 69, 414, 432, 437f. – 83–87. 410f. – 108/110. 409 – 132. 220 – 139–143. 172, 444–447 – 267. 18, 57, 355
 Held, Gottfried, Architekt (1863–1942) 238, 259
 Heliosstrasse 22. 146
 Helmer, Hermann, Architekt (1849–1919) 39, 275f., 278, 293f., 296–298, 300
 Helvetiaplatz 303
 Henauer, Walter, Architekt (1880–1975) 131, 171, 187, 327, 330, 332
 Henauer & Witschi, Architekten, siehe Henauer, Walter und Witschi, Ernst
 Henneberg, Gustav, Seidenindustrieller (1847–1918) 356
 Herdernstrasse 59–63. 111–114
 Herisau, Sekundarschulhaus 470
 Herkommer, Hans, Architekt, Regierungsbaumeister (1887–1956) 243
 Herter, Hermann, Architekt, Stadtbaumeister (1877–1945) 73, 83, 85, 94, 102f., 109f., 117, 121f., 131, 144, 171f., 273, 289, 311f., 316–318, 332, 339f., 415, 417, 449, 461, 470
 Herzog, August, Maler (1885–1959) 101
 Hess, Eduard, Architekt (1876–1947) 421, 445 – Georg 393 –

- Gottfried, Baumeister (1845–1900) 396f. – Johann Jakob, Bürgermeister (1791–1857) 191
- Hetzler, Christoph, Baumeister (1832–1895) 97
- Heuried 84
- Hieronimi, Wilhelm Ernst, Architekt (1853–1936) 391
- Higi, Anton, Architekt (1885–1951) 220, 243–245, 261, 455 – Karl, Architekt (1920–2008) 244
- Hippenmeier, Konrad, Architekt (1880–1940) 18, 73, 78–82, 121
- Hirsbrunner, Friedrich (Fritz), Architekt (1879–1959) 415f., 431, 437
- Hirschengraben 30, 57, 282 – 15. 127, 131 – 40. 217 – 46/46a/46b. 57, 167f., 175–179
- Hirschler, Heinrich Sigismund, Architekt (1833–1894) 356
- Hirslanden 24, 42f., 45, 49, 56, 58, 60, 110, 127, 163, 421f., 424
- Hirzel, Paul, Schulpfleger (1831–1908) 179
- Hirzelstrasse 12. 429, 482
- Hitzig, Eduard, Psychiater (1838–1907) 153
- Hochschulquartier 102, 191, 204, 207, 275, 283, 392, 403
- Hodler, Ferdinand, Maler (1853–1918) 195, 200, 284, 288f.
- Hölderlinstrasse 3–5, 4–8. 396
- Höngg 23, 61, 84–86, 219 – Seidenstoffweberei 372
- Hönggerberg 22
- Höschgasse 4. 366–368
- Hofer, Moritz, Pfarrer, Waisenvater (1849–1906) 148
- Hofmann, Adolf Ernst, Bildhauer (1885–1963) 445 – Hans, Architekt (1897–1957) 188, 439
- Hofstrasse 12–24. 403 – 47. 146, 160–162, 403 – 69. 454
- Hofwiesenstrasse 79, 448 – 369. 104–106
- Hohenbühlstrasse 9. 451
- Hohlstrasse 68. 165f.
- Holland 155, 433
- Holzgasse 36
- Holzhalb, Adolf Rudolf, Maler, Professor Polytechnikum (1835–1885) 281 – Ferdinand Wilhelm, Architekt (1824–1880) 392
- Hommel, Adolf Friedrich, Arzt, Kunstsammler (1851–1913) 383
- Honegger, Emma Karolina (1865–1946) 366 – Hans Kaspar, Textilindustrieller (1804–1883) 366 – Johannes, Textilindustrieller (1832–1903) 365f. – Johann Jakob, Architekt (1861–1928) 365 – Kaspar, Textilindustrieller (1820–1892) 365f. – Otto, Architekt (1876–1934) 320, 336, 345, 353, 451
- Honegger-Näf, Heinrich, Architekt (1843–1907) 320, 336, 365, 410, 412
- Hopp, Friedrich, Architekt (1834–1898) 293
- Hornbachstrasse 2, 4, 8. 42
- Hotel, Baur au Lac 320f. – Baur en Ville 33, 320f., 349 – Bellerive au Lac 320, 416 – Bellevue 320 – Eden au Lac 320 – Grand Hotel und Kurhaus Dolder 65f., 309, 311, 322 – Grand Hotel und Kurhaus Uetliberg 320 – Kurhaus Rigiblick, Logierhaus Lärchenheim 66, 320 – Schwanen 147 – Schweizerhof 320, 322 – Schwert 320 – Sonnenberg 64 – Victoria 322 – Volks- und Kurhaus Zürichberg 66, 320f.
- Hottingen 24, 43, 45, 49, 56, 58, 60, 64–66, 110, 127, 149, 163, 165f., 219, 229, 268, 293, 295, 322, 354, 358, 360, 389, 392, 403, 425, 462, 469
- Hottinger, Jakob, Baumeister (1794–1848) 354
- Hottingerstrasse 15. 50
- Hotz, Elise (1832–1907) 370
- Howard, Ebenezer, Pionier der Gartenstadtbewegung (1850–1928) 60, 420
- Hubacher, Carl, Ingenieur, Architekt (1897–1990) 329, 425, 441 – Hermann, Bildhauer (1885–1976) 343
- Huber, Emma 373 – Hermann, Maler (1888–1967) 136, 194f., 200, 221, 223, 341
- Huber-Rordorf, Seidenfirma 368
- Huber-Stockar, Emil, Ingenieur (1865–1939) 370
- Huber-Stutz, Heinrich, Glasmaler (1861–1909) 258, 260, 472
- Huber-Sutter, Arnold Leonhard, Architekt (1868–1948) 311, 434f.
- Huber-Werdmüller, Peter Emil, Ingenieur (1836–1915) 49, 52, 300, 368–370, 373, 402
- Huber-Zundel, Johann Rudolf, Seidenfabrikant (1808–1883) 368
- Huber, P. E., & Cie., Giesserei 368
- Huch, Ricarda, Schriftstellerin (1864–1947) 57
- Hügin, Karl Otto, Maler (1887–1963) 136, 145, 188, 343
- Hünerwadel, Arnold, Bildhauer (1877–1945) 183, 191f., 282, 284, 303, 341, 346f.
- Hüni-Stettler, Heinrich, Seidenfabrikant, Politiker (1813–1876) 42
- Hürlimann-Egli, Heinrich, Wirt (1841–1910) 65, 293, 322
- Hürlimann-Hirzel, Albert, Brauereibesitzer (1857–1934) 294
- Hug, Gebrüder, Bildhauer 276
- Hugenin, Gustav, Psychiater (1840–1920) 153
- Huggenbergerfries Architekten 110
- Humm-Crawford, Lili, Kunstgewerblerin (1896–1979) 442
- Huttenstrasse 14. 166
- Ibergeregge, Utohaus 430
- Idaplatz 402, 408 – 4, 8, 9, 10. 404, 409
- Idastrasse 28. 416
- Iguel, Charles-François-Marie, Bildhauer (1826–1897) 350f.
- Ilgenstrasse 11–15. 165f.
- Im Bergdörfli 3–11, 15, 2–16. 81, 83, 434f.
- Imfeldsteig 2, 4/6. 416, 435–437
- Im Hagacker 8. 84, 171, 187f.
- Im Klösterli 2–4, 6–8. 422
- Im Rossweidli 38. 84, 171, 187f.
- In der Ey 20. 171
- Indermühle, Karl, Architekt (1877–1932) 468
- Industriequartier 35, 39–41, 45f., 49–52, 61, 69f., 74, 91, 109, 181, 269, 273, 302, 355f., 360, 392, 410, 437, 414, 437, 445, 447, 462f.
- Irchel 79f.
- Iselin, F., Baumeister 275
- Isler, Albert, Theatermaler (1874–1933) 303
- Italien 218, 245, 261, 388
- Italienerkrawall 59
- Ith, Arnold, Verkehrsdirektor 278
- Jassoy, Heinrich, Architekt (1863–1939) 258–260
- Jeanneret, Charles-Edouard, Architekt (1887–1965) 343, 348, 439, 456
- Jegher, Carl, Kulturingenieur, Redaktor, Verleger SBZ (1874–1945) 72
- Jelkmann, Carlo, Architekt 476
- Jelmoli, Franz Anton (1851–1928) 352
- Jelmoli-Ciolina, Johann Peter (1794–1860) 352
- Jenatschstrasse 4. 342
- Johannesgasse 4–8, 12, 18, 22–24. 397f.
- Josefstrasse 405 – 76. 397f. – 130. 410f. – 170–172. 444–447 – 174–178. 411 – 211. 46
- Josefswiese 444
- Käferberg 22, 66, 79
- Käferholzstrasse 2, 10. 94
- Kalchbühlstrasse 150A–F. 21, 81, 441–444
- Kalkbreitestrasse 3. 271f.
- Kanonengasse 16–20. 124–126
- Kantonsschule, Alte 25, 179, 189, 192–194, 208, 283 – Neue, und Chemisches Institut der Universität (Rechtswissenschaftliches Institut) 189, 194, 202f.
- Kantonsschulstrasse 3. 167, 179f.
- Kantstrasse 12, 14, 21. 235f.
- Kanzleistrasse 132, 402, 404, 414 – 52. 166, 469 – 54, 56. 166
- Kappeler, Otto, Bildhauer (1884–1949) 118, 122, 169, 194, 197f., 221–223, 241f., 335, 341, 343, 418
- Kappelergrasse 128, 140f. – 11–15. 407

- Karl-Schmid-Strasse 4. 198
 Kartausstrasse 9. 166 – 48/50. 152f.
 Kaserne siehe Militär- und Polizeikaserne
 Kasernenstrasse 29. 123f. – 49. 124–126
 Kasinostrasse 18, 20. 392
 Kaspar Escher-Haus 131, 136–138, 144f., 271, 327
 Katzbollwerk 25
 Katzenssee 22
 Kaufbuden 324
 Kaufleuten siehe Vereinshaus zur Kaufleuten
 Kautskys Söhne & Rottonara, Theaternaler 300
 Kehrer, Jacques (Jakob), Architekt (1854–1908) 216f.
 Kehrer & Knell, Architekten, siehe Kehrer, Jacques und Knell, Karl I.
 Kehrichtverbrennungsanlage 46, 58
 Keiser, Johann Ludwig, Bildhauer (1816–1890) 99, 101, 336, 351
 Keller, Anna (1850–1920) 365 – Emil 316 – Ernst, Grafiker (1891–1968) 343 – Fritz (Friedrich Otto), Architekt (geb. 1880) 146 – Gottfried, Schriftsteller (1819–1890) 55, 200, 300 – Heinrich 394 – Jakob, Bankier (1823–1903) 365 – Johann Jakob, Architekt (1811–1880) 321 – Karl, Ingenieur, Kantonsingenieur (1879–1856) 309 – Wilhelm, Maler 265
 Kellermüller, Adolf, Architekt (1895–1981) 188
 Kellermüller & Hofmann, Architekten, siehe Kellermüller, Adolf und Hofmann, Hans
 Kernstrasse 41, 45. 57, 168
 Kessler, Hans, Architekt (1884–1949) 84
 Kiefer, Oskar, Bildhauer (1874–1938) 246, 283f.
 Kiene, Hygin, Bildhauer, Giesser 342
 Kienzle, Hermann, Architekt (1876–1946) 469 – Wilhelm, Architekt (1886–1958) 439
 Kilchberg 81f., 85f., 442
 Kilchbergstrasse 26–30. 169
 Kilmister, Lemmy, Musiker, Philosoph (1945–2015) 216
 Kindergarten 20, 73, 75, 83f., 87, 172, 187, 302, 424, 443 – Bullingerhof 418 – Erismanhof 172, 430 – Grütlistrasse 172 – Kornhausbrücke 171 – Meiliweg 172 – Siedlungen Roter und Brauner Block 172, 446f. – Wiedikon 170, 172, 188f. – Zanggerweg 172, 449
 Kinderhort 59, 168, 188f., 302
 Kinkelstrasse 44, 49, 53, 56–60. 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
 Kino, Apollo 271 – Capitol 271 – Cinébrief 272 – Colosseum 271, 302 – Corso siehe Variététheater Corso – Forum 271 – Kosmos (Plaza) 271 – Orient (ABC) 270 – Palast-Lichtspiele 137, 271 – Radium 270 – Roxy 271, 329f. – Scala 271 – Seefeld (Restaurant Razzia) 271, 301f. – Sihlbrücke 270f. – Studio 4 (Filmpodium) 271f. – Urban 271 – Uto 271f. – Xenix 166, 469
 Kirche, Augustinerkirche 219, 265 – Bruder Klaus 220, 243–246 – Bühl 174, 221, 236–238 – Egg 82 – Enge 18, 226–230, 259 – Fluntern 18, 219, 232–236, 451 – Grossmünster 143, 251, 261, 306 – Guthirt 220 – Herz Jesu Oerlikon 250 – Herz Jesu Wiedikon 220 – Johanneskirche 238f., 258, 269 – Josefskirche 224 – Kreuzkirche 18, 219, 229–233, 257 – Liebfrauenkirche 18, 261–264 – Maria-Lourdes 18, 252–255 – Markuskirche 253 – Neumünster 229, 369, 371, 473 – Oberstrass 18, 219f., 256–258 – Oerlikon 250–252 – Pauluskirche 18, 80, 219, 241–243 – Predigerkirche 220 – Seebach 18 – St. Anton 246–249 – St. Jakob 258–260 – St. Martin 220 – St. Peter und Paul 219, 265f. – St. Theresia 18, 223–226 – Unterstrass 166 – Wollishofen 81 – Zwinglikirche, Zwinglihaus 221–224
 Kirchgasse 33. 127
 Kissling, Richard, Bildhauer (1848–1919) 35, 99, 284, 290
 Kläranlage Werdhölzli 45f.
 Klausstrasse 9, 11. 480 – 24/26. 362f., 365
 Klebs, Edwin, Bakteriologe (1834–1913) 50, 463
 Kleinertstrasse 3, 6. 415, 417f., 427f.
 Kleist-von Gonzenbach, Ewald Karl Heinrich, Baron von (geb. 1868) 137, 468
 Klingenpark 40, 181, 273
 Klinik siehe Spital
 Klinke, Heinrich Walter, Ingenieur (geb. 1889) 344
 Klöti, Emil, Jurist, Stadtpräsident (1877–1963) 18, 66, 71, 73, 77–82, 85, 106, 279, 318, 429
 Klosbachstrasse 402, 406 – 69–85. 360, 406 – 97, 99, 103, 104, 105, 106, 111. 402, 406
 Klusstrasse 50. 452
 Knell, Karl I., Architekt (1853–1901) 216f. – Karl II., Architekt (1880–1854) 304f., 344, 424
 Knöpfli-Stutz, Baugeschäft 359, 393
 Knodt, G., Giesserei, Frankfurt am Main 468
 Koch, Alexander, Architekt (1848–1911) 57, 160, 165, 167f., 175, 177f., 366–368, 469 – Robert, Bakteriologe (1843–1910) 50, 463 – Wilhelm, Fabrikant 384
 Koch-Abegg, Martin II., Architekt, Baumeister (1849–1895) 407
 Koch-Jagenberg, Maria 384 – Wilhelm 384
 Koch-Schweizer, Martin I., Architekt, Baumeister (1817–1895) 348
 Kongresshaus 75, 268, 278–281, 316
 Konkordiastrasse 23, 25. 402, 405–407
 Kornhaus, alte Tonhalle 37–39, 208, 239, 275 – Fraumünster (Kaufhaus) 139, 473 – Limmatplatz 41, 404
 Konservatorium 216f., 283
 Konzerthaus Orpheum 409
 Kott, Josef, Dekorationsmaler 300
 Kräbühlstrasse 45. 220 – 90. 311
 Kräuel 32, 39f., 91, 460
 Kraftstrasse 67
 Krakau, Theaterprojekt 297
 Kratzquartier 33f., 129, 140, 339, 349, 407
 Kratzturm 33f.
 Krawutschke, Paul, Dekorationsmaler (1865–1929) 304
 Kreisgebäude Enge 405 – Oerlikon 128 – Wiedikon 127
 Krematorium 115–118
 Kreuzer, Adolf, Glasmaler (1843–1915) 120, 376
 Kreuzplatz 406 – 11. 110
 Kreuzstrasse 147 – 2–4. 320, 416
 Kronenporte 151
 Kruck, Gustav, Architekt, Stadtrat (1875–1934) 429f.
 Krug, Eduard Gottfried, Sänger, Wirt (1840–1923) 293
 Kubly, Felix Wilhelm, Architekt (1802–1872) 128, 275
 Kuder, Richard, Architekt (1852–1912) 308, 341f., 475
 Kuder & Müller, Architekten, siehe Kuder, Richard und Müller, Joseph
 Kübelwäscherei 45f.
 Kühn, Friedrich, Architekt (1856–1914) 383
 Kündig, Karl, Architekt (1883–1969) 160, 171, 302, 418, 421, 428f., 433 – Reinhold, Maler (1888–1984) 169, 194, 199, 221, 223
 Kündig & Oetiker, Architekten, siehe Kündig, Karl und Oetiker, Heinrich
 Künstlergasse 195, 197–199, 208 – 6, 8. 195, 281 – 10. 151, 194f. – 12. 194f.
 Künstlergut 195, 281
 Küsnacht 85, 219 – Lehrerseminar 189
 Kuhn, Albert, Pater OSB (1839–1929) 261, 263 – Rudolf, Schneidermeister 388
 Kundert-Streuli, Leonhard (1887–1945) 451
 Kunkler, Gottfried Julius, Architekt (1845–1923) 345f.
 Kunsteisbahn 309, 311, 315
 Kunstgewerbeschule, Kunstgewerbemuseum s. Gewerbeschule
 Kunsthaus 20, 57, 256, 267, 281–285, 302f., 474
 Kunz, Fritz, Maler (1868–1947) 246, 248f., 261, 263f.
 Kurhaus siehe Hotel
 Kurhausstrasse 67 – 65. 65f., 309, 311, 322
 Lagerhaus 356

- Landesmuseum siehe Schweizerisches Landesmuseum
 Landgüter, Landhäuser siehe Hausnamen
 Landolt-Mousson, Johann Heinrich, Direktor der Bank Leu, Stadtpräsident (1831–1885) 281 – Sophie (1833–1917) 281
 Lang(furren)strasse 360
 Langmauerstrasse 79, 448
 Langstrasse 402, 404, 410 – 230, 234, 238, 242, 397f.
 Lasius, Georg, Architekt (1835–1928) 206, 336, 363, 480
 Laurenzgasse 3, 393 – 12, 393
 Lausanne 461
 Le Corbusier siehe Jeanneret, Charles-Edouard
 Leeds 46
 Leemann, Peter, Architekt 298
 Lehmann, Wilhelm Ludwig, Maler (1861–1932) 143
 Lehmann-Borges, Hans, Bildhauer (1879–1945) 115, 119
 Leimbach 95, 163, 442
 Leimbachstrasse 144, 163
 Leipzig, Bayerischer Bahnhof 466 – Gewandhaus 277
 Lenggstrasse 31, 152–156
 Leonhardshalde 2, 7, 9, 385
 Leonhardstrasse 208, 216 – 16, 156f. – 18, 25, 157f., 385 – 27, 204, 206–208
 Letchworth, Gartenstadt 433
 Lettenquartier 170, 419, 447
 Letzigrund, Stadion 309
 Letzistrasse 448
 Leuch, Karl Joseph, Bildhauer (1871–1913) 142
 Leuenberger, Gottlieb, Architekt (1885–1950) 292f., 445f.
 Leuenberger & Giumini, Architekten, siehe Leuenberger, Gottlieb und Giumini, Pietro
 Leuengasse 75
 Leuthold-Balthazar, Jakob, Architekt (1862–1925) 306f., 453
 Ligusterstrasse 20, 169, 180f.
 Lilienstrasse 1–7A, 4, 396
 Limmattal 22, 46, 85
 Limmathaus 238, 269
 Limmatplatz 39–41, 74, 437, 445
 Limmatquai 30, 34, 324 – 1–3, 320 – 4, 476 – 16, 476 – 28, 323
 Limmatstrasse 39f., 360, 404, 461f. – 80/84/90, 181–183 – 112, 238f., 258, 269 – 114–118, 238, 269 – 152, 40 – 159–165, 175, 179–181, 20, 69, 414, 432, 437f. – bei 180–192, 42 – 264/268/270, 57, 355
 Limmattal 22, 46, 85
 Limmattalstrasse 383, 452
 Lindau (Bodensee), Schloss Holdereggen 479
 Lindenbachstrasse 17–21, 398
 Lindenhof 129f., 308
 Lindenhofstrasse 130 – 19, 21–25, 130f., 135f.
 Lindenstrasse 362f.
 Linder, Albert Otto, Architekt (1891–1976) 221
 Linnebach, Adolf, Bühnentechniker (1876–1963) 294
 Linth-Escher-Gasse 9, 167, 172f.
 Linth-Escher-Platz 34, 167
 Liverpool, Volksbad 309
 Locher & Cie., Bauunternehmen 326, 356f.
 Locher, Anna Katharina (1827–1903) 354 – Hans, Architekt (1834–1903) 128
 Locher-Oeri, Johann Jakob, Bauunternehmer, Bauherr (1806–1861) 26, 128
 Loghem, Johannes Bernardus van, Architekt (1881–1940) 476
 Löwenstrasse 124, 327 – Durchgangsbahnhof 99 – 1–3, 2, 344f. – 10, 120, 219, 239–241 – 67, 270
 London 37, 41, 349, 469 – People's Palace 302 – Royal Albert Hall 278
 Lorzetal 52
 Lotterschmied, Edmund, Architekt 469
 Lourdes-Kapelle (Kirche Maria-Lourdes) 253, 255
 Ludwig, Richard, Architekt, Ingenieur 313f.
 Lüthi, Max, Architekt (1898–1991) 212
 Lunge, Georg, Chemiker (1839–1923) 463
 Lux-Guyer-Weg 5–9, 439–441
 Luzern, Kanton 203 – Stadt 285, 320, 463 – Ritterscher Palast 468
 Maag, Salomon, Baumeister 393
 Mäder, Heinrich, Glasmaler 472
 Mäder, Turmuhrenfabrik, Andelfingen 232, 236
 Männedorf 219
 Magg, Alphons Friedrich, Bildhauer (1891–1967) 243, 245f.
 Maier'sche Kunstanstalt, München 265
 Mailand 296
 Maillard & Chal 326
 Maillart, Robert, Ingenieur (1872–1940) 194, 269, 274, 279, 312f., 316, 356, 473
 Manessestrasse 1, 19, 312f. – 24, 268, 308
 Mannheim, Kunsthalle 474
 Marignano, Schlacht von 288f.
 Markwalder, Hans, Bildhauer (1882–1951) 118, 132, 136, 344
 Marmon & Blank, Altarbau, Will SG 244
 Marstallermatte 39, 42
 Martin, William Henri, Architekt, Innenarchitekt (1846–1901) 276, 311
 Mattengasse 37, 38, 41, 42, 45, 46, 49, 50, 397f.
 May-Escher, Friedrich von (1808–1875) 395
 Mayenfisch, Olga 283
 Mascotte 272, 305
 Maurer, Albert, Architekt (1889–1935) 180f., 339f.
 Mebes, Fritz, Restaurateur 312
 Meier, Arnold, Architekt 184 – Wilhelm, Bildhauer (1880–1971) 232, 235
 Meier-Braun, Jakob Emil, Architekt (1876–1930) 169, 184, 450, 453
 Meier & Arter, Architekten, siehe Arter, Jakob August und Meier-Braun, Jakob Emil
 Meili, Friedrich, Pfarrer (1852–1904) 302
 Meili-Steiner, Armin, Architekt (1892–1981) 279f.
 Meiliweg 6, 172
 Mendelssohn, Erich, Architekt (1887–1953) 477
 Menzel, Karl, Ingenieur 352
 Merian, Jakob Ludwig, Baumeister, Kunstsammler (1829–1888) 285
 Merki, Ernst, Architekt 188
 Mertens, Evariste, Gartenarchitekt (1846–1907) 54, 230, 372, 376 – Gebrüder Oskar (1887–1976) und Walter (1885–1943) 121, 279
 Merz, Mario (1925–2003) 101
 Messel, Alfred, Architekt (1853–1909) 335, 477
 Messmer, Gebrüder Franz (1889–1962) und Hermann (1877–1926), Architekten 339, 451
 Mettler, Valentin Walter, Bildhauer (1868–1942) 132
 Metzger, Fritz, Architekt (1898–1973) 18, 221, 223–224, 252f., 255 – Johann, Architekt (1855–1939) 369f., 374f.
 Metzler Orgelbau AG 223
 Meyer, Adolf, Bildhauer (1867–1940) 134, 136, 185, 282, 346 – Carl 357 – Franz, Architekt (1811–1873) 128 – Friedrich, Architekt 97 – Fritz, Ingenieur (1892–1962) 344 – Hannes, Architekt (1889–1954) 449 – Maria Henriette (1856–1934) 375 – Peter, Architekt, Kunsthistoriker (1894–1984) 305, 327–329, 333, 439
 Meyer-Amden, Otto, Maler (1885–1933) 221, 223
 Meyer & Hinnen, Schreinerei 226
 Meyer, Johannes, und Co., Färberei 40
 Michelangelo (1475–1564) 208, 303
 Milchbuck, Milchbuckquartier 20, 22, 75, 77–82, 311, 419
 Milchbuckstrasse 61, 18, 80, 219, 241–243 – 73, 244 – 75, 220, 243–246

- Militärkaserne 31f., 123–126, 404, 460
 Militärstrasse 49. 124–126
 Minervastrasse 246 – 2. 413
 Mittelstrasse 6, 10. 362–365 – 12. 365 – 14. 365f.
 Möhrlistrasse 448
 Moggi, Giacomo, Architekt (1855–1918) 372, 479
 Molkerei 404
 Mongeaud, J(ean) P(ierre), Architekt 353
 Moore, John, Ingenieur 48
 Moos, Joseph von, Glasmaler (1859–1939) 258
 Morf, Emil, Dekorationsmaler (1867–1949) 270
 Morgartenstrasse 5. 268
 Moser, Helene, Sängerin (1893–1965) 472 – Karl, Architekt, Professor ETH (1860–1936) 57, 107, 194–196, 200, 214, 220f., 230, 232–235, 246–248, 280–284, 329, 332, 339, 343, 439, 451, 457f., 470, 472 – Robert, Architekt (1833–1901) 474 – Werner Max, Architekt (1896–1970) 146, 278f., 311, 329, 439, 441–443, 452, 459, 469
 Moser-Blass, Robert, Ingenieur NOB (1838–1918) 362
 Motorenstrasse 1–5, 2–6. 20, 69, 414, 432, 437f. – 9–25. 410f.
 Mousson-von May, (Rudolf Emanuel) Heinrich, Bankier 477
 Mühle 34, 57 – Hirslanden 425 – Neumühle 57 – Stadtmühle 41, 91 – Tiefenbrunnen siehe Bierbrauerei Tiefenbrunnen
 Mühlebachstrasse 147, 479 – 66–72. 309f., 316 – 77. 386 – 178/180. 169
 Mühlegasse 57, 131 – 5. 270
 Müller, Gebrüder, Altarbauer, Wil SG 265
 Müller, Albert (August), Architekt, Direktor Gewerbemuseum (1846–1912) 175, 272, 286, 332, 342, 363, 407 – Erwin, Architekt (geb. 1925) 281 – Heinrich, Architekt (1877–1952) 339, 422, 476 – Joseph, Architekt (geb. 1863) 308, 341f. – Otto, Bildhauer (1905–1993) 313 – Rudolf, Architekt (1855–1911) 393 – Wilhelm, Architekt (1898–1966) 269, 315f., 476
 Müller-Frey, Jakob, Nationalrat (1812–1872) 375
 Müller-Honegger, Johann Jakob, Architekt (1827–1879) 124, 126, 206, 216
 Müller-Jelmoli, Heinrich, Kaufmann (1844–1935) 375
 Müller-Scheer, Hermann, Architekt (1842–1905) 239
 Müller-Widmer, Georg, Baumeister (1836–1893) 360
 Mülli, Rudolf, Maler (1882–1962) 134, 341
 Münch, Otto, Bildhauer (1885–1965) 109, 132, 181, 270, 335, 341, 343
 München 72, 348
 Münsterhof 5. 352
 Muggenbühl 82
 Muggli, J., Lehrer, spekulativer Bauherr 410
 Mulhouse, Cité Ouvrière 394, 396
 Muralt, Conrad von, Architekt (1859–1928) 370, 383 – Hans von, Ingenieur, Stadttingenieur (1843–1918) 369
 Muralt-Bally, Richard von, Architekt (1882–1957) 146, 160, 309
 Muralt-von Planta, Wilhelm von, Dr. med. (1845–1937) 160
 Muralt-Wild, Konrad Heinrich Carl von, Dr. med. (1856–1942) 292
 Murer, Jos, Kartograf (1530–1580) 251
 Murten, Schlacht bei 267, 288f.
 Museum für Gestaltung siehe Gewerbeschule
 Museumstrasse 2. 20, 126, 140, 272, 285–292
 Musikpavillon Sihlhölzli 308, 312f.
 Musikschule 216f., 283
 Muthesius, Hermann, Architekt (1861–1927) 272, 366
 Muttentz, Gartenstadtsiedlung Freidorf 449
 Mythenquai 53f., 311, 345 – 2. 345f. – 60. 347f. – 79–85. 309
 Mythenstrasse (Genferstrasse) 405
 Nabholz-Baur, Adolf, Architekt (1847–1891) 407
 Nabholz-von Grabow, Hermann, Seidenindustrieller (1869–1955) 367
 Naef, Robert A., Ingenieur (1899–1958) 315f.
 Näf, August und Hans, Seidenfabrikanten 410
 Näf-Hatt, Emil, Architekt (1840–1908) 336, 398f., 407
 Nägeli, Hans, Theologe, Stadtpräsident (1865–1945) 73 – Hans Georg, Komponist (1773–1836) 216
 Näher, Hermann, Tabakunternehmer, Plantagenbesitzer (1838–1908) 376, 479
 Näher & Grob, Tabakfirma 376, 479
 Negrelli, Alois, Ingenieur (1799–1858) 37, 97, 275, 324
 Nelkenstrasse 4, 6. 395, 399f.
 Neptunstrasse 68. 246–249
 Neufrankengasse 25, 27. 393 – 29. 393
 Neuhauser & Co, Innsbruck 263f.
 Neumarkt 5. 268
 Neumarkt (Paradeplatz) 28, 348
 Neumühlequai 327, 356 – 8–12. 131, 136–138, 144f., 271, 327 – 20. 131, 143–145 – 26–28. 131, 137
 Neumünsterallee 6, 9, 10, 12, 16, 17, 21 (Villenquartier Neumünster). 17, 35, 361, 368–372
 Neumünsterstrasse 14. 479 – 21. 469
 Neu-Zürich 17, 360, 404
 Nidelbadstrasse 79, bei 79, 90, 94. 21, 81, 441–444
 Niederdorf, Niederdorfstrasse 29f., 58, 310
 Niehus, Walter, Architekt (geb. 1902) 171
 Noerdlinger, Sali Hermann, Bankier (1848–1918) 386f.
 Noll & Cie., Baugeschäft 360
 Nordstrasse 16. 393 – 32. 398 – 250. 220 – 289–293, 297–303. 415, 417f., 427f.
 Nüscheler, Richard Arthur, Glasmaler (1877–1950) 261, 264
 Nüschelerstrasse 6. 387 – 11. 271 – 15. 292f. – 36. 120, 219, 239–241
 Nuolen, Spinnerei 457
 Oberengstringen 22, 85f.
 Oberer Heuelsteig 15. 65, 158f.
 Obere Zäune 26. 151, 167
 Oberhollenzer, F. 330
 Oberstrass 18, 24, 45, 49, 56, 58, 60, 62, 64f., 69, 76, 166, 256f., 306, 310, 320, 360, 362, 387, 392, 415, 448, 463
 Obmannamt 127, 131
 Oboussier-Imhof, Friedrich Ludwig, Textilindustrieller (1833–1905) 363
 Ochsen-Schmidli, Johann Jakob, Wagnermeister, Erfinder Kübelsystem für Kehrrichtabfuhr (1858–1926) 46
 Oechsli, Rudolf, Baumeister (1844–1914) 232, 267
 Oerlikon 61, 77, 79f., 84–86, 96, 104f., 127, 180, 219, 250, 252f., 269, 271, 313, 315f., 355, 422 – Maschinenfabrik (MFO) 18, 57, 60, 91, 104, 355, 368f.
 Oerlikonerstrasse 99. 250–252
 Oeschger, Alfred, Architekt (1900–1953) 171, 188, 343 – Eduard, Architekt 188 – Heinrich, Architekt (1901–1982) 171, 343, 477
 Oetenbachareal 128–130, 132, 134, 139, 148, 306f., 326
 Oetenbachbollwerk 134
 Oetenbachhügel 18, 57, 130
 Oetenbachermatte 39
 Oetenbachgasse 22. 130f., 135f.
 Oetenbachkloster, Strafanstalt 57, 123f., 129, 148, 306
 Österreich 218, 278
 Oetiker, Heinrich, Architekt, Stadtrat (1886–1968) 87, 171, 302, 418, 421, 428f., 433, 481
 Olbrich, Joseph Maria, Architekt (1867–1908) 474
 Opernhaus siehe Stadttheater
 Opfikonerstrasse 16–18, 30–32. 422f.
 Orelli-Rinderknecht, Susanna, Mitgründerin Zürcher Frauenverein (1845–1939) 302
 Orelli-Ziegler, Conrad von, Bankier (1813–1891) 477

- Orellstrasse 21. 66, 320f.
 Orgelbau Goll, Luzern 236, 265 – Kleis, Bonn 261 – Kuhn, Männedorf 201, 223, 226, 232, 246, 261, 473
 Osswald, Franz Max, Ingenieur, Akustiker (1879–1944) 303, 313, 330, 333 – Paul, Bildhauer (1883–1952) 134, 191f., 194f., 197f., 200, 284
 Osswald-Toppi, Margherita, Bildhauerin (1897–1971) 194f., 200
 Ostbühlstrasse 10–106, 15–79. 21, 81, 441–444
 Ott, Conrad Eugen, Dekorationsmaler (1850–1916) 120, 226, 229, 239, 376
 Ottikerstrasse 14, 18/20, 22, 24. 386–388 – 53, 55–57. 386
 Ottostrasse 447

 Paillard, Claude, Architekt (1923–2004) 298, 475
 Panoptikum 267, 270
 Panoramagebäude 267
 Papierfabrik an der Sihl 43, 356
 Papierwerd 30, 360
 Paradeplatz 28f., 32–34, 74, 320 – 2–5. 34, 323, 348–350, 352 – 8. 34, 102, 325, 350–352 – 11. 110
 Paradies 82
 Paris 41, 204, 324, 349 – Kübelsystem 44f. – Oper 298 – Polytechnische Schule 191 – Trocadéro 55, 278 – Warenhaus Printemps 352 – Weltausstellung 98
 Parkring 402, 405 – 23–29, 37–49 (Villenquartier). 35, 59, 360f., 383f., 410 – 30. 383
 Paulstrasse 2. 413
 Pavillonschule, Pavillonsystem 168, 170f., 183, 189, 469f.
 Payer, Alois, Bildhauer (1878–1960) 243f., 248, 261
 Pelikanplatz 41, 292
 Pelikanstrasse 172 – 1. 326 – 12. 292 – 18. 292f. – 40. 25, 194
 Perkins, Angier March, Ingenieur (1799–1881) 146
 Perugia (Intarsien Stadthaus) 141
 Pestalozzianlage 34, 167
 Pestalozzi, Johann Heinrich, Pädagoge (1746–1827) 178, 335 – Johann Ludwig, Ingenieur, Bauunternehmer (1825–1867) 30, 128 – Karl, Ingenieur, Professor Polytechnikum (1825–1891) 30, 128
 Pestalozzi-Gussmann, Anton, Architekt (1885–1953) 233, 339
 Pestalozzi-Stadler, Hans Konrad, Architekt, Stadtpräsident (1848–1909) 179, 290, 480
 Pestalozzi & Schucan, Architekten, siehe Pestalozzi-Gussmann, Anton und Schucan, Max
 Peter, Heinrich, Architekt, Kantonsbaumeister (1893–1968) 84 – Jakob, Stadtrat (1891–1980) 87
 Petertobel 463
 Peyfuss, Karl Johann, Maler (1865–1932) 276, 278, 300
 Pfarrhaus Fluntern 235f., 452 – Oberstrass 257
 Pfister, Daniel, Architekt (1808–1847) 320, 476 – Hans, Architekt (1917–2002) 281f., 339, 342 – Kurt, Architekt (1910–2001) 281f., 339, 342 – Otto, Architekt (1880–1959) 106f., 131, 143f., 146, 169, 181, 184, 280, 326, 333, 335, 339f., 342f., 345, 347, 350f., 353, 421, 424, 451, 454, 470 – Rudolf 413 – Werner, Architekt (1884–1950) 106f., 131, 143f., 146, 169, 181, 184, 280, 326, 333, 335, 339f., 342f., 345, 347, 350f., 353, 421, 424, 451, 454, 470
 Pfister-Picault, Wilhelm, Architekt (1875–1948) 298, 301
 Pfister, Gebrüder, Architekten, siehe Pfister Otto und Werner
 Pflughard, Otto I. Wilhelm, Architekt (1869–1958) 18, 107, 130–132, 146, 148, 229f., 232, 256–258, 293f., 296, 307, 309, 320, 322–327, 337–339, 345, 353, 415, 417, 427, 476 – Otto II., Architekt (1900–1964) 132
 Pflughard & Haefeli, Architekten, siehe Pflughard, Otto I. Wilhelm und Haefeli, Max
 Pflüger, Paul, Pfarrer, Politiker (1865–1947) 59, 420
 Pfrunder, Johannes, Baumeister 388, 480 – Walter, Architekt (geb. 1843) 480
 Pfrundhaus St. Leonhard 25, 157f., 385 – St. Jakob 157f., 472
 Pfullinger Hallen 304
 Pietsch, Claire, Schwester, Bildhauerin 253
 Pilatusstrasse 14. 451
 Plattenstrasse 33. 388f. – 46/48. 389 – 52. 388f. – 74, 77, 86, 88. 389 – 78. 389f.
 Plattequartier 360f.
 Platzpromenade, Platzspitz 41f., 92, 97, 286, 290, 461
 Poissy, Villa Savoye 456
 Polizeikaserne 123f.
 Pontigny, Zisterzienserabtei 119
 Poser, Maximilian, Dekorationsmaler (1855–1912) 236, 276
 Post, am Neumarkt 28f., 320, 349f., 407 – Bahnhofstrasse (Neue Hauptpost) 351 – Fraumünster 57, 338f. – Sihlpost 98 – weitere Poststellen 107f., 269, 405, 416
 Poststrasse 349f. – 12. 320f.
 Potsdam 137
 Praetere, Jules de, Direktor Gewerbemuseum (1879–1947) 272
 Prag 300, 305
 Predigerkloster, Kreuzgang 288, 290
 Preiswerk und Fenner, Gusseisenprodukte 38
 Probst, Johann Jakob, Bildhauer (1880–1966) 343
 Promenadengasse 11. 191f.
 Pumpwerk Oberer Mühlesteig 47, 49, 463 – Seewasserpumpwerk Wollishofen 52, 92
 Pump- und Wasserwerk Letten 40f., 49f., 52, 91–94, 463
 Puvis de Chavannes, Pierre Cécile, Maler (1824–1898) 201

 Quaianlagen 17, 33–35, 38f., 50, 52–55, 57, 128, 139, 267, 275–278, 296, 320, 342, 360, 362, 368, 404f., 411f.
 Quellenstrasse 14–20. 360, 404 – 22–32. 359f., 393f., 404

 Radrennbahn, Hallenstadion 315f. – Hardau 308, 313 – Oerlikon (offene) 313f.
 Raffael, Maler (1483–1520) 201
 Rämibastion 193
 Rämistrasse 30, 54, 208, 282, 403 – 32–36. 293–296 – 59. 189, 192–194 – 69. 194, 202 – 71. 194–201 – 73. 202 – 74/76. 189, 194, 202f. – 101. 203–212
 Rahn, Johann Rudolf, Kunsthistoriker (1841–1912) 286–288, 290f., 474
 Ramel, Georges F., Ingenieur (1857–1919) 411
 Rathaus 28, 34, 127, 129, 142, 197, 304
 Rathgeb, Ernst, Ingenieur (1884–1951) 107, 274, 313, 315f.
 Rau, Ernst, Bildhauer (1839–1875) 99, 101
 Ravenna 263 – S. Apollinare Nuovo 261
 Reber, Paul, Architekt (1835–1908) 236–238, 258
 Recordon, Benjamin, Architekt (1845–1938) 207, 213
 Regensbergstrasse 108, 112. 181 – 173. 94
 Regensdorf, Strafanstalt 123, 129
 Regl, Joseph, Bildhauer (1846–1911) 178, 226, 258, 260, 272, 290
 Rehfuß, Jakob, Architekt (1859–1939) 399
 Reichlin, Karl, Pfarrer (1851–1908) 219
 Reiber, Fritz, Architekt (1888–1965) 84
 Reiff-Franck/Sertoris, Hermann, Tuchfabrikant (1856–1938) 435
 Rein, Emil, Architekt (1874–1954) 311, 322
 Rennweg 32, 34
 Rennwegtor 32, 339
 Reservoir, Albisbühl am Uetliberg 52 – Rämistrasse, Schmelzbergstrasse 47, 50 – Resiweiher 463 – Schlössli 50
 Restellbergstrasse 97. 21, 452, 454–457 – 106. 451 – 109. 455
 Reucker, Alfred, Direktor Stadttheater (1868–1958) 294
 Reutlinger, Gebrüder Hermann (1843–1905) und Johann Heinrich (1841–1912), Architekten 146, 167, 172
 Rheinau, Kloster 152, 218
 Richard-Wagner-Strasse 6. 391
 Richter, Hans, Künstler (1888–1976) 482

- Riedinger, Ludwig August, Ingenieur, Gaswerkbetreiber (1809–1879) 42
- Riedtlistrasse 41. 168f., 183–185, 192, 470 – 65–67, 71, 81–85. 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
- Riedtmann, J. R., Kaufmann (1838–1903) 374
- Rieger, Walter, Architekt (1915–1990) 265
- Riesbach 17, 24, 32, 35, 42f., 45, 47, 49, 52–54, 56, 58, 60, 110, 127, 153, 166, 169, 172, 269, 297, 308–311, 316, 358–360, 368, 393, 403, 422, 461–463
- Rieselfelder 45
- Rieser-Werfel, Ferdinand, Weinhändler (1886–1947) 294
- Righini, Sigismund, Maler (1870–1937) 135
- Rigiplatz 80
- Rigiviertel 65f., 320
- Ringstrasse 30, 54, 208 – 89. 311
- Ris, Jaques, Bankier, Gründer ICZ (1810–1875) 42
- Risch, Martin, Architekt (1880–1961) 188, 241–243
- Ritter, Max, Ingenieur (1884–1946) 316
- Ritter & Cie., Baufirma 422
- Rittermann, Gustav, Spezialeihändler 360
- Rodin, Auguste, Bildhauer (1840–1917) 283
- Römerhofplatz 402, 406 – 5. 402
- Röntgenplatz 444–446
- Röntgenstrasse 404 – 39–49, 55–63, 73–77. 70, 172, 444–447
- Roesch, Carl, Maler (1884–1979) 191f., 221, 223f
- Röslibrunnenweg 1, 4–6, 5–7, 10. 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
- Röslistrasse 183f. – 14. 168, 184
- Röt(h)elstrasse 77, 399
- Röttinger, Georg, Glasmaler (1862–1913) 229, 232, 250, 252, 370 – Heinrich, Glasmaler (1866–1948) 370 – Johann Jakob, Glasmaler (1817–1877) 180
- Rohn, Roland, Architekt (1905–1971) 171, 353, 454
- Rom, S. Clemente 264 – San Paolo fuori le mure 261
- Rordorf, Paul, Architekt (1859–1941) 385
- Rordorf-Gwalter, Salomon Kaufmann (1857–1924) 385
- Rosengartenstrasse 74
- Rosengasse 30
- Rossackerstrasse 119, 121. 421f.
- Rote Fabrik 18, 297, 356f.
- Roth, Alfred, Architekt (1903–1998) 206, 213, 215, 283, 425f. – Emil, Architekt (1893–1980) 21, 329, 425f., 441, 469 – Johann Rudolf, Architekt (1831–1905) 297
- Rothstrasse 77, 421, 448 – 1–3, 6–19. 77, 398f.
- Rottonara, Franz Angelo, Theatermaler (1848–1938) 300
- Rotwandareal 131, 302f.
- Rotwandstrasse 4. 268 – 19–21. 131–134 – Alte (heute Kräuelgasse) 403
- Rousseastrasse 43. 169, 447
- Rübel & Abegg, Seidenhaus 351
- Rüegg, Emil, Textilkaufmann (geb. 1854) 366
- Rüegg-Honegger, Hartmann Alfred (1857–1925) 365f., 368
- Rüegg-Raschle, Johann Jakob, Textilkaufmann (geb. 1823) 366
- Rüschlikon 82
- Rütistrasse 2–10. 402
- Rütschi, Alfred, Seidenindustrieller, Mäzen (1868–1929) 282
- Rutschmann, Gottlieb, Kondukteur (1860–1939) 434
- Ruggli, Robert, Architekt (1886–1942) 94
- Rychner, Hans, Architekt (1813–1869) 128
- Saint Phalle, Niki de (1930–2002) 101
- Salvisberg, Otto Rudolf, Architekt (1882–1940) 21, 160, 162, 204, 207, 213–215, 329, 450, 452, 454–457, 470, 477f.
- Salzmagazin 404
- Samedan, Kreisspital Oberengadin 479
- Sander & Cie., Bauunternehmen 314
- Sandreuter, Hans, Maler (1850–1901) 289
- Schäppi, Heinrich 390
- Schäppistrasse 448
- Schaffhauserplatz 74, 79, 327
- Schaffhauserstrasse 74, 77, 79 – 465. 18, 252–255
- Schanzackerstrasse 448
- Schanzengraben 30, 32, 34f., 51, 172f., 310f., 317–319, 321, 402, 410
- Schanzengrabenpromenade 100/108. 311
- Schanzenland (Schanzenbau, Schanzengebiet) 20, 22, 25, 28, 31, 34, 36f., 124, 158, 208, 293, 327
- Schautd, Johann Emil, Architekt (1871–1957) 353
- Schauspielhaus Pfauen 65, 267, 293–296
- Scheck, Johann, Architekt 405–407
- Scheel, Christian, Architekt (geb. 1867) 320
- Scheer, Karl, Architekt (1879–1955) 269, 315f.
- Scheifele, Johann Matthäus, Ingenieur (1870–1929) 314
- Scheller 43
- Scheuchzerstrasse 79, 448 – 82, 84, 90, 94–102. 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
- Scheuermann, Walter, Bildhauer (1891–1971) 145
- Schiffbaustrasse 4–6. 355
- Schillerstrasse 1. 20, 39, 55, 267, 294, 296–301
- Schilling, Albert, Bildhauer (1904–1987) 243, 245
- Schindler, Carl, Architekt (1873–1956) 270, 307, 416 – Gottfried, Architekt (1870–1950) 191f., 294, 302, 304, 320f.
- Schindler-Escher, Friedrich Martin, Chemiker, Industrieller (1858–1927) 439
- Schinkel, Karl Friedrich, Architekt (1781–1841) 193f.
- Schipfe 75, 129f., 463 – 1. 320 – 7. 352 – 25. 306
- Schirmvogteiamt 141
- Schlachthaus, Schlachthof 58, 110–114, 131, 137, 143, 326f., 462 – Bruchsal, Buenos Aires, Bukarest, Jena, La Chaux-des-Fonds, Ludwigshafen, Palermo, Villingen 467
- Schlieren 45, 85f. – Gaswerk 43, 68, 93
- Schlössli Susenberg, Villenquartier 66, 424
- Schmelzbergstrasse 25. 204, 212f.
- Schmid, Alwin und Eugen Walter 344 – Gregorius, Bischof 253 – Matthias, Maler (1835–1925) 250, 252
- Schmid-Kerez, Emil, Architekt (1843–1915) 156f., 325, 407
- Schmidt, A. (gest. 1929) 457 – Christian I., Dekorationsmaler (1835–1911) 179, 290 – Christian II. (Jakob), Dekorationsmaler (1862–1937) 136, 258, 290 – Georg, Kunsthistoriker (1896–1965) 469 – Hans, Architekt (1893–1972) 441
- Schmidt, Christian & Söhne, Dekorationsmaler, Restauratoren 290
- Schmidt & Schmidweber, Riesbach, Bildhauer 226, 276
- Schmieden, Heino, Architekt (1835–1913) 467
- Schmitz, Bruno Georg, Architekt (1858–1916) 275, 278
- Schmuziger-Koller, Daniel, Bauunternehmer 64
- Schneebeli, Emil, Bildhauer (1854–1914) 226, 258, 260
- Schneider, Hermann, Architekt (1887–1950) 416
- Schnell, Theodor, Altarbauer 265
- Schnurrenberger, Jakob, Klinikverwalter Burghölzli 153
- Schönberggasse 1. 193 – 2/4. 194 – 21. 306
- Schöneggquartier 392
- Schöneggstrasse 34. 394
- Schönenwerd, Firma Bally, Kosthaus und Wohnkolonie 457
- Schönlein, Johann Lucas, Kliniker (1793–1864) 146
- Schoffeggasse 6. 138
- Scholer, Friedrich Eugen, Architekt (1874–1949) 108
- Schreinerstrasse 59–64. 412–414
- Schucan, Max, Architekt (1885–1969) 233, 339
- Schützenhaus, Albisgütli 20, 308 – Sihlhölzli (Stadtcasino) 312
- Schützenplatz 29f., 124, 308, 312
- Schulhäuser (Volksschule) 56, 57 – Aemter 168, 417, 469 – Allenmoos 79 – Altstetterstrasse 169 – Bederstrasse 163 – Brauer 163 – Bühl 57, 174f. – Bürgli 391 – Buhnrain 171 – Dachlern 166 – Feld 57, 165, 168 – Fluntern 171 – Freiestrasse

- 163 – Friesenberg 84, 171, 187f. – Gabler 165f., 185–187 – Halde A, B 128, 181 – Hans Asper 169 – Hirschengraben 57, 167f., 175–179 – Hofacker 171 – Hohl 165f. – Hottingen 127 – Hutten 166 – Ilgen A, B 165f. – In der Ey 171 – Kanzlei 166, 469 – Kappeli 171 – Kartaus 166 – Kern 57, 168 – Klingenstrasse 273, 470 – Kornhausbrücke 171 – Langmatt 171 – Lavater 168 – Letten 169, 447 – Liguster 169, 180f. – Limmat 181–183 – Linth-Escher 167, 172f., 469 – Manegg 171 – Milchbuck 78, 80, 169f., 181 – Münchhalde 169 – Probstei 171 – Riedtli 168f., 183–185, 192, 470 – Rösli 168, 184 – Schanzengraben 167, 172–174 – Scheer, Stapfer 257 – Seefeld 163 – Sihlfeld 169 – Triemli A 163 – Turner 166, 184 – Unterstrass 127 – Waidhalde 131, 171 – Wolfbach 167, 179f.
- Schulhausstrasse 1. 168 – 21. 165f., 185–187 – 27. 390f. – 41. 390f.
- Schulpavillon 166, 168
- Schulthess, Adolf, Blech- und Ornamentfabrik 479
- Schulthess Rechberg–Stehli, Rudolf von, Jurist (1860–1951) 369
- Schulthess-Gut, J.C. 39
- Schulze-Naumburg, Paul, Architekt (1869–1949) 273
- Schumacher, Paul, Architekt (1898–1988) 442
- Schwamendingen 84–87, 127, 171, 180, 250, 422
- Schwarz, Rudolf, Architekt (1897–1961) 225
- Schweighofstrasse 84 – 201. 84, 171, 187f.
- Schweizer Heimatschutz, Heimatschutzbewegung, kantonale Heimatschutzkommission 34, 60, 135, 168, 183, 292, 305, 335, 420f., 424, 427, 442, 467
- Schweizerische Landesausstellung (1883, 1939) 50, 279f., 285, 316
- Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein (SIA) 26, 28, 144
- Schweizerischer Werkbund (SWB) 21, 135, 273, 313, 326, 335, 418, 441f., 482
- Schweizerisches Landesmuseum, Schweizerisches Nationalmuseum 20, 57, 126, 140, 272, 285–292
- Schweri, Albin, Bildhauer (1885–1946) 243, 246
- Schwerzmann, Johann Jakob Wilhelm, Bildhauer (1877–1966) 142, 169, 181f., 194, 197, 335, 431 – Josef Roman, Bildhauer (1855–1926) 265
- Schwyz 22
- Schwyzer, Bernhard, Bildhauer (1872–1918) 115, 246 – Julius, Bildhauer (1876–1929) 103, 115, 136, 246
- Scotoni, Anton Fritz, Architekt (1880–1932) 320, 416
- Sebes-Baumann, Eugen, Kaufmann, Seidenindustrieller 372
- Sechseläutenplatz 39, 275, 298
- Seebach 22, 61, 77, 84–87, 95, 252f., 355, 422
- Seebahnstrasse 417 – 118 (bei 112). 96, 102 – 251–257, 261–265. 418, 420, 428–430
- Seefeld 360, 402f.
- Seefeldquai 54 – 1. 416
- Seefeldstrasse 32, 74, 402 – 81–83, 88–92. 480 – 82. 271, 301f. – 131. 163 – 219, 225–231. 356f.
- Seehofstrasse 6. 300
- Seequai siehe Quaianlagen
- Seestrasse 106f. – 65–69. 385, 391 – 119. 23, 367 – 121/123, 127/129. 23, 359 – 467. 450, 453 – 571. 92 – 395, 407, 409. 356f.
- Seewasserwerk Moos 52, 81, 92f.
- Seewald, Richard, Maler (1889–1976) 224f., 252f.
- Seewartstrasse 5. 391
- Seger, Georg, Architekt (1885–1948) 422
- Seidengasse 1. 104, 326, 352–354
- Seilaz, Rolf Hans, Bildhauer (1904–1984) 313
- Seilergraben 30, 54
- Seitz, Friedrich, Ingenieur NOB (1815–1893) 97
- Selnau, Selnaquartier 35–38, 404, 409 – Kloster 138
- Selnaustrasse 36, 317, 410 – 9. 127, 138f. – 14–20. 36f. – 17. 36 – 25. 94f.
- Selnauwiese 35, 138
- Seminarstrasse 421 – 33–43, 45–55. 77, 398f.
- Semper, Gottfried, Architekt, Professor Polytechnikum (1803–1879) 17, 97, 102, 128, 167, 173, 203–206, 208–213, 278, 280, 286, 300, 306, 324, 331, 352, 354, 360, 364, 385, 389f., 480
- Sempersteig 178
- Senger, Alexander von, Architekt (1880–1968) 146, 339, 347f.
- Séquin, Bruno (1899–1964) 305 – Otto, Maler (1892–1959) 194f.
- Séquin-Bronner, Carl Arnold, Ingenieur (1845–1899) 356
- Shaw, Normann, Architekt (1831–1912) 367
- Siber, Dorothea Henriette 375 – Gustav, Bildhauer (1864–1927) 346 – Hermann, Kaufmann 375
- Siedlung, Aktienhäuser ehem. Arnoldgasse 395 – Alter, Brauner und Roter Block (Industrie 1–3) 70, 172, 444–447 – Au, Arbeitslosensiedlung 416, 422f. – Beckenhof 436 – Bergheim 420f., 424f. – Bernoullihäuser 418, 433f. – Birkenhof 77, 418 – Brunnenhof 77 – Bullingerhof 77, 418 – Eigenheim 395f., 400 – Entlisberg 83, 435 – Erismannhof 172, 418, 420, 428–430 – Favorite 77, 421 – Fierzhäuser 40, 360, 395–398, 404 – Friesenberg I, II 77, 84 – Frohburgstrasse 415 – Globus-Heimeli 421f. – Hardturmstrasse 433f. – Heuried 84, 418 – Im Bergdörfli 81, 83, 434f. – Im Eisernen Zeit 448 – Im Kapf 424 – Im Klösterli 422 – Kanzleistrasse 420 – Klusdörfli 422 – Kolonie Sihlfeld 76, 417 – Lettenhof, Frauenwohnsiedlung 416, 435–437 – Limmat I 20, 69, 415, 432, 437f. – Neubühl, Werkbund-Siedlung 21, 81, 441–444 – Neuer Lindenhof 436 – Ottostrasse 445 – Rebhügel 76, 417 – Riedtli 69, 76, 184, 415, 424, 431f. – Röntgenhof (Kolonie 1–4) 445 – Röthelquartier 77, 398f., 421 – Rotachhäuser 439–441 – Schindelhäuser (Nordstrasse) 76, 415, 417f., 427f. – Seebahn 420 – Sihlfeld 419 – Sonnenbergquartier 394–396 – Sonnenhalde 442 – Sonnenheim 429, 482 – Utohof 84, 418, 429 – Viadukt 447 – Villenkolonie Wonneberg 422 – Vrenelsgärtli, Zanggerweg 172, 418, 447–449 – Westend-Terrassen 36 – Zurlinden 76, 417, 423f., 430
- Siena, Palazzo Pubblico 278
- Sihlamt, Sihlamsstrasse 36
- Sihlcity 356
- Sihlfeld (Friedhof Sihlfeld siehe Friedhof) 20, 75, 97, 115
- Sihlfeldstrasse 45–63. 388, 404, 408 – 161/165. 169
- Sihlhölzli 74, 268, 308, 312 – Quartier 96, 102f. – Sportanlage, Turnhalle 308, 312f.
- Sihlhölzlistrasse 6. 476
- Sihlkanal 34, 36, 129, 135, 240, 312, 326, 461
- Sihlporte 74f., 327f., 344
- Sihlquai 40f., 404 – 87. 272–274
- Sihlstrasse 4–6. 104, 326, 352–354 – 31/33. 269 – 34, 38. 344f. – 46. 344f. – 50. 344 – 55. 344 – 71. 316–319
- Sihltal 22, 52, 57, 81, 442
- Sitte, Camillo, Architekt, Städteplaner (1843–1903) 129, 432
- Soldenhoff, Max, Bildhauer (1886–1954) 313
- Solothurner Steinmetzmeister 139
- Sonneggstrasse 360, 403 – 3. 204, 206f., 213–216 – 5. 204, 208, 215 – 23. 413 – 48–69. 395, 399f.
- Sonnenberg 64f., 149
- Sonnenbergstrasse 67 – 128. 450, 453f.
- Späny, Walter, Bildhauer (1892–1952) 136
- Speck, Jean, Kinopionier (1860–1933) 137, 270 – Paul, Bildhauer (1896–1966) 279
- Spiegelhofstrasse 25. 162
- Spielplatz 20, 149, 159, 172, 175, 178, 188f., 308, 312, 429, 434, 447, 469
- Spitalamt 124
- Spital, Bethanien 146 – Burghölzli, Psychiatrische Universitätsklinik 152–156, 461 – Frauenspital 146 – Heiliggeist-Spital

- 157 – Kantonsspital 25, 146, 152, 158, 189, 194f., 204, 208, 212, 360, 389, 403 – Kinderspital 146, 160–162, 403 – Klinik Hirslanden 162 – Neumünster 146
- Spitalscheune 202
- Sportplatz Steinkluppe 79
- Sprüngli, Confiserie 349
- Sprüngli, David, Confiseur (1776–1862) 34, 349 – David Robert, Confiseur (1851–1944) 349 – Hermann, Confiseur 349 – Rudolf, Confiseur (1816–1897) 34, 349
- Sprüngli-Escher, Carl Rudolf 336
- St. Annagasse 9/11. 269
- St. Annahof 326, 335
- St. Annakapelle 269
- St. Gallen 304, 413 – Bahnhof 348 – Theater 475
- St. Peterstrasse 12. 336
- Staatsarchiv 474
- Stadelhofen, Stadelhoferquartier 28, 30, 35, 37–39, 358, 462
- Stadelhoferplatz 38f., 95
- Stadelhoferstrasse 8. 95
- Stadler, August Conrad, Architekt (1816–1901) 348, 388 – Ferdinand, Architekt (1813–1870) 35f., 97, 127f., 166, 336, 468 – Hermann August, Architekt (1861–1918) 23, 146f., 236, 269, 304, 306, 321, 352, 360, 367 – Julius, Architekt (1828–1904) 128
- Stadler & Usteri siehe Stadler, Hermann August und Usteri, Jakob Emil
- Stadthalle 268
- Stadthaus 33, 127f. – Fraumünster 57, 128f., 139–143, 197 – im Kratz 29, 57, 127, 139 – Oetenbach 57, 130f., 134, 307
- Stadthausanlage 128, 281, 310f., 339, 407
- Stadtkanzlei 139, 141
- Stadthausquai 11–13. 326, 338f. – 12. 311 – 17. 57, 128f., 139–143, 197
- Stadthausstrasse 130
- Stadthausquartier 34
- Stadttheater (Opernhaus) 20, 39, 55, 57, 267, 294, 296–301
- Städeli, Hermann, Landwirt, Wirt 422
- Stähli-Weiler, Johann Jakob, Baumeister (1838–1915) 405, 480
- Stäubli, Willy, Ingenieur (1896–1969) 422
- Stampfenbach 137, 326f.
- Stampfenbachplatz 131, 144
- Stampfenbachstrasse 327 – 17–19. 131, 136–138, 144f., 271, 327 – 31. 131, 143–145 – 63, 67–69, 73–75. 137
- Stanzani, Emilio, Bildhauer, Maler (1906–1977) 121
- Stapfer, Philipp Albert, Unterrichtsminister (1766–1840) 191
- Stäpferstrasse 387 – 58, 60. 18, 219f., 256–258
- Staudinger, Dora, Vorstandsmitglied ABZ, Publizistin (1886–1964) 419
- Stauffacherstrasse 402, 404 – 34. 258–260 – 55. 131–134 – 56–60. 57, 302–304, 474 – 127–131. 404, 412–414 – 141–149. 404 – 196–198. 418, 420, 428–430
- Steck, Leo, Glasmaler (1883–1960) 246
- Steger, Adolf, Architekt (1888–1939) 269, 272f.
- Steger & Egender, Architekten, siehe Steger, Adolf und Egender, Karl
- Stehli, Julie (1866–1948) 369
- Stehli, Seidenfirma, Obfelden ZH 364
- Steiger Architekten und Planer 160
- Steiger, Peter, Architekt (geb. 1928) 160 – Rudolf, Architekt (1900–1982) 21, 146, 160, 278f., 329, 441f., 469, 482
- Steiger-Crawford, Flora, Architektin (1899–1991) 329f., 442
- Steiner, Albert Heinrich, Architekt, Stadtbaumeister, Professor ETH (1905–1996) 87, 171, 253, 289, 311 – Max, Ingenieur (1873–1937) 104
- Steiner-Kugler, Josef, Architekt (1882–1975) 224
- Steinfels, Friedrich, Seifenfabrik 18, 57, 355
- Steinhaldenstrasse 73. 334
- Steinhaus 127
- Steinhütte 127
- Steinmühleplatz 353f.
- Steinwiesstrasse 75, 89, 91. 146, 160–162, 403
- Sternwartstrasse 204, 206
- Stiefel, Eduard, Maler (1875–1967) 134
- Stieger, Josef, Architekt (1872–1918) 386
- Sti(er)lin-Oboussier, Hermann R., Maschineningenieur, Industrieller (1891–1955) 457
- Stockar, Helene 370
- Stockar-von Orelli, Hans Conrad (1802–1888) 175
- Stockerstrasse 384, 403–405 – 4–8. 411f. – 43–45. 409f.
- Stockmann, Arnold, Bildhauer (1882–1963) 243f.
- Stöckentobel 424
- Stolzestrasse 14–30, 19–29, 32–34, 40–42, 46. 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
- Storchengasse 23. 151
- Stotz, Hermann, Architekt (1861–1909) 238, 259
- Strassenbahn, Tram 26, 41f., 60f., 65, 69, 74, 77, 80, 83f., 91, 94, 109, 147, 151, 253, 322, 362, 402, 406, 409, 414, 424, 435, 442
- Strasser, Carl, Architekt SBB (1859–1937) 104 – Luise, Malerin (1894–1947) 189
- Strebel, Ernst, Architekt (geb. 1949) 136
- Streicher, Otto, Architekt (1887–1968) 419, 445
- Streiff, Bruno 482 – Johann Rudolf, Architekt (1873–1920) 191f., 294, 302, 304, 320f.
- Streiff & Schindler, Architekten, siehe Streiff, Johann Rudolf und Schindler, Gottfried
- Streulistrasse 31–39. 400f. – 78. 171
- Strictius, Ludwig, Bildhauer, Stuckateur (1837–1916) 300
- Strickler, A., Baumeister 410f.
- Stücheli, Werner, Architekt (1916–1983) 347
- Stüssi, Fritz, Architekt (1901–1981) 109, 461
- Sturm, Leonhard Christoph, Baumeister, Architekturtheoretiker (1669–1719) 219
- Stuttgart 386f., 463 – Hauptbahnhof 108 – Weissenhofsiedlung 439, 441
- Südstrasse 422
- Sul, J. J., Baumeister 393
- Sultan von Dehli 479
- Sulzer-Frizzoni, Emil Eduard, Kaufmann, Seidenhändler (1862–1922) 371
- Surbek, Victor, Maler (1885–1975) 145
- Susenbergrasse 93, 95, 97. 457f. – 101. 452, 458f.
- Suter-Moser, August, Bildhauer (1887–1965) 232, 235, 341, 472
- Synagoge 120, 219, 239–241
- Syz-Tschudi, Max Martin, Kaufmann, Handelsrichter (1896–1979) 457, 483
- Talacker 17, 35, 124, 451 – 2–4. 34, 102, 325, 350–352 – 34. 292f. – 39. 50 – 50. 344
- Talstrasse 172, 327 – 1. 320f. – 3. 344 – 5. 281 – 9–25. 327, 332f. – 71. 25, 194
- Tannenstrasse 215f.
- Tannenrauchstrasse 8/10. 171
- Tanner, Hans Heinrich, Ziegeleibesitzer (1815–1888) 389f.
- Tappolet, August, Waisenvater (1854–1924) 149 – Bertha Susanna, Malerin (1897–1947) 189
- Terner & Chopard, Ingenieurbüro, Zürich 102, 274
- Tessenow, Heinrich, Architekt (1876–1950) 476
- Tessinerplatz 10–12. 74, 96f., 104, 106–109
- Thalwil 43, 82
- Theaterstrasse 37f., 297 – 10. 304–306
- Theiler, David, Schlossermeister (1838–1920) 376
- Theodosianum 146–148
- Thujastrasse 64. 121f.
- Tiefenhöfe 1. 350 – 9–12 (Wohn- und Geschäftshäuser Tiefenhöfe). 34, 323, 348–350, 352 – 27. 342

- Tobel, Gustav von, Architekt (1880–1956) 92
 Toblerstrasse 51. 146
 Töchterschule (höhere Töchterschule, Lehrerinnenseminar und Mädchengymnasium, Grossmünsterschulhaus) 167f., 179, 189, 191f., 436
 Tödistrasse 404 – 1. 412 – 46, 52. 409f.
 Tonhalle, Alte 38f., 128, 267, 275, 296 – Neue 20, 55, 57, 267f., 270, 275–279, 296, 304, 342, 403, 411, 473, 479
 Trachsler-Biedermann, Johann Heinrich 365
 Tramdepot 69, 80, 109, 242, 415 – Burgwies 60, 109
 Tramwarethalle 109f.
 Transformatorenstation 94, 449
 Triemli 84
 Triemlistrasse 45. 163
 Triest 311
 Trottenstrasse 3, 7, 11, 15–21, 6–16. 415, 417f., 427f.
 Trüdinger, Paul, Architekt (1895–1961) 328
 Trümpler-Ott, Marie Mathilde 369
 Tschudy, Theophil, Architekt (1847–1911) 120, 239, 265, 268, 293, 296, 306, 376, 383f., 388
 Tschumper, Otto, Architekt (1891–1946) 416
 Tunnelstrasse 402
 Turnerstrasse 387 – 49. 166, 184
 Uetliberg 22, 65f., 83, 92, 187, 320
 Uetlibergbahn 84, 95, 99, 320
 Uetlibergstrasse 84 – 341. 308
 Uhlmann, Gustav, Architekt (1851–1916) 111, 467
 Uitikon 22
 Ulrich, Friedrich II., Zimmermeister, Baumeister (1821–1899) 36, 98, 410 – Johann Caspar I., Stadtbaumeister (1788–1846) 158, 310
 Ulrich-Hausheer, Johann Caspar III., Architekt, Stadtbaumeister (1821–1890) 138, 395, 468, 480
 Ulrich-Näf, Caspar Conrad, Architekt, Stadtrat (1846–1899) 52, 54, 332
 Umformerstation 91f., 94
 Ungerer, Gebrüder, Turmuhrfabrikanten, Strassburg 226
 Universität 17, 20, 57, 151, 189, 191, 194–204, 208, 215, 280, 336, 360 – Augenklinik (Archäologisches und Kunsthistorisches Institut) 202 – Chemisches Institut 194 – Hirnanatomisches Institut und neurologische Poliklinik 194 – Institut für Hygiene, Bakteriologie und Pharmakologie 199, 202 – Institut für Physik und Physiologie (Medizinhistorisches Museum) 194, 202 – Zoologisches Institut 195f., 198
 Universitätsbibliothek (Zentralbibliothek) 194, 474
 Universitätsspital siehe Spital
 Universitätsstrasse 206, 208, 403 – 2. 204, 206, 216 – 6. 204, 206 – 17–21, 27, 29, 31. 392 – 101. 416
 Unterer Mühlesteig 267
 Unterstrass 24, 45, 49, 56, 58, 62, 64, 75, 77, 127, 166, 183, 242, 261, 268, 358, 360, 362, 387, 415, 418f., 421, 436, 448, 463
 Unwin, Raymond, Architekt (1886–1940) 433
 Urania, Sternwarte, Geschäftshaus 136, 306–308
 Uraniastrasse 19, 57, 75, 130, 240, 326 – 2, 7. 130f., 135f. – 4. 307 – 9. 135, 306–308 – 25. 104, 326, 352–354 – 31–35. 344 – 40. 344f.
 Urselweg 402
 Usteri, Jakob Emil, Architekt (1858–1934) 23, 146f., 236, 269, 304, 321, 352, 360, 367 – Leonhard, Theologe, Gründer Töchterschule (1741–1789) 178 – Paul, Jurist, Stadtrat (1853–1927) 59, 179
 Usteri-Pestalozzi, Franz Eduard, Politiker (1851–1928) 72
 Usterstrasse 124 – 18. 405
 Utogrund, Sportplatz 309
 Utoquai 54f. – 45. 320 – 47–49. 267, 320, 416 – 50. 311
 Vanini, Luigi, Bildhauer 265
 Varietétheater 267, 271, 294 – Central 267 – Corso 267, 269–272, 304–306, 475
 Veilchenstrasse 2–10, 16–22, 3–9, 15–19. 396
 Velodrom 268, 308
 Vereinshaus 304 – Jünglings- und Männerverein Neumünster 269 – katholischer Gesellenverein 268f. – zur Kaufleuten 292f.
 Versicherungsbauten siehe Banken und Versicherungen
 Verwaltungsbauten, kantonale, siehe Kaspar Escher-Haus, Walche
 Vettiger, Franz, Maler (1846–1917) 265f.
 Vicari, Cristoforo, Bildhauer (1846–1913) 101, 276, 305
 Viehmarktplatz 37, 131
 Villen siehe Hausnamen
 Villenquartier (siehe auch Bellerive, Neumünsterallee, Parkring, Rigiviertel, Schlössli-Susenberg) 17, 20, 23, 35, 58, 65, 67, 234, 240, 361f., 420, 450, 454 – Venedig 35
 Vischer, Eduard, Architekt (1843–1929) 468
 Vögel-Bodmer, Arnold, Stadt- und Kantonsrat, Bauherr (1826–1915) 40
 Vögelin, Friedrich Salomon, Kunsthistoriker, Politiker (1837–1888) 285
 Völlmy, Karl, Architekt (1883–1964) 320, 416
 Vogel, Heinrich (1803–1886) 468 – Sophie Emma (1860–1928) 370
 Vogel-Hotz, Arnold, Staatsschreiber (1824–1891) 370
 Vogelsanger, Hans, Architekt (1883–1964) 180f., 339f.
 Vogelsanger & Maurer, Architekten, siehe Vogelsanger, Hans und Maurer, Albert
 Vogl, Franz, Bildhauer (1861–1921) 297f.
 Volkart-Weilenmann, Gustav, Holzbildhauer (1861–1921) 175, 229f., 232, 258
 Volkshaus, am Helvetiaplatz 57, 302–304, 474 – Oerlikon 269
 Volkstheater Colosseum 267
 Vollmer, Johannes, Architekt (1845–1920) 258–260
 Vollmer & Jassoy, Architekten, siehe Vollmer, Johannes und Jassoy, Heinrich
 Von Roll, Eisenwerke 341
 Vontobel, Heinrich, Bankier 307
 Waadt, Kanton 191
 Waffenplatzstrasse 38, 40. 480
 Wagner, Richard, Komponist (1813–1883) 216, 278, 298, 330
 Waidberg 22
 Waidstrasse 18–20. 415, 417f., 427f.
 Waisenhaus 146 – Altes, siehe Amtshaus I – Entlisberg (Butzen) 81, 148–150, 159, 435 – Sonnenberg 65, 158f.
 Waisenhausstrasse 2–4. 270
 Walche 131, 326f., 462 – kantonale Verwaltung 131, 143–145
 Walcheplatz 1, 2. 131, 143–145
 Walchestrass 6. 131, 143–145 – 11–15. 131, 137 – 30–34. 137
 Wald ZH, Baumwollwebereien Bleiche und Hub 365 – Rütistrasse 14, Villa Sonnenhof 365 – Rütistrasse 15, Villa Flora 365
 Walder, Karl 310
 Waldhaus Dolder 65, 322, 406
 Waldmann-Abegg, Karl, Architekt (1850–1912) 390
 Wallisellen 85, 313
 Wallisellenstrasse 314 – 45. 75, 309, 315f.
 Walser, Friedrich, Architekt (1841–1922) 480 – Karl, Maler (1877–1943) 115, 117, 136, 319
 Waltalingen, Schloss Schwandegg 474
 Waltensbach 387
 Walter, Emil, Baudirektor (1872–1939) 468
 Walther, Adolf Wilhelm, Architekt (1826–1913) 208
 Wanner, Jakob Friedrich, Architekt, Stadtbaumeister (1830–1903) 17, 30, 95, 97f., 102, 104, 350, 352, 466

- Warenhaus, Brann 326 – Globus 167, 421f. – Jelmoli 104, 326, 352–354 – Ober 344, 478
 Wartstrasse 3–21, 4–12. 400f.
 Waschanstalt Zürich 453
 Wasem, Charles, Glasmaler (1875–1961) 122 – Jacques, Glasmaler (1906–1985) 122
 Waser, Wilhelm, Architekt (1811–1866) 29f., 323
 Wasserwerkstrasse 439 – 99. 91–94 – 94, 96/98, 102/104. 436 – 106, 108. 416, 435–437 – 141. 311
 Wayss & Freitag AG, Bauunternehmen, Berlin 313
 Weber, Johannes, Maler (1846–1912) 126 – Otto, Architekt, Staatsbauinspektor (1844–1898) 202, 216
 Weber & Rucker, München 346
 Weggis, Coop-Ferienheim 459
 Wegmann, Gustav Albert, Architekt (1812–1858) 97, 146, 167, 192–194, 348
 Wegmann-Mayenbach, Gustav, Maschineningenieur 451
 Wehrenbachhalde 20/22. 452
 Wehrli, Ernst, Glasmaler (1855–1910) 229, 232 – Friedrich, Architekt (1858–1925) 120, 276, 371f., 398f., 451 – Karl Andreas, Glasmaler (1843–1902) 120, 238, 276
 Wehrli & Koller, Mülerei 357
 Weideli, Hermann, Architekt (1877–1964) 162, 183f., 192, 269, 292, 339, 356, 416f., 421, 423, 425
 Weidmann, Johann Jakob, Architekt 405
 Weigle, Carl Hermann, Architekt (1858–1924) 412f.
 Weihersteig 7. 131, 171
 Weill-Einstein, Abraham, Kaufmann (geb. 1859) 306
 Weinbergfussweg 395
 Weinbergstrasse 267, 403 – 9. 271 – 32. 18, 261–264 – 112–116. 392
 Weinplatz 339 – 10. 320
 Weinschenk, Hermann, Architekt 175, 469
 Weiss, Emil, Direktor NOB (1830–1904) 397 – Theodor, Ingenieur NOB (1829–1914) 98
 Welchogasse 6. 271, 302
 Welsch, H., Bildhauer 142
 Welti, Emil, Bundespräsident (1825–1899) 286
 Wenner-Fischbacher, Viktor, Stadttingenieur (1857–1929) 30
 Werdmühleplatz 19, 130 – 3. 131 – 4. 130f., 135f.
 Werdmühlequartier 129
 Werdmühlestrasse 129 – 5–11. 131 – 10–12. 130f., 135f.
 Werdmüller, Marie (1844–1911) 368
 Werdstrasse 63. 219, 265f.
 Werkhof 40
 Wernly, Rudolf, Pfarrer, Heimatschutzpionier (1846–1925) 168
 Wesendonck, Otto, Kaufmann (1815–1896) 43
 Westbühlstrasse 2, 10, 20, 30, 40, 50, 60, 11–79. 21, 81, 441–444
 Wetli, Kaspar, Ingenieur (1822–1889) 52
 Wibichstrasse 5–11. 76, 83, 417f. – 65. 131, 171
 Wickart, Albert, Bauingenieur (1890–1948) 21, 454f., 483
 Wicker, Adolf, Zimmermeister 413
 Widmer, Andreas, Baumeister 386
 Wiedikon 24, 49, 56–58, 60, 64, 67f., 70, 74–77, 83, 95–97, 102, 107f., 115, 127, 163, 174, 188, 221, 267f., 302, 308, 312, 355, 402, 409, 416f., 419, 423, 463
 Wien 72, 199, 342,
 Wiesendangerstrasse 416
 Wiesmann, Hans, Kantonsbaumeister (1896–1937) 144
 Wild, Johann, Verwaltungsrat Schweizerische Kreditanstalt 478
 Wildbachstrasse 81–85. 69, 414f.
 Willenbach, von 410
 Winkler, Robert, Architekt (1898–1973) 329
 Winterthur 27, 32, 56, 124, 163, 218, 394, 417, 433, 462 – Büelrainstrasse 15, Schanzengarten 375
 Winterthurerstrasse 77, 79, 208, 448 – 27–55. 69, 76, 184, 415, 424, 431f.
 Wipkingen 20, 24, 40, 49, 56, 58, 64, 66, 70, 74, 76, 83, 91, 95f., 131, 415, 417, 419, 462
 Wirz, Adjunkt, Architekt 111
 Witikon 84, 86f., 171
 Witikonstrasse 82–98. 420f., 424f.
 Witmer & Senn, Architekten 332
 Witschi, Bruno, Architekt (1910–1972) 337, 353 – Ernst, Architekt (1881–1959) 131, 136f., 171, 187, 327, 330, 332, 337, 353
 Witt, Johann, Dekorationsmaler (1834–1886) 376, 467
 Wölfflin, Heinrich, Kunsthistoriker (1864–1945) 201
 Wohlgemuth, J., Architekt 400
 Wohnbedarf AG 305, 330, 426, 442
 Wohnkolonie, Wohnsiedlung siehe Siedlung
 Wolf, Rudolf, Astronom (1816–1893) 212f.
 Wolfbachbassin 179, 193
 Wolfbachstrasse 462 – 15. 268f.
 Wolfbachtobel 67, 425
 Wolff, Johann Caspar, Architekt, Staatsbauinspektor (1818–1891) 32, 97, 124–126, 128, 138, 152f., 155, 165, 204, 350, 385
 Wolff-Deck, Caspar Otto, Architekt (1843–1888) 165, 385
 Wollishofen 20, 24, 49, 52, 56, 58, 63, 66, 74f., 80–82, 92, 95f., 102, 149, 419, 434, 442, 462, 465
 Wonnebergstrasse 422
 Wülfke, Gustav, Architekt (1840–1904) 96
 Würsch, Wendolin, Architekt, Baumeister 389
 Würth, Hermann, Bildhauer (1880–1953) 136
 Wüst, Jacques, Bankdirektor 349 – J. J. H., Ingenieur 422
 Wyss, Georg von, Politiker, Historiker (1816–1893) 56f. – Heinrich, Stadtrat (1854–1928) 118
 Zähringerplatz 75. – 6. 194
 Zagreb 300
 Zangerl, Hermann, Architekt (1875–1947) 92
 Zangerweg 1–11, 15–47, 2–22, 26–34. 418, 447–449 – 40. 172, 449
 Zehnder, Ulrich, Dr. med., Regierungsrat (1798–1877) 153
 Zeiss, Carl, Optikunternehmen, Jena 307
 Zeller-Werdmüller, Heinrich, Kaufmann, Genealoge, Historiker (1844–1903) 290
 Zeltweg 462 – 1. 293 – 3–5. 293–296 – 7–15. 389
 Zemp, Josef, Kunsthistoriker (1869–1942) 288
 Zentralstrasse 105. 170, 172, 188f. – 111–129. 409 – 118–126. 408 – 163–167. 76, 417, 423f., 430
 Zeppelinstrasse 22–34. 421
 Zetkin, Clara, Sozialistin, Frauenrechtlerin (1857–1933) 304
 Zeughaus, Zeughäuser 31f., 34, 124–126, 145, 350, 404, 460, 474
 Zeughausstrasse 123 – 60. 124–126
 Zeugheer, Leonhard, Architekt (1812–1866) 36, 97, 138f., 146, 151, 157f., 392
 Ziegelei, Ziegelhütte 356, 389, 461
 Ziegler, Heinrich, Architekt (1852–1921) 399f. – Leonhard, Bauherr (1786–1863) 468
 Ziegler-Bodmer, Luise (1813–1895) 330
 Zimmerberg 442
 Zimmermann, Eduard, Bildhauer (1872–1949) 136, 341
 Zollikerstrasse 32. 372–374, 377 – 37. 374 – 41. 375 – 45. 375f. – 128, 130. 376–382
 Zollikon 85f.
 Zollinger, Robert, Architekt (1858–1939) 64, 321, 410
 Zschokke, Conrad, AG, Stahlkonstruktionswerkstätte, Döttingen 98
 Zürcher Frauenzentrale 435f.
 Zürcher Ingenieur- und Architektenverein (ZIA) 26f., 37, 52, 54, 71f., 85, 102, 106f., 158, 269, 302, 412
 Zürcher Verkehrsverein 52, 278
 Zürichberg 18, 20, 22f., 25, 60, 62, 64–66, 79, 232, 320, 362, 431, 450f.

Zürichbergstrasse 4, 8. 354, 395, 480 – 30. 389
 Zürichhorn 22, 53–55
 Zürichseebahn, links- und rechtsufrige 52, 74, 95f., 102, 106, 312, 368f., 400, 420, 429
 Zundel, Anna Dorothea (1847–1930) 376, 379 – Anna Karolina 479
 Zunfthaus zum/zur, Meisen 269, 306, 477 – Schuhmachern (Theater Neumarkt) 268
 Zuppinger, Gebrüder Ernst (1882–1937) und Friedrich II. (1875–1932), Architekten 271
 Zuppinger-Spitzer, Johann Friedrich, Architekt (1848–1922) 396f.
 Zurlindenstrasse 87. 127 – 186, 190. 409 – 232–236, 233–237. 76, 417, 423f., 430
 Zweierstrasse 9. 394 – 134. 267 – 149. 127
 Zypressenstrasse 40. 76, 417, 423f., 430

ABBILDUNGSNACHWEIS

Die Herkunft der Fotos, der historischen Bild- und Plandokumente sowie der Plangrundlagen für die Umzeichnungen ist in den jeweiligen Abbildungslegenden nachgewiesen. Unter der Bezeichnung «Foto Wolf-Bender» sind die Fotografien von Heinrich Wolf-Bender (1871–1932) und Wolf-Bender's Erben (1932 bis um 1981) zusammengefasst.

Vorsatzkarte

Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 2016.

Einbandprägung

Die geprägte Einbandvignette zeigt in freier Umzeichnung das sechste, seit 1347 verwendete Siegel der Stadt Zürich.

DIE AUTORINNEN, DER AUTOR

Regula Crottet, lic. phil., Studium der Kunstgeschichte und klassischen Archäologie an der Universität Bern und der FU Berlin. Untersuchungen zur Reformarchitektur. Seit 2008 Autorin der Kunstdenkmäler des Kantons Zürich.

Karl Grunder, Dr. phil., Studium der Kunstgeschichte, der Geschichte und der Deutschen Literatur an der Universität Zürich. Assistent am Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich. Untersuchungen und Publikationen zu barocker Architektur, Malerei und Skulptur. Seit 1991 Kunstdenkmälerinventarisator und Leiter des Projekts Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich.

Verena Rothenbühler, lic. phil., Studium der Allgemeinen Geschichte, Kunstgeschichte und Politologie an den Universitäten Zürich und Wien. Publikationen zur Orts-, Regional- und Institutionengeschichte. Seit 2009 Autorin der Kunstdenkmäler des Kantons Zürich.

SIKART KÜNSTLEREINTRÄGE

- Abegglen, Johannes 142
 Abeljan, Arthur Tigran 132, 284
 Abry, Paul 134, 185, 229, 231f, 250, 276, 346
 Altherr, Heinrich 194f, 200
 Amiet, Cuno 284
 Angst, Albert Carl 468
 Appenzeller, Heinrich 132, 280
 Balmer, Josef 265
 Barzaghi-Cattaneo, Antonio 276, 278
 Baumberger, Otto 104, 200
 Berbig, Friedrich 226, 246, 276, 346
 Bick, Eduard 283
 Bill, Max 271, 306, 452
 Bischof, Werner 271
 Böcklin, Arnold 178
 Bodmer, Paul 145, 169, 194f, 201, 221, 223, 235, 468
 Boner, Alice 458
 Borromini, Francesco 391
 Bösch, August 178f, 229, 232, 342
 Bossard, Johann Michael 289
 Brüllmann, Jakob 132, 337
 Büchli, Werner 115, 119, 289
 Burckhardt, Carl 282–284
 Burgstaller, Georg 256, 258
 Calatrava, Santiago 202
 Carigiet, Alois 339
 Conradin, Christian 169
 Deschwanden, Melchior Paul 265
 Eggenschwyler, Urs 174, 178, 346
 Escher, Hans Kaspar 468
 Fischer, Franz 131
 Fischli, Hans 435
 Frey, Hans Conrad 136
 Ganz, Johannes 33f, 336, 477
 Gehr, Ferdinand 224, 252f, 255
 Geiser, Karl 145, 303
 Giacometti, Antonio Augusto 122, 131, 191f, 194, 200, 241, 243, 289, 333, 468
 Gisler, Hans 132, 191f, 341
 Götschi, Werner 226
 Gubler, Jakob 418
 Haberer-Sinner, Otto 301f
 Haller, Hermann 134, 194f, 198, 284, 468
 Hartung, Eugen 131, 189
 Hartung, Wilhelm 110, 134, 169, 183, 419, 432
 Heer, Jakob August 136
 Herzog, August 101
 Hodler, Ferdinand 195, 200, 284, 288f
 Hofmann, Adolf Ernst 445
 Holzhalb, Adolf Rudolf 281
 Hubacher, Hermann 343
 Huber, Hermann 136, 194f, 200, 221, 223, 341
 Hügin, Karl Otto 136, 145, 188, 343
 Hünervadel, Arnold 183, 191f, 282, 284, 303, 341, 346f
 Iguel, Charles-François-Marie 350f
 Isler, Albert 303
 Jeanneret, Charles-Edouard 343, 348, 439, 456
 Kappeler, Otto 118, 122, 169, 197f, 221–223, 241f, 335, 341, 343, 418
 Keiser, Johann Ludwig 99, 101, 336, 351
 Keller, Ernst 343
 Kissling, Richard 35, 99, 284, 290
 Kott, Josef 300
 Kreuzer, Adolf 120, 376
 Kündig, Reinhold 169, 194, 199, 221, 223
 Kunz, Fritz 246, 248f, 261, 263f
 Lehmann, Wilhelm Ludwig 143
 Leuch, Karl Joseph 142
 Mäder, Heinrich 472
 Magg, Alphons Friedrich 243, 245f
 Markwalder, Hans 118, 132, 136, 344
 Meier, Wilhelm 232, 235
 Mettler, Valentin Walter 132
 Meyer, Adolf 134, 136, 185, 282, 346
 Meyer-Amden, Otto 221, 223
 Moos, Joseph von 258
 Müller, Otto 313
 Mülli, Rudolf 134, 341
 Münch, Otto 109, 132, 181, 270, 335, 341, 343
 Nüscher, Richard Arthur 261, 264
 Osswald, Paul 134, 191f, 194f, 197f, 200, 284
 Osswald-Toppi, Margherita 194f, 200
 Ott, Conrad Eugen 120, 226, 229, 239, 376
 Payer, Alois 243f, 248, 261
 Probst, Johann Jakob 343
 Regl, Joseph 178, 226, 258, 260, 272, 290
 Richter, Hans 482
 Righini, Sigismund 135
 Roesch, Carl 191f, 221, 223f
 Roth, Alfred 206, 213, 215, 283, 425f
 Röttinger, Georg 229, 232, 250, 252, 370
 Röttinger, Heinrich 370
 Röttinger, Johann Jakob 180
 Saint Phalle, Niki de 101
 Sandreuter, Hans 289
 Scheuermann, Walter 145
 Schilling, Albert 243, 245
 Schweri, Albin 243, 246
 Schwerzmann, Johann Jakob Wilhelm 142, 169, 181f, 194, 197, 335, 431
 Schwyzer, Julius 103, 115, 136, 246
 Seewald, Richard 224f, 252f
 Seilaz, Rolf Hans 313
 Séquin, Otto 194f
 Siber, Gustav 346
 Söldenhoff, Max 313
 Späny, Walter 136
 Speck, Paul 279
 Stadler, Julius 128
 Stanzani, Emilio 121
 Steck, Leo 246
 Steiger-Crawford, Flora 329f, 442

Stiefel, Eduard 134
Stockmann, Arnold 243f
Strasser, Luise 189
Surbek, Victor 145
Tappolet, Bertha Susanna 189
Vettiger, Franz 265f
Vicari, Cristoforo 101, 276, 305
Walser, Karl 115, 117, 136, 319

Walther, Adolf Wilhelm 208
Wasem, Charles 122
Wasem, Jacques 122
Wehrli, Karl Andreas 120, 238, 276
Witt, Johann 376, 467
Würth, Hermann 136
Zimmermann, Eduard 136, 341

LINKS HISTORISCHES LEXIKON DER SCHWEIZ HLS

- Aalto, Alvar 305, 426
 Abegg, Hans Heinrich 42
 Abegg-Arter, Carl 351
 Abegg-Stockar, Carl 372f.
 Altherr, Alfred 272, 439, 469
 Altherr, Heinrich 194f, 200
 Amiet, Cuno 284
 Ammann, Gustav 274, 311, 441, 443
 Angst, Heinrich 285, 287–290
 Auer, Hans Wilhelm 206
 Balmer, Josef 265
 Barth, Albert 200
 Barzaghi-Cattaneo, Antonio 276, 278
 Baudin, Henry 169, 362
 Baumberger, Otto 104, 200
 Baumgartner, Wilhelm 216
 Baur, Johannes 320f., 476
 Bernoulli, Hans 77, 325f, 433f
 Beyel, Christian 29
 Bill, Max 271, 306, 452
 Billeter, Jakob Robert 59, 420
 Billroth, Theodor 389
 Bindschedler, Ida 366
 Birchler, Linus 220
 Bischof, Werner 271
 Bischoff, Robert 183f, 192, 269, 292, 339, 416f, 423, 425
 Bleuler, Eugen 153
 Bleuler-Huber, Hermann 368, 372f.
 Bluntschli, Alfred Friedrich 194f, 206, 226, 228, 275f, 281, 286f, 372f, 473
 Böcklin, Arnold 178
 Bodmer, Albert 71
 Bodmer, Paul 145, 169, 194f, 201, 221, 223, 235, 468
 Bonatz, Paul 108
 Boner, Alice 458
 Borromini, Francesco 391
 Bösch, August 178f, 229, 232, 342
 Bossard, Johann Michael 289
 Boveri, Theodor 458
 Breiting, Johann Jakob 97, 128
 Brennwald, Caspar 375
 Breuer, Marcel 21, 425f
 Brüllmann, Jakob 132, 337
 Burckhardt, Ernst Friedrich 304–306, 475
 Bürkli-Ziegler, Arnold 26, 30f., 34, 37, 40, 44, 47–49, 52, 54, 64, 97, 402, 462, 480
 Carigiet, Alois 339
 Chiodera, Alfred 120, 239, 246, 265, 268, 293, 296, 306, 376, 383f, 388
 Clemens, Roman 271
 Cramer, Carl 463
 Culmann, Carl 48
 Curjel, Robert 195, 220, 230, 232f, 246, 281
 Deschwanden, Melchior Paul 265
 Dorer, Otto 325
 Egender, Karl 269, 272f, 315f, 336, 470, 476
 Ehrenberg, Carl Ferdinand von 28
 Erismann, Friedrich Huldreich 18, 59, 111, 310, 428
 Ernst, Heinrich 17, 160, 167, 296, 338, 360, 383f, 405f, 411f, 469
 Escher, Alfred 17, 24, 26, 29, 31, 35, 97, 99, 102, 179, 203, 208, 350, 410, 478
 Escher, Conrad 32, 55
 Faesch, Emil 347f
 Feer, Emil 160
 Fierz-Locher, Johann Heinrich 42, 354, 395, 480
 Fischer, Franz 131
 Fischli, Hans 435
 Fleiner, Fritz 452
 Forel, August 153
 Franscini, Stefano 203
 Frey-Nägeli, Theodor 64
 Frisch, Max 311
 Fritschi-Zinggeler, Benjamin 236
 Froebel, Otto 54, 63, 156, 236, 276, 366, 369–372, 467
 Froebel, Theodor 37, 127, 194
 Froelich, Albert 78, 106f, 115, 118f, 309, 339, 418, 467
 Fuchsli, Adolf 325
 Ganz, Johannes 33f, 336, 477
 Gehr, Ferdinand 224, 252f, 255
 Geiser, Arnold 57, 91, 115–117, 128, 139–142, 168, 174, 275
 Geiser, Karl 145, 303
 Giacometti, Bruno 315, 329
 Giedion, Sigfried 425f., 441f., 469, 475
 Gisel, Ernst 194
 Griesinger, Wilhelm 152f.
 Grob, Johann Kaspar 179
 Gros, Jacques 322
 Gudden, Bernhard von 153
 Guggenheim, Kurt 387
 Gull, Gustav 57, 129–132, 134–136, 139–142, 168, 191, 195, 203f, 206–210, 215f, 250, 269, 275, 285, 287–291, 306f, 332, 417, 467f, 473f
 Guyer, Lux (Louise Guyer-Studer) 20, 435f, 452, 458
 Guyer-Zeller, Adolf 226, 375, 407
 Haefeli, Max 18, 72, 107, 131f, 146, 148, 229f, 232, 256f, 293f, 296, 307, 309, 320, 322, 325f, 337–339, 345, 353, 417, 427, 476
 Haefeli, Max Ernst 146, 278f, 311, 439–441, 452, 469, 482
 Haller, Hermann 134, 194f, 198, 284, 468
 Hardegger, August 261f, 264
 Hartmann, Nicolaus 468
 Hatt-Haller, Heinrich 107, 340, 429
 Hegar, Friedrich 216f.
 Hegner, Salomon 375
 Heim, Albert 463f.
 Heim, Ignaz 110, 216
 Henauer, Walter 131, 171, 187, 327, 330, 332
 Henneberg, Gustav 356
 Herter, Hermann 73, 83, 85, 94, 102f, 109f, 117, 121f, 131, 144, 171f, 273, 289, 311f, 316–318, 332, 339f, 415, 417, 449, 461, 470
 Hess, Johann Jakob 191
 Hitzig, Eduard 153
 Hodler, Ferdinand 195, 200, 284, 288f

- Hofmann, Hans 188, 439
 Holzhalb, Adolf Rudolf 281
 Hommel, Adolf Friedrich 383
 Honegger, Johannes 365f.
 Honegger, Kaspar 365f.
 Hubacher, Hermann 343
 Huber, Hermann 136, 194f, 200, 221, 223, 341
 Huber-Stockar, Emil 370
 Huber-Werdmüller, Peter Emil 49, 52, 300, 368–370, 373, 402
 Huch, Ricarda 57
 Hünerwadel, Arnold 183, 191f, 282, 284, 303, 341, 346f
 Hüni-Stettler, Heinrich 42
 Indermühle, Karl 468
 Jelmoli, Franz Anton 352
 Jelmoli-Ciolina, Johann Peter 352
 Kappeler, Otto 118, 122, 169, 197f, 221–223, 241f, 335, 341, 343, 418
 Keller, Ernst 343
 Keller, Gottfried 55, 200, 300
 Kissling, Richard 35, 99, 284, 290
 Klebs, Edwin 50, 463
 Klöti, Emil 18, 66, 71, 73, 77–82, 85, 106, 279, 318, 429
 Knell, Karl II. 304f, 344, 424
 Koch, Alexander 57, 160, 165, 167f, 175, 177f, 366–368, 469
 Kubly, Felix Wilhelm 128, 275
 Kuder, Richard 308, 341f, 475
 Kühn, Friedrich 383
 Kündig, Karl 160, 171, 302, 418, 421, 428f, 433
 Kündig, Reinhold 169, 194, 199, 221, 223
 Kunz, Fritz 246, 248f, 261, 263f
 Lasius, Georg 206, 336, 363, 480
 Lehmann, Wilhelm Ludwig 143
 Locher-Oeri, Johann Jakob 26, 128
 Lunge, Georg 463
 Maillart, Robert 194, 269, 274, 279, 312f., 316, 356, 473
 Mertens, Evariste 54, 230, 372, 376
 Metzger, Fritz 18, 221, 223–224, 252f, 255
 Meyer, Adolf 134, 136, 185, 282, 346
 Meyer, Peter 305, 327–329, 333, 439
 Moser, Karl 57, 107, 194–196, 200, 214, 220f, 230, 232–235, 246–248, 280–284, 329, 332, 339, 343, 439, 451, 457f, 470, 472
 Moser, Robert 474
 Moser-Blass, Robert 362
 Müller, Otto 313
 Münch, Otto 109, 132, 181, 270, 335, 341, 343
 Murer, Jos 251
 Nägeli, Hans 73
 Nägeli, Hans Georg 216
 Negrelli, Alois 37, 97, 275, 324
 Orelli-Rinderknecht, Susanna 302
 Paillard, Claude 298, 475
 Pestalozzi, Johann Heinrich 178, 335
 Pestalozzi, Karl 30, 128
 Pestalozzi–Stadler, Hans Konrad 179, 290, 480
 Pfister, Daniel 320, 476
 Pfister, Otto 106f, 131, 143f, 146, 169, 181, 184, 280, 326, 333, 335, 339f, 342f, 345, 347, 350f, 353, 421, 424, 451, 454, 470
 Pfleghard, Otto I. Wilhelm 18, 107, 130–132, 146, 148, 229f, 232, 256–258, 293f, 296, 307, 309, 320, 322–327, 337–339, 345, 353, 415, 417, 427, 476
 Rahn, Johann Rudolf 286–288, 290f., 474
 Reber, Paul 236–238, 258
 Recordon, Benjamin 207, 213
 Reucker, Alfred 294
 Richter, Hans 482
 Rieser-Werfel, Ferdinand 294
 Righini, Sigismund 135
 Risch, Martin 188, 241–243
 Ritter, Max 316
 Roesch, Carl 191f, 221, 223f
 Rohn, Roland 171, 353, 454
 Roth, Alfred 206, 213, 215, 283, 425f
 Roth, Emil 21, 329, 425f, 441, 469
 Rychner, Hans 128
 Saint Phalle, Niki de 101
 Salvisberg, Otto Rudolf 21, 160, 162, 204, 207, 213–215, 329, 450, 452, 454–457, 470, 477f
 Sandreuter, Hans 289
 Schilling, Albert 243, 245
 Schindler-Escher, Friedrich Martin 439
 Schmidt, Georg 469
 Schmidt, Hans 441
 Schönlein, Johann Lucas 146
 Schwyzer, Julius 103, 115, 136, 246
 Semper, Gottfried 17, 97, 102, 128, 167, 173, 203–206, 208–213, 278, 280, 286, 300, 306, 324, 331, 352, 354, 360, 364, 385, 389f, 480
 Senger, Alexander von 146, 339, 347f
 Séquin-Bronner, Carl Arnold 356
 Siber, Gustav 346
 Siber, Hermann 375
 Speck, Jean 137, 270
 Speck, Paul 279
 Sprüngli, David 34, 349
 Sprüngli, Rudolf 34, 349
 Stadler, Ferdinand 35f, 97, 127f, 166, 336, 468
 Stadler, Julius 128
 Stanzani, Emilio 121
 Stapfer, Philipp Albert 191
 Stäubli, Willy 422
 Staudinger, Dora 419
 Steck, Leo 246
 Steger, Adolf 269, 272f
 Steiger, Rudolf 21, 146, 160, 278f, 329, 441f, 469, 482
 Steiner, Albert Heinrich 87, 171, 253, 289, 311
 Stiefel, Eduard 134
 Stockmann, Arnold 243f
 Stücheli, Werner 347
 Stüssi, Fritz 109, 461
 Tschudy, Theophil 120, 239, 265, 268, 293, 296, 306, 376, 383f, 388
 Usteri, Leonhard 178
 Usteri, Paul 59, 179
 Usteri-Pestalozzi, Franz Eduard 72
 Vettiger, Franz 265f
 Vögeli-Bodmer, Arnold 40
 Walser, Karl 115, 117, 136, 319
 Wanner, Jakob Friedrich 17, 30, 95, 97f, 102, 104, 350, 352, 466
 Weber, Johannes 126
 Wegmann, Gustav Albert 97, 146, 167, 192–194, 348
 Weideli, Hermann 162, 183f, 192, 269, 292, 339, 356, 416f, 421, 423, 425
 Welti, Emil 286
 Wesendonck, Otto 43
 Wetli, Kaspar 52
 Witschi, Ernst 131, 136f, 171, 187, 327, 330, 332, 337, 353
 Wolf, Rudolf 212f.
 Wyss, Georg von 56f.
 Wyss, Heinrich 118
 Zehnder, Ulrich 153
 Zemp, Josef 288
 Zeugheer, Leonhard 36, 97, 138f, 146, 151, 157f, 392

Die Seitenzahlen entsprechen denjenigen
des gedruckten Buches.